Bibliothek

Pädagogischer Classiker.

VII.

Bibliothek
Pädagogischer Classiker.

Eine Sammlung
der bedeutendsten pädagogischen Schriften
älterer und neuerer Zeit.

Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner und Gelehrten herausgegeben
von
Hermann Beyer.

Siebenter Band.

Langensalza,
Verlags-Comptoir von Hermann Beyer.
1873.

J. J. Rousseau.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Theodor Vogt

und

Dr. E. Fritsche.

Zweiter Band.

Langensalza,
Verlags-Comptoir von Hermann Beyer.
1873.

J. J. Rousseau.

Emil

oder

über die Erziehung.

Uebersetzt

von

Dr. E. Fritsche.

Emil,

oder

über die Erziehung.

Viertes Buch.

Wie schnell durchwallen wir dies Erdenleben! Das erste Viertel desselben ist verflossen, ehe man lernt, es zu gebrauchen; das letzte Viertel verläuft, nachdem man bereits aufgehört hat, es zu genießen. Anfangs verstehen wir noch nicht zu leben, bald können wir es nicht mehr. Und in dem Zwischenraume, welcher diese beiden nutzlosen Enden scheidet, werden drei Viertel der uns noch übrigen Zeit mit Schlaf, Arbeit, Schmerz, Zwang und Mühen jeder Art verbracht. Das Leben ist kurz, nicht sowohl wegen der geringen Zeit seiner Dauer, als vielmehr, weil von dieser kurzen Zeit uns beinahe gar nichts zu ihrem Genusse übrig bleibt. Wie weit auch der Augenblick des Todes von dem der Geburt entfernt sein mag, so ist doch immer das Leben zu kurz, wenn dieser Zwischenraum schlecht ausgefüllt wird.

Wir werden gewissermaßen zweimal geboren; einmal zum Dasein, das andre mal zum Leben. Das eine mal für die Gattung, das andere mal für das Geschlecht. Diejenigen, welche das Weib für einen unvollkommenen Menschen halten, haben ohne Zweifel Unrecht; aber die äußere Analogie spricht für sie. Bis zu den Jahren der Pubertät finden sich bei den Kindern der beiden Geschlechter keine auffallenden Unterschiede; dieselbe Gesichtsbildung, dieselbe Gestalt, dieselbe Farbe, dieselbe Stimme, alles ist gleich. Die Mädchen sind Kinder, die Knaben sind Kinder, derselbe Name genügt zur Bezeichnung so ähnlicher Wesen. Männliche Personen, deren weitere geschlechtliche Entwicklung verhindert wird, behalten diese Gleichförmigkeit zeitlebens, sie sind immerfort große

Kinder. Weibliche Personen aber scheinen, da sie dieselbe Gleichförmigkeit gar nicht verlieren, in vieler Hinsicht nie etwas anderes zu werden. Doch der Mann im allgemeinen ist nicht geschaffen immerdar Kind zu bleiben. Er hört in einem von der Natur vorgeschriebenen Zeitpunkte auf, es zu sein. Und wie kurz auch dieser entscheidende Moment sei, so hat er doch einen dauernden Einfluß.

Wie das Brausen des Meeres dem Sturme lange vorhergeht, so kündigt sich diese sturmvolle Umwandlung durch die leise Stimme der erwachenden Leidenschaft an; ein dumpfes Gähren zeigt die Annäherung der Gefahr. Ein Wechsel der Gemüthsstimmung, häufige Aufwallungen, beständige Erregung des Geistes machen das Kind beinahe unbändig. Es wird taub gegen die Stimme, durch welche es sich vorher leiten ließ; es wird in seinem Fieber ein Löwe; es kennt seinen Führer nicht mehr und will nicht mehr geleitet sein.

Mit den moralischen Zeichen einer erregten Gemüthsstimmung vereinigen sich merkliche Veränderungen in seiner Gestalt. Seine Physiognomie entwickelt sich und es prägt sich ihr ein bestimmter Charakter auf. Der spärliche, weiche Flaum unter den Wangen bräunt sich und wird dichter. Seine Stimme verwandelt sich, oder es verliert sie vielmehr ganz. Es ist weder Kind noch Mann, und kann weder den Ton des einen, noch den des andern treffen. Seine Augen, diese bisher nichtssagenden Seelenorgane, erhalten Sprache und Ausdruck; ein hervorbrechendes Feuer belebt sie; ihre lebhaftern Blicke haben zwar noch eine heilige Unschuld, aber nicht mehr ihre vorige Einfalt. Es fühlt bereits, daß sie zu viel sagen könnten; es lernt sie schon niederschlagen und erröthen. Es fühlt, ohne noch zu wissen, was es fühlt; es ist unruhig ohne Grund. Dieses alles kann sich langsam einstellen und euch noch Zeit lassen. Wenn aber seine Munterkeit in Ungeduld übergeht, wenn sich die innere Bewegung in Aufruhr verwandelt, wenn es in einem Augenblick zornig, im nächsten weich gestimmt wird; wenn es Thränen vergießt ohne zu wissen warum; wenn ihm in der Nähe derer, die ihm gefährlich zu werden beginnen, sein Puls rascher schlägt und sein Auge sich entflammt; wenn es ihm schauert, so bald ein Weib ihre Hand auf die seine legt; wenn es unruhig und schüchtern wird in solcher Umgebung: dann Ulysses, weiser Ulysses, sei auf deiner Hut! Die Schläuche, welche du so sorgfältig geschlossen hieltest, sind geöffnet; die Winde sind schon entfesselt; verlasse keinen Augenblick das Steuerruder, sonst ist Alles verloren.

Dieses ist die zweite Geburt, von welcher ich gesprochen habe; hier ist es, wo der Mensch in Wahrheit zum Leben geboren wird, und von wo an ihm nichts Menschliches mehr fremd ist. Bis hierher war unsre Sorgfalt nur Kinderspiel; von jetzt ab erhält sie wahrhafte Wichtigkeit. Dieser Zeitpunkt, in welchem die gewöhnliche Erziehung beendet wird, ist gerade der, wo die unsrige erst recht beginnen soll. Um aber dieses neue Feld gehörig überschauen zu können, müssen wir wieder höher hinaufsteigen zu dem Zustande desjenigen, was mit demselben in Beziehung steht.

Unsre Leidenschaften sind die vorzüglichsten Werkzeuge unsrer Selbsterhaltung. Es ist deshalb ein ebenso vergebliches, wie lächerliches Unternehmen, sie zerstören zu wollen. Das hieße die Natur meistern und Gottes Werk reformiren wollen. Wenn Gott dem Menschen aufgäbe, die Leidenschaften, die er ihm selbst gegeben zu ertödten, so würde er wollen und nicht wollen, er würde mit sich selbst in Widerspruch stehen. Nie hat er dieses unsinnige Gebot gegeben; nichts derartiges ist dem Menschenherzen vorgeschrieben. Was aber Gott von dem Menschen gethan haben will, das läßt er ihm nicht durch einen andern Menschen sagen, das sagt er ihm selbst, das schreibt er ihm tief in's Herz.

Uebrigens würde ich den, der das Entstehen der Leidenschaften verhindern wollte, beinahe für denselben Narren halten, wie den, der sie ertödten wollte; und wer glauben könnte, dieses sei bisher meine Absicht gewesen, der würde mich fürwahr ganz falsch verstanden haben.

Würde es aber wohl richtig gefolgert sein, wenn man daraus, daß die Leidenschaften in der Natur des Menschen gegründet sind, schließen wollte, alle Leidenschaften, die wir in uns fühlen oder an Andern gewahr werden, seien etwas Natürliches? Allerdings ist ihre Quelle natürlich, aber tausend fremde Bäche haben sie angeschwellt; sie sind ein großer Strom, der unaufhörlich wächst und in dem man kaum einige Tropfen seines ursprünglichen Wassers wiederfinden würde. Unsere natürlichen Leidenschaften sind sehr beschränkt; sie sind die Werkzeuge unsrer Freiheit, sie dienen zu unsrer Erhaltung. Alle diejenigen aber, welche uns unterjochen und vernichten, kommen uns von außen. Nicht die Natur giebt sie uns, wir selbst eignen sie uns an zum Schaden der Natur.

Die Quelle unsrer Leidenschaften, der Ursprung und der Grund aller einzelnen, die einzige, die mit dem Menschen geboren wird und ihn sein Leben lang nie verläßt, ist die Selbstliebe. Sie ist die erste, angeborne,

jeder andern vorausgehende Leidenschaft, von welcher alle übrigen in gewissem Sinne nur Modificationen sind. In diesem Sinne sind, wenn man will, alle natürlich. Allein der größte Theil dieser Modificationen hat fremde Ursachen, ohne welche sie niemals vorhanden sein würden. Und gerade diese Modificationen, weit entfernt, uns vortheilhaft zu sein, sind uns sehr schädlich. Sie verändern ihren ursprünglichen Zweck und kämpfen gegen ihr eigenes Wesen. Dann steht der Mensch außerhalb der Natur, und setzt sich in Widerspruch mit sich selbst.

Die Selbstliebe ist immer etwas Gutes, der natürlichen Ordnung Entsprechendes. Da jeder insbesondere zu seiner eignen Erhaltung verpflichtet ist, so ist es seine erste Sorge, und muß es seine erste Sorge sein, unaufhörlich über dieselbe zu wachen. Wie will er aber darüber wachen, wenn er nicht das höchste Interesse an ihr hat?

Wir müssen demnach Liebe gegen uns selbst haben, um uns zu erhalten; wir müssen uns mehr lieben als alles andere. Und als unmittelbare Folge eben dieses Gefühles lieben wir das, was zu unsrer Erhaltung dient. Jedes Kind hat Anhänglichkeit an seine Amme. Romulus mußte selbst an die Wölfin anhänglich sein, die ihn gesäugt hatte. Anfangs ist diese Zuneigung rein instinktiv. Was das Wohlsein eines Individuums befördert, zieht es an; was ihm schadet, stößt es ab; dies ist nur ein blinder Instinkt. Was aber den Instinkt in Empfindung, die Neigung in Liebe, die Abneigung in Haß verwandelt, das ist die offenbare Absicht, uns zu schaden oder zu nützen. Wir haben keine Leidenschaft für unempfindliche Wesen, die nur dem Impulse folgen, der sie treibt. Diejenigen aber, von denen wir nach ihrer innern Beschaffenheit, nach ihrem Wollen, Gutes oder Schlechtes erwarten, die wir frei für oder wider uns handeln sehen, flößen uns dieselben Empfindungen ein, die sie selbst uns zeigen. Was uns nützlich ist, suchen wir; was uns aber nützen *will*, lieben wir. Was uns schadet, fliehen wir; was uns aber schaden *will*, hassen wir.

Das erste Gefühl eines Kindes ist die Selbstliebe; das zweite, welches aus diesem hervorgeht, ist die Liebe zu denen, die es umgeben. Denn in dem Zustande der Schwäche, in welchem es sich befindet, kennt es Jedermann nur durch den Beistand und die Sorgfalt, die es von ihm genießt. Anfangs ist Anhänglichkeit an seine Amme und Wärterin nur Folge der Gewohnheit. Es sucht sie, weil es ihrer bedarf und weiß, daß es sich wohl bei ihnen befindet. Dies ist viel mehr ein Wissen, als ein Wohlwollen. Es bedarf noch einer langen Zeit, ehe es begreift,

daß sie ihm nicht bloß nützen, sondern daß sie ihm auch nützen wollen; und dann erst beginnt es sie zu lieben.

Ein Kind ist also von Natur zum Wohlwollen geneigt, denn es nimmt wahr, daß alles, was sich ihm naht, beflissen ist, ihm beizustehen, und es entspringt ihm aus dieser Wahrnehmung die Gewöhnung an eine für seines Gleichen vortheilhafte Gemüthsstimmung. In dem Maße aber, als sich seine Beziehungen, seine Bedürfnisse, seine active und passive Abhängigkeit erweitern, erwacht das Gefühl von seinen Verhältnissen zu Anderen und erzeugt das Bewußtsein der Pflichten und Vorrechte. Jetzt wird das Kind herrschsüchtig, eifersüchtig, betrügerisch, rachgierig. Beugt man es unter den Gehorsam, und sieht es den Nutzen der ihm ertheilten Befehle nicht ein, so schreibt es diese eben dem Eigensinn, einer Absicht zu quälen zu, und wird widerspänstig. Wenn man sich selbst dem Kinde unterwirft, so sieht es alsbald in jedem Widerstande, den es findet, eine Empörung, eine Absicht, ihm entgegen zu sein; es schlägt den Stuhl oder den Tisch, weil sie ihm nicht gehorcht haben. Die Selbstliebe (l'amour de soi), welche nur uns beachtet, ist befriedigt, wenn unsere wahren Bedürfnisse gestillt sind; aber die Eigenliebe (l'amour propre), welche Vergleichungen anstellt, ist nie zufrieden, und kann es nie werden, weil sie uns vor Andern bevorzugt und daher verlangt, daß diese uns vor sich selbst den Vorzug geben, dies aber ist unmöglich. So entspringen die sanften und liebreichen Leidenschaften aus der Selbstliebe, Haß und Zorn aber aus der Eigenliebe. Wenig Bedürfnisse haben, und wenig sich mit Andern vergleichen, macht uns also wesentlich zu guten Menschen; viel Bedürfnisse haben, und ein großes Gewicht auf fremde Stimmungen legen, macht uns wesentlich schlecht. Nach diesem Principe sieht man leicht, wie man alle Leidenschaften der Kinder wie der Erwachsenen zum Guten wie zum Bösen lenken kann. Allerdings werden sie nicht immer abgesondert leben, und demnach schwerlich immer gut sein können; diese Schwierigkeit muß sogar mit den vermehrten Beziehungen wachsen. Aber gerade deshalb machen die Gefahren des geselligen Lebens uns Kunst und Sorgfalt unentbehrlich, um die Verderbniß, welche die neuen Bedürfnisse im Menschenherzen erzeugen, zu verhindern.

Das dem Menschen angemessenste Studium ist das seiner Beziehungen. So lange er sich nur nach seinem physischen Sein erkennt, muß er seine Beziehungen zu den Dingen studiren; dies ist die Beschäftigung seiner Kindheit. Sobald er aber ein moralisches Wesen in sich zu fühlen

beginnt, muß er seine Beziehungen zu den Menschen studieren, und dies ist von dem Punkte an, auf welchem wir gegenwärtig stehen, die Arbeit seines ganzen übrigen Lebens.

Sobald der Mann das Bedürfniß nach einer Gefährtin empfindet, ist er kein isolirtes Wesen mehr, sein Herz ist nicht mehr allein. Alle Beziehungen zu seinem Geschlecht, alle Empfindungen seiner Seele, erzeugen sich mit dieser. Seine erste Leidenschaft bringt alle andern in Gährung.

Die instinktive Neigung ist eine unbestimmte. Ein Geschlecht fühlt sich vom andern angezogen; dies ist der Trieb der Natur. Wahl, Bevorzugung, Anhänglichkeit an einzelne Personen, sind das Werk der Einsichten, der Vorurtheile, der Gewohnheit. Wir brauchen Zeit und Kenntnisse, ehe wir der Liebe fähig werden. Man liebt nicht, ohne vorher beurtheilt zu haben, man bevorzugt nicht, ohne daß man verglichen hat. Diese Urtheile bilden sich, ohne daß man es gewahrt, doch sind sie darum nicht weniger wirklich. Die wahre Liebe wird, was man auch über sie sagen möge, von den Menschen stets geehrt werden. Denn wenn uns auch ihre Heftigkeit auf Abwege führen kann, wenn sie auch aus dem liebenden Herzen hassenswerthe Eigenschaften nicht auszuschließen vermag, ja selbst solche in ihm erzeugt: so setzt sie doch immer achtungswürdige Eigenschaften voraus, ohne welche man außer Stande wäre Liebe zu empfinden. Diese Wahl, welche man in Widerspruch mit der Vernunft setzt, kommt erst aus ihr. Man hat die Liebe blind genannt, weil sie schärfere Augen hat, als wir, und Beziehungen sieht, die wir nicht gewahren können. Für den, welcher keinen Begriff von Verdienst oder Schönheit hätte, würde jede Frau gleich gut sein, und die erste, die ihm aufstieße, wäre ihm auch die liebenswürdigste. Weit entfernt, daß die Liebe aus der Natur kommt, ist sie sogar eine Vorschrift, ein Zaum der Naturtriebe; sie bewirkt, daß, mit Ausnahme des geliebten Gegenstandes, das eine Geschlecht gar nichts mehr für das andre ist.

Den Vorzug, den man gewährt, beansprucht man auch für sich. Die Liebe soll wechselseitig sein. Um geliebt zu werden, muß man sich liebenswürdig machen. Wer den Vorzug haben will, muß sich liebenswürdiger machen als ein anderer, liebenswürdiger als jeder andere, wenigstens in den Augen des geliebten Gegenstandes. Hieraus entsteht die erste Aufmerksamkeit, die wir auf unseres Gleichen richten, hieraus die erste Vergleichung mit ihnen; hieraus die Nacheiferung, der Wett-

kampf, die Eifersucht. Das von einer Empfindung überfließende Herz will sich mittheilen. Aus dem Bedürfnisse nach einer Geliebten erwächst bald das nach einem Freunde. Wer die Süßigkeit der Liebe fühlt, möchte von aller Welt geliebt sein; sobald aber jeder einen Vorzug verlangt, kann es an Mißvergnügten nicht fehlen. Mit Liebe und Freundschaft erzeugt sich also Zwiespalt, Feindschaft und Haß. Ich sehe, wie aus dem Schoße dieser mannigfaltigen Leidenschaften die Meinung sich einen unerschütterlichen Thron erbaut, wie die stumpfsinnigen Menschen sich ihrer Herrschaft unterwerfen und ihr ganzes Dasein nur auf das Urtheil Anderer gründen.

Wenn ihr diese Wahrheiten verallgemeinert, so werdet ihr sehen, woher unsere Eigenliebe jene Gestalt bekommt, die wir für ihre natürliche halten, und wie die Selbstliebe aufhört, eine reine Empfindung zu sein, und bei großen Geistern in Stolz, bei kleinern in Eitelkeit übergeht, in allen aber sich beständig auf Kosten des Nächsten nährt. Weil aber diese Leidenschaften ihren Keim gar nicht in dem Herzen des Kindes haben, so können sie in demselben auch nicht von selbst entstehen. Wir ganz allein sind es, die sie hineintragen, und es ist jederzeit unsere Schuld, wenn sie darin Wurzel greifen. Anders aber ist es mit dem Herzen des Jünglings. Hier werden sie entstehen, wir mögen thun, was wir wollen. Jetzt ist es also an der Zeit, die Methode zu ändern.

Laßt uns mit einigen wichtigen Bemerkungen über den kritischen Zustand, um den es sich hier handelt, beginnen. Der Uebergang von der Kindheit zur Pubertät ist von der Natur nicht so scharf bestimmt, daß er nicht bei den Individuen ihren Temperamenten, bei Völkern ihren Klimaten entsprechend variirte. Jedermann kennt die Verschiedenheiten, die man in diesem Punkte zwischen den heißen und kalten Ländern beobachtet hat. Jedermann weiß auch, daß hitzige Temperamente sich schneller entwickeln, als andere. Ueber die Ursachen jedoch kann man sich täuschen, und oft dem Physischen das beimessen, was auf Rechnung des Moralischen zu setzen ist. Es ist dieses einer der häufigsten Irrthümer der Philosophie unsres Jahrhunderts. Der Unterricht, den uns die Natur ertheilt, beginnt spät und schreitet langsam vor; die Unterweisungen der Menschen sind fast beständig übereilt. Im ersten Falle wecken die Sinne die Imagination, im zweiten die Imagination die Sinne. Sie giebt diesen eine verfrühte Thätigkeit, welche entnerven und anfangs den Einzelnen, dann das Geschlecht selbst auf die Dauer schwächen muß. Allgemeiner und sichrer als die Beobachtung über den

Einfluß der Klimate ist die, daß die Pubertät und die Zeugungsfähigkeit stets bei gebildeten und civilisirten Völkern weit früher eintritt, als bei unwissenden und rohen.*) Die Kinder haben einen ganz eigenthümlichen Scharfsinn, unter allen Nachäffungen des Wohlanständigen die Sittenlosigkeit herauszuerkennen, welche man durch jene zu verdecken sucht. Die verfeinerte Sprache, die man ihnen dictirt, die Anstandslehren, welche man ihnen ertheilt, der Schleier des Geheimnisses, welchen man vor ihren Augen auszuspannen vorgiebt: dies Alles sind nur Stachel für ihre Neugierde. Nach der Art, wie man sich dabei benimmt, ist es klar, daß man sie gerade das lehren will, was man ihnen verbergen zu wollen vorgiebt. Und in keinem andern Unterrichte lernen sie so vortrefflich, wie in diesem.

Zieht die Erfahrung zu Rathe, und ihr werdet sehen, in welchem Grade dieses unsinnige Verfahren das Werk der Natur beschleunigt und den Körper zu Grunde richtet. In ihm liegt eine der Hauptursachen, welche die Geschlechter in den Städten entarten läßt. Die jungen Leute werden frühzeitig erschöpft, bleiben klein, schwach, unansehnlich, altern anstatt zu wachsen, wie der Weinstock, den man im Frühjahr Trauben tragen läßt, welkt und abstirbt, ehe der Herbst kommt.

---

*) „In den Städten und in wohlhabenden Familien“ sagt Büffon, „tritt dieser Zustand bei den an reichliche und nahrhafte Kost gewöhnten Kindern weit früher ein. Auf dem Lande und bei armen Leuten dagegen reifen die Kinder später, weil sie schlechte und zu spärliche Nahrung haben; sie brauchen zwei bis drei Jahre mehr. (Büffons Naturgeschichte.) Ich lasse diese Beobachtung gelten, aber nicht die Erklärung derselben. Denn in Ländern, wo die Landleute sehr gut leben und viel essen, wie im Waliserland und selbst in einigen Gebirgsgegenden Italiens, z. B. in Friaul, tritt dennoch bei beiden Geschlechtern auf dem Lande das Alter der Pubertät später ein als in den Städten, wo man, um nur die Eitelkeit befriedigen zu können, mit dem Essen sehr karg ist, und, wie das Sprichwort sagt, mehr auf den Kragen sieht, als auf den Magen. Man erstaunt, wenn man in diesen Bergen Bursche sieht, so groß und stark wie die Männer, aber noch mit Kinderstimmen und bartlosem Kinne, und erwachsene vollkommen entwickelte Mädchen ohne jede Spur der periodischen Erscheinungen ihres Geschlechts. Diese Verschiedenheit scheint mir einzig daher zu kommen, daß bei der Einfachheit ihrer Sitten die Imagination viel länger schlummert und ruht, ihr Blut daher später in Gährung bringt und ihr Temperament nicht so frühzeitig weckt.

Man muß unter einem rohen und einfachen Volke gelebt haben, um zu wissen, bis zu welchem Alter bei ihnen eine glückliche Unwissenheit die Unschuld der Kindheit verlängern kann. Es ist ein Schauspiel, welches Rührung und Lächeln zugleich erregt, wenn man beide Geschlechter, der Sicherheit ihrer Herzen überlassen, die unschuldigen Kinderspiele noch in den Jahren der Blüthe und der Schönheit fortsetzen sieht, und wenn sich selbst durch ihre Vertraulichkeit die Reinheit ihrer Vergnügungen offenbart. Tritt diese liebenswürdige Jugend in den Ehestand, so empfangen die beiden Gatten die Erstlinge ihrer Gaben von einander, und sind nun einander um so theurer. Eine Schaar gesunder und starker Kinder wird die Bürgschaft einer ungestörten Vereinigung und der Lohn für die Tugend ihrer frühern Jahre.

Wenn das Alter, in welchem der Mensch zum Bewußtsein seines Geschlechts kommt, eben so sehr in Folge der Erziehung als der Einwirkung der Natur ein verschiedenes ist, so folgt hieraus, daß man dies Alter ebensowohl beschleunigen als verzögern kann, je nachdem man die Kinder erzieht. Und wenn der Körper an Festigkeit gewinnt oder verliert, je nachdem man diesen Fortschritt verzögert oder beschleunigt, so folgt wiederum, daß der junge Mann um so mehr an Feuer und Kraft gewinnt, je mehr man ihn zurückhält. Ich spreche hier blos von den rein physischen Wirkungen, man wird aber bald sehen, daß es sich hierauf nicht allein beschränkt.

Aus diesen Betrachtungen ziehe ich den Schluß auf die so oft verhandelte Frage, ob es rathsam sei, Kinder frühzeitig über die Gegenstände ihre Neugierde aufzuklären, oder ob man sie nicht lieber mit einer anständigen Unwahrheit abfinden solle. Ich glaube, man braucht weder das eine noch das andere zu thun. Erstens, diese Neugierde kommt die Kinder gar nicht an, wenn man nicht Veranlassung dazu gibt. Man muß also so handeln, daß sie gar nicht in ihnen auftaucht. Sodann nöthigen Fragen, auf welche man nicht gezwungen ist zu antworten, auch nicht dazu, denjenigen zu täuschen, der sie thut. Besser ist es also, ihm Stillschweigen zu gebieten, als mit einer Lüge zu antworten. Er wird über ein solches Verfahren sich wenig verwundern, wenn man ihn schon früher bei gleichgültigen Dingen daran gewöhnt hat. Will man aber eine Antwort geben, so thue man es mit größter Einfachheit, ohne Verheimlichung, ohne Verlegenheit, ohne Lächeln. Es ist weit weniger gefährlich, die Neugierde der Kinder zu befriedigen, als sie zu erregen.

Eure Antwort sei jederzeit ernst, kurz, bestimmt, und ohne zögernd zu erscheinen. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß sie auch wahr sein müsse. Man kann den Kindern nicht sagen, wie gefährlich es ist, Erwachsene zu belügen, ohne die noch weit größere Gefahr zu fühlen, die darin liegt, Kinder zu belügen. Die Entdeckung einer einzigen Lüge des Lehrers vernichtet auf immer alle Früchte seiner Erziehung.

Vollkommne Unwissenheit über gewisse Dinge ist vielleicht das, was Kindern am besten ziemen würde; was man ihnen aber unmöglich verbergen kann, das müssen sie frühzeitig lernen. Ihre Neugierde muß entweder gar nicht erregt, oder vor demjenigen Alter befriedigt werden, in welchem es ohne Gefahr nicht mehr möglich ist. Euer Betragen gegen euren Zögling hängt in diesem Falle sehr von seiner besondern Lage, von der Gesellschaft, die ihn umgiebt, von den Umständen, in welche er voraussichtlich einmal kommen kann 2c., ab. Es ist von Wichtigkeit, nichts dem Zufalle zu überlassen; und wenn ihr nicht sicher seid, ihn bis in sein sechszehntes Jahr über die Geschlechtsverschiedenheit in Unwissenheit erhalten zu können, so sorgt dafür, daß er sie vor dem zehnten erfahre.

Ich will keineswegs, daß man den Kindern gegenüber eine allzu gewählte Sprache annehme, oder große Umschweife mache, die sie doch durchschauen, um die wahren Namen der Dinge zu vermeiden. Wirkliche Gesittung ist in dieser Hinsicht mit großer Einfalt verbunden. Nur eine durch Laster aufgeregte Phantasie macht das Ohr so empfindlich, daß man unaufhörlich die Ausdrücke verfeinern muß. Die plumpen Ausdrücke sind ohne schlimmen Folgen; die üppigen Ideen sind es, welche man vermeiden muß.

Obgleich das Schamgefühl dem menschlichen Geschlechte natürlich ist, so ist es dies doch keineswegs den Kindern. Es entsteht erst mit der Kenntniß des Bösen. Wie sollten also Kinder, welche diese Kenntniß weder haben noch haben sollen, ein Gefühl verspüren, welches erst die Wirkung derselben ist? Ihnen Unterweisungen über Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit geben, heißt sie lehren, daß es schamlose und unehrbare Dinge giebt, heißt ihnen ein geheimes Verlangen einflößen, diese Dinge zu wissen. Früher oder später kommen sie zum Ziele und der erste Funke, welcher die Einbildungskraft trifft, beschleunigt unfehlbar die Entzündung der Sinne. Wer roth wird, ist bereits schuldig; die wahre Unschuld kennt keine Scham.

Die Kinder haben zwar nicht dieselben Verlangen wie die Erwachsenen; da aber auch ihre Sinne durch die Unreinlichkeit verletzt werden, so kann man diesen Umstand sehr wohl benutzen, um ihnen die Lehren des Wohlanständigen zu ertheilen. Man folge dem Geiste der Natur. Sie hat die Organe der geheimen Lüste und die Organe der ekelhaften Bedürfnisse an denselben Ort verlegt und flößt uns in verschiedenem Alter dieselbe Sorgfalt bald für die eine, bald für die andere Idee ein: dem Mann für die Schamhaftigkeit, dem Kinde für die Reinlichkeit.

Ich sehe nur ein wirksames Mittel, den Kindern ihre Unschuld zu bewahren: wenn ihre Umgebung dieselbe achtet und liebt. Ohnedem wird alle Zurückhaltung, welche man zu beobachten versucht, früher oder später zu Schanden. Ein Lächeln, ein Wink mit dem Auge, eine entschlüpfte Geberde verräth den Kindern alles, was man ihnen zu verbergen sucht; ja es genügt schon, daß sie nur gewahren, man habe ihnen etwas verbergen *wollen*. Die Zartheit in den Wendungen und Ausdrücken, deren Gebildete sich unter ihnen bedienen, setzt Kenntnisse voraus, welche die Kinder noch gar nicht haben sollen, und ist bei ihnen ganz falsch angebracht. Hat man aber wirklich Ehrerbietung vor dieser Einfalt, so bediene man sich in der Unterhaltung mit den Kindern ungezwungen derjenigen Ausdrücke, welche ihnen entsprechen. Es giebt eine gewisse Natürlichkeit der Sprache, welche der Unschuld gefällt und verständlich ist; und dies ist der wahre Ton, welcher ein Kind vor gefahrvoller Neugierde bewahrt. Wenn man in Einfalt mit ihnen von Allem spricht, so bringt man sie nicht auf den Gedanken, daß noch etwas übrig sei, was man ihnen nicht sagen wolle. Da sich mit derben Worten ihnen entsprechende mißfallende Vorstellungen verbinden, so ersticken sie das erste Feuer der Einbildungskraft. Man verbietet ihnen nicht, solche Worte auszusprechen und solche Vorstellungen zu haben, aber man bringt ihnen, ohne daran zu denken, Widerwillen gegen deren Wiederholung bei. Und wie viel Verlegenheit wird diese natürliche Offenheit nicht denen ersparen, bei denen sie aus dem eignen Herzen kommt, und die daher stets sagen, was gesagt werden muß, und es immer so sagen, wie sie selbst es empfinden!

„Wie entstehen die Kinder?" Das ist eine verfängliche Frage, die den Kindern ganz natürlich kommt und deren unbedachtsame oder verständige Beantwortung bisweilen über ihre Sittlichkeit und Gesundheit fürs ganze Leben entscheidet. Das kürzeste, was eine Mutter thun zu

können glaubt, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne das Kind zu täuschen, ist, daß sie ihm Stillschweigen auferlegt. Das würde ganz gut sein, wenn man es daran seit lange bei unbedeutenden Fragen gewöhnt hätte, und wenn es bei dem neuen Tone nicht irgend ein Geheimniß argwöhnte. Aber nur selten begnügt es sich hiermit. „Das ist ein Geheimniß der Verheiratheten," wird sie ihm sagen; „kleine Knaben müssen nicht so neugierig sein." — So mag sich wohl die Mutter ganz gut aus der Verlegenheit ziehen, aber sie wisse, daß, gereizt durch diese verächtliche Zurückweisung, der Knabe keinen Augenblick ruhen wird, bis er das Geheimniß der Verheiratheten erspäht, und daß es auch nicht lange dauern wird, bis er es gefunden hat.

Man erlaube mir hier eine ganz andere Antwort anzuführen, welche ich auf dieselbe Frage geben hörte, und die mich um so mehr überraschte, als sie von einer Frau kam, die eben so anständig in ihren Reden als in ihren Sitten war, aber um des Wohles und der Tugend ihres Sohnes willen die falsche Furcht vor dem Tadel und das leere Spötteln der Witzlinge mit Füßen zu treten verstand. Nicht lange zuvor hatte das Kind mit dem Urin einen kleinen Stein ausgeworfen, was ihm großen Schmerz verursacht hatte. Dieser war indessen vorüber und das Uebel vergessen. „Mama," sagte der kleine Naseweis, „wo kommen denn die Kinder her?" — „Mein Sohn," antwortete die Mutter ohne Zögern, „die Frauen pissen sie weg unter Schmerzen, die ihnen zuweilen das Leben kosten." Mögen die Thoren hierüber lächeln und die Narren Anstoß nehmen: aber die Weisen mögen suchen, ob sie jemals eine verständigere und dem Zweck entsprechendere Antwort finden werden.

Erstlich wird durch die Vorstellung von einem natürlichen, dem Kinde bekannten Bedürfnisse diejenige einer geheimnißvollen Verrichtung abgelenkt. Die mit jener verbundnen Vorstellungen des Schmerzes und des Todes aber werfen auf sie einen Schleier der Trauer, der die Einbildungskraft dämpft und die Neugierde zurückdrängt. Alles richtet den Geist auf die Folgen der Geburt, nicht auf ihre Ursachen. Die Schwächen der menschlichen Natur, ekelhafte Dinge, Bilder des Leidens, das sind die Aufschlüsse, zu welchen jene Antwort führt, wenn der Widerwille, den sie einflößt, dem Kinde noch gestatten sollte, dieselben zu begehren. Wie soll bei einer so geleiteten Unterhaltung die Unruhe des Verlangens Gelegenheit haben zu entstehen? Und doch ist offenbar, daß hierbei die

Wahrheit nicht im Geringsten verletzt worden und man gar nicht nöthig gehabt hat, das Kind irre zu führen, statt es zu unterrichten.

Eure Kinder lesen. Sie erhalten aus ihren Büchern Kenntnisse, welche sie gar nicht haben würden, wenn sie nie gelesen hätten. Durch das Studiren wird in der Stille des Arbeitszimmers die Phantasie erregt und erhitzt. Leben sie in der Welt, so hören sie sonderbares Gerede und sehen Dinge, die sie befremden. Man hat sie so fest in dem Gedanken bestärkt, sie seien Erwachsene, daß sie bei Allem, was Erwachsene in ihrer Gegenwart thun, alsbald versuchen, wie sich dasselbe für sie schicken möge. Denn nothwendig müssen ihnen die Handlungen Anderer als Muster dienen, wenn ihnen die Urtheile Anderer Gesetz sind. Da man die Diener von ihnen abhängig macht, so suchen in Folge dessen diese ihnen zu gefallen und machen ihnen auf Kosten ihrer guten Sitten den Hof. Mit Lächeln äußern nun Wärterinnen gegen vierjährige Kinder Dinge, welche die frechste von ihnen nicht gegen fünfzehnjährige zu äußern sich erkühnen würde. Jene vergessen zwar bald, was sie gesagt haben, diese aber vergessen nicht, was sie gehört haben. Schmutzige Gespräche sind die Schule ausschweifender Sitten; schurkische Bediente verführen die Kinder, und das Geheimniß des einen Theils sichert das des andern.

Das Kind, welches seinem Alter entsprechend erzogen ist, ist allein. Es kennt nur die durch die Gewohnheit erzeugte Anhänglichkeit. Es liebt seine Schwester wie seine Uhr und seinen Freund wie seinen Hund. Es weiß nichts von Geschlecht und Gattung: Mann und Weib sind ihm gleich fremd. Es bezieht nichts von allem, was sie thun oder reden, auf sich; es sieht und hört nichts davon, oder schenkt ihm keine Aufmerksamkeit. Ihre Gespräche interessiren es eben so wenig als ihre Handlungen. Alles dies ist für das Kind gar nicht da. Durch ein solches Verfahren wird ihm kein künstlicher Irrthum eingeflößt, es wird nur in seiner natürlichen Unwissenheit erhalten. Es kommt die Zeit, wo dieselbe Natur dafür sorgt, den Zögling aufzuklären, und erst dann macht sie ihn fähig, jenen Unterricht ohne Gefahr zu erhalten. Dies ist der Grundsatz. Die ins Einzelne gehenden Vorschriften gehören nicht hierher, die Mittel aber, welche ich bei der Betrachtung andrer Gegenstände vorschlage, dienen auch als Beispiele für diesen.

Wollt ihr die erwachenden Leidenschaften ordnen und regeln, so erweitert den Zeitraum, während dessen sie sich entwickeln, damit sie Raum haben, sich nach Maßgabe ihrer Entstehung aneinanderzureihen. Dann

werden sie nicht vom Menschen, sondern von der Natur selbst geordnet. Eure Sache ist es blos, die Natur ihr Werk ausführen zu lassen. Stände euer Zögling allein da, so hättet ihr gar nichts zu thun; aber alles, was ihn umgiebt, entflammt seine Phantasie. Der Strom der Vorurtheile reißt ihn mit sich fort; um ihn zurückzuhalten, muß man ihn nach der entgegengesetzten Richtung stoßen. Das Urtheil muß die Einbildung fesseln, und die Vernunft muß die Meinung zum Schweigen bringen. Die Quelle aller Leidenschaften ist die Reizempfänglichkeit, die Phantasie bestimmt ihre Neigung. Jedes Wesen, welches seiner Beziehungen sich bewußt ist, muß erregt werden, wenn sich dieselben verschlechtern, und sich solche aussinnen oder doch auszusinnen glauben, welche seiner Natur mehr entsprechen. Dies sind die Irrthümer der Einbildungskraft, welche die Leidenschaften aller endlichen Wesen, selbst die der Engel, wenn diese solche haben, in Laster verwandeln. Denn man müßte die Natur aller Wesen kennen, um zu wissen, welche Beziehungen der Natur eines jeden am meisten entsprechen.

Folgendes ist daher die Summe aller menschlichen Weisheit in Bezug auf die Leidenschaften: Erstens muß man die wirklichen Verhältnisse des Menschen, im Geschlecht sowohl als im Individuum, kennen; zweitens muß man alle Regungen des Gemüths nach diesen Verhältnissen ordnen.

Ist der Mensch aber auch im Stande, seine Regungen nach diesen oder jenen Verhältnissen zu ordnen? Ohne Zweifel, sobald er nur seine Phantasie auf diesen oder jenen Gegenstand zu richten oder ihr diese oder jene Gewohnheit zu geben vermag. Uebrigens handelt es sich hier weniger darum, was ein Mensch über sich vermag, als darum, was wir über unsern Zögling vermögen durch die Wahl der Umstände, in die wir ihn stellen. Die zu seiner Erhaltung in der Ordnung der Natur geeigneten Mittel darlegen, heißt, hinlänglich angeben, wie er aus derselben heraustreten könne.

So lange seine Empfindsamkeit nur auf seine eigne Person beschränkt bleibt, ist in seinen Handlungen nichts Sittliches. Erst wenn die Gefühle anfangen, sich auf Andere auszudehnen, bilden sich Vorstellungen, und späterhin Begriffe von Gutem und Bösem, welche ihn erst wahrhaft zum Menschen und zu einem wesentlichen Gliede seines Geschlechts machen. Auf diesen Anfangspunkt müssen wir also vorerst unsere Aufmerksamkeit wenden.

Das ist jedoch schwer, weil wir, um es zu können, die Beispiele, die uns vor Augen stehen, zurückweisen und solche suchen müssen, wo

die allmähliche Entwicklung der Ordnung der Natur gemäß vor sich gegangen ist.

Ein gemodeltes, zugeschliffenes, für die Welt erzogenes Kind, welches nur auf das Vermögen lauert, die unzeitigen Lehren, welche es empfangen hat, in Ausübung bringen zu können, irrt sich nie über den Augenblick, wo dieses Vermögen eintritt. Statt ihn zu erwarten, beschleunigt es ihn. Es bringt sein Blut vorzeitig in Gährung; es kennt den Gegenstand seines Verlangens lange zuvor, ehe es das Verlangen empfindet. Nicht die Natur reizt das Kind, sondern dieses thut der Natur Gewalt an. Sie hat es nichts mehr zu lehren, wenn sie es zum Manne macht; denn in seinen Gedanken war es längst Mann, ehe es in Wirklichkeit ein solcher wurde.

Der wahre Gang der Natur ist stufenmäßiger und langsamer. Nur nach und nach erhitzt sich das Blut, erwachen die Lebensgeister und bildet sich das Temperament. Der weise Werkmeister, welcher die Arbeit leitet, trägt Sorge, alle seine Werkzeuge erst in vollkommenen Zustand zu setzen, ehe er sie in Thätigkeit setzt. Eine lange Unruhe geht dem ersten Verlangen voraus, eine dauernde Unwissenheit täuscht dasselbe. Man begehrt, ohne zu wissen, was. Das Blut geräth in Gährung und Aufwallung; ein Ueberfluß an Lebenskraft sucht sich nach Außen zu verbreiten. Das Auge belebt sich und durchmustert die andern Wesen. Man fängt an, Interesse an seiner Umgebung zu finden; man beginnt zu fühlen, daß der Mensch nicht geschaffen ist, allein zu sein. So öffnet sich das Herz menschlichen Empfindungen und wird der Anhänglichkeit fähig.

Das erste Gefühl, dessen ein sorgfältig erzogener und empfänglicher Jüngling fähig wird, ist nicht die Liebe, sondern die Freundschaft. Die erste Wirkung der erwachenden Phantasie ist, daß er inne wird, er habe seines Gleichen; die Gattung beschäftigt ihn früher als das Geschlecht. Hier fällt noch ein andrer Vortheil der verlängerten Unschuld in die Augen: man kann die erwachenden Gefühle benutzen, um die ersten Keime der Menschlichkeit in das Herz des Jünglings zu pflanzen. Es ist dies ein um so schätzbarerer Vortheil, als dies die einzige Zeit des Lebens ist, wo dieselbe Sorgfalt denselben wahren Erfolg hat.

Ich habe stets bemerkt, daß junge Leute, die frühzeitig verdorben wurden und sich Weibern und Ausschweifungen überließen, unmenschlich und grausam waren. Das Feuer des Temperaments machte sie ungeduldig, rachsüchtig, wüthend. Ihre von einem einzigen Gegenstande

erfüllte Phantasie entzog sich allem Andern. Sie kannten weder Mitleid noch Erbarmen. Sie würden Vater, Mutter, die ganze Welt dem geringsten ihrer Genüsse aufgeopfert haben. Ein Jüngling dagegen, der in glücklicher Einfachheit erzogen ist, wird durch die ersten Regungen der Natur zu zarten und liebreichen Empfindungen veranlaßt. Sein Herz fühlt Theilnahme und wird gerührt beim Schmerze Anderer. Er zittert vor Freude, wenn er seinen Kameraden wieder sieht; seine Arme umfangen ihn mit dem innigsten Drucke. Seine Augen vergießen Thränen der Rührung; er schämt sich des Mißfallens Andrer; er fühlt Reue, wenn er beleidigt hat. Macht ihn die Hitze seines entzündbaren Blutes heftig, aufbrausend, zornig, so sieht man schon im nächsten Augenblick die ganze Güte seines Herzens in dem Ergusse seiner Reue. Er weint, er seufzt über die Wunde, die er geschlagen hat; er möchte das vergoßne Blut mit seinem Blute wiedererkaufen; all sein Zorn ist erloschen und sein ganzer Stolz demüthigt sich vor dem Bewußtsein des begangnen Fehlers. Ist er selbst beleidigt worden, so ist in seinem heftigsten Grimm ein Wort, eine Entschuldigung hinreichend, ihn zu entwaffnen. Er vergiebt das ihm wiederfahrne Unrecht mit demselben guten Herzen, als er das von ihm gethane wieder gut macht. Im Jünglingsalter kennt man weder Rache, noch Haß, sondern nur Mitleid, Güte, Edelmuth. Dreist kann ich behaupten, und ohne alle Gefahr, durch Beispiele widerlegt zu werden, daß ein Kind, welches nicht mit bösen Anlagen geboren ist und bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld bewahrt hat, in diesem Alter der großmüthigste, beste, liebevollste und liebenswürdigste Mensch ist. — So etwas habt ihr noch nicht gehört; ich glaube es wohl; eure im tiefsten Verderben der Schulen aufgewachsenen Philosophen können das freilich nicht wissen.

Die Schwäche des Menschen macht ihn gesellig, das gemeinsame Elend treibt unsre Herzen zur Menschlichkeit; wir schuldeten ihr nichts, wenn wir nicht Menschen wären. Jedes Anschließen ist ein Zeichen der eignen Unzulänglichkeit. Wenn Keiner der Andern bedürfte, so würde Niemand daran denken, sich ihnen anzuschließen. So erzeugt unsre Schwäche selbst unser zerbrechliches Glück. Ein wahrhaft glückliches Wesen müßte ein einziges sein. Gott allein genießt einer vollkommenen Glückseligkeit; wer von uns aber hat von dieser einen Begriff? Wenn ein unvollkommnes Wesen sich selbst genug sein könnte, was würde es unsrer Meinung nach genießen? Es würde einsam und elend sein. Ich

begreife nicht, wie derjenige, der nichts bedarf, etwas lieben soll; ich begreife nicht, wie jemand, der nichts liebt, glücklich sein kann.

Es folgt hieraus, daß wir uns an unsre Nebenmenschen nicht sowohl um ihrer Freuden, als um ihrer Leiden willen anschließen. Denn in diesen sehen, empfinden wir die Gleichartigkeit unseres Wesens mit dem ihrigen, und die Bürgschaft ihrer Anhänglichkeit an uns weit besser. Wenn uns unsre gemeinsamen Bedürfnisse durch das Interesse vereinen, so vereint uns unser gemeinsames Elend durch die Liebe. Der Anblick eines Glücklichen flößt Andern weit weniger Liebe, als Neid ein. Man möchte ihn gern anklagen, daß er sich ein ihm nicht gebührendes Recht angemaßt habe, indem er so ausschließlich glücklich sei. Unsere Eigenliebe aber wird durch den Gedanken verletzt, daß dieser Mensch unser gar nicht bedürfe. Wo ist aber jemand, der nicht den Unglücklichen bedauerte, welchen er leiden sieht? Wer möchte ihn nicht gleich von seinen Uebeln befreien wollen, wenn nichts weiter als ein Wunsch dazu nöthig wäre? Die Phantasie versetzt uns weit eher in die Lage eines Unglücklichen, als in die eines Glücklichen; man fühlt, daß die Lage des einen uns weit mehr berührt, als die des andern. Das Mitleid ist süß, denn man fühlt, indem man sich an die Stelle des Leidenden versetzt, dennoch die Freude, daß man nicht wirklich wie er leide. Der Neid aber ist bitter, denn der Anblick eines Glücklichen verursacht, statt den Neidischen an jenes Stelle zu setzen, ihm Leid darüber, daß er sie nicht einnimmt. Es ist, als befreie uns der Eine von den Uebeln, welche er duldet, und als raube uns der Andere die Güter, deren er genießt.

Wollt ihr also in dem Herzen des Jünglings die ersten Regungen der eintretenden Empfindung anfachen und unterhalten; wollt ihr seinen Charakter zur Wohlthätigkeit und Güte leiten, so laßt nie in ihm durch das trügerische Bild des menschlichen Glücks den Stolz, die Eitelkeit, den Neid aufkeimen; dann bringt nie den Prunk der Höfe, die Pracht der Paläste, den Reiz der Theater vor seine Augen; geht nie mit ihm in Gesellschaften und zu glänzenden Festen; zeigt ihm die Außenseite der großen Gesellschaft nicht früher, als bis er im Stande ist, sie an sich richtig zu würdigen. Wenn ihr ihm die große Welt zeigt, ehe er die Menschen kennt, so bildet ihr ihn nicht, sondern verderbt ihn; es ist für ihn kein Unterricht, sondern eine Täuschung.

Von Natur sind die Menschen weder Könige, noch Große, noch Höflinge, noch Reiche; alle werden nackt und arm geboren, alle sind den

Mühseligkeiten des Lebens, Aergernissen, Uebeln, Bedürfnissen, Schmerzen aller Art unterworfen; und alle sind endlich zum Tode verurtheilt. So ist der Mensch in Wahrheit beschaffen. Kein Sterblicher macht hierin eine Ausnahme. Beginnt also in eurem Studium der Menschennatur mit dem, was von ihr unzertrennlich ist und das Wesen des Menschen vorzüglich ausmacht.

Im sechszehnten Jahre weiß der junge Mensch schon, was leiden heißt, denn er hat selbst bereits gelitten; kaum aber weiß er, daß andere Wesen auch leiden. Leiden sehen, ohne sie zu empfinden, heißt aber noch nicht, sie kennen; und, wie ich schon hundertmal gesagt habe, ein Kind stellt sich gar nicht vor, was Andere empfinden, kennt also keine andern Uebel, als seine eignen. Sobald aber bei der ersten Entwicklung seiner Sinnlichkeit sich das Feuer der Einbildungskraft in ihm entzündet, fängt es an, sich in seines Gleichen zu empfinden, wird von ihren Klagen bewegt und leidet unter ihren Schmerzen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo das traurige Gemälde der leidenden Menschheit in seinem Herzen die erste Rührung, die es je erfahren, erwecken soll.

Wenn dieser Augenblick bei euren Kindern nicht leicht zu entdecken wäre, wem wollt ihr dann die Schuld beimessen? Ihr lehrt sie so früh, mit Gefühlen zu spielen, bringt ihnen so zeitig die Sprache derselben bei, daß sie, immer im selben Tone redend, eure Vorschriften gegen euch selbst kehren, und euch kein Mittel übrig lassen, zu unterscheiden, wo sie aufhören zu lügen und anfangen zu fühlen, was sie sagen. Seht dagegen meinen Emil an; bis hierher hat er weder Gefühle gehabt, noch gelogen. Ehe er wußte, was lieben heißt, hat er zu keinem Menschen gesagt: „ich habe Sie recht lieb.“ Nie ist ihm vorgeschrieben worden, wie er sich benehmen solle, wenn er in das Zimmer seines Vaters, seiner Mutter, oder seines kranken Hofmeisters tritt; man hat ihn nicht die Kunst gelehrt, eine Traurigkeit zu erheucheln, die er nicht fühlte. Er hat sich nicht gestellt, als weine er über einen Todesfall, denn er weiß nicht, was sterben ist. Dieselbe Empfindungslosigkeit, welche er im Herzen hat, zeigt sich auch in seinem Benehmen. Gleichgültig gegen alles, fremd gegen sich selbst wie gegen alle andern Kinder, hat er an keinem Menschen Interesse. Und darin allein, daß er auch gar nicht scheinen will, als habe er ein solches, daß er nicht falsch ist wie sie, unterscheidet er sich von ihnen.

Da Emil noch wenig über empfindende Wesen nachgedacht hat, so wird er erst spät wissen, was leiden und sterben heißt. Klagen und

Schmerzensschreie werden jetzt beginnen sein Inneres zu erregen; beim Anblick des fließenden Blutes wird er seine Augen wegwenden; die Zuckungen eines sterbenden Thieres werden ihm Herzensangst machen, noch ehe er weiß, woher diese neuen Gemüthsbewegungen kommen. Wenn er stumpf und roh geblieben wäre, so würde er sie nicht haben; wäre er unterrichteter, so würde er ihre Quelle kennen. Er hat bereits zu viele Vorstellungen verglichen, um gar nichts zu fühlen, aber noch nicht genug, um zu wissen, was er empfindet.

So entsteht das Mitleid, das erste auf Andre sich beziehende Gefühl, welches nach der Ordnung der Natur das Menschenherz rührt. Soll das Kind fühlend und mitleidig werden, so muß es erfahren, daß es Wesen seines Gleichen giebt, welche leiden, was es selbst gelitten, und die Schmerzen empfinden, welche es auch empfunden hat, sowie noch andere, von denen es einen Begriff bekommen soll, da es sie auch noch zu erdulden haben mag. Denn wahrlich, wie kann uns Mitleid bewegen, wenn wir nicht aus uns selbst heraustreten und uns an die Stelle des leidenden Geschöpfes versetzen können, indem wir so zu sagen unser Sein aufgeben um das seinige anzunehmen? Wir werden nur so viel leiden, als es nach unserm Urtheile leidet. Nicht in uns, sondern in ihm leiden wir. In keinem Menschen wird somit das Mitgefühl rege, ehe seine Einbildungskraft sich belebt und ihn aus sich selbst heraus zu versetzen beginnt.

Was haben wir also, um dieses Mitgefühl zu erregen und zu nähren, zu leiten und auf seiner natürlichen Bahn zu verfolgen, anders zu thun, als dem Jünglinge Gegenstände darzubieten, auf welche die wachsende Kraft seines Herzens wirken kann, die es erweitern und auf andre Wesen ausdehnen und ihn sich in Andern wiederfinden lassen; was anders, als Alles zu entfernen, was das Gefühl zurückdrängen und auf das eigne Ich beschränken könnte; mit andern Worten, Güte, Leutseligkeit, Mitleid, Wohlthätigkeit, und alle die einnehmenden, sanften, dem Menschen von Natur schon so wohlthuenden Gefühle hervorzurufen, dabei aber das Entstehen des Neides, der Habsucht, des Hasses, und aller zurückstoßenden und grausamen Leidenschaften zu verhüten, welche das Gefühl so zu sagen nicht nur aufheben, sondern auch die Qual desjenigen werden, der sie erfährt.

Ich glaube alles bisher Gesagte auf zwei oder drei bestimmte, klare und leichtfaßliche Grundsätze zurückführen zu können.

Erster Grundsatz.

Es liegt nicht in der Natur des Menschenherzens sich an die Stelle derer zu versetzen, welche glücklicher sind, sondern nur derjenigen, welche mehr zu beklagen sind als wir.

Wenn man Ausnahmen von dieser Regel findet, so sind es mehr scheinbare als wirkliche. Man versetzt sich somit nicht an die Stelle des Reichen oder Großen, dem man sich anschließt; selbst bei aufrichtigem Anschluß eignet man sich doch nur einen Theil seines Wohlseins zu. Bisweilen liebt man ihn in seinem Unglück; im Glücke aber hat er keinen wahren Freund als denjenigen, der sich durch den Schein nicht blenden läßt und ihn selbst im Glücke mehr bemitleidet als beneidet.

Man wird von dem Glücke gewisser Stände, z. B. dem Leben der Landleute und Hirten, gerührt. Der Reiz solch glückliche Menschen zu sehen, ist nicht durch den Neid vergiftet; man nimmt wahrhaften Antheil an ihnen. Warum das? Deshalb, weil es nur von uns abhängt, zu diesem Zustande des Friedens und der Unschuld herabzusteigen und dasselbe Glück zu genießen. Das ist der schlimmste Fall, der nur mit angenehmen Ideen verknüpft ist, weil es genügt, genießen zu wollen, um es zu können. Seine Hülfsmittel vor sich zu sehen, sein unverlierbares Eigenthum zu überschauen, macht jederzeit großes Vergnügen, selbst wenn man nicht gerade Gebrauch davon machen will.

Um einen Jüngling zur Menschenfreundlichkeit anzuleiten, muß man folglich, statt ihn das glänzende Loos Andrer bewundern zu lassen, es ihm von seinen Schattenseiten zeigen, man muß es ihn fürchten lassen. Dann wird er nach klarer Schlußfolge sich einen Weg zum Glück bahnen, der vor ihm unbetreten war.

Zweiter Grundsatz.

Man bemitleidet einen Andern nur um solcher Uebel willen, vor denen man selbst nicht sicher zu sein glaubt.

Non ignora mali, miseris succurrere disco. [1])

Ich kenne nichts so Schönes, Tiefes, Rührendes und Wahres wie diese Worte.

Warum haben die Könige kein Mitleid mit ihren Unterthanen? Darum, weil sie sich nie für Menschen halten. Warum sind die Reichen so hart gegen die Armen? Weil sie nicht befürchten, auch arm zu werden.

Warum zeigt der Adliche so große Verachtung gegen den Bürger? Weil er nie entadelt werden kann. Warum sind die Türken im Allgemeinen menschlicher, gastfreundlicher als wir? Weil bei ihrer vollkommnen Willkürherrschaft die Größe und das Glück des Einzelnen beständig unsicher und schwankend ist, und Niedrigkeit und Elend ihnen darum nicht als fremd erscheinen*). Jeder kann morgen das sein, was heute der von ihm Unterstützte ist. Diese Betrachtung, welche in den orientalischen Romanen unaufhörlich wiederkehrt, verleiht diesen einen Reiz, den das ganze Gerüst unsrer trocknen Moral nicht zu geben vermag.

Gewöhnt also euren Zögling, von der Höhe seines Ruhmes herab die Schmerzen der Unglücklichen und die Mühseligkeiten der Elenden zu beachten, und hofft nicht, daß ihr ihn lehren könnt, dieselben zu beklagen, so lange er sie als seinem Dasein fremd ansieht. Macht ihm recht begreiflich, daß das Geschick dieser Unglücklichen auch das seine werden kann, daß all ihre Leiden ihn nahe bedrohen, und daß tausend unvorhergesehene und unvermeidliche Vorfälle ihn jeden Augenblick in dieselben stürzen können. Lehrt ihn, weder auf Geburt, noch Gesundheit, noch Reichthum zu bauen; zeigt ihm alle Wechsel des Geschicks. Sucht ihm die nur allzuhäufigen Fälle auf, wo Menschen, die weit höher standen als er, noch tief unter den Zustand jener Elenden herabgesunken sind; ob durch eigne oder fremde Schuld, das kommt hierbei nicht in Frage; weiß er denn auch nur, was Schuld ist? Greift nie über die Reihe seiner Kenntnisse hinaus, und klärt ihn nur über Dinge auf, die seiner Fassungskraft entsprechen. Er braucht nicht sehr gelehrt zu sein, um zu merken, daß alle menschliche Klugheit ihm nicht zu sagen vermag, ob er in der nächsten Stunde noch leben werde oder nicht; ob Nierenschmerzen ihn nicht noch vor Nachts die Zähne knirschen lassen; ob er in einem Monate reich oder arm sein oder in einem Jahre vielleicht unter Peitschenhieben die Galeeren von Algier rudern werde. Hütet euch aber vor Allem, daß ihr ihm dies nicht so kalt sagt wie sein Katechismus, damit er das menschliche Elend sehe und fühle. Erschüttert, erschreckt seine Phantasie durch die Gefahren, von denen jeder Mensch unaufhörlich umgeben ist, damit er all diese Abgründe um sich sehe und bei eurer Beschreibung derselben sich fest an euch drücke, aus Furcht, in

*) Das scheint sich jetzt etwas zu ändern, die Stände scheinen sich mehr zu scheiden, und die Menschen werden ebenfalls härter.

sie zu stürzen. „So machen wir sie furchtsam und zaghaft," werdet ihr sagen. Nun, das werden wir in der Folge sehen. Für jetzt aber laßt uns damit beginnen, sie menschlich zu machen. Darauf kommt es vor Allem an.

Dritter Grundsatz.

Das Mitleid, welches wir beim Unglück eines Andern fühlen, bemessen wir nicht nach der Größe dieses Unglücks an sich, sondern nach der Empfindung desselben, die wir im Leidenden voraussetzen.

Man beklagt einen Unglücklichen nur in so weit, als man glaubt, daß er sich selbst beklagenswerth halte. Die physische Empfindung unserer Leiden ist beschränkter, als es scheint; aber das Gedächtniß ist es, welches uns ihre Dauer fühlen läßt, und die Phantasie, welche sie bis in die Zukunft ausdehnt, so daß sie uns in Wahrheit beklagenswerth machen. Hierin liegt, glaube ich, eine der Ursachen, warum wir für die Leiden der Thiere abgehärteter sind als für die der Menschen, obgleich das gemeinsame Empfindungsvermögen uns gleichermaßen mit ihnen identificiren sollte. Wenn das Karrenpferd in seinem Stalle steht, dann bedauern wir es nicht mehr, weil wir voraussetzen, daß es sein Heu fresse, ohne der Schläge zu gedenken, die es erhalten hat, noch der Mühseligkeiten, die seiner warten. Ebensowenig bemitleiden wir ein Schaf, welches wir weiden sehen, obgleich wir wissen, daß es bald geschlachtet werden wird; denn wir urtheilen, daß es dieses sein Geschick nicht voraussieht. Durch weitere Ausdehnung dieses Urtheils härten wir uns ebenso gegen das Geschick der Menschen ab. Die Reichen trösten sich über das Uebel, welches sie den Armen zufügen mit der Voraussetzung, diese seien so stumpf, daß sie nichts davon empfänden. Im Allgemeinen beurtheilt man den Werth, den jeder auf das Glück seiner Mitmenschen setzt, nach dem Werthe, welchen er diesen selbst beilegt. Es ist natürlich, daß man das Glück derer, die man verachtet, nicht eben hoch anschlägt. Man wundre sich also nicht mehr, wenn Staatsmänner mit solcher Geringschätzung vom Volke sprechen, und wenn die Mehrzahl der Philosophen sich stellt, als halte sie den Menschen für so schlecht.

Das Volk ist es, welches das Menschengeschlecht ausmacht. Was nicht Volk ist, ist so wenig, daß es nicht der Mühe lohnt, es zu rechnen. Der Mensch ist in allen Ständen derselbe; wenn dem aber so ist, so

verdienen die zahlreichsten Stände die höchste Beachtung. Vor einem Denkenden verschwinden all unsre Standesunterschiede; er sieht dieselben Leidenschaften, dieselben Gefühle beim Lastträger wie beim berühmten Mann; er unterscheidet sie nur an der Sprache, an einer mehr oder weniger gekünstelten Färbung. Und wenn sich dennoch ein wesentlicher Unterschied machen ließe, so wäre es zum Nachtheil dessen, der sich am meisten verstellt. Das Volk zeigt sich, wie es ist, und es ist nicht liebenswürdig. Aber die Weltmenschen müssen sich verstellen, denn wenn sie sich zeigten, wie sie sind, so würden sie Schrecken erregen.

Es giebt, sagen ferner unsre Weisen, dasselbe Glück und dasselbe Leid in jedem Stande. Das ist eine eben so traurige als unerweisliche Behauptung. Denn wenn Alle gleich glücklich sind, wozu brauche ich mich dann um irgend Jemanden zu kümmern? Mag jeder in seinen Verhältnissen bleiben; der Sklave werde mißhandelt, der Gebrechliche mag dulden, der Bettler umkommen; es giebt durch einen Wechsel ihres Zustandes nichts für sie zu gewinnen. Man zählt die Leiden des Reichen auf, und zeigt die Nichtigkeit ihrer eitlen Freuden. Welche groben Trugschlüsse! Die Leiden des Reichen entspringen nicht aus seinem Stande, sondern aus seinem persönlichen Mißbrauche desselben. Wenn er auch noch unglücklicher wäre als der Arme selbst, so würde er doch nicht zu bemitleiden sein, weil alle seine Leiden sein Werk sind, und es nur von ihm abhängt, glücklich zu sein. Die Leiden des Armen aber entstehen aus seiner Lage, aus dem harten Geschicke, das auf ihm lastet. Es giebt keine Gewohnheit, welche ihm die physische Empfindung der Anstrengung, der Erschöpfung und des Hungers nehme. Weder Geist noch Weisheit können ihn vor den Leiden seines Standes bewahren. Was gewinnt Epiktet damit, daß er voraussieht, sein Herr werde ihm das Bein zerschmettern? Wird es ihm darum weniger zerschlagen? Nein, aber er hat außer diesem Uebel noch das zu tragen, daß er jenes vorher weiß. Wenn das Volk im selben Maße verständig wäre, als wir es für stumpfsinnig halten, was würde es dennoch anders sein, als was es jetzt ist? Was würde es anders thun können, als es jetzt thut? Studirt nur die Leute dieses Standes, und ihr werdet sehen, daß sie unter einer andern Sprache eben so viel Geist und mehr Mutterwitz haben, als ihr. Achtet also euer Geschlecht. Bedenkt, daß es wesentlich aus der Masse des Volks gebildet wird, daß, wenn man ihm alle Könige und Philosophen nähme, dies nicht sehr bemerklich werden und es mit ihm darum nicht schlimmer stehen würde. Mit einem Wort,

lehrt euren Zögling alle Menschen lieben, selbst die Verachteten; sorgt dafür, daß er sich nicht in eine bestimmte Klasse versetze, sondern in jeder sich heimisch finde. Sprecht in seiner Gegenwart über das Menschengeschlecht nur mit warmer Theilnahme, selbst mit Mitleid, nie aber mit Mißachtung. Ein Mensch, entehre Du niemals den Menschen!

Auf solchen und ähnlichen Wegen, die freilich den allgemein betretenen ganz entgegengesetzt sind, vermag man in das Herz des Jünglings einzudringen, um dort die ersten Regungen der Natur zu wecken, zu entwickeln und auf seine Mitmenschen auszudehnen. Ich füge hinzu, daß es von Wichtigkeit ist, diesen Regungen so wenig persönliches Interesse beizumischen als möglich; vor Allem auch keine Eitelkeit, keinen Wetteifer, keinen Ruhm und nichts von allen jenen Gefühlen, welche uns zwingen, uns mit Andern zu vergleichen. Denn nie lassen sich solche Vergleichungen anstellen ohne einen gewissen Anflug von Haß gegen diejenigen, welche uns den Rang streitig machen, sei es auch nur nach unsrer eignen Schätzung. Dann muß man sich entweder blind machen, oder sich erbosen, muß albern oder schlecht werden. Sucht euch diese Wahl zu sparen. Man wird mir einwenden, daß sich diese gefährlichen Leidenschaften trotz unsrer Bemühungen früher oder später dennoch einstellen werden, und ich leugne das nicht. Allein jedes Ding hat seine Zeit und seinen Ort, ich sage nur, daß man ihre Entstehung nicht fördern soll.

Es ist der Geist der Methode, welcher sie vorschreiben muß. Beispiele und Einzelnheiten sind hier unnütz, weil hier die beinahe ins Unendliche gehende Scheidung der Charaktere beginnt, und jedes Beispiel, das ich geben könnte, vielleicht nicht auf Einen aus Hunderttausenden passen würde. In diesem Alter ist es auch, wo für den geschickten Lehrer das eigentliche Geschäft eines Beobachters und Philosophen beginnt, der die Kunst versteht, die Herzen zu erforschen, indem er bemüht ist, sie zu bilden. So lange der junge Mensch noch gar nicht daran denkt, sich anders zu geben, als er ist, und dies noch gar nicht gelernt hat, sieht man bei jedem Gegenstande, der sich ihm darbietet, in seinen Mienen, in seinen Augen, in seinen Geberden den Eindruck, den er von ihm empfängt. Man liest alle Regungen seiner Seele auf seinem Antlitze. So gelangt man bald dahin, dieselben vorauszusehen, und endlich, sie zu leiten.

Im Allgemeinen bemerkt man, daß Blut, Wunden, Geschrei, Seufzer, Vorbereitungen zu schmerzhaften Operationen, kurz Alles, was Gegenstände des Leidens vor Augen bringt, alle Menschen sogleich und ganz

allgemein ergreift. Der Begriff der Zerstörung, welcher zusammengesetzter ist, macht nicht den gleichen Eindruck, und das Bild des Todes berührt uns später und schwächer, weil Niemand den Tod noch an sich selbst erfahren hat. Man muß Leichname gesehen haben, um die Todesangst der Sterbenden fühlen zu können. Hat sich dies Bild aber einmal unserm Geiste eingeprägt, dann giebt es kein schrecklicheres Schauspiel für unsere Augen, sei es wegen der Idee der vollständigen Vernichtung, die uns unsre Sinne gewähren, sei es, weil wir wissen, daß für alle Menschen dieser Augenblick unvermeidlich ist und man sich lebhafter von einer Lage ergriffen fühlt, der man unmöglich entgehen kann.

Diese verschiedenen Eindrücke haben ihre Modificationen und Grade, welche von dem eigenthümlichen Charakter und den frühern Gewohnheiten eines jeden Individuums abhängen. Aber sie sind allgemein, und Niemand ist von ihnen gänzlich ausgenommen. Es giebt jedoch auch später eintretende und weniger allgemeine Eindrücke, welche mehr den zartfühlenden Seelen eigen sind. Es sind diejenigen, welche durch moralische Leiden, durch Seelenschmerz, Kummer, Gram, Trauer verursacht werden. Es giebt Menschen, die nur durch Geschrei und Thränen erregt werden können. Die tiefen und stummen Seufzer eines vom Kummer gedrückten Herzens haben ihnen niemals Mitleid erweckt. Nie hat der Anblick einer gebeugten Gestalt, eines hagern und bleichen Antlitzes, eines erloschnen, der Thränen unfähigen Auges ihnen selbst eine Thräne entlocken können. Die Leiden der Seele sind ihnen nichts; über sie ist das Urtheil gesprochen, denn ihre Seele fühlt sie nicht. Erwartet nichts Andres von ihnen, als unbeugsame Strenge, Härte und Grausamkeit. Sie können rechtschaffen und gerecht sein, nie aber gnädig, großmüthig und mitleidig. Ich sage, daß sie gerecht sein können, wenn anders ein Mensch ohne Barmherzigkeit gerecht zu sein vermag.

Urtheilt jedoch nach dieser Regel nicht vorschnell über junge Leute, besonders nicht über solche, die eine richtige Erziehung erhalten und keinen Begriff von moralischen Leiden haben, die man sie nie hat erdulden lassen. Denn, noch einmal, sie können nur die Leiden bedauern, welche sie kennen; und diese scheinbare Gefühllosigkeit, die nur aus der Unwissenheit stammt, verwandelt sich bald in Theilnahme, wenn sie zu fühlen anfangen, daß es im menschlichen Leben tausend Leiden giebt, die sie nicht kennen. Was meinen Emil betrifft, so bin ich überzeugt, wie er als Kind einfach und verständig war, so wird er als Jüngling

Seele und Gemüth besitzen. Denn die Wahrheit der Gefühle hängt viel von der Richtigkeit der Ideen ab.

Aber wozu hier daran erinnern? Ohne Zweifel wird mir mehr als ein Leser vorwerfen, daß ich meine frühern Entschlüsse und das beständige Glück vergessen habe, welches ich meinem Schüler versprochen. Unglückliche, Sterbende, Bilder des Schmerzes und Elends: welches Glück, welcher Genuß für ein junges Herz, das zum Leben erwacht! Sein armseliger Erzieher, der ihm eine so angenehme Erziehung versprach, läßt ihn nur zum Leiden heranwachsen. So wird man sagen. Doch was liegt daran? Ich habe versprochen, ihn glücklich zu machen, nicht aber, zu bewirken, daß er es nur scheine. Ist es meine Schuld, wenn ihr, unaufhörlich vom Scheine betrogen, diesen für Wirklichkeit haltet?

Denkt euch zwei Jünglinge, deren erste Erziehung eben vollendet ist und die durch zwei ganz entgegengesetzte Thore in die Welt eintreten. Der eine besteigt plötzlich den Olymp und bewegt sich in der glänzendsten Gesellschaft. Man führt ihn an den Hof, zu den Großen, den Reichen, zu schönen Frauen. Ich nehme an, daß er überall gefeiert werde, und untersuche nicht die Wirkung dieses Rausches auf seine Vernunft. Ich setze voraus, daß sie dieser Wirkung widersteht. Die Vergnügungen umschwärmen ihn, alle Tage findet er neue Gegenstände der Unterhaltung. Er giebt sich ihnen völlig mit einem Interesse hin, das euch irre führt. Ihr findet ihn aufmerksam, eifrig, neugierig. Seine erste Bewunderung macht einen Eindruck auf euch. Ihr haltet ihn für zufrieden. Aber blickt nur hinein in den Zustand seiner Seele. Ihr glaubt, daß er genießt, ich aber glaube, daß er leidet.

Was sieht er, sobald er seine Augen aufschlägt? Eine Menge vermeintlicher Güter, die er zuvor nicht kannte, und von denen der größere Theil sich ihm nur einen Augenblick darbietet, und darum nur bestimmt scheint, ihn den Schmerz ihres Verlustes fühlen zu lassen. Wenn er einen Palast durchwandelt, so seht ihr an seiner unruhigen Neugier, daß er sich fragt, warum seines Vaters Haus nicht eben so beschaffen ist. All seine Fragen sagen euch, daß er sich unaufhörlich mit dem Herrn dieses Hauses vergleicht, und alles Kränkende, was er in diesem Vergleiche findet, reizt und verletzt seine Eitelkeit zugleich. Begegnet er einem jungen Menschen, der besser gekleidet ist, als er selbst, so sehe ich ihn insgeheim über den Geiz seiner Eltern murren. Ist er reicher gekleidet als ein Andrer, so muß er mit Schmerzen sehen, wie dieser ihn durch seine Geburt oder seinen Geist in den Schatten stellt, und wie all

seine Vergoldung sich vor dem einfachen Tuchkleide beugen muß. Glänzt er dagegen in einer Gesellschaft vor allen Andern, erhebt er sich auf der Fußspitze, um besser gesehen zu werden: wer fühlte sich dann nicht insgeheim geneigt, das stolze und eitle Wesen des jungen Gecken herabzustimmen? Wie auf Verabredung vereinigt sich alsbald Alles gegen ihn. Bald treffen ihn die beunruhigenden Blicke eines ernsten Mannes, der beißende Spott des Witzbolds; und würde er auch nur von einem Einzigen verachtet, so würde die Verachtung dieses Einzigen ihm doch den Beifall aller Uebrigen vergiften.

Wir wollen ihm Alles verleihen; er soll reich sein an Anmuth und Verdienst, soll schön, geistvoll, liebenswürdig sein: dann werden ihn die Frauen suchen. Aber wenn sie ihn suchen, ehe er sie liebt, so werden sie ihn eher zum Narren als zum Geliebten haben. Er wird sein Glück bei ihnen machen, aber weder Neigung noch Leidenschaft besitzen, um es zu genießen. Da man all seinen Wünschen zuvorkommt, wird er nie Zeit haben, solche in seinem Busen zu erzeugen, und nur den Verdruß des Zwangs empfinden. Das Geschlecht, welches geschaffen wurde, um das seinige zu beglücken, ekelt ihn an und übersättigt ihn, ehe er es nur kennt. Wenn er es weiterhin noch beachtet, so geschieht es nur aus Eitelkeit. Schlösse er sich ihm aber aus wirklicher Neigung an, so würde er nicht mehr allein jung, allein glänzend und liebenswürdig sein und in seinen Geliebten nicht immer Wunder der Treue finden.

Ich sage gar nichts über die Klatschereien, Verräthereien, Anschwärzungen, über die Reue jeder Art, welche von einem ähnlichen Leben unzertrennlich sind. Die Welt bietet davon Beispiele zum Ueberdruß, wie man weiß. Ich spreche hier nur von den Verdrießlichkeiten, die mit der ersten Täuschung verbunden sind.

Welch ein Abstand ist es für denjenigen, der bisher im Schoße seiner Familie und seiner Freunde lebte, und sich hier als den einzigen Gegenstand all ihrer Aufmerksamkeit sah, wenn er plötzlich in eine Ordnung der Dinge eintritt, in der er so gering veranschlagt wird; wenn er sich in einer fremden Sphäre verloren findet, er, der so lange den Mittelpunkt der seinigen bildete. Welchen Schimpf, welche Demüthigungen muß er nicht erfahren, ehe er unter den Unbekannten die Vorurtheile von seiner Wichtigkeit aufgiebt, die er unter den Seinen faßte und nährte.

Als er ein Kind war, gab ihm Alles nach, bemühte sich Alles um ihn; als Jüngling muß er aller Welt nachgeben. Sobald er sich ein wenig vergißt und sein altes Wesen beibehält, werden ihn harte Zurecht-

weisungen in sich selbst zurückscheuchen. Die Gewohnheit, mit Leichtigkeit die Gegenstände seiner Wünsche zu erlangen, erzeugt häufige Wünsche in ihm und macht ihm beständige Entbehrungen fühlbar. Alles, was ihm schmeichelt, reizt ihn; Alles, was Andre haben, möchte er auch haben. Es gelüstet ihn nach Allem, er beneidet alle Welt und möchte überall herrschen. Die Eitelkeit quält ihn, das Feuer zügelloser Begierden entflammt sein junges Herz. Mit ihnen erzeugen sich Eifersucht und Haß; all die verzehrenden Eigenschaften flackern auf einmal empor. Er nimmt ihre Erregung mit hinaus ins Getümmel der Welt und bringt sie alle Abend wieder mit sich heim. Unzufrieden mit sich und Andern kehrt er zurück. Erfüllt mit tausend eiteln Entwürfen, geplagt von tausend Grillen, schläft er ein, und sein Stolz malt ihm selbst in seinen Träumen die eingebildeten Güter, deren Verlangen ihn quält und die er in seinem Leben nicht besitzen wird. Sehet da euren Zögling! Laßt uns nun den meinigen betrachten.

Wenn der erste Anblick, der ihn ergreift, ein Gegenstand der Trauer ist, so wird der erste Rückschlag auf ihn selbst ein Gefühl der Freude sein. Wenn er sieht, von wie vielen Uebeln er befreit ist, so fühlt er sich glücklicher, als er sich jemals glaubte. Er nimmt Theil an den Leiden seiner Mitmenschen, aber diese Theilnahme ist freiwillig und süß. Er genießt zugleich das Mitleid, das er über die Uebel Andrer empfindet, und das Glück, welches ihn von denselben ausgenommen hat. Er fühlt sich in jenem Zustande der Kraft, der ihn über sich selbst hinausreichen, und die für sein eignes Wohlsein überflüssige Thätigkeit auf Andre übertragen läßt. Um das Elend eines Andern beklagen zu können, muß man es ohne Zweifel kennen, aber man braucht es nicht zu fühlen. Wenn man gelitten hat oder fürchtet leiden zu müssen, so bedauert man diejenigen, welche leiden; so lange man aber selbst leidet, beklagt man nur sich selbst. Da wir aber Alle den Leiden des Lebens unterworfen sind, und ein Jeder den Andern nur soviel Theilnahme schenkt, als er augenblicklich für sich selbst nicht bedarf: so folgt hieraus, daß das Mitleid ein äußerst süßes Gefühl sein muß, weil es unsre günstige Lage bezeugt; und daß im Gegentheil ein harter Mensch immer ein unglücklicher sein muß, weil sein Herzenszustand ihm keine Theilnahme übrig läßt, die er den Schmerzen Andrer widmen könnte.

Wir beurtheilen das Glück zu sehr nach dem Scheine. Wir setzen es da voraus, wo es sich am wenigsten findet; wir suchen es da, wo wir es nicht finden können. Die Fröhlichkeit ist nur ein sehr zweideutiges

Zeichen derselben. Ein fröhlicher Mensch ist oft nur ein Unglücklicher, der Andre zu täuschen und sich zu betäuben versucht. Jene Leute, die in Gesellschaft so lachend, so offen, so heiter sind, sind daheim fast alle traurig und mürrisch, und ihre Dienstleute müssen die Mühe entgelten, die ihnen das ihren Gesellschaften bereitete Vergnügen machte. Die wahre Zufriedenheit ist weder fröhlich noch muthwillig; besorgt für ein so süßes Gefühl, kostet man es mit Bewußtsein, genießt es und fürchtet, es möge entfliehen. Ein wahrhaft glücklicher Mensch spricht und lacht wenig; er zieht das Glück so zu sagen fester um sein Herz. Die lärmenden Spiele, die rauschende Freude verschleiern nur den Ekel der Langenweile. Wemuth aber ist die Freundin der Wonne. Rührung und Thränen begleiten die süßesten Genüsse, und die höchste Freude selbst entlockt uns vielmehr Thränen, als daß sie uns zum Lachen reizt.

Wenn die Menge und Mannigfaltigkeit der Vergnügungen anfangs zum Glücke beizutragen und die Einförmigkeit eines ruhigen Lebens anfangs langweilig scheint: so findet man bei genauerer Betrachtung, daß im Gegentheil die süßeste Seelenstimmung in einer Mäßigung des Genusses besteht, welche dem Verlangen und dem Ueberdrusse wenig Raum giebt. Die Unruhe des Verlangens erzeugt Neugierde, Unbeständigkeit, die Leere rauschender Vergnügungen Langeweile. Unser Zustand wird uns nie langweilig sein, so lange wir keinen angenehmern kennen. Von allen Menschen auf der Welt sind die Wilden am wenigsten neugierig und am wenigsten gelangweilt. Alles ist ihnen gleichgültig. Sie genießen nicht die Dinge, sondern sich; sie verbringen ihr Leben mit Nichtsthun und langweilen sich nie.

Der Weltmensch ist ganz und gar in seiner Maske. Da er fast nie bei sich selbst ist, so ist er sich stets ein Fremder und wird nicht vergnügt, sobald er zur Einkehr in sich gezwungen ist. Was er ist, ist ihm Nichts; was er scheint, ist ihm Alles.

Ich kann nicht umhin, mir auf dem Gesichte des jungen Menschen, von dem ich soeben sprach, etwas Unbescheidnes, Süßliches, Geziertes zu denken, was schlichten Leuten mißfällt und sie zurückstößt. Meinen Zögling dagegen kann ich mir nicht anders denken, als von gewinnender, einfacher Gesichtsbildung, welche Zufriedenheit und wahre Heiterkeit der Seele anzeigt, welche Achtung und Vertrauen einflößt und nur auf den Erguß der Freundschaft zu warten scheint, um die seinige dem entgegen bringen zu können, der sich ihm nähert. Man glaubt, daß die Physiognomie nur eine einfache Entwicklung der von der Natur schon mar-

kirten Züge sei. Ich dagegen möchte glauben, daß, abgesehen von dieser Entwicklung, die Gesichtszüge eines Menschen sich unmerklich durch den häufig sich wiederholenden Eindruck gewisser Seelenstimmungen bilden und zur Physignomie gestalten. Nichts ist gewisser, als daß sich diese Seelenstimmungen auf dem Gesichte ausprägen; und wenn sie zur Gewohnheit werden, so müssen sie dauernde Eindrücke hinterlassen. So glaube ich, daß die Physiognomie den Charakter anzeigt und daß man bisweilen vom einen aufs andre schließen kann, ohne nach geheimnißvollen Erklärungen zu suchen, welche Kenntnisse voraussetzen, die wir nicht haben.

Ein Kind hat nur zwei wirklich ausgeprägte Seelenstimmungen, die Freude und den Schmerz: es lacht oder weint. Die dazwischen liegenden sind ihm nichts. Unaufhörlich geht es von der einen dieser Empfindungen zur andern über. Dieser beständige Wechsel verhindert die Bildung eines bleibenden Eindruckes auf seinem Gesichte, und somit die Gestaltung einer bestimmten Physiognomie. In dem Alter dagegen, wo es empfindsamer geworden und lebhafter und dauernder erregt wird, lassen die tieferen Eindrücke schwerer zu verwischende Spuren zurück; und aus dem gewohnten Seelenzustande ergiebt sich eine Gestaltung der Züge, welche die Zeit unauslöschlich macht. Dessenungeachtet ist es nicht so selten, daß Menschen in den verschiedenen Lebensaltern ihre Physiognomie wechseln. Ich habe mehrere in diesem Falle gesehen; aber ich habe auch immer gefunden, daß diejenigen von ihnen, welche ich genau beobachten und verfolgen konnte, ebenso ihre gewohnten Neigungen verändert hatten. Diese einzige Beobachtung, gehörig bestätigt, erschien mir entscheidend und ist am Platze in einer Abhandlung über die Erziehung, wo es darauf ankommt, die Stimmungen der Seele nach äußern Kennzeichen beurtheilen zu lernen.

Ich weiß nicht, ob mein Jüngling darum weniger liebenswürdig sein wird, weil er nicht gelernt hat, hergebrachte Manieren nachzuahmen und Gefühle zu erheucheln, welche er nicht hat. Darum handelt es sich hier nicht. Ich weiß nur, daß er liebreicher sein wird; und es wird mir sehr schwer zu glauben, daß derjenige, welcher nur sich liebt, sich so weit verstellen könnte, daß er eben so sehr gefalle wie der, dem aus seiner Nächstenliebe ein neues Gefühl des Glücks erwächst. Was aber dieses Gefühl selbst betrifft, so glaube ich mich genügend ausgesprochen zu haben, um das Augenmerk eines vernünftigen Lesers auf diesen Punkt zu lenken und zu zeigen, daß ich nicht mit mir selbst in Widerspruch stehe.

Ich komme also auf meine Methode zurück und sage: Wenn das

kritische Alter herannaht, so stellt den Jünglingen das vor Augen, was sie zurückhält, nicht aber das, was sie erregt. Lenkt die entstehende Einbildungskraft durch solche Dinge ab, die, statt die Sinnlichkeit zu entflammen, die Thätigkeit derselben hemmen. Haltet sie fern von den großen Städten, wo der Putz und die Unzüchtigkeit der Frauen die Unterweisungen der Natur beschleunigt und ihnen zuvorkommt, wo Alles ihren Augen Genüsse darbietet, die sie erst kennen lernen sollen, wenn sie dieselben zu wählen verstehen. Führt sie in ihre ersten Wohnungen zurück, wo die ländliche Einfachheit die Leidenschaften ihres Alters weniger rasch entwickeln läßt. Sollte aber ihr Geschmack an den Künsten sie noch an die Stadt fesseln, so verhindert durch eben diesen Geschmack den gefährlichen Müßiggang. Wählt sorgfältig ihren Umgang, ihre Beschäftigungen, ihre Vergnügungen. Zeigt ihnen nur rührende, aber züchtige Bilder, welche sie erregen ohne sie zu verführen, und welche ihre Empfindsamkeit nähren ohne ihre Sinnlichkeit zu wecken. Bedenkt auch, daß überall Uebertreibungen zu befürchten sind und daß unmäßige Leidenschaften stets mehr Unheil erzeugen, als man vermeiden will. Es handelt sich nicht darum, euren Zögling zu einem Krankenwärter, einem barmherzigen Bruder zu machen, seine Blicke beständig auf Gegenstände des Schmerzes und Leidens zu richten, ihn von Siechbett zu Siechbett, von Hospital zu Hospital, vom Richtplatz zu den Gefängnissen wandern zu lassen. Der Anblick des menschlichen Elendes soll ihn rühren, nicht abhärten. Bietet sich unserm Auge lange Zeit dasselbe Schauspiel, so fühlt man den Eindruck desselben nicht mehr; Gewohnheit macht Alles erträglich. Was man beständig sieht, beschäftigt unsre Einbildungskraft nicht mehr, und diese nur ist es, welche uns die Uebel Andrer fühlen läßt. So erlischt bei Aerzten und Geistlichen das Mitleid, weil sie stets sterben und leiden sehen. Euer Zögling lerne also das menschliche Geschick und die Leiden seiner Mitmenschen kennen, aber er sei nicht zu oft Zeuge derselben. Ein einziger Gegenstand, sorgfältig gewählt und zu einer günstigen Zeit gezeigt, wird ihn auf einen Monat mit Rührung und mit Betrachtungen erfüllen. Es ist nicht sowohl das, was er sieht, als die Rückerinnerung an das, was er gesehen hat, was das Urtheil bestimmt, welches er darüber fällt. Und der bleibende Eindruck, den er von einem Gegenstande empfängt, kommt ihm weniger von dem Gegenstande selbst, als von dem Gesichtspunkte, unter dem man ihn veranlaßt sich desselben zu erinnern. So werdet ihr bei wenig Beispielen, Unterweisungen und Bildern auf lange Zeit hinaus den Stachel der Sinn-

lichkeit abstumpfen und euch der Natur bemächtigen, indem ihr ihren eignen Weisungen folgt.

In dem Maße als er Einsichten gewinnt, wählt Ideen aus, welche sich auf dieselben beziehen; und in dem Maße als seine Begierden sich entzünden, wählt Bilder, welche geeignet sind, sie zurück zu halten. Ein alter Krieger, der sich eben so sehr durch seine Sittlichkeit, wie durch seinen Muth auszeichnete, erzählte mir einst, daß sein Vater, ein verständiger und dabei sehr frommer Mann, als er gesehen, wie er, der Sohn, in seinem ersten Jünglingsalter sich den Frauen hingegeben, nichts unversucht gelassen habe, um ihn zurückzuhalten. Als der Vater aber endlich gemerkt, wie trotz aller seiner Sorgfalt der Sohn ihm dennoch zu entgehen drohe, so sei er auf den Einfall gekommen, ihn in ein Hospital von Syphilitischen zu führen. Ohne zuvor ein Wort zu sagen, habe er ihn in einen Saal eintreten lassen, wo eine Schaar jener Unglücklichen unter grausamer Behandlung für die Ausschweifungen büßte, durch welche sie hierher gekommen. Bei diesem scheußlichen Anblicke, der alle Sinne zugleich empörte, ward dem Jünglinge beinahe unwohl. „Geh, elender Wüstling", sagte hierauf der Vater in heftigem Tone, „und folge dem niedrigen Triebe, der dich fortreißt; bald wirst du nur zu glücklich sein, wenn dieser Saal dich aufnimmt, wo du, ein Opfer der schimpflichsten Schmerzen, deinen Vater zwingen wirst, Gott für deinen Tod zu danken."

Diese wenigen Worte im Verein mit dem erschütternden Gemälde machten auf den Jüngling einen unauslöschlichen Eindruck. Durch seinen Stand verurtheilt, seine Jugend in Garnisonen zu verbringen, ertrug er lieber die Spöttereien seiner Kameraden, als daß er ihre Ausschweifungen nachgeahmt hätte. „Ich bin Mensch gewesen," sagte er mir, „und habe meine Schwächen gehabt. Aber bis in mein jetziges Alter habe ich nie eine öffentliche Dirne ohne Schauder ansehen können." Erzieher, wenige Worte! Lernt aber Zeit, Ort und Personen wählen, gebt eure Lehren in Beispielen, und ihr werdet des Erfolges sicher sein.

Die Anwendung des Kindesalters will nicht so viel sagen. Der Fehler, der sich in ihm einschleicht, ist nicht ohne Heilmittel, und das Gute, was sich in ihr bildet, kann erst später zum Vorschein kommen. Ganz anders ist es mit dem frühern Jünglingsalter, wo der Mensch erst eigentlich zu leben anfängt. Dies Alter ist für den Gebrauch, den man davon machen muß, stets zu kurz und fordert eine unablässige Aufmerksamkeit. Das ist der Grund, warum ich es künstlich verlängern will.

Eine der besten Vorschriften für eine gute Verwendung desselben ist, in Allem so viel als möglich zurückzuhalten. Macht langsame und sichre Fortschritte. Laßt den Jüngling nicht eher Mann werden, als bis ihm gar nichts mehr zu thun übrig bleibt, um es zu sein. So lange der Körper wächst, bilden und entwickeln sich die Lebenssäfte, die bestimmt sind, dem Blute Balsam und den Fibern Kraft zu verleihen. Laßt ihr sie aber eine andre Richtung nehmen, und dient das, was zur Vervollkommnung eines Individuums bestimmt ist, zur Erzeugung eines andern, so kommen alle beide aus einem Zustande der Schwäche nicht heraus, und das Werk der Natur bleibt unvollkommen. Auch die Geistesthätigkeiten empfinden diese Störung; und die in gleichem Maße wie der Körper geschwächte Seele vollzieht nur matte und schwache Verrichtungen. Zwar erzeugen große und starke Gliedmaßen weder Muth noch Talent. Ich sehe wohl, daß Kraft des Geistes und des Körpers nicht vereinigt sind, wenn anderweitig die Organe der Verbindung beider schlecht angelegt sind. Aber wie gut sie auch immer veranlagt sein mögen, so werden sie doch stets schwach wirken, wenn sie als Lebensprincip nur ein erschöpftes, verarmtes Blut haben, das jener Substanz beraubt ist, welche allen Theilen der Maschine Kraft und Leichtigkeit verleiht. Im Allgemeinen bemerkt man mehr Geisteskraft bei Menschen, deren Jugendjahre vor frühzeitiger Verderbniß bewahrt geblieben, als bei solchen, deren Ausschweifung mit der Fähigkeit begann, sich ihr überlassen zu können.

Das ist ohne Zweifel einer der Gründe, warum gesittete Völker die ungesitteten an gesundem Verstande und an Muth übertreffen. Letztere glänzen einzig durch gewisse kleinliche, zarte Eigenschaften, welche man Geist, Scharfsinn, Feinheit nennt. Aber die großen und edlen Erscheinungen der Weisheit und Vernunft, welche den Menschen durch schöne Handlungen, durch Tugenden, durch wahrhaft nützliche Bestrebungen auszeichnen und ehren, finden sich nur bei den erstern.

Die Lehrer beklagen sich, daß das Feuer dieses Alters die Jugend unlenksam mache, und ich sehe es; aber ist dies nicht ihre eigne Schuld? Wissen sie nicht, daß man diesem Feuer, sobald es sich des Sinnlichen bemächtigt hat, nie wieder eine andre Richtung geben kann? Werden die langen frostigen Predigten eines Pedanten in dem Geiste seines Zöglings das Bild der Freuden auslöschen, die er genossen? Werden sie aus seinem Herzen die Triebe verbannen, die es quälen? Werden sie die Gluth eines Temperaments ersticken, dessen Gebrauch er kennen gelernt? Wird er nicht gereizt werden durch die Hindernisse, die sich dem

einzigen Glücke, was er kennt, entgegenstellen? Und was wird er in dem harten Gesetze, das man ihm vorschreibt, ohne es ihm verständlich machen zu können, anders sehen, als die Laune und den Haß eines Menschen, der ihn nur zu quälen sucht? Ist es zu verwundern, wenn er sich empört und ihn dafür haßt?

Ich begreife wohl, daß man sich durch Nachsicht erträglicher machen und eine scheinbare Autorität bewahren kann. Aber ich sehe auch nicht ein, wozu eine Autorität nützt, welche man nur ausübt, indem man Laster nährt, die sie unterdrücken sollte. Es ist dasselbe, als wenn ein Reiter ein unbändiges Roß in den Abgrund springen ließe, um es zu beruhigen.

Weit entfernt, daß dieses Feuer des Jünglings ein Hinderniß seiner Erziehung sei, dient es vielmehr zu deren Vollendung und Beendigung. Es giebt euch noch Gewalt über das Herz des Jünglings, wenn er aufhört weniger stark zu sein als ihr. Seine ersten Ausbrüche sind die Zügel, mit denen ihr all seine Bewegungen lenken könnt. Er war frei, und nun sehe ich ihn unterworfen. So lange er nichts liebte, war er nur von sich und seinen Bedürfnissen abhängig; sobald er liebt, hängt er von seinen Neigungen ab. So knüpfen sich die ersten Bande, die ihn mit seinem Geschlechte vereinen. Wenn ihr jedoch die aufkeimende Empfindsamkeit auf dasselbe lenken wollt, so glaubt nicht, daß sie alsbald alle Menschen umfassen werde und daß das Wort „Menschengeschlecht" für ihn etwas bedeute. Nein, diese Neigung beschränkt sich anfangs nur auf seines Gleichen. Aber seines Gleichen werden für ihn nie Unbekannte sein, sondern diejenigen, mit welchen er Verbindungen hat, die, welche Gewohnheit ihm werth oder nothwendig gemacht hat, solche, von denen er offenbar sieht, daß sie denken und fühlen, wie er; solche, die er denselben Leiden ausgesetzt sieht, welche er erduldet, und die für dieselben Freuden empfänglich sind, die er selbst geschmeckt hat; mit einem Worte, solche, für welche die offenbarste natürliche Gleichartigkeit ihm die größte Neigung zur Liebe einflößt. Dies wird aber nicht geschehen, bevor sein Naturell auf tausenderlei Weise gebildet worden ist, als bis er, nach sorgfältigen Betrachtungen über seine eignen Gefühle und die, welche er an andern beobachtet, dahin kommt, seine einzelnen Begriffe unter der abstracten Idee „Menschheit" zu generalisiren und seine vereinzelten Neigungen mit denen zu vereinen, die ihn mit seiner Gattung verschmelzen können.

Sobald er der Zuneigung fähig wird, wird er sich auch derjenigen Andrer bewußt*) und eben deshalb aufmerksam auf die Zeichen dieser Anhänglichkeit. Seht ihr, welche neue Herrschaft ihr über ihn erlangen sollt? Welche Bande habt ihr um sein Herz geschlungen, ehe er es gewahrte! Was wird er nicht fühlen, wenn er die Augen auf sich selbst richtet und sieht, was ihr für ihn gethan habt; wenn er sich mit andern Jünglingen seines Alters und euch mit andern Erziehern vergleichen kann! Ich sage, wenn er es sieht, denn hütet euch wohl, es ihm zu sagen. Wenn ihr es ihm sagt, wird er es nicht mehr sehen. Wenn ihr von ihm Gehorsam verlangt für die Sorgfalt, die ihr ihm gewidmet habt, so wird er glauben, ihr wolltet ihn übervortheilen. Er wird sich sagen, daß ihr nur vorgegeben, ihm eine freie Verpflichtung aufzulegen, daß ihr aber in der That darnach getrachtet, ihn mit einer Schuld zu belasten und durch einen Vertrag zu binden, zu welchem er nie seine Zustimmung gegeben habe. Vergebens werdet ihr hinzufügen, daß Alles, was ihr von ihm verlangt, nur zu seinem eignen Besten sei. Ihr stellt doch eben eine Forderung, und diese Forderung gründet sich auf etwas, was ihr ohne seine Zustimmung gethan habt. Wenn ein Unglücklicher Geld nimmt, das man ihm zu schenken vorgiebt, und sich nachher, gegen seinen Willen, als Angeworbner sieht, so schreit ihr über solches Unrecht; seid ihr aber nicht noch ungerechter, wenn ihr von eurem Zöglinge den Lohn für eine Sorgfalt verlangt, zu welcher er niemals zugestimmt?

Die Undankbarkeit würde viel seltner sein, wenn die Wohlthaten auf Wucher nicht so häufig wären. Daß man den liebt, der uns Gutes erwiesen, ist ein so natürliches Gefühl! Die Undankbarkeit liegt nicht im Herzen des Menschen, wohl aber der Eigennutz. Es giebt weniger verpflichtete Undankbare, als eigennützige Wohlthäter. Verhandelt ihr mir eure Wohlthaten, so werde ich um den Preis feilschen. Stellt ihr euch aber, als schenktet ihr, um hernach nach eurem Belieben zu verkaufen, so übt ihr Betrug. Nur das freiwillige Geschenk ist unschätzbar.

---

*) Die Zuneigung kann einer Erwiederung entbehren, die Freundschaft aber nie. Sie ist ein Austausch, ein Vertrag wie jeder andre, aber der heiligste von allen. Für das Wort Freund giebt es kein andres entsprechendes als es selbst. Jeder Mensch, der nicht der Freund seines Freundes ist, ist sicherlich ein Betrüger. Denn nur dadurch, daß man Freundschaft erweist oder zu erweisen vorgiebt, kann man Freundschaft erwerben.

Das Herz empfängt sein Gesetz nur von sich selbst; will man es fesseln, so verliert man es; nur dadurch, daß man es frei läßt, wird es gefesselt.

Wenn der Fischer den Köder auswirft, so kommt der Fisch und bleibt ohne Argwohn in der Nähe. Wenn er aber, von dem unter der Lockspeise verborgnen Angelhaken gefangen, fühlt, daß die Schnur zurückgezogen wird, sucht er zu entfliehen. Ist der Fischer der Wohlthäter, der Fisch der Undankbare? Sieht man je, daß ein Mensch, der von seinem Wohlthäter vergessen wird, auch ihn vergißt? Im Gegentheil, er spricht beständig von ihm und kann nur mit Liebe seiner gedenken. Mit welcher innern Befriedigung genügt er seiner Dankbarkeit, wenn er eine Gelegenheit findet, seinem Wohlthäter durch irgend einen unerwarteten Dienst zu zeigen, daß er sich der ihm erwiesenen Dienste erinnert. Mit welcher süßen Freude giebt er sich ihm wieder zu erkennen, mit welchem Entzücken sagt er ihm: „Jetzt ist meine Zeit gekommen." Wahrlich, dies ist die Stimme der Natur. Nie hat noch ein wahrer Wohlthäter einen Undankbaren gemacht.

Wenn die Dankbarkeit also ein natürliches Gefühl ist und ihr die Wirkung derselben nicht durch eure Schuld zerstört, so seid versichert, daß euer Zögling, sobald er den Werth eurer Sorgfalt einzusehen beginnt, auch dafür erkenntlich sein wird, vorausgesetzt, daß ihr den Preis für dieselbe nicht selbst bestimmt; und daß sie euch in seinem Herzen eine Autorität geben werden, die nichts zu zerstören vermag. Ehe ihr jedoch dieses Vortheils gehörig versichert seid, hütet euch wohl, daß ihr euch desselben beraubt, indem ihr euch ein Gewicht über ihn zu verschaffen sucht. Ihm eure Dienste preisen, heißt sie ihm unerträglich machen; sie vergessen, heißt sie ihm ins Gedächtniß rufen. Bis die Zeit gekommen, daß er als Mann zu behandeln ist, darf nie die Rede davon sein, was er euch verdankt, sondern nur von dem, was er sich verdankt. Um ihn lenksam zu machen, laßt ihm ungeschmälert seine Freiheit; entzieht euch ihm, damit er euch suche. Erhebt sein Gemüth zum edlen Gefühle der Dankbarkeit, indem ihr einzig von seinem eignen Interesse redet. Ich forderte, daß man ihm nie sage, was man für sein Wohl gethan hat, ehe er im Stande ist, es zu verstehen. Aus solcher Rede würde er nur eure Abhängigkeit ersehen und euch als seinen Diener betrachtet haben. Jetzt aber, wo er zu fühlen beginnt, was Liebe ist, empfindet er auch, welch süßes Band einen Menschen an den knüpft, den er liebt. Und in dem Eifer, der euch unaufhörlich mit ihm beschäftigen läßt, sieht er nicht mehr die Anhänglichkeit eines Sclaven, sondern die Liebe eines Freundes.

Denn nichts hat ein größeres Gewicht auf das Menschenherz, als die Stimme gehörig erkannter Freundschaft; denn man weiß, daß sie stets nur in unsrem Interesse zu uns spricht. Man kann wohl glauben, daß ein Freund sich täuscht, aber nicht, daß er uns täuschen will. Bisweilen wohl widerstrebt man seinen Rathschlägen, nie aber verachtet man sie.

Endlich sind wir bei der moralischen Ordnung angekommen: wir haben soeben einen zweiten Schritt des Mannes gethan. Wenn hier der Ort dazu wäre, so würde ich zu zeigen versuchen, wie die ersten Regungen des Herzens zuerst die Stimme des Gewissens erwecken und wie die Gefühle der Liebe und des Hasses die ersten Begriffe von Gut und Böse erzeugen. Ich würde ersichtlich machen, daß Gerechtigkeit und Güte nicht bloß abstrakte Worte, nicht rein durch den Verstand erzeugte moralische Gebilde sind, sondern wahrhafte Gefühle der durch die Vernunft erleuchteten Seele, Gefühle, die nur ein geordneter Fortschritt unsres ursprünglichen Wohlwollens sind. Ich würde zeigen, daß durch die Vernunft allein und unabhängig vom Gewissen, kein natürliches Gesetz aufgestellt werden kann und daß das ganze Naturrecht nur ein Hirngespinnst ist, wenn es nicht auf ein natürliches Bedürfniß des Menschenherzens gegründet ist*). Doch ich denke, daß ich hier weder metaphysische

*) Selbst das Gebot, gegen Andre so zu handeln, wie wir wollen, daß sie gegen uns handeln, hat seine wahre Begründung im Gewissen und im Gefühl. Denn wo ist der genaue Grund, daß ich, wie ich bin, so handlen soll, als ob ich ein Andrer wäre, besonders wenn ich die moralische Gewißheit habe, daß ich mich niemals im gleichen Falle befinden werde? Und wer steht mir dafür, daß, wenn ich jenen Grundsatz aufs treuste befolge, man ihn auch ebenso gegen mich befolgt? Der Schlechte zieht aus der Rechtschaffenheit des Rechtlichen und aus seinem eignen Unrecht Vortheil. Er ist es sehr wohl zufrieden, wenn alle Welt außer ihm rechtschaffen ist. Dieser Vertrag ist, was man auch sagen mag, für die Guten nicht eben sehr vortheilhaft. Aber wenn die Kraft eines weiten Herzens mich mit meinem Nebenmenschen identificirt, und ich mich sozusagen in ihm wiederfinde, so will ich ihn nicht leiden sehen, um selbst nicht zu leiden. Ich nehme Antheil an ihm aus Selbstliebe, und der Grund des Gebotes liegt in der Natur selbst, welche mir das Verlangen nach Wohlsein einflößt, wo ich mich auch immer seiend fühle. Hieraus schließe ich, daß es nicht wahr ist, daß die Vorschriften des Naturgesetzes allein in der Vernunft begründet sind. Sie haben einen festern und sichrern Grund. Die aus der Selbstliebe stammende Nächstenliebe ist das Princip der menschlichen Gerechtigkeit. Die Summe der ganzen Moral ist im Evangelium in der Summe des Gesetzes gegeben.

und moralische Abhandlungen, noch Lehrgänge irgend welcher Art zu schreiben habe. Es genügt mir, die Ordnung und die Fortschritte unsrer Gefühle und der auf unsren Zustand bezüglichen Kenntnisse zu bezeichnen. Andre werden vielleicht das auseinandersetzen, was ich hier nur andeute.

Da mein Emil bis jetzt nur sich selbst beachtet hat, so wird der erste Blick, den er auf seine Mitmenschen wirft, ihn veranlassen, sich mit ihnen zu vergleichen. Das erste Gefühl aber, welches dieser Vergleich in ihm erregt, ist das Verlangen, die erste Stelle einzunehmen. Hier ist der Punkt, wo die Selbstliebe sich in Eigenliebe verwandelt, und wo sich alle Leidenschaften zu erzeugen beginnen, die mit letzterer zusammenhangen. Um aber entscheiden zu können, ob diejenigen jener Leidenschaften, welche in seinem Charakter zur Herrschaft kommen, menschlich und sanft, oder grausam und bösartig, ob es die Leidenschaften des Wohlwollens und Erbarmens, oder des Neides und der Begierde sein werden, muß er wissen, an welche Stelle unter den Menschen er sich zu versetzen hat, und welcher Art die Hindernisse sein werden, die er möglicherweise überwinden muß, um diejenige zu erlangen, die er einnehmen will.

Um ihn bei dieser Untersuchung zu leiten, muß man ihm die Menschen, die er zuvor nur nach den der Gattung gemeinsamen Eigenschaften kennen gelernt hat, jetzt in ihren Verschiedenheiten zeigen. Hier kommt es an das Maß der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit und das Gemälde der ganzen bürgerlichen Ordnung.

Man muß die Gesellschaft im Menschen, und den Menschen in der Gesellschaft studieren. Diejenigen, welche die Politik und Moral abgetrennt behandeln wollten, würden niemals eine von beiden begreifen. Hält man sich zuerst an die ursprünglichen Verhältnisse, so sieht man, wie die Menschen von ihnen beeinflußt, und welche Leidenschaften aus ihnen erzeugt werden müssen. Man sieht, wie mit dem Fortschreiten der Leidenschaften diese Verhältnisse sich vervielfachen und beschränken. Es ist weniger die Kraft der Arme als die Mäßigung der Herzen, welche die Menschen unabhängig und frei macht. Wer wenig begehrt, hält sich an Wenige. Aber weil wir beständig unsre eitlen Wünsche mit unsren physischen Bedürfnissen verwechseln, so haben diejenigen, welche letztere als den Grund der menschlichen Gesellschaft betrachtet haben, beständig die Wirkungen als die Ursachen angesehen und sind in all ihren Schlußfolgerungen auf Irrthümer gerathen.

Es giebt in der That im Naturzustande eine wirkliche und unzerstörbare Gleichheit, weil unmöglich in diesem Zustande der bloße Unter-

schied zwischen Mensch und Mensch groß genug sein kann, um den einen vom andern abhängig zu machen. Im bürgerlichen Zustande giebt es nur eine erträumte, eitle Rechtsgleichheit, weil die zu ihrer Erhaltung bestimmten Mittel selbst dazu dienen, sie zu zerstören, und die dem Stärkern zur Unterdrückung des Schwachen verliehene öffentliche Gewalt das Gleichgewicht aufhebt, welches die Natur unter ihnen gesetzt hat.*) Aus diesem ersten Widerspruche entspringen alle diejenigen, welche man in der bürgerlichen Ordnung zwischen Schein und Wirklichkeit bemerkt. Immer wird die Menge einer kleinen Zahl, und das allgemeine Interesse dem Sonderinteresse geopfert werden; immer werden jene Namen scheinbarer Gerechtigkeit und Untergebung als Werkzeuge der Gewalt und als Waffen empörender Ungerechtigkeit dienen. Hieraus folgt, daß die bevorzugten Stände, welche behaupten Andern nützlich zu sein, in der That nur sich selbst auf Kosten Andrer nützlich sind. Hieraus aber ist die Hochachtung zu ermessen, die ihnen nach Recht und Vernunft gebührt. Es bleibt noch zu erwägen, ob der Rang, den sie sich beigelegt, wirklich dem Glücke derer, die ihn einnehmen, so günstig ist, um zu wissen, wie ein Jeder über sein eignes Geschick zu urtheilen hat. Das ist die Untersuchung, die jetzt von Wichtigkeit für uns ist. Um sie gründlich anstellen zu können, müssen wir vorerst das menschliche Herz kennen lernen.

Wenn es sich nur darum handelte, die Jünglinge den Menschen in seiner Maske sehen zu lassen, so würde man ihnen denselben gar nicht zu zeigen brauchen, da sie ihn allezeit mehr als nöthig sehen würden. Weil aber die Maske nicht der Mensch ist, und sein Anstrich sie nicht irre führen soll, so malt ihnen den Menschen so, wie er ist, nicht damit sie ihn hassen, sondern damit sie ihn bemitleiden und ihm nicht gleich werden wollen. Das ist nach meiner Ansicht das am besten verstandne Gefühl, welches der Mensch von seinem Geschlechte haben kann.

Nach diesem Gesichtspunkte müssen wir jetzt einen dem bisher verfolgten ganz entgegengesetzten Weg einschlagen und den Jüngling vielmehr durch die Erfahrung eines Andern, als durch seine eigne unterrichten. Wenn die Menschen ihn hintergehen, so wird er sie hassen; wenn er aber, von ihnen geachtet, sieht, wie sie sich wechselseitig hinter-

*) Es liegt im allgemeinen Geiste der Gesetze aller Länder, den Starken gegen den Schwachen, und den Besitzenden vor dem, der nichts hat, zu begünstigen. Dieses Uebel ist unvermeidlich und ohne Ausnahme.

gehen, so wird er sie bemitleiden. Das Schauspiel der Welt, sagt Pythagoras, gleicht dem der olympischen Spiele: die Einen schlagen ihre Buden auf und denken nur daran zu verdienen; die Andern setzen ihr Leben daran und suchen den Ruhm; noch Andre begnügen sich den Spielen zuzusehen, und das sind nicht gerade die schlechtesten.

Ich möchte, daß man die Gesellschaft eines Jünglings so wählen könnte, daß er von allen denen, die mit ihm leben, eine gute Meinung haben müßte, während man ihn die Welt so vortrefflich kennen lehrte, daß er von Allem, was in ihr vorgeht, schlecht dächte. Er müßte wissen, daß der Mensch von Natur gut ist, er müßte es fühlen, müßte von sich auf seinen Nächsten schließen; müßte aber erkennen, wie ihn die Gesellschaft verdirbt und verschlechtert und in ihren Vorurtheilen die Quelle all seiner Laster finden. Er müßte jeden Einzelnen schätzen, die Menge aber verachten lernen. Er müßte sehen, wie alle Menschen beinahe dieselbe Maske tragen, aber auch wissen, daß es ein Antlitz giebt, welches schöner ist als die Maske, die es bedeckt.

Man muß zugestehen, daß diese Methode ihre Unbequemlichkeiten hat und in ihrer Ausführung nicht leicht ist. Denn wenn der Jüngling allzufrüh geübt wird, Andre zu beobachten und ihren Handlungen allzutief nachzuspüren, so macht man ihn schmähsüchtig und satirisch, absprechend und vorschnell im Urtheil. Er wird sich ein häßliches Vergnügen daraus machen, für Alles eine schlechte Auslegung zu suchen und nirgends etwas Gutes zu sehen, selbst nicht in dem, was gut ist. Er wird sich wenigstens an das Schauspiel des Lasters gewöhnen und die Bösen ohne Schrecken sehen, wie man sich gewöhnt, die Unglücklichen zu sehen ohne Mitleid. Bald wird ihm die allgemeine Verkehrtheit weniger zur Lehre als zur Entschuldigung dienen. Er wird sich sagen, daß, wenn die Menschen so sind, er nicht anders sein zu wollen braucht.

Wolltet ihr ihn dagegen nach einem Princip unterrichten und ihm mit der Kenntniß der Natur des Menschenherzens zugleich die der äußern Ursachen geben, welche unsre Neigungen in Laster verwandeln; wolltet ihr ihn plötzlich aus der Sinnenwelt in die intellektuelle Welt versetzen, so würdet ihr nach einer Metaphysik verfahren, welche er gar nicht zu begreifen im Stande ist. Ihr würdet in den bisher so sorgfältig vermiedenen Fehler verfallen, ihm einen Unterricht zu ertheilen, der nur ein Unterricht zu sein scheint, und in seinem Geiste die Erfahrung und Autorität des Lehrers an Stelle eigner Erfahrung und der Entwicklung seiner Vernunft zu setzen.

Um diese beiden Hindernisse zugleich zu beseitigen, und das Menschenherz in den Bereich seiner Kenntnisse bringen zu können ohne das seine zu verderben, möchte ich ihm die Menschen von ferne zeigen, möchte sie ihm in andern Zeiten und an andern Orten zeigen, und so, daß er die Scene zu sehen vermöchte, ohne jemals in ihr handelnd auftreten zu können. Hier kommt nun der Zeitpunkt für die Geschichte. Durch sie soll er in den Menschenherzen lesen ohne die lehrende Zuthat der Philosophie; durch sie soll er sie erkennen, als einfacher Zuschauer, ohne Interesse und ohne Leidenschaft, als ihr Richter, nicht als ihr Mitschuldiger oder Ankläger.

Um die Menschen kennen zu lernen, muß man sie handeln sehen. In der Welt hört man sie nur sprechen; sie zeigen ihre Reden und verbergen ihre Handlungen. Aber in der Geschichte stehen sie entschleiert da, und man beurtheilt sie nach ihren Thaten. Selbst ihre Aeußerungen dienen dazu, daß man sie würdigen kann. Denn indem man das, was sie sagen, mit dem vergleicht, was sie thun, so sieht man zugleich, was sie wirklich sind und was sie scheinen wollen. Je mehr sie sich verstellen, desto besser erkennt man sie.

Unglücklicherweise hat dieses Studium seine Gefahren und Mängel mannigfacher Art. Es ist schwer, sich auf einen Standpunkt zu versetzen, von dem man seines Gleichen mit Billigkeit beurtheilen kann. Einer der großen Uebelstände der Geschichte ist der, daß sie die Menschen mehr von ihren schlechten als von ihren guten Seiten zeichnet. Denn nur die Revolutionen, die Katastrophen sind von Interesse; so lange ein Volk in der Ruhe eines friedlichen Regiments wächst und gedeiht, weiß sie nichts von ihm zu sagen. Erst dann beginnt sie von ihm zu sprechen, wenn es, sich selbst nicht mehr genügend, sich in die Angelegenheiten des Nachbars mischt oder diesen sich in die seinigen einmischen läßt. Sie macht es erst dann berühmt, wenn es schon seinem Verfalle naht. Alle unsre Geschichtschreiber beginnen, wo sie endigen sollten. Wir kennen ganz genau die Geschichte derjenigen Völker, welche sich vernichten; aber die der wachsenden Völker fehlt uns. Denn diese sind so glücklich und weise, daß es über sie nichts zu sagen giebt. Und in der That sehen wir, wie selbst in unsrer Zeit von den besten Regierungen am wenigsten gesprochen wird. Wir kennen also nur das Schlechte, denn das Gute macht schwerlich Epoche. Nur die Schlechten sind berühmt, die Guten werden vergessen oder lächerlich gemacht. Daher kommt es, daß die Geschichte, wie die Philosophie, unaufhörlich die Menschheit verleumdet.

Hierzu kommt noch, daß die in der Geschichte beschriebenen Thatsachen keineswegs das treue Gemälde der Thatsachen sind, wie sie sich ereignet haben. Sie verändern ihre Gestalt im Kopfe des Geschichtsschreibers, formen sich nach seinem Interesse und nehmen die Färbung seiner Vorurtheile an. Wer vermöchte wohl einen Lehrer so genau an den Ort der Handlung zu versetzen, daß er einen Vorgang wirklich so vor sich sähe, wie er sich ereignet hat? Unwissenheit oder Parteilichkeit entstellen Alles. Welch verschiedenes Ansehen kann man einer historischen Thatsache geben, ohne sie selbst zu verändern, nur indem man die auf sie bezüglichen Umstände vergrößert oder verkleinert. Bringt man denselben Gegenstand unter verschiedene Gesichtspunkte, so erscheint er kaum als derselbe, und doch hat nur das Auge des Betrachtenden seine Stellung geändert. Genügt es, um der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn man eine wahre Thatsache berichtet, sie aber anders erscheinen läßt, als sie sich zugetragen hat? Wie oft hat ein Baum mehr oder weniger, ein Fels zur Rechten oder zur Linken, eine vom Wind erregte Staubwolke eine Schlacht entschieden, ohne daß es Jemand gewahrte! Hindert dies aber den Geschichtsschreiber, daß er euch die Ursache der Niederlage oder des Sieges mit solcher Gewißheit erzählt, als wenn er dabei gewesen sei? Und was verschlagen mich die Thatsachen an sich, wenn mir ihr Grund unbekannt bleibt? Welche Lehren kann ich aus einem Vorgange ziehen, dessen wahre Ursache ich nicht kenne? Der Geschichtsschreiber giebt mir zwar eine, aber er erdichtet sie. Und die Kritik selbst, von der man so viel Geräusch macht, ist nur die Kunst zu muthmaßen, die Kunst, aus mehreren Lügen diejenige auszuwählen, welche der Wahrheit am ähnlichsten sieht.

Habt ihr wohl jemals die „Kleopatra“ oder „Kassandra“[2]) oder ein anderes Buch dieser Art gelesen? Der Verfasser wählt eine bekannte Begebenheit legt sie sich nach seinen Ansichten zurecht, schmückt sie mit Einzelheiten eigner Erfindung aus, mit Personen, die nie existirt haben, und Charakteren seiner Phantasie, häuft Dichtung auf Dichtung, um seine Lektüre anziehend zu machen. Ich sehe wenig Unterschied zwischen diesen Romanen und eurer Geschichte, außer dem, daß der Romonschriftsteller sich mehr seiner eignen Phantasie überläßt, während der Geschichtsschreiber sich mehr der eines Andern unterwirft. Man könnte noch hinzusetzen, daß der erstere sich einen moralischen Zweck, sei es einen guten oder schlechten, vorsetzt, um was der letztere sich wenig bekümmert.

Man wird mir entgegnen, daß die Treue der Geschichte weniger fesselt, als die Wahrheit der Sitten und Charaktere. Wenn nur das Menschenherz richtig gezeichnet sei, so komme wenig darauf an, ob die Thatsachen wahrheitsgetreu erzählt seien. „Was kümmern uns überdies Begebenheiten“, fügt man hinzu, „die sich vor zweitausend Jahren ereignet haben?“ Man hat Recht, wenn die Zeichnungen wirklich nach der Natur entworfen sind. Wenn aber das Meiste sein Modell nur in der Einbildung des Geschichtsschreibers hat, heißt das dann nicht in den Fehler verfallen, den man zu vermeiden suchte, und der Autorität der Schriftsteller das verleihen, was man der des Lehrers nehmen will? Wenn mein Schüler nur Phantasiegemälde sehen soll, so will ich lieber, daß sie mit meiner eignen Hand als mit der eines Andern gezeichnet sind; sie werden dann wenigstens besser für ihn geeignet sein.

Die schlimmsten Geschichtsschreiber für den Jüngling sind die, welche beurtheilen. Thatsachen, Thatsachen gebt ihm und laßt sie ihn selbst beurtheilen! Nur so lernt er die Menschen kennen. Wenn das Urtheil des Verfassers ihn unaufhörlich leitet, so sieht er nur mit dem Auge eines Andern; und wenn ihm dies Auge fehlt, dann sieht er gar nichts mehr.

Die neuere Geschichte lasse ich bei Seite, nicht bloß, weil sie keinen Charakter mehr hat und unsre Menschen sich alle gleich sehen, sondern auch weil die Geschichtschreiber, einzig darauf bedacht zu glänzen, ihren Gemälden nur möglichst viel Colorit zu geben versuchen und zu wenig wirkliche Gestalten zeichnen*). Im Allgemeinen malen die Alten weniger, mischen weniger sprühenden Geist (esprit) und mehr Sinn (sens) in ihre Urtheile. Aber auch unter ihnen hat man noch sorgfältig zu wählen, und anfangs die einfachern denen mit reichem Urtheil vorzuziehen. Ich möchte einem Jünglinge weder Polybius noch Sallust in die Hand geben. Tacitus ist ein Buch für Greise, Jünglinge können es nicht verstehen. Man muß erst lernen in den menschlichen Handlungen die Hauptzüge des Menschenherzens zu erkennen, ehe man seine Tiefen ergründen will. Man muß erst gehörig in den Thatsachen zu lesen verstehen, ehe man in den Grundsätzen liest. Das Philosophiren mit Grundsätzen setzt Erfahrung voraus. Die Jugend aber soll gar

---

*) So Davila, Guicciardin, Strada, Solis, Machiavel, und bisweilen selbst de Thou. Vertot ist beinahe der einzige, welcher zu zeichnen versteht, ohne Gemälde zu entwerfen[3]).

nicht generalisiren, ihr ganzer Unterricht soll in einzelnen Vorschriften bestehen.

Tucydides ist meiner Meinung nach das wahre Muster eines Geschichtsschreibers. Er erzählt einfach die Thatsachen, ohne sie zu beurtheilen, übergeht aber keinen Umstand, der geeignet ist, uns zu eignem Urtheile zu veranlassen. Alles, was er erzählt, stellt er dem Leser vor Augen; weit entfernt sich zwischen die Begebenheiten und den Leser zu drängen, tritt er vielmehr ganz zurück. Man glaubt nicht zu lesen, man glaubt zu sehen. Unglücklicherweise erzählt er beständig vom Kriege, und man findet in seinen Berichten beinahe nur das am wenigsten Lehrreiche in der Welt, nämlich Schlachten. Der Rückzug der Zehntausend und Cäsars Commentare haben beinahe dieselben Vorzüge und denselben Fehler. Der gute Herodot, ohne Malerei, ohne Maximen, aber fließend, naiv, voll von den interessantesten und gefälligsten Einzelheiten, würde vielleicht der beste Geschichtsschreiber sein, wenn eben dieselben Einzelnheiten nicht oft in kindische Einfalt ausarteten, die geeigneter ist, den Geschmack des Jünglings zu verderben, als ihn zu bilden. Um ihn lesen zu können, bedarf es schon der Unterscheidung. Ich sage nichts über Titus Livius; er wird noch an die Reihe kommen. Aber er ist Politiker, ist Redner, ist Alles, was für dieses Alter nicht paßt.

Die Geschichtschreibung im Allgemeinen ist deshalb so mangelhaft, weil sie nur auffallende, hervortretende Thatsachen berichtet, die man durch Namen, Orte und Jahreszahlen feststellen kann; aber die in der Stille fortschreitenden Ursachen können nicht auf gleiche Weise aufgewiesen werden und bleiben daher unbekannt. Oft findet man in einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht die Ursachen einer Revolution, welche doch schon vor dieser Schlacht unvermeidlich geworden war. Der Krieg thut nichts weiter, als daß er Vorgänge offenbart, die durch moralische Ursachen, welche der Geschichtschreiber selten zu sehen vermag, schon entschieden sind.

Der philosophische Geist hat zwar die Betrachtungen mehrerer Schriftsteller unsres Jahrhunderts auf diesen Punkt gelenkt; aber ich zweifle, daß die Wahrheit durch ihre Arbeit gewinnt. Die System-Wuth hat sich Aller bemächtigt, und keiner sucht die Dinge zu sehen, wie sie sind, sondern wie sie in sein System hineinpassen.

Zu alledem kommt noch, daß die Geschichte weit mehr Handlungen als Menschen darstellt, da sie diese nur in bestimmten ausgewählten

Momenten und in ihren Paradegewändern vorführt. Sie stellt nur den öffentlichen Menschen vor Augen, der sich darauf gerüstet hat, gesehen zu werden. Sie folgt ihm nicht in sein Haus, in seine Kammer, in seine Familie, in den Kreis seiner Freunde; sie schildert ihn nur, wenn er sich vorstellt; es ist vielmehr sein Kleid, als seine Person, das sie uns zeigt.

Für das Anfangs-Studium des Menschenherzens möchte ich die Lectüre besondrer Lebensbeschreibungen vorziehen. Denn dann mag sich der Mensch verstecken wie er will, der Geschichtsschreiber folgt ihm überall. Er läßt ihm keinen Augenblick Ruhe, keinen Winkel, um dem spähenden Auge des Zuschauers sich zu entziehen, und wenn er sich am besten verborgen glaubt, wird er am besten erkannt. „Von denen, welche Biographien schreiben," sagt Montaigne, „erscheinen mir diejenigen die geeignetsten, welche mehr Gefallen an den Entschlüssen und Berathungen als an den Vorgängen selbst finden, welche mehr die Innenwelt als die Außenwelt schildern, darum eben ist Plutarch mein Mann."

Allerdings ist der Geist einer versammelten Menge oder eines Volkes sehr verschieden vom Charakter eines besondern Menschen, und man würde das Menschenherz nur sehr unvollkommen kennen, wenn man es nicht auch in der Menge prüfte. Aber es ist nicht weniger wahr, daß man damit beginnen muß, den Menschen zu studiren, um die Menschen zu beurtheilen, und daß derjenige, welcher die Neigungen eines jeden Einzelnen genau kennt, auch all ihre vereinten Wirkungen in einer großen Versammlung wird voraussehen können.

Ich muß aus den schon angegebenen Gründen hier noch einmal auf die Alten zurückkommen, um so mehr, als aus unsrer modernen Schreibweise all jene geringen, aber wahren und charakteristischen Einzelheiten des gewöhnlichen Lebens verbannt sind, und die Menschen somit von unsren Schriftstellern im Privatleben sowohl wie auf dem Schauplatz der Welt aufgeputzt werden. Der Anstand, der in den Schriften nicht weniger streng als in den Handlungen zu beobachten ist, gestattet nicht mehr öffentlich zu sagen, als er öffentlich zu thun erlaubt. Und da man so die Menschen nicht anders zeigen kann, als wenn sie sich präsentiren, so lernt man sie aus unsern Büchern nicht mehr kennen als auf unsern Theatern. Mag man immerhin das Leben der Könige schreiben und hundertmal wieder schreiben, wir werden keinen Sueton mehr bekommen.

Plutarch ist durch dieselben Einzelheiten ausgezeichnet, auf welche wir nicht einzugehen wagen. Er hat einen unnachahmlichen Reiz, große

Männer in Kleinigkeiten zu zeichnen, und ist so glücklich in der Wahl dieser Züge, daß oft ein Wort, ein Lächeln, eine Geberde genügt, um seinen Helden zu charakterisiren. Mit einem scherzenden Worte richtet Hannibal sein niedergeschlagnes Heer auf und bewirkt damit, daß es lachend in die Schlacht zieht, die ihm Italien erobert. Agesilaus, auf einem Stocke reitend, macht mir den Besieger des großen Königs liebenswürdig. Indem Cäsar durch ein armes Dorf kommt und mit seinen Freunden vertraulich plaudert, verräth er uns den Schelm, der versichert hatte, er wolle nur dem Pompejus gleich stehen. Alexander nimmt eine Arznei, ohne ein einziges Wort zu sagen: es ist der schönste Augenblick seines Lebens. Aristides schreibt seinen eignen Namen auf die Scherbe und rechtfertigt somit seinen Beinamen. Philopömen legt seinen Mantel ab und spaltet in der Küche seines Wirthes Holz — dies ist die wahre Kunst zu zeichnen. Die Physiognomie zeigt sich nicht in großen Zügen und der Charakter nicht in großen Handlungen: in Kleinigkeiten nur offenbart sich des Menschen wahres Wesen. Die öffentlichen Angelegenheiten sind zu allgemein oder zu gekünstelt, und doch sind sie es beinahe allein, mit denen die moderne Würde unsren Schriftstellern sich zu beschäftigen gestattet.

Einer der größten Männer des verflossnen Jahrhunderts war unstreitig Türenne. Man hat den Muth gehabt seine Lebensbeschreibung durch Einzelheiten, welche ihn uns kennen und lieben lehren, anziehend zu machen. Aber wie Vieles hat man unterdrücken müssen, was dazu gedient hätte, ihn uns noch liebenswürdiger zu machen. Ich will nur einen Zug hier anführen, den ich aus guter Quelle habe, welchen Plutarch nicht übergangen haben würde, den aber Ramsay weggelassen hätte, selbst wenn er ihm bekannt gewesen wäre.

An einem sehr heißen Sommertage lag der Vicomte Türenne in kurzer weißer Jacke und Mütze in einem Fenster seines Vorzimmers. So trifft ihn einer seiner Leute, der durch den Anzug getäuscht, ihn für einen Küchengehülfen hält, mit dem er nahe bekannt ist. Er nähert sich ihm leise von hinten und giebt ihm mit seiner nicht eben zarten Hand einen Schlag auf das Gesäß. Sofort wendet sich der Geschlagene um, und der Bediente sieht mit Zittern das Gesicht seines Herrn. Ganz vernichtet stürzt er sich ihm zu Füßen: „Gnädigster Herr, ich glaubte, es sei der Georg.“ . . „Und wenn es Georg gewesen wäre,“ rief Türenne, sich den Hintern reibend, „so hättest du doch nicht so stark schlagen dürfen.“ Das ist also etwas, was ihr nicht zu erzählen wagt, ihr

Elenden! Nun, so seid allezeit unnatürlich und herzlos. Härtet, stählt eure eisernen Herzen in eurer elenden Schicklichkeit! Macht euch um eurer Würde willen verächtlich! Du aber, guter Jüngling, der du diesen Zug liesest und mit Rührung die ganze Sanftmuth einer Seele empfindest, die sich selbst in der ersten Aufwallung zeigt, lies auch die unbedeutendsten Umstände aus dem Leben dieses großen Mannes, bis zu denen, die von seiner Geburt und seinem Namen handeln. Bedenke, daß dies derselbe Türenne ist, der überall seinem Neffen den Vortritt ließ, damit man in diesem Kinde sogleich das Haupt eines fürstlichen Hauses erkenne. Stelle diese Gegensätze zusammen, liebe die Natur, verachte die Meinung, und erkenne den Menschen.

Es giebt nur sehr Wenige, welche im Stande sind, die Wirkung zu begreifen, die eine so geleitete Lektüre auf den ganz neuen Geist eines Jünglings ausüben kann. Auf uns, die wir von Kindheit an an die Bücher gefesselt und gewöhnt worden sind ohne Nachdenken zu lesen, macht das, was wir lesen, um so weniger Eindruck, als wir schon in uns selbst die Leidenschaften und Vorurtheile hegen, von welchen die Geschichte und das Leben der Menschen voll ist, weil uns darum Alles, was sie thun, natürlich erscheint, da wir außerhalb der Natur stehen und Andre nur nach uns selbst beurtheilen. Man stelle sich aber einen Jüngling vor, der nach meinen Grundsätzen erzogen ist, man denke sich meinen Emil; achtzehn Jahre emsiger Sorgfalt haben nur den Zweck gehabt, ihm ein ungeschädigtes Urtheil und ein gesundes Herz zu bewahren. Man stelle sich ihn vor, wie der Vorhang vor ihm aufgeht und er seinen Blick zum erstenmale auf das Welttheater wirft, oder vielmehr hinter den Coulissen stehend die Schauspieler sich an- und auskleiden sieht, wie er die Stricke und Kloben zählt, deren grobes Blendwerk die Augen der Zuschauer täuscht. Der ersten Ueberraschung werden alsbald Gefühle der Scham und Verachtung seines Geschlechtes folgen. Es wird ihn empören, wenn er sieht, wie so die ganze Menschheit sich selbst zum Besten hat, sich zu solchen Kinderspielen herabwürdigt. Es wird ihn bekümmern, wenn er sieht, wie seine Mitbrüder um ihrer Träume willen sich zerfleischen und zu wilden Thieren werden, weil sie sich nicht begnügen konnten Menschen zu sein.

Wenn des Zöglings Lektüre nur mit einiger Vorsicht ausgewählt, wenn ihm nur einigermaßen die Betrachtungen vor Augen gestellt werden, die er anzustellen hat, so wird bei seinen natürlichen Neigungen sicherlich diese Uebung für ihn ein Lehrgang der praktischen Philosophie sein, der

gewiß besser und besser verstanden ist, als alle die eitlen Speculationen, mit denen man den Geist der Jünglinge in unsren Schulen verwirrt. Wenn Cineas, nachdem er die abenteuerlichen Pläne des Pyrrhus angehört, diesen fragt, welches wirkliche Gut ihm die Eroberung der Welt verschaffen werde, das er nicht auch ohne so viel Mühe schon jetzt genießen könne, so sehen wir darin nur einen geistreichen Einfall, den wir wieder vergessen. Emil aber wird darin eine höchst weise Betrachtung finden, welche er selbst sogleich angestellt hätte und welche sich nie aus seinem Gedächtnisse verwischen wird, weil kein Vorurtheil in ihm ihren Eindruck verhindern kann. Wenn er nun das Leben dieses Unsinnigen weiter liest und findet, daß all seine großen Pläne doch nur dazu führten, daß er von der Hand eines Weibes erschlagen wurde: so wird er, statt dieses angebliche Heldenthum zu bewundern, doch in all den Heldenthaten eines so großen Feldherrn, in all den Ränken eines so großen Staatsmannes nur ebenso viel Schritte sehen, um jenen unglücklichen Ziegel aufzusuchen, welcher seinem Leben und seinen Plänen durch einen entehrenden Tod ein Ende machen sollte.

Freilich sind nicht alle Eroberer getödtet worden, und die Unternehmungen nicht aller Usurpatoren sind gescheitert; manche werden den von gewöhnlichen Vorurtheilen befangnen Geistern glücklich erscheinen. Wer sich aber nicht durch den Schein beirren läßt und das Glück der Menschen nur nach ihrem Herzenszustande beurtheilt, wird eben in ihren Erfolgen ihr Unglück erkennen. Er wird sehen, wie mit ihrem Glücke ihre Begierden und nagenden Sorgen sich ausdehnen und wachsen; wie sie athemlos vorwärts stürmen, ohne je ihr Ziel zu erreichen. Sie werden ihm jenen unerfahrnen Reisenden gleich erscheinen, die, wenn sie zum erstenmale in die Alpen kommen, diese mit jedem Berge glauben übersteigen zu können, aber, wenn sie den ersten Gipfel erstiegen haben, mit Entmuthigung neue, höhere Berge vor sich sehen.

Nachdem Augustus seine Mitbürger unterworfen und seine Nebenbuhler vernichtet hatte, regierte er vierzig Jahre lang das größte Reich, das es gegeben hat. Aber verhütete all diese ungeheure Macht, daß er den Kopf gegen die Wand schlug und den weiten Palast mit seinem Geschrei erfüllte, mit dem er seine vernichteten Legionen von Varus zurückforderte? Und wenn er auch alle seine Feinde besiegt hätte, wozu würden ihm seine eitlen Triumphe gedient haben, so lange Sorgen jeder Art sich um ihn häuften, so lange seine theuersten Freunde ihm nach dem Leben trachteten und er dahin gebracht wurde, daß er die

Schande oder den Tod aller seiner Angehörigen beweinen mußte? Der Unglückliche wollte die Welt regieren und verstand nicht einmal sein Haus zu regieren. Und was folgte aus dieser Nachlässigkeit? Er sah in der Blüthe des Lebens seinen Neffen, seinen Adoptivsohn, seinen Schwiegersohn sterben. Sein Enkel kam so weit, daß er die Haare seines Bettes verschlang, um sein elendes Leben um einige Stunden zu verlängern. Seine Tochter und seine Enkelin starben, nachdem sie ihn mit ihrer Schande bedeckt, die eine in Elend und Hunger auf einer wüsten Insel, die andere im Kerker durch die Hand eines Schergen. Er selbst endlich, der letzte seiner unglücklichen Familie, ward durch sein eignes Weib dahin gebracht, sich ein Ungeheuer zum Nachfolger zu bestimmen. Das war das Geschick dieses Herrn der Welt, der so berühmt ist wegen seines Ruhmes und seines Glücks. Sollte man wohl glauben, daß einer seiner Bewunderer seinen Ruhm und sein Glück um den gleichen Preis erlangen möchte?

Ich habe den Ehrgeiz als Beispiel genommen; aber das Spiel aller menschlichen Leidenschaften bietet ähnliche Belehrungen für die, welche die Geschichte studiren wollen, um Selbstkenntniß und Weisheit auf Kosten der Todten zu erwerben. Die Zeit kommt jetzt, wo das Leben des Antonius dem Jünglinge eine näher liegende Belehrung bieten wird als das des Augustus. Emil wird in den fremden Gestalten, die während seines neuen Studiums ihm auffallen, sich nicht leicht wiedererkennen. Aber er wird die Täuschung der Leidenschaften zerstreuen, ehe sie sich noch in ihm erzeugen. Indem er sieht, daß sie zu allen Zeiten die Menschen blind gemacht haben, wird er zuvor lernen, auf welche Weise sie auch ihn blenden könnten, wenn er sich ihnen jemals überließe*). Dieser Unterricht, ich weiß es, ist wenig für ihn geeignet. Er mag für Emils Bedürfniß verspätet, ungenügend sein. Aber erinnert euch auch, daß es nicht eben das war, was ich aus diesem Studium gewinnen wollte. Im Anfang hatte ich einen andren Zweck. Und wenn dieser Zweck schlecht erreicht worden, so ist dies sicher die Schuld des Lehrers.

Bedenkt, daß, sobald die Eigenliebe entwickelt ist, sich unablässig das bezügliche Wort Ich ins Spiel mischt, und der Jüngling nie Andre

*) Immer sind es die Vorurtheile, welche den Sturm der Leidenschaften in unsrem Herzen aufregen. Wer nur das sieht, was ist, und nur das schätzt, was er kennt, geräth nicht mehr in Leidenschaft. Die Irrthümer unsrer Urtheile erzeugen die Gluth all unsrer Begierden.

beobachtet, ohne auf sich zurückzukommen und sich mit ihnen zu vergleichen. Nachdem er seine Mitmenschen geprüft hat, handelt es sich noch darum, welchen Rang er sich unter ihnen anweist. Bei der Weise, wie man die Jünglinge Geschichte lesen läßt, sehe ich, daß man sie so zu sagen in alle die Personen verwandelt, welche sie vor sich haben, daß man sich bemüht, sie bald zu einem Cicero, bald zu einem Trajan, bald zu einem Alexander zu machen; daß man sie entmuthigt, wenn sie in sich selbst zurückkehren; daß man ihnen Bedauern darüber einflößt, daß sie nur Sie selbst sind. Diese Methode hat gewisse Vortheile, die ich nicht bestreiten will. Aber wenn mein Emil bei seinen Vergleichungen ein einziges mal dahin käme, daß er lieber ein Andrer als er Selbst sein wollte, und wäre dieser Andre auch ein Sokrates, wäre es ein Cato, so wäre Alles verfehlt. Derjenige, welcher anfängt sich selbst fremd zu werden, wird bald sich ganz und gar vergessen.

Nicht die Philosophen sind es, welche den Menschen am besten kennen. Sie sehen ihn nur durch das Glas der Vorurtheile der Philosophie; und nirgends giebt es so viele als hier. Ein Wilder beurtheilt uns treffender als ein Philosoph. Dieser fühlt seine Laster, ist entrüstet über die unsren und sagt zu sich: „Wir sind allesammt Bösewichter." Der letztere betrachtet uns ohne Erregung und sagt: „Ihr seid Narren." Und er hat Recht. Denn Niemand thut das Böse um des Bösen willen. Mein Zögling ist ein solcher Wilder, nur mit dem Unterschiede, daß er mehr überlegt, mehr Ideen verglichen, unsre Irrthümer mehr in der Nähe gesehen hat, sich mehr vor sich selbst in Acht nimmt und nur über das urtheilt, was er kennt.

Unsre eignen Leidenschaften sind es, welche uns gegen die Andrer aufbringen. Unser eignes Interesse läßt uns die Schlechten hassen. Wenn sie uns nichts zu Leide thäten, würden wir für sie eher Mitleid als Haß empfinden. Das Böse, was die Schlechten uns zufügen, läßt uns das vergessen, was sie sich selber thun. Wir würden ihnen ihr Unrecht viel leichter verzeihen, wenn wir sehen könnten, wie ihr eignes Herz sie darum straft. Wir fühlen wohl die Beleidigung, sehen aber die Züchtigung nicht; die Vortheile sind offenbar, aber die Strafe ist innerlich. Wer die Früchte seiner Laster zu genießen glaubt, wird nicht weniger gequält, als wenn ihm nie etwas gelungen wäre. Der Gegenstand ist ein andrer, die Unruhe ist dieselbe. Mögen sie immerhin ihr Glück zeigen und ihr Herz verbergen, ihr Benehmen offenbart es ihnen zum Trotz; aber um es zu sehen, darf man kein gleiches haben.

Die Leidenschaften, an denen wir Antheil haben, verführen uns; diejenigen, welche unserm Interesse zuwider sind, empören uns. So tadeln wir mit einer aus jenem Interesse entspringenden Folgewidrigkeit an Andren das, was wir nachahmen möchten. Der Widerwille und die Täuschung sind unvermeidlich, wenn man gezwungen ist von einem andren Theile ein Unrecht zu leiden, was man auch gethan haben würde, wenn man an seiner Stelle gewesen wäre.

Was gehört also dazu, um die Menschen richtig zu beobachten? Ein großes Interesse, sie kennen zu lernen, eine hohe Unparteilichkeit im Urtheil, ein Herz, das empfänglich genug ist, um alle menschlichen Leidenschaften zu begreifen, und ruhig genug, um sie vermeiden zu können. Wenn es im Leben einen günstigen Augenblick für dieses Studium giebt, so ist es der, welchen ich für meinen Emil ausgewählt habe. Früher würden sie ihm noch fremd gewesen, später würde er ihnen gleich gewesen sein. Die Meinung, deren Spiel er vor sich sieht, hat noch gar keine Herrschaft über ihn erlangt; die Leidenschaften, deren Wirkung er fühlt, haben sein Herz noch nicht erregt. Er ist Mensch, er interessirt sich für seine Brüder; er ist billig, denn er beurtheilt seines Gleichen. Und sicherlich, wenn er sie richtig beurtheilt, dann mag er an keines Stelle sein. Denn da der Zweck aller der Qualen, die sie sich anthun, auf Vorurtheile gegründet ist, welche er nicht hat, so würde er ihm als in der Luft schwebend erscheinen. Alles, was er begehrt, liegt innerhalb seines Bereichs. Von wem sollte er abhängen, da er sich selbst genug, und frei von Vorurtheilen ist? Er hat zwei Arme, ist gesund*), mäßig und hat wenig Bedürfnisse, die er zu befriedigen vermag. Da er in der vollkommensten Freiheit aufgewachsen ist, so ist das größte Uebel, welches er kennt, die Knechtschaft. Er beklagt die elenden Könige, jene Sclaven Aller, die ihnen gehorchen; er beklagt jene falschen Weisen in den Fesseln ihrer eitlen Ehre, jene reichen Narren, die Märtyrer ihres Luxus. Er bedauert jene prunkenden Wollüstlinge, die ihr ganzes Leben der Langenweile opfern, um zu scheinen, als hätten sie Vergnügen. Er würde selbst den Feind bedauern, der ihm Böses zufügte, denn er würde in seinen Schlechtigkeiten sein Elend sehen. Er würde zu sich sagen: „Indem dieser Mensch sich's zum Bedürfniß

---

*) Ich glaube dreist seine Gesundheit und gute Constitution zu den Vortheilen zählen zu dürfen, welche er durch seine Erziehung erlangt hat, oder vielmehr zu denjenigen Geschenken der Natur, welche ihm seine Erziehung bewahrt hat.

machte, mir zu schaden, hat er sein Geschick von dem meinigen abhängig gemacht.

Noch einen Schritt, und wir sind am Ziele. Die Eigenliebe ist ein nützliches, aber gefährliches Werkzeug; oft verwundet es die Hand, die sich seiner bedient, und schafft selten etwas Gutes ohne ein Uebel. Wenn Emil den Rang beachtet, den er im Menschengeschlechte einnimmt, und wenn er sich so glücklich gestellt sieht, so wird er versucht sein, seiner Vernunft zuzuschreiben, was das Werk der euren ist, und seinem Verdienste zuzurechnen, was er seinem günstigen Geschicke verdankt. Er wird sich sagen: „Ich bin weise, und die Menschen sind Narren." Indem er sie bedauert, wird er sie verachten; indem er sich beglückwünscht, wird er sich um so höher schätzen. Er wird fühlen, daß er viel glücklicher ist, als sie, aber auch glauben, daß er dessen würdiger sei. Das ist der Irrthum, der am meisten zu fürchten ist, weil er sich am schwersten zerstören läßt. Bliebe er in diesem Zustande, so würde er wenig durch all unsre Sorgfalt gewonnen haben; und wenn ich zu wählen hätte, so wüßte ich nicht, ob ich nicht die Täuschung der Vorurtheile der des Hochmuths vorzöge.

Große Männer mißbrauchen ihr Uebergewicht nie; sie sehen und fühlen es und sind darum nicht weniger bescheiden. Je mehr sie besitzen, desto mehr erkennen sie, was ihnen noch fehlt. Sie sind weniger darauf eitel, daß sie so hoch über uns stehen, als demüthig im Gefühle ihres eignen Elends; und was die Güter anlangt, die sie ausschließlich besitzen, so sind sie viel zu verständig, um eitel auf ein Geschenk zu werden, das sie sich nicht selbst verdanken. Der Tugendhafte kann wohl auf seine Tugend stolz sein, denn sie ist sein Werk; worauf aber kann der Mann von Geist stolz sein? Was kann Racine dazu, daß er nicht Pradon ist? Was Boileau, daß er nicht Cotin ist[4])?

Hier ist es noch ein ganz andres Ding. Laßt uns immer in der gewöhnlichen Ordnung bleiben. Ich habe bei meinem Zöglinge weder ein außerordentliches Genie noch einen ganz verschlossenen Kopf vorausgesetzt. Ich habe ihn aus den gewöhnlichen Geistern ausgewählt, um zu zeigen, was die Erziehung über den Menschen vermag. Alle seltnen Fälle stehen außerhalb der Regel. Wenn also in Folge meiner Sorgfalt Emil seine Weise zu sein, zu sehen, zu fühlen, der andrer Menschen vorzieht, so hat er Recht. Wenn er sich aber darum für eine vollkommnere Natur, für glücklicher begabt hält als sie, so hat er Unrecht. Er täuscht sich, und er muß enttäuscht werden, oder man muß vielmehr dem

Irrthume zuvorkommen, aus Furcht, daß es in der Folge zu spät sein möchte, ihn zu zerstören.

Es giebt keine Thorheit, von welcher ein Mensch, der nicht geradezu Narr ist, geheilt werden könnte, mit Ausnahme der Eitelkeit. Diese aber heilt, wenn es überhaupt ein Heilmittel geben kann, nichts weiter, als die Erfahrung. Bei ihrer Entstehung wenigstens läßt sich ihr Wachsthum verhindern. Verliert euch also nicht in schöne Raisonnements, um dem Jünglinge zu beweisen, daß er ein Mensch ist, wie die andern, und denselben Schwächen unterworfen. Laßt es ihn fühlen, oder er wird es nie erkennen. Hier ist noch ein Ausnahmefall von meinen eignen Regeln, der nämlich, daß ich meinen Zögling absichtlich allen den Zufällen aussetze, die ihm beweisen können, daß er nicht weiser ist als wir. Das Abenteuer mit dem Taschenspieler würde sich auf tausendfache Art wiederholen. Ich würde ihn der Gewalt der Schmeichler überlassen. Wenn Unbesonnene ihn zu Ungereimtheiten verleiteten, so würde ich ihn Gefahr laufen lassen. Wenn ihn Gauner im Spiel angriffen, so würde ich ihn denselben überlassen, daß sie ihn betrögen *); ich würde zugeben, daß sie ihm schmeichelten, ihn rupften und ausplünderten. Und wenn sie ihn ausgezogen hätten und schließlich sich über ihn lustig machten, so würde ich ihnen noch in seiner Gegenwart für den Unterricht danken, den sie ihm so vortrefflich ertheilt hätten. Die einzigen Schlingen, vor denen ich ihn sorgfältig bewahren würde, wären die der Buhlerinnen. Die

*) Ueberdieß wird unser Zögling schwerlich in diese Falle gehen, er, den so viele Vergnügungen umgeben, er, der sich in seinem Leben nie gelangweilt hat und kaum weiß, wozu das Geld dient. Wenn freilich die beiden Triebfedern, mit denen man die Kinder leitet, der Eigennutz und die Eitelkeit sind, so werden in der Folge dieselben beiden Triebfedern dazu dienen, sie Buhlerinnen und Gaunern in die Hände zu spielen. Wenn ihr ihre Habsucht durch Preise und Belohnungen erregen seht, wenn ihr seht, wie man zehnjährigen Knaben bei öffentlichen Schulacten applaudirt, dann seht ihr auch, wie man es anfängt, daß sie in ihrem zwanzigsten Jahre im Spielhause um ihr Geld und an verrufnen Orten um ihre Gesundheit gebracht werden Man kann stets darauf wetten, daß der Gelehrteste seiner Klasse auch der größte Spieler und der größte Schwelger werden wird. Zwar können Mittel, deren man in der Kindheit sich nicht bediente, im Jünglingsalter nicht auf gleiche Weise mißbraucht werden. Aber man muß sich erinnern, daß es hier mein feststehender Grundsatz ist, immer den schlimmsten Fall anzunehmen. Ich suche zuerst dem Laster vorzubeugen, dann setze ich es voraus, um es heilen zu können.

einzige Behutsamkeit aber, die ich anwenden würde, wäre die, daß ich alle Gefahren, in die ich ihn gerathen, und allen Schimpf, den ich ihn erdulden ließe, mit ihm theilte. Ich würde Alles schweigend ertragen, ohne Klage, ohne Vorwurf, ohne ihm nur je ein einziges Wort darüber zu sagen. Und seid versichert, daß bei dieser streng durchgeführten Schonung Alles, was er mich erdulden sieht, auf sein Herz einen größern Eindruck machen wird, als was er selbst zu leiden hat.

Ich kann nicht umhin, hier die falsche Würde zu rügen, welche die Erzieher annehmen, um auf thörichte Art die Weisen zu spielen. Sie erniedrigen ihre Zöglinge, wollen sie beständig als Kinder behandeln und sich von ihnen in Allem, was sie sie thun lassen, unterscheiden. Statt so ihren jugendlichen Muth niederzubeugen, spart keine Mühe, ihren Geist zu erheben. Macht sie zu eures Gleichen, damit sie es werden; und wenn sie sich noch nicht bis zu eurer Höhe erheben können, so laßt euch ohne Scham und ohne Bedenken zu ihnen herab. Bedenkt, daß ihr eure Ehre nicht in euch, sondern in eurem Zöglinge zu suchen habt. Theilt seine Fehler, um sie zu verbessern; beladet euch mit seinem Schimpf, um ihn zu verwischen. Ahmt jenen braven Römer nach, der, als er sein Heer fliehen sah und es nicht wieder sammeln konnte, sich an die Spitze seiner Soldaten stellte und rief: „Sie fliehen nicht, sie folgen ihrem Führer." Wurde er dadurch entehrt? Nichts weniger als das. Er erhöhte seinen Ruhm, indem er ihn also opferte. Die Macht der Pflichterfüllung, die Schönheit der Tugend entreißen uns wider Willen unsern Beifall und vernichten unsre unsinnigen Vorurtheile. Wenn ich in meiner Pflichterfüllung gegen Emil eine Ohrfeige erhielte, so würde ich, statt mich ihrethalben zu rächen, mich ihrer vielmehr rühmen. Und ich bezweifle, daß es in der Welt einen so elenden Menschen giebt, der mich um deßwillen nicht noch höher achtete.*)

Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der Zögling glauben solle, die Einsichten seines Erziehers seien eben so beschränkt wie die seinigen, und es lasse sich derselbe eben so leicht verführen wie er. Diese Meinung würde für ein Kind passen, das nichts sehen, nichts vergleichen könnte, die ganze Welt nur nach sich beurtheilte, und nur denen Zutrauen schenkte, die es zu benutzen wußten. Aber ein Jüngling von Emils Alter und Verständigkeit ist nicht thöricht genug, sich also täuschen zu lassen, und es würde nicht gut sein, wenn er sich täuschen ließe.

*) Ich irre mich; ich habe doch einen solchen entdeckt; es ist Herr Formey.

Das Zutrauen, welches er zu seinem Erzieher haben soll, ist andrer Art. Es soll sich auf die Autorität der Vernunft, auf das Uebergewicht der Einsichten, auf die Ueberlegenheit gründen, welche der Jüngling zu erkennen und deren Nutzen für ihn er zu fühlen vermag. Eine lange Erfahrung hat ihn überzeugt, daß sein Führer ihn liebt, daß er ein weiser, erleuchteter Mann ist, der seines Zöglings Glück will, und es ihm zu verschaffen weiß. Er soll wissen, daß es in seinem eignen Interesse liegt, des Erziehers Rathschläge zu hören. Wenn sich der Meister wie der Schüler täuschen ließe, so würde er kein Recht mehr haben, von diesem Gehorsam zu verlangen und ihm Unterricht zu ertheilen. Noch weniger aber soll der Zögling voraussetzen, daß sein Erzieher ihn absichtlich in Schlingen gerathen lasse und seiner Einfalt Fallen stelle. Was ist also zu thun, um diese beiden Uebelstände zugleich zu vermeiden? Das, was das beste und natürlichste ist: einfach und wahr sein, wie er; ihn vor Gefahren warnen, denen er sich aussetzt, sie ihm klar und deutlich, aber ohne Uebertreibung, ohne Laune, ohne pedantischen Wortkram zeigen, besonders ohne ihm eure Rathschläge als Befehle zu ertheilen, ehe sie es werden müssen und bevor der gebieterische Ton durchaus nothwendig ist. Widersetzt er sich dann noch, wie er es sehr oft thun wird, dann sagt ihm nichts weiter: laßt ihm seine Freiheit, folgt ihm, thut was er thut, und zwar heiter und ungezwungen. Gebt euch ihm hin und vergnügt euch wo möglich eben so wie er. Wenn die Folgen zu stark werden, so seid ihr beständig da, um sie aufzuhalten. Wie muß alsdann der Jüngling als Zeuge eurer Voraussicht sowohl wie eurer Gefälligkeit von jener betroffen und von dieser gerührt werden. Alle seine Fehler sind eben so viele Bande, die er euch giebt, um ihn nach Bedürfniß zurückzuhalten. Hier ist nun die größte Kunst des Erziehers die, daß er die Gelegenheiten wahrzunehmen und seine Ermahnungen so einzurichten versteht, daß er im voraus weiß, wenn der Jüngling ihnen nachgeben und wenn er ihnen widerstreben wird, damit er ihn beständig mit den Lehren der Erfahrung ausrüsten kann, ohne ihn je allzugroßen Gefahren auszusetzen.

Warnt ihn vor seinen Fehlern, ehe er in dieselben verfällt. Hat er jedoch gefehlt, dann macht ihm niemals Vorwürfe. Ihr würdet damit nur seine Eigenliebe entflammen und aufwiegeln. Eine Lehre, die empört, bringt keinen Nutzen. Ich kenne kein thörichteres Wort als das: „Ich habe es dir vorausgesagt.“ Das beste Mittel, um ihn an das Gesagte zu erinnern, ist, daß man sich stellt, als habe man es vergessen.

Ja wenn ihr ihn beschämt darum seht, daß er euch nicht geglaubt, so verwischt mit freundlichen Worten auf zarte Weise diese Demüthigung. Sicherlich wird er euch immer mehr zugethan werden, wenn er sieht, wie ihr euch selbst vergeßt um seinetwillen und statt ihn niederzubeugen ihn zu trösten sucht. Aber wenn ihr zu seinem Kummer noch Vorwürfe fügtet, so würdet ihr ihm verhaßt werden, und er würde sichs zum Gesetz machen, nicht mehr auf euch zu hören, gleichsam als wolle er euch zeigen, daß er auf euren Rath nicht so viel Werth lege als ihr.

Euer Trost kann für ihn noch eine Lehre werden, die um so nützlicher sein wird, als er ihr nicht mißtraut. Sagt ihr ihm: „ich glaube, tausend Andre haben dieselben Fehler begangen“, so stört ihr ihn gewaltig in seiner Rechnung. Ihr bessert ihn, indem ihr ihn nur zu bedauern scheint. Denn für den, welcher sich für besser hält als Andre, giebt es keine kränkendere Entschuldigung, als wenn man sich mit ihrem Beispiele tröstet. Es heißt ihm begreiflich machen, daß das Höchste, was er beanspruchen könne, darin bestehe, daß sie nicht mehr sein wollen als er.

Die Zeit der Fehler ist die der Fabeln. Wenn man den Schuldigen unter fremder Maske tadelt, so belehrt man ihn, ohne ihn zu beleidigen. Aus der Wahrheit, die er auf sich anwendet, begreift er alsdann, daß die Fabel keine Lüge ist. Ein Kind, das nie durch Lob getäuscht wurde, versteht nichts von der Fabel, die ich früher besprochen habe. Aber der Unbedachtsame, der bereits das Opfer eines Schmeichlers geworden, begreift ganz vortrefflich, daß der Rabe nur ein menschlicher Thor war. So gewinnt er aus einer Thatsache einen Grundsatz, und die Erfahrung, die er anderweitig bald vergessen haben würde, gräbt sich mittelst der Fabel seinem Gedächtnisse ein. Es giebt keine moralische Erkenntniß, welche man sich nicht durch fremde oder eigne Erfahrung aneignen könnte. Falls diese Erfahrung gefährlich ist, gewinnt man sie, statt sie an sich selbst zu machen, aus der Geschichte. Ist sie ohne nachtheilige Folgen, dann ist es gut, wenn der Jüngling ihr ausgesetzt bleibt. Man bringt alsdann mittelst der Fabel die vereinzelten ihm bekannten Fälle auf allgemeine Grundsätze.

Ich meine indeß nicht, daß man diese Säte aus der Fabel entwickeln oder nur aussprechen soll. Denn nichts ist so unnütz und so übel angebracht, als die Moral, mit der man die meisten Fabeln schließt; als wenn diese Moral nicht schon in der Fabel selbst so dargelegt wäre oder doch sein sollte, daß sie sich dem Leser aufdrängte. Warum also

dem Leser das Vergnügen rauben, diese Moral selbst zu finden, indem man sie an den Schluß der Fabel setzt? Das Lehrtalent besteht darin, daß man im Schüler Gefallen am Unterrichte erweckt. Um dies aber zu können, dürft ihr seinen Geist bei Allem, was ihr ihm sagt, nicht so unthätig lassen, daß er durchaus nichts zu thun hat, um euch zu verstehen. Die Eigenliebe des Lehrers muß beständig der des Schülers etwas überlassen. Er muß sich sagen können: Ich begreife die Sache, ich dringe in sie ein, ich handle, ich unterrichte mich. Was den Pantalon des italienischen Lustspiels so langweilig macht, ist die Sorgfalt, mit der er dem Parterre die Plattheiten erklärt, die man schon zum Ueberfluß versteht. Ich will nicht, daß der Erzieher ein Pantalon, noch weniger, daß er ein Autor sei. Man muß sich stets verständlich machen, nicht immer aber Alles vorsagen. Wer Alles sagt, sagt nur wenig, denn zuletzt hört man nicht mehr auf ihn. Was sollen die vier Verse, welche La Fontaine der Fabel vom aufgeblasenen Frosche hinzufügt? Befürchtet er vielleicht, daß man sie nicht begriffen habe? Braucht dieser große Maler die Namen unter die von ihm gemalten Gegenstände zu setzen? Weit entfernt, hierdurch seine Moral zu verallgemeinern, vereinzelt er sie vielmehr; er beschränkt sie gewissermaßen auf das angeführte Beispiel und verhindert die Anwendung auf andre. Ich möchte, daß man den Fabeln dieses unnachahmlichen Autors, ehe man sie der Jugend in die Hände giebt, alle jene Schlüsse abschnitte, durch welche er sich bemüht, das zu erklären, was er soeben ganz klar und schön gesagt hat. Wenn euer Zögling die Fabel nicht ohne jene Erklärung versteht, dann verlaßt euch darauf, daß er sie auch mit ihr nicht verstehen wird.

Auch müßte man diesen Fabeln eine mehr didaktische Ordnung geben, welche den Fortschritten des Jünglings in seinen Gefühlen und Einsichten mehr entspräche. Denn man sieht doch wohl ein, daß nichts unvernünftiger wäre, als ohne Rücksicht auf Bedürfniß und Gelegenheit genau der numerischen Ordnung des Buches zu folgen. Erst der Rabe, dann die Heuschrecke, dann der Frosch, dann die beiden Maulthiere u. s. w. Diese beiden Maulthiere liegen mir noch auf dem Herzen. Ich erinnere mich nämlich, daß ein Kind, welches für das Finanzwesen erzogen wurde und mit Vorstellungen über seinen künftigen Beruf betäubt worden war, diese Fabel las, lernte, hersagte und hundert mal wieder hersagte, ohne jemals aus ihr den geringsten Einwurf gegen den Beruf zu entnehmen, für den es bestimmt war. Ich habe nie gesehen, daß Kinder irgend welche solide Anwendung der erlernten Fabeln gemacht

haben; ich habe aber auch eben so wenig gesehen, daß sich Jemand bemüht hätte, sie diese Anwendung machen zu lassen. Der Unterricht in der Moral ist nur der Vorwand zu dieser Uebung; allein der wahre Zweck der Mutter und des Kindes ist, eine ganze Gesellschaft mit diesem zu beschäftigen, so lange es seine Fabeln hersagt. Auch vergißt es sie alle, wenn es heranwächst und wenn es nicht mehr gilt, sie herzusagen, sondern Nutzen aus ihnen zu ziehen. Noch einmal, es ist nur Sache der Männer, sich aus ihnen zu unterrichten; darum ist es jetzt für Emil die Zeit, mit ihnen zu beginnen.

Ich zeige nur von ferne (denn auch ich will nicht mehr Alles sagen) die Wege, welche vom Guten abführen, damit man sie vermeiden lerne. Wenn ihr den Weg verfolgt, den ich euch bezeichne, so glaube ich, daß euer Zögling sich Menschenkenntniß und Selbstkenntniß um den möglichst billigen Preis erwerben wird; daß ihr ihn auf den Standpunkt versetzen werdet, das Spiel des Glücks zu betrachten, ohne die von ihm Begünstigten zu beneiden, und zufrieden mit sich selbst zu sein ohne sich für weiser als Andre zu halten. Ihr habt auch begonnen, ihn zur handelnden Person zu machen, um ihn zum richtigen Zuschauer zu bilden. Nun gilt es, zu Ende zu führen. Denn vom Parterre aus sieht man die Gegenstände nur so, wie sie erscheinen, aber hinter der Scene sieht man sie so, wie sie sind. Um das Ganze zu überschauen, muß man sich in den Gesichtspunkt stellen; um die Einzelnheiten zu sehen, muß man sich nähern. Aber mit welchem Rechte wird sich ein Jüngling in die Angelegenheiten der Welt mischen? Welchen Anspruch hat er darauf, in diese düstern Geheimnisse eingeweiht zu werden? Vergnügungspläne beschränken die Interessen seines Alters; noch verfügt er nur über sich selbst, und das ist so gut, als ob er über nichts verfügte. Der Mensch ist die wohlfeilste aller Waaren, und unter unsern wichtigen Eigenthumsrechten ist das der Person das geringste von allen.

Wenn ich sehe, wie man im Alter der größten Thätigkeit die jungen Leute auf rein speculative Uebungen beschränkt, und wie sie dann ohne die geringste Erfahrung plötzlich in die Welt und ihre Händel hineingeworfen werden, so finde ich, daß man damit nicht weniger gegen die Vernunft als gegen die Natur verstößt, und wundre micht nicht darüber, wenn so wenig Leute sich zu benehmen wissen. Durch welche wunderliche Verdrehung lehrt man uns so viele unnütze Dinge, während die Kunst des Handelns für nichts geachtet wird? Man behauptet, uns für die Gesellschaft zu bilden, und unterrichtet uns, als solle jeder sein Leben

mit einsamem Denken in seiner Zelle verbringen oder mit gleichgültigen Menschen über nichtssagende Dinge verhandeln. Ihr glaubt eure Kinder leben zu lehren, wenn ihr sie in gewissen Verdrehungen des Körpers und in haltlosen Wortformeln unterrichtet. Ich habe meinen Emil auch leben gelehrt, denn ich habe ihn gelehrt mit sich zu leben und überdies sein Brod zu verdienen. Aber das ist nicht genug. Um in der Welt zu leben, muß man mit den Menschen zu verkehren wissen und die Werkzeuge kennen, die uns Gewalt über sie verleihen. Man muß Wirkung und Rückwirkung des Sonderinteresses in der bürgerlichen Gesellschaft berechnen und die Vorgänge so genau voraussehen können, daß man selten in seinen Unternehmungen getäuscht wird und sich wenigstens stets der besten Mittel bedient, um Erfolg zu erzielen. Die Gesetze erlauben den jungen Leuten nicht, ihre eignen Angelegenheiten zu verwalten und über ihr eignes Vermögen zu verfügen. Was sollten aber den Jünglingen diese Vorsichtsmaßregeln helfen, wenn sie bis zu dem vorgeschriebnen Alter gar keine Erfahrungen machen könnten? Sie würden gar nichts dadurch gewinnen und im fünfundzwanzigsten Jahre eben solche Neulinge sein, wie im fünfzehnten. Ohne Zweifel muß man verhindern, daß ein Jüngling sich selbst Schaden zufügt, weil er wegen seiner Unwissenheit blind ist und durch seine Leidenschaften getäuscht wird. Aber in jedem Alter darf man wohlthätig sein, und in jedem Alter kann man unter der Leitung eines weisen Mannes die Unglücklichen beschützen, die nur einer Stütze bedürfen.

Die Ammen und Mütter fesseln die Kinder durch die Sorgfalt an sich, die sie ihnen widmen; die Ausübung der geselligen Tugenden pflanzt die Liebe zur Menschheit ins Herz. Indem man das Gute thut, wird man gut: ich kenne keine sicherere Praxis. Laßt euren Zögling all die guten Handlungen verrichten, die in seinem Bereiche sind. Das Interesse der Dürftigen sei beständig das seinige. Er unterstütze sie nicht nur mit seinem Gelde, sondern auch mit seiner Sorgfalt. Er diene ihnen, beschütze sie, opfere ihnen seine Person und seine Zeit. Er mache sich zu ihrem Geschäftsführer: in seinem Leben wird er kein edleres Amt verwalten. Wieviel Unterdrückte, die man sonst nie gehört hätte, werden Gerechtigkeit erlangen, wenn er sie mit jener unerschütterlichen Festigkeit, die nur die Uebung in der Tugend verleiht, für sie fordert, wenn er die Thüren der Großen und Reichen sprengt und, wenn es sein muß, bis an die Stufen des Thrones geht, um die Stimme der Unglücklichen vernehmen zu lassen, denen durch ihr Elend alle Zugänge verschlossen

sind und welche aus Furcht, wegen des Unrechts, das man ihnen anthut, gestraft zu werden, sich nicht darüber zu beklagen wagen.

Werden wir aber so aus Emil nicht einen irrenden Ritter, einen Tugendhelden, einen Paladin machen? Soll er sich in die öffentlichen Angelegenheiten eindrängen, soll er bei den Großen, bei der Obrigkeit und beim Fürsten den Weisen und den Vertheidiger der Gesetze, bei den Richtern den Mahner, und an den Gerichtshöfen den Advokaten spielen? Von alledem weiß ich nichts. Läppische und lächerliche Namen ändern nichts an der Natur der Sachen. Er wird Alles thun, was er als gut und nützlich erkennt, aber auch nicht mehr, und er weiß, daß nichts nützlich und gut ist, was seinem Alter nicht ziemt. Er weiß, daß seine erste Pflicht die gegen sich selbst ist, daß junge Leute Mißtrauen in sich setzen, umsichtig in ihrem Benehmen und achtungsvoll gegen Aeltere sein sollen, daß sie zurückhaltend und besonnen sein müssen, um nicht inhaltlos zu sprechen, aber kühn, wenn es gilt, das Gute zu thun, und muthig, wenn es darauf ankommt, die Wahrheit zu sagen. So waren jene berühmten Römer, die, ehe sie zu öffentlichen Aemtern zugelassen wurden, ihre Jugend damit verbrachten, das Laster zu verfolgen und die Unschuld zu vertheidigen, und das aus keinem andern Interesse, als um der Gerechtigkeit dienen und die guten Sitten beschützen zu lernen.

Emil liebt weder Geräusch noch Streit, nicht nur unter den Menschen*) sondern selbst unter den Thieren. Niemals hetzt er zwei Hunde aufeinander, nie läßt er eine Katze durch einen Hund verfolgen. Dieser Geist des Friedens ist eine Folge seiner Erziehung, die nie die Eigen-

---

*) Was wird er aber anfangen, wenn man Streit mit ihm sucht? Ich antworte, daß er niemals Streit haben wird, daß er sich nie so weit einlassen wird, um welchen zu bekommen. Aber, wird man fortfahren, wer ist denn schließlich vor einer Ohrfeige sicher, vor einer Lügenbeschuldigung eines rohen Menschen, eines Betrunknen oder eines Raufboldes, der, um das Vergnügen zu haben, seinen Gegner zu schlagen, damit beginnt, ihn zu entehren? Das ist eine andre Sache. Die Ehre und das Leben der Bürger dürfen nicht von dem Belieben eines rüden Menschen. eines Betrunknen oder Raufboldes abhangen, und vor einem solchen Falle kann man sich ebensowenig bewahren wie vor dem Falle eines Dachziegels. Eine Ohrfeige und eine entwürdigende Beschuldigung, die man hinnimmt, haben im gesellschaftlichen Leben Folgen, die keine Weisheit verhindern und kein Gerichtshof rächen kann. Die Unzulänglichkeit der Gesetze giebt ihm dann seine Unabhängigkeit. Er ist dann alleinige Obrigkeit, alleiniger Richter zwischen dem Beleidiger und sich selbst; er ist alleiniger Ausleger und Verwalter des Naturgesetzes. Er

liebe und hohe Meinung von sich in ihm genährt und ihn davon abgelenkt hat, seine Freude in der Herrschaft und im Unglück Andrer zu suchen. Er leidet, wenn er leiden sieht, das ist ein natürliches Gefühl. Was einen Jüngling verhärten und ihm Freude darüber einflößen kann, ein fühlendes Wesen leiden zu sehen, ist, wenn eine gewisse Eitelkeit ihn zu dem Glauben verleitet, daß er durch seine eigne Weisheit und sein eignes Uebergewicht von jenen Leiden ausgenommen sei. Wer vor einer solchen Geistesrichtung geschützt wurde, kann nicht in das Laster verfallen, welches das Werk derselben ist. Emil liebt also den Frieden. Das Bild des Glücks erfreut ihn. Und wenn er dazu beitragen kann, es zu verwirklichen, so ist dies ein Mittel mehr, es zu theilen. Ich habe nicht vorausgesetzt, daß er beim Anblicke der Unglücklichen für sie nur jenes fruchtlose und grausame Mitleid empfinden werde, welches sich damit zufrieden giebt, die Uebel zu beklagen, die es heilen könnte. Sein thätiges Wohlwollen verleiht ihm frühzeitig Einsichten, die er mit härterm Herzen gar nicht oder doch viel später gewonnen haben würde. Wenn er Zwietracht unter seinen Kameraden herrschen sieht, sucht er sie zu versöhnen. Sieht er Betrübte, so unterrichtet er sich über die Ursache ihres Kummers; sieht er, wie zwei Menschen einander hassen, so will er die Ursache ihrer Feindschaft wissen. Hört er einen Unterdrückten unter den Quälereien des Mächtigen und Reichen seufzen, so forscht er, auf welche Weise man sich gegen jene Plagereien zu decken hat, und bei dem Interesse, welches er an allen Leidenden nimmt, sind ihm die Mittel zur Abhülfe ihrer Uebel niemals gleichgültig. Was haben wir also zu thun, um aus dieser Gemüthsverfassung auf eine

---

schuldet sich Gerechtigkeit und kann allein sich dieselbe verschaffen, und es giebt wohl auf der ganzen Erde keine Regierung, welche so unvernünftig wäre, die Selbsthülfe in einem ähnlichen Falle zu bestrafen. Ich sage nicht, daß er sich mit ihm schlagen soll, das wäre eine Albernheit. Ich sage, daß er sich Gerechtigkeit schuldig ist und sie allein ausüben kann. Wenn ich Regent wäre, so wollte ich gut dafür sein, daß ohne so viele vergebliche Duell-Verbote in meinem Staate weder eine Ohrfeige noch eine Herausforderung gegeben würde, und zwar durch ein sehr einfaches Mittel, in welches sich kein Gerichtshof mischen sollte. Wie dem auch sei, Emil kennt in einem solchen Falle die Gerechtigkeit, die er sich schuldig ist, und das Beispiel, welches er der Sicherheit eines jeden Ehrenmannes zu geben hat. Auch in des stärksten Menschen Macht liegt es nicht, zu verhindern, daß man ihn beleidige, wohl aber kann er verhindern, daß man sich nicht lange dessen rühme, ihn beleidigt zu haben.

seinem Alter entsprechende Weise Vortheil zu ziehen? Nichts weiter, als seine Sorgfalt und seine Kenntnisse zu regeln und seinen Eifer zur Erhöhung beider zu verwenden.

Ich kann nicht müde werden zu wiederholen: ertheilt euren Jugendunterricht mehr in Handlungen als in Worten. Nichts sollen die jungen Leute aus Büchern erlernen, was die Erfahrung sie lehren kann. Welch alberner Gedanke, sie im Reden üben zu wollen, ohne daß sie einen Gegenstand dazu haben; zu glauben, daß sie auf den Schulbänken die Kraftsprache der Leidenschaften und die ganze Macht der Kunst zu überzeugen erlernen könnten, ohne alles Interesse, Jemanden von irgend etwas zu überzeugen. Alle Regeln der Rhetorik müssen jedem nur als eitles Geschwätz erscheinen, der ihren Gebrauch zu seinem Vortheil nicht kennt. Was liegt einem Schüler daran, ob er weiß, wie es Hannibal anfing, um seine Soldaten zu bewegen, die Alpen zu übersteigen? Wenn ihr ihm statt jener prächtigen Reden sagt, wie er es anfangen müsse, um seinen Aufseher zu bewegen, daß er ihm frei gebe, so seid versichert, daß ihr ein aufmerksameres Ohr für eure Regeln finden werdet.

Wenn ich einen Jüngling, dessen Leidenschaften schon vollständig entwickelt wären, in der Rhetorik zu unterrichten hätte, so würde ich ihm unaufhörlich Gegenstände darbieten, die seinen Leidenschaften zu schmeicheln vermöchten, und mit ihm prüfen, welche Sprache er annehmen müsse, um die Menschen zur Begünstigung seiner Wünsche zu bewegen. Aber mein Emil ist nicht in einer für die Redekunst so vortheilhaften Lage. Da er fast nur auf die nöthigen physischen Bedürfnisse beschränkt ist, so bedarf er Andrer weniger, als Andre seiner bedürfen. Und da er nichts für sich von ihnen zu fordern hat, so berührt ihn das, wovon er sie überzeugen will, nicht nahe genug, um ihn bedeutend zu erregen. Es folgt hieraus, daß er im Allgemeinen eine einfache und schmucklose Sprache haben wird. Er spricht gewöhnlich im eigentlichen Sinne und nur, um verstanden zu werden. Er ist nicht sehr gedankenreich, weil er noch nicht gelernt hat, seine Ideen zu generalisiren; er spricht wenig in Bildern, weil er selten leidenschaftlich erregt ist.

Deshalb ist er aber durchaus nicht phlegmatisch oder kalt. Dies gestatten ihm weder sein Alter, noch seine Sitten, noch sein Geschmack. Im Feuer des Jünglingsalters erzeugen die in seinem Blute zurückgehaltnen und geläuterten Lebensgeister eine Wärme des jugendlichen Herzens, die aus seinen Blicken leuchtet, die man in seiner Rede fühlt

und in seinen Handlungen sieht. Seine Sprache hat bereits Accent und bisweilen Heftigkeit. Das edle Gefühl, das ihn beseelt, giebt ihr Kraft und Würde. Durchdrungen von zarter Menschenliebe, überträgt sie die Bewegungen seiner Seele in die Rede. Sein edler Freimuth hat einen weit höhern Zauber als die künstliche Beredtsamkeit Andrer; oder vielmehr, er allein ist wahrhaft beredt, weil er nur zu zeigen braucht, was er fühlt, um es denen mitzutheilen, die ihn hören.

Jemehr ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich: wenn wir auf diese Weise das Wohlwollen in Thätigkeit setzen und aus unsern guten und schlechten Erfolgen Schlüsse auf deren Ursachen ziehen, so giebt es wenig Kenntnisse, welche man nicht im Geiste des Jünglings entwickeln könnte, und außer dem ganzen wirklichen Wissen, welches man sich in den Schulen aneignen kann, würde er eine noch weit wichtigere Wissenschaft sich zu eigen machen, nämlich die Anwendung des Erworbenen im Leben. Es ist nicht möglich, daß er bei dem großen Interesse, das er an seinen Mitmenschen nimmt, nicht frühzeitig ihre Handlungen, Neigungen und Vergnügungen abwägen und würdigen und im Allgemeinen das, was das Glück der Menschen fördern oder ihm schaden kann, richtiger schätzen sollte, als diejenigen, welche sich für Niemand interessiren und niemals etwas für Andre thun. Wer stets nur seine eignen Angelegenheiten verwaltet, nimmt sich derselben viel zu leidenschaftlich an, um richtig über die Dinge zu urtheilen. Da er alles auf sich allein bezieht und die Ideen von Gut und Böse nur nach seinem Interesse formt, so erfüllt er seinen Geist mit tausend lächerlichen Vorurtheilen, und in Allem, was ihm den geringsten Vortheil schmälern könnte, sieht er alsbald den Umsturz des ganzen Universums.

Wenn wir unsre Eigenliebe auf andre Wesen ausdehnen, so verwandeln wir sie in Tugend, und es giebt nicht ein Menschenherz, in dem diese Tugend keine Wurzel hätte. Je weniger der Gegenstand unsrer Sorgfalt sich unmittelbar auf uns selbst bezieht, desto weniger ist die Täuschung des Sonderinteresses zu fürchten. Je mehr man dieses Interesse verallgemeinert, desto billiger wird es; und die Liebe zum Menschengeschlecht ist in uns nichts andres, als die Gerechtigkeitsliebe. Wollen wir also, daß Emil die Wahrheit liebe, daß er sie kenne, so laßt uns in allen Angelegenheiten sein Selbst ferne halten. Jemehr er seine Sorgfalt dem Glücke Andrer widmen wird, desto erleuchteter und weiser wird sie sein, und desto weniger wird er sich über das täuschen, was gut und böse ist. Nie aber laßt uns in ihm einen blinden

Vorzug dulden, der sich einzig auf das Ansehen der Person oder auf ungerechte Vorurtheile gründet. Warum sollte er auch dem Einen schaden, um dem Andern zu nützen? Es liegt ihm wenig daran, wem das größte Glückstheil zufällt, wenn er nur zum höchsten Glücke Aller beiträgt. Das ist nach dem eignen Interesse das höchste Interesse des Weisen. Denn jeder ist ein Glied seines Geschlechts, aber nicht das eines andern Individuums.

Um zu verhindern, daß das Mitleid in Schwäche ausarte, muß man es also verallgemeinern und auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnen. Dann überläßt man sich ihm nur, wenn es im Einklange mit der Gerechtigkeit steht, weil von allen Tugenden die Gerechtigkeit diejenige ist, welche am meisten zum allgemeinen Wohle der Menschheit beiträgt. Aus Vernunft, aus Liebe zu uns müssen wir mit unserm Geschlechte noch mehr Mitleid haben, als mit unserm Nächsten. Und Mitleid mit den Bösen ist eine hohe Grausamkeit gegen die Menschen.

Uebrigens darf man nicht vergessen, daß alle die Mittel, durch welche ich meinen Zögling aus sich selbst heraus versetze, dessenungeachtet immer eine directe Beziehung auf ihn selbst haben. Denn es entspringt daraus für ihn nicht nur ein innerer Genuß, sondern ich arbeite auch an seiner eignen Belehrung, indem ich ihn wohlthätig zum Nutzen Andrer mache.

Ich habe bisher die Mittel angegeben, und nun will ich die Wirkung derselben zeigen. Welch große Ansichten sehe ich sich allmählich in seinem Kopfe bilden! Welche erhabenen Gefühle ersticken in seinem Herzen den Keim der kleinlichen Leidenschaften. Welche Reinheit des Urtheils, welche Richtigkeit des Schließens sehe ich aus seinen so geleiteten Neigungen sich entwickeln, aus der Erfahrung, welche die Wünsche einer großen Seele auf den eng begrenzten Raum des Möglichen concentrirt und bewirkt, daß ein den Uebrigen überlegner Mensch sich zu ihnen herabzulassen versteht, da sie sich nicht bis zu seiner Höhe erheben können. Die wahren Grundsätze des Rechts, die wahren Vorbilder des Schönen, alle moralischen Beziehungen der Wesen, alle Ideen der Ordnung, graben sich seinem Geiste ein. Er kennt den richtigen Platz für jedes Ding und die Ursache, welche es von demselben entfernt. Er sieht, was das Gute thun und was es verhindern kann. Ohne die menschlichen Leidenschaften selbst empfunden zu haben, kennt er ihre Täuschungen und ihr Spiel.

Von der Macht des Gegenstandes angezogen, fahre ich fort, aber ohne mich dem Urtheile der Leser aufzudrängen. Sie sehen mich seit lange im Lande der Träume; ich aber sehe sie beständig im Lande der Vorurtheile. Indem ich mich so weit von den gewöhnlichen Meinungen entferne, habe ich sie dennoch beständig vor Augen. Ich prüfe sie, ich betrachte sie, nicht um ihnen zu folgen oder sie zu fliehen, sondern um sie mit der Wage der Vernunft abzuwägen. So oft diese mich zwingt, von ihnen abzuweichen, lasse ich mir schon, durch die Erfahrung belehrt, gesagt sein, daß mir's Niemand nachthun wird. Ich weiß, daß man hartnäckig das für unmöglich halten wird, was ich vor Augen sehe, daß man den Jüngling, den ich zeichne, für ein erdichtetes Wesen, ein Phantasiegebilde halten wird, weil er von denen verschieden ist, mit welchen man ihn vergleicht. Man übersieht, daß er von ihnen wohl verschieden sein muß, weil er ganz anders erzogen, von ganz entgegengesetzten Gefühlen ergriffen und ganz anders unterrichtet worden ist als sie. Es würde viel überraschender sein, wenn er ihnen ähnlich wäre, als wenn er so ist, wie ich ihn voraussetze. Emil ist nicht der Mensch eines Menschen, er ist der Naturmensch. Sicher muß er darum ihren Augen ein vollkommen Fremder sein.

Als ich dieses Werk begann, setzte ich nichts voraus, was nicht alle Welt eben so gut hätte bemerken können, wie ich. Denn es ist ein Punkt, die Geburt des Menschen nämlich, von dem wir alle gleichmäßig ausgehen. Aber je weiter wir fortschreiten, ich, um die Natur zu pflegen, ihr, um sie zu verderben, desto mehr entfernen wir uns voneinander. In seinem sechsten Jahre war mein Zögling wenig von den euren verschieden, weil ihr noch nicht so viel Zeit hattet, ihn zu entstellen: jetzt haben sie nichts mit einander gemein. Im Alter des gemachten Mannes aber, dem er sich nähert, muß er sich unter einer absolut verschiedenen Gestalt zeigen, wenn ich nicht alle meine Bemühungen verloren habe. Die Menge dessen, was sie sich angeeignet, ist auf beiden Seiten vielleicht ziemlich gleich; aber die angeeigneten Dinge sehen sich nicht ähnlich. Ihr erstaunt, in dem Einen erhabne Gefühle zu finden, von denen ihr in den Andren nicht die leiseste Spur entdeckt. Aber bedenkt auch, daß jene schon Philosophen und Theologen sind, ehe Emil nur weiß, was Philosophie ist, ja ehe er noch von Gott hat reden hören.

Würde man mir also sagen: Nichts von dem, was du annimmst, ist vorhanden; solche Jünglinge giebt es gar nicht, sie haben die und

die Leidenschaft, sie thun dies und das — so würde mir das vorkommen, als wenn man leugnete, daß ein Birnstamm jemals ein großer Baum werden könne, weil man in unsern Gärten nur Zwergstämme sieht.

Ich bitte diese Richter, die so schnell sind mit ihrem Urtheil, zu bedenken, daß ich all das hier Gesagte so gut weiß, wie sie selbst, daß ich wahrscheinlich länger als sie darüber nachgedacht, daß ich kein Interesse daran habe sie zu hintergehen, und darum wohl mit Recht fordern kann, daß sie sich wenigstens die Zeit nehmen zu untersuchen, worin ich mich irre. Sie mögen die Constitution des Menschen prüfen, mögen den ersten Entwicklungen des Herzens in diesen und jenen Umständen nachgehen, um zu sehen, wie sehr ein Individuum sich vom andern unterscheiden kann, einzig durch die Macht der Erziehung; sie mögen ferner meine Erziehung mit den Wirkungen, die ich ihr zuschreibe, vergleichen, und mir nachweisen, worin ich falsch geschlossen habe: alsdann würde ich nichts zu erwiedern haben.

Was mir aber noch größere Sicherheit verleiht, und dieselbe, wie ich denke, noch mehr entschuldigt, ist dies, daß ich mich keinem Systematisiren überlasse, so wenig als möglich bloßes Raisonnement gebe und mich nur auf die Beobachtung stütze. Niemals gründe ich mich auf das, was ich mir eingebildet, sondern nur auf das, was ich gesehen habe. Allerdings habe ich meine Erfahrungen nicht durch die Ringmauern einer Stadt eingeschlossen oder auf eine einzige Menschenklasse beschränkt; sondern nachdem ich so viele Menschenklassen und Völkerschaften mit einander verglichen, als ich in einem ihrer Beobachtung gewidmeten Leben sehen konnte, habe ich das, was ein Volk hatte und ein andres nicht, was ich in einem Staate fand und im andren nicht, als etwas Künstliches abgesondert, und nur das als unbestreitbar zum Menschen gehörig betrachtet, was Allen in jedem Alter, in jedem Rang und jeder Nation gemeinsam war.

Wenn ihr nun einem jungen Menschen, der gar keine bestimmte Form erhalten hat und so wenig als irgend möglich auf Autorität und Meinung Andrer geben wird, von seiner Kindheit an nachgeht, was meint ihr wohl, wem er denn mehr gleiche, meinem Zöglinge oder den euren? Das scheint mir die Frage zu sein, die erst gelöst werden muß, ehe man weiß, ob ich mich geirrt habe.

Der Mensch beginnt nicht so leicht zu denken; hat er aber einmal begonnen, so läßt er auch nicht wieder davon ab. Wer gedacht hat, wird stets denken, und ein einmal in der Ueberlegung geübter Verstand

kann nicht mehr müßig bleiben. Man könnte also glauben, daß ich zu viel oder zu wenig thue, daß sich der Menschengeist von Natur nicht so schnell erschließe, und daß ich, nachdem ich ihm Fähigkeiten verliehen, die er nicht besitze, ihn allzulange in einen Ideenkreis gebannt halte, den er überschritten haben sollte.

Aber man beachte zuerst, daß, wenn man einen Naturmenschen bilden will, es sich nicht darum handelt, ihn zu einem Wilden zu machen und ihn in das Innre der Wälder zu verweisen. Es genügt, daß er, umgeben vom Wirbel der Gesellschaft, sich weder durch die Leidenschaften noch durch die Meinungen der Menschen hinreißen lasse; daß er mit seinen Augen sehe und mit seinem Herzen fühle; daß keine andre Autorität ihn beherrsche als seine eigne Vernunft. In dieser Lage ist es klar, daß die Menge der Gegenstände, die ihm auffallen, die häufigen Gefühle, die ihn bewegen, die verschiedenen Mittel, seine wirklichen Bedürfnisse vorauszusehen, ihm viele Ideen verleihen müssen, die er anderweitig gar nicht oder doch nur viel langsamer sich angeeignet hätte. Der natürliche Fortschritt des Geistes wird beschleunigt, aber nicht verkehrt. Derselbe Mensch, der in den Wäldern stumpf bleiben muß, muß in den Städten vernünftig und verständig werden, wenn er dort bloßer Zuschauer sein wird. Denn nichts ist geeigneter, weise zu machen, als wenn man Thorheiten sieht, ohne an ihnen Theil zu nehmen. Und selbst derjenige, welcher sie mit begeht, unterrichtet sich noch, vorausgesetzt, daß er nicht von ihnen betrogen wird und die Irrthümer der Irrenden nicht in sich aufnimmt.

Man beachte ferner, daß unsre Fähigkeiten auf das Sinnliche beschränkt sind, und wir somit gar keine Gelegenheit zu abstrakten philosophischen Begriffen und rein intellektuellen Ideen haben. Um dahin zu gelangen, müßten wir uns entweder vom Körper losmachen, an den wir so fest gebunden sind, oder langsam und allmählich von Gegenstand zu Gegenstand fortschreiten, oder plötzlich und fast im Sprunge und mit einem Riesenschritte, dessen die Kindheit nicht fähig ist, und für den selbst der Mann noch eigens dazu verfertigter Leitern bedarf, den Zwischenraum durcheilen. Die erste abstrakte Idee ist die erste Sprosse der Leiter; aber ich begreife kaum, wie man es anfangen will, sie zu bilden.

Das unerforschliche Wesen, welches Alles umfaßt, die Welt bewegt und das ganze System der Weltwesen bildet, können wir weder mit unsern Augen sehen, noch mit unsern Händen greifen; es entzieht sich

allen unsren Sinnen. Das Werk ist offenbar, aber der Werkmeister ist verborgen. Es ist nichts Kleines, endlich zu erkennen, daß er ist. Und wenn wir dahin gekommen sind, daß wir uns fragen, was er ist, und wo er ist, so verwirrt und verirrt sich unser Geist, und wir wissen nicht mehr, was wir denken sollen.

Locke will, daß man mit dem Studium des Geistigen beginne und dann zu dem des Körperlichen fortschreite. Diese Methode führt zum Aberglauben, zu Vorurtheilen und zum Irrthum. Es ist weder der vernünftige noch der von der Natur vorgeschriebne Weg. Dies hieße, die Augen schließen, um sehen zu lernen. Man muß den Körper lange studirt haben, um sich einen wahren Begriff vom Geiste machen, ja nur sein Dasein ahnen zu können. Der entgegengesetzte Weg dient nur zur Begründung des Materialismus.

Da die Sinne die ersten Werkzeuge unsrer Erkenntniß sind, so sind die körperlichen und sinnlich-wahrnehmbaren Dinge die einzigen, von welchen wir eine unmittelbare Vorstellung haben. Das Wort Geist hat nur Sinn für den Philosophen. Für das Volk und die Kinder ist ein Geist nur ein Körper. Stellen sie sich nicht Geister vor, welche schreien, reden, schlagen und Geräusch machen? Man wird mir aber doch zugestehen, daß Geister, welche Arme und Zungen haben, den Körpern sehr ähnlich sind. Darum haben sich alle Völker der Welt, die Juden nicht ausgenommen, die Götter als körperliche Wesen gedacht. Wir selbst mit unsern Ausdrücken von Geist, Trinität, Person sind zum großen Theil wahre Anthropomorphisten. Ich gebe zu, daß man uns sagen lehrt, Gott sei überall. Aber wir glauben auch, daß die Luft überall sei, wenigstens in unsrer Atmosphäre, und das Wort Geist selbst bedeutet ja ursprünglich nichts andres als Hauch, Wind. Sobald man die Leute gelehrt hat, Worte zu gebrauchen ohne sie zu verstehen, ist es alsdann leicht, sie Alles sagen zu lassen, was man will.

Das Gefühl unsrer Einwirkung auf andre Körper hat uns zu dem Glauben verleitet, daß ihre Einwirkung auf uns in ähnlicher Weise stattfinde als die unsrige auf sie. So begann der Mensch alle Wesen zu beleben, deren Einwirkung er verspürte. Indem er sich schwächer als die meisten dieser Wesen fühlte und die Grenzen ihrer Macht nicht kannte, so hielt er dieselbe für unbegrenzt, und machte sich aus ihnen Götter, während er gleichzeitig aus diesen Körper machte. Während des ersten Zeitalters sahen die von Allem erschreckten Menschen nichts Todtes in der Natur. Der Begriff der Materie hat sich in ihnen eben

so langsam gebildet, wie der des Geistes, denn jener erste Begriff ist selbst eine Abstraktion. So erfüllte man das Weltall mit sinnlich wahrnehmbaren Göttern. Die Gestirne, die Winde, die Berge, die Flüsse, die Bäume, die Städte, ja selbst die Häuser, Alles hatte seine Seele, seinen Gott, sein Leben. Die Götzen des Laban, die Manitus der Wilden, die Fetische der Neger, alle Gebilde der Natur und des Menschen sind die ersten Gottheiten der Sterblichen gewesen. Vielgötterei war ihre erste Religion, und Götzendienst ihr erster Kultus. Erst dann konnten sie zur Kenntniß des einigen Gottes kommen, als sie ihre Ideen mehr und mehr verallgemeinerten und bis zu einer ersten Ursache hinaufzusteigen, das ganze System aller Wesen unter einer einzigen Idee zu einigen, und dem Worte Substanz einen Sinn zu geben vermochten. Denn dieses ist im Grunde die größte aller Abstraktionen. Jedes Kind also, das an einen Gott glaubt, ist nothwendig Götzendiener oder wenigstens Anthropomorphist. Und wenn die Phantasie Gott erst einmal gesehen hat, dann ist es sehr selten, daß ihn der Verstand erfaßt. Das ist genau der Irrthum, zu welchem Locke's Ordnung führt.

Wenn man irgendwie zu der abstrakten Idee der Substanz gekommen ist, so zeigt sich, daß man, um eine einzige Substanz anzunehmen, in ihr widersprechende, einander ausschließende Eigenschaften voraussetzen muß, wie Denken und Ausdehnung, wovon die eine wesentlich theilbar ist, während die andre jede Theilbarkeit ausschließt. Man begreift ferner, daß das Denken, oder, wenn man will, das Fühlen, eine ursprüngliche und von der Substanz, der es angehört, unzertrennliche Eigenschaft ist, daß dasselbe aber auch mit der Ausdehnung der Fall ist in Bezug auf ihre Substanz. Hieraus schließt man, daß Wesen, welche eine dieser Eigenschaften verlieren, auch die Substanz verlieren, zu der sie gehört hat, daß folglich der Tod nur eine Trennung der Substanzen ist, und daß die Wesen, in denen jene beiden Eigenschaften vereinigt sind, auch aus zwei Substanzen bestehen, denen jene beiden Eigenschaften angehören.

Man bedenke nun, welcher Abstand noch zwischen dem Begriffe zweier Substanzen und dem der göttlichen Natur bleibt; zwischen der unbegreiflichen Idee der Einwirkung unsrer Seele auf den Körper und der Idee der Einwirkung Gottes auf alle Wesen. Die Ideen Schöpfung, Vernichtung, Allgegenwart, Ewigkeit, Allmacht, jene göttlichen Attribute, all jene Ideen, welche nur wenige Menschen eben so verworren und so

dunkel zu erkennen vermögen, als sie es sind, welche aber für das Volk nichts Dunkles haben, weil es überhaupt nichts versteht: wie müssen sich jene Ideen in ihrer ganzen Kraft, das heißt in ihrer ganzen Dunkelheit den jungen Geistern darstellen, die noch mit den ersten Sinnenthätigkeiten beschäftigt sind und nichts begreifen, was sie eben nicht mit Händen greifen können? Vergebens liegen die Abgründe des Unendlichen offen vor uns; ein Kind kann nicht vor ihnen erschrecken, denn seine schwachen Augen können ihre Tiefe nicht ergründen. Dem Kinde ist Alles unendlich, es kann keinem Dinge Grenzen setzen; nicht weil es den Maßstab zu groß nimmt, sondern weil sein Verständniß zu kurz ist. Ich habe sogar bemerkt, daß die Kinder das Unendliche weniger jenseits als diesseits der ihnen bekannten Ausdehnung setzen. Sie schätzen einen sehr großen Raum vielmehr mit ihren Füßen, als mit ihren Augen. Er dehnt sich für sie nicht weiter aus, als sie sehen können, sondern weiter, als sie gehen können. Wenn man zu ihnen von Gottes Allmacht spricht, so halten sie ihn für beinahe so stark als ihren Vater. In Allem ist für sie ihre Erkenntniß das Maß des Möglichen. Sie halten das, was man ihnen sagt, immer für geringer als das, was sie schon kennen. Dies sind die natürlichen Urtheile der Unwissenheit und der Geistesschwäche. Ajax hätte sich gefürchtet, sich mit dem Achill zu messen, aber den Jupiter fordert er zum Kampfe heraus, weil er den Achill kennt, den Jupiter aber nicht. Ein Schweizerbauer, der sich für den reichsten der Menschen hielt, und dem man begreiflich machen wollte, was ein König sei, fragte mit stolzer Miene, ob der König wohl hundert Kühe auf den Bergen haben möge.

Ich sehe voraus, wie viele meiner Leser erstaunt sein werden, wenn sie sehen, wie ich das ganze erste Lebensalter meines Zöglings verstreichen lasse, ohne mit ihm von Religion zu sprechen. In seinem fünfzehnten Jahre wußte er noch nicht, ob er eine Seele habe, und vielleicht erfährt er es im achtzehnten noch zu früh. Denn wenn er es früher erfährt als nöthig ist, so läuft er Gefahr, es nie zu wissen.

Wenn ich die ärgerlichste Dummheit zu malen hätte, so würde ich sie in einem Pedanten malen, der die Kinder den Katechismus lehrt. Wenn ich ein Kind verrückt machen wollte, so würde ich es zwingen, mir zu erklären, was es mit den Worten seines Katechismus sagt. Man werfe mir nicht ein, daß die meisten christlichen Dogmen Geheimnisse seien; warten wollen, bis der Menschengeist sie begreifen könne, heiße nicht warten, bis das Kind Mann sei, sondern warten, bis der Mensch

nicht mehr sei. Hierauf erwiedere ich erstens, daß es Geheimnisse giebt, welche der Mensch nicht nur nicht begreifen, sondern auch nicht glauben kann; und ich sehe keinen Gewinn, den die Kinder aus der Aneignung derselben ziehen, als daß man sie frühzeitig lügen lehrt. Alsdann sage ich noch, will man Geheimnisse zugeben, so muß man wenigstens begreifen, daß sie unbegreiflich sind; Kinder aber können nicht einmal dies fassen. Für ein Alter, dem Alles noch Geheimniß ist, giebt es genau genommen gar kein Geheimniß.

Man muß an Gott glauben, damit man selig werde. Diese übel verstandne Lehre ist das Princip der blutigen Unduldsamkeit und die Ursache all jener müßigen Unterweisungen, welche der menschlichen Vernunft den Todesstreich versetzen, indem sie dieselbe gewöhnen, sich mit leeren Worten abspeisen zu lassen. Ohne Zweifel giebt es keinen Augenblick zu verlieren, um die ewige Seligkeit zu verdienen. Wenn es aber, um sie zu erlangen, genügt, gewisse Worte zu wiederholen, dann sehe ich nicht ein, was uns verhindert, den Himmel eben so gut mit Staaren und Elstern, als mit Kindern zu bevölkern.

Die Verpflichtung zu glauben setzt die Möglichkeit dazu voraus. Der Philosoph, der nicht glaubt, ist im Unrecht, weil er einen schlechten Gebrauch von der Vernunft macht, die er gebildet hat, und durch welche er im Stande ist, die Wahrheit zu begreifen, welche er verwirft. Aber was glaubt ein Kind, welches die christliche Religion bekennt? Das was es begreift. Und es begreift das, was man es sagen läßt, so wenig, daß es ganz eben so willig auch das Gegentheil des Gesagten annehmen würde. Der Glaube der Kinder und vieler Erwachsenen ist eine Sache der Geographie. Sollten sie dafür belohnt werden, daß sie in Rom statt in Mekka geboren wurden? Dem einen sagt man vor, daß Mohamed Gottes Prophet ist, und es sagt nach, Mohamed ist Gottes Prophet; dem andern sagt man vor, daß Mohamed ein Betrüger ist, und es spricht nach, Mohamed ist ein Betrüger. Jedes von beiden hätte das versichert, was das andre versichert, wenn es an seiner Stelle gewesen wäre. Kann man aber von zwei so gleichen Gesinnungen ausgehen, um das eine in den Himmel, das andre in die Hölle zu schicken. Wenn ein Kind sagt, daß es an Gott glaube, so ist es nicht Gott, an den es glaubt, sondern es ist Peter oder Jakob, der ihm gesagt hat, daß es etwas gebe, was man Gott nenne. Es glaubt an ihn auf die Weise des Euripides:

O Jupiter, was weiß ich sonst von dir,
Als einzig deinen Namen.*)

Wir halten dafür, daß kein Kind, welches vor den Jahren der Vernunft stirbt, darum der ewigen Seligkeit beraubt wird. Die Katholiken glauben dies von allen getauften Kindern, auch wenn sie noch nie von Gott haben reden hören. Es giebt also Fälle, wo man selig werden kann, ohne an Gott zu glauben, und solche Fälle finden statt, sei es in der Kindheit, sei es im Wahnsinn, wenn der Menschengeist der zur Erkenntniß der Gottheit nöthigen Thätigkeiten unfähig ist. Der ganze Unterschied, den ich zwischen euch und mir wahrnehme, besteht darin, daß ihr behauptet, die Kinder besäßen in ihrem siebenten Jahre diese Fähigkeit, während ich sie ihnen im fünfzehnten noch nicht zugestehe. Mag ich aber recht oder unrecht haben, so handelt es sich hier nicht um einen Glaubensartikel, sondern um eine einfache psychologische Beobachtung.

Nach demselben Grundsatze ist es klar, daß auch derjenige Mensch, welcher ein hohes Alter erreicht, ohne zum Glauben an Gott zu kommen, darum vom Eingehen in das ewige Leben nicht ausgeschlossen sein wird, vorausgesetzt, daß seine Blindheit keine absichtliche war, und ich behaupte, daß sie dies niemals ist. Ihr gesteht dies von Blödsinnigen zu, welche eine Krankheit ihrer geistigen Fähigkeiten beraubt, die darum aber nicht ihrer Eigenschaft als Mensch und folglich auch nicht ihres Anrechts auf die Wohlthaten ihres Schöpfers verlustig gehen. Warum gebt ihr es nicht auch von denen zu, welche, seit ihrer frühesten Kindheit von aller Gesellschaft abgesondert, ein durchaus wildes Leben geführt hätten und aller Einsichten, die man im Umgange mit Menschen erlangt, beraubt worden wären?**) Denn es ist eine offenbare Unmöglichkeit, daß ein solcher Wilder sich jemals in seinen Betrachtungen bis zur Kenntniß des wahren Gottes erheben könnte. Die Vernunft sagt uns, daß ein Mensch nur für seine absichtlichen Fehler strafbar ist, und daß eine unüberwindliche Unwissenheit ihm nie als Fehler angerechnet

*) Plutarchs Abhandlung über die Liebe. So begann anfangs das Trauerspiel Menilippus. Aber das Geschrei des Volkes zu Athen zwang den Euripides diesen Anfang zu ändern.

**) Ueber den Naturzustand des menschlichen Geistes und über die Langsamkeit seiner Fortschritte siehe den ersten Theil der Abhandlung über die Ungleichheit. R. (S. B. 1. von Rousseau S. 58, besonders S. 65 ff. D. Red.)

werden kann. Hieraus folgt, daß vor der ewigen Gerechtigkeit jeder Mensch, der geglaubt haben würde, wenn er die nöthige Erkenntniß gehabt hätte, als Gläubiger angenommen wird, und daß nur diejenigen als Ungläubige bestraft werden, deren Herz sich der Wahrheit verschließt.

Hüten wir uns also, denen die Wahrheit mitzutheilen, die nicht im Stande sind, sie zu fassen, denn das hieße, ihr den Irrthum unterschieben. Besser ist es, gar keine Vorstellung von der Gottheit haben, als eine niedrige, phantastische, anstößige, ihr unwürdige. Denn das Nichtkennen ist ein geringeres Uebel als das Beschimpfen. Ich möchte lieber, sagt der gute Plutarch, daß man glaube, es gäbe gar keinen Plutarch in der Welt, als daß man sage, Plutarch sei ungerecht, neidisch, eifersüchtig und ein solcher Tyrann, daß er mehr fordere, als man Macht habe zu thun.

Das große Uebel der entstellten Bilder der Gottheit, welche man in die Seele des Kindes zeichnet, ist, daß sie sein ganzes Leben hindurch darin verbleiben, und daß es als Mann Gott nicht anders auffaßt, als in seiner Kindheit. Ich habe in der Schweiz eine gute und fromme Mutter gekannt, die so von der Wahrheit dieses Grundsatzes überzeugt war, daß sie ihrem Sohne in seinem Kindesalter keinen Religionsunterricht ertheilen wollte, weil sie befürchtete, daß er sich mit diesem unvollkommnen Unterrichte zufrieden geben und im Alter der Vernunft einen bessern vernachlässigen möchte. Dieser Knabe hörte nie anders als mit Andacht und Ehrfurcht von Gott sprechen, und wenn er selbst von ihm sprechen wollte, so wurde ihm Stillschweigen geboten, weil der Gegenstand für ihn zu erhaben und zu groß sei. Diese Zurückhaltung erregte seine Wißbegierde, und seine Eigenliebe sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er das Geheimniß kennen lernen sollte, das man ihm so sorgfältig verbarg. Je weniger man zu ihm von Gott redete, je weniger man duldete, daß er selbst von Gott sprach, desto mehr beschäftigte er sich mit ihm. Dieses Kind sah Gott überall. Wenn man jedoch dies geheimnißvolle Benehmen unvorsichtig erkünstelte, so würde das Eine zu befürchten sein, daß man die Einbildungskraft des Jünglings zu sehr entzünden, dadurch seinen Kopf verkehren und am Ende einen Fanatiker anstatt eines Gläubigen aus ihm machen könnte.

Befürchtet jedoch nichts dergleichen für meinen Emil, der standhaft seine Aufmerksamkeit Allem versagt, was über seine Fassungskraft geht, und mit der tiefsten Gleichgültigkeit das anhört, was er nicht versteht. Er ist gewöhnt, über so Vieles zu sagen: „Das geht mich nichts an“,

daß eins mehr ihm nichts ausmacht. Und wenn diese großen Fragen ihn anfangen zu beunruhigen, so geschieht es nicht, weil er sie hat aufwerfen hören, sondern weil der natürliche Fortschritt seiner Erkenntniß seine Forschungen auf diese Seite lenkt.

Wir haben gesehen, auf welchem Wege der gebildete Menschengeist sich diesen Geheimnissen nähert; und ich gebe gern zu, daß er, sich selbst überlassen, sogar im Schoße der Gesellschaft nur im vorgerücktern Alter zu ihnen kommt. Aber da in derselben Gesellschaft die unvermeidlichen Ursachen für die Beschleunigung des Fortschritts unsrer Leidenschaften liegen, so würden wir in der That von der Ordnung der Natur abweichen und das Gleichgewicht aufheben, wenn wir nicht ebenso den Fortschritt der Erkenntniß beschleunigten, welche zur Regelung jener Leidenschaften dient. Wenn man eine zu schleunige Entwicklung nicht aufzuhalten vermag, so muß man mit derselben Geschwindigkeit Alles das herbeiführen, was mit ihr im Einklange stehen soll, damit die Ordnung nicht umgekehrt, und nichts getrennt wird, was zusammen gehen muß, und damit der Mensch, der in jedem Augenblicke seines Lebens ein Ganzes sein soll, nicht mit einem Theile seiner Fähigkeiten auf diesem, mit dem andern Theile auf jenem Punkte steht.

Aber welche Schwierigkeit sehe ich hier auftauchen! Eine Schwierigkeit, die um so größer ist, als sie weniger in der Sache, als in dem Kleinmuthe derer liegt, die sie nicht zu heben wagen. Ein Kind soll in der Religion seines Vaters erzogen werden. Man beweist ihm stets sonnenklar, daß diese Religion, wie sie auch sein mag, die einzig wahre ist, und daß alle andern nur ungereimt und albern sind. Die Stärke der Beweisführung hängt in diesem Punkte unbedingt nur von dem Lande ab, in dem sie vorgebracht wurde. Ein Türke, der in Constantinopel das Christenthum so lächerlich findet, mag nur nach Paris gehen und sehen, wie man dort den Muhamedanismus findet. Es ist besonders in der Sache der Religion, wo die Meinung triumphirt. Wir aber, die wir behaupten, ihr Joch in allen Dingen abzuschütteln, wir, die wir nichts auf Autorität geben und unsern Emil nichts lehren wollen, was er nicht in jedem Lande von selbst erlernt hätte; in welcher Religion sollen wir ihn erziehen? In welche Secte sollen wir unsern Naturmenschen aufnehmen? Die Antwort scheint mir sehr einfach: wir werden ihn weder dieser noch jener zuführen, sondern ihn in den Stand setzen, diejenige zu wählen, zu welcher ihn der beste Gebrauch seiner Vernunft führen muß.

Incedo per ignes
Suppositos cineri doloso [4]).

Doch es sei. Eifer und Aufrichtigkeit haben mir bisher statt der Klugheit gedient. Ich hoffe, daß mich diese Bürgen nicht verlassen werden, wenn ich ihrer bedarf. Leser, befürchtet von mir keine Vorsichtsmaßregeln, die eines Wahrheitsfreundes unwürdig sind. Ich werde nie meinen Wahlspruch vergessen. Aber gewiß ist es mir nur zu sehr erlaubt, meinen eignen Urtheilen zu mißtrauen. Anstatt euch also hier zu sagen, was ich meinerseits denke, werde ich euch sagen, was ein Mann dachte, der mehr galt als ich. Ich bürge für die Wahrheit der Thatsachen, die ich erzählen werde. Sie sind dem Verfasser der Schrift, die ich hier wiedergebe, wirklich begegnet. Es ist eure Sache, daß ihr zusehen, ob man nützliche Betrachtungen für den in Rede stehenden Gegenstand daraus ziehen kann. Ich gebe ja die Meinung eines Andern oder meine eigne euch nicht als Richtschnur, sondern biete sie euch nur zur Prüfung dar.

„Es sind nun dreißig Jahre, daß ein Jüngling, der aus seinem Vaterlande geflohen war, sich in einer italienischen Stadt ins tiefste Elend gestürzt sah. Er stammte von calvinistischen Eltern. Aber als er in Folge einer Unbesonnenheit flüchtig wurde und ohne Hilfsmittel im fremden Lande umherirrte, wechselte er seinen Glauben, um Brot zu erhalten. Es gab in jener Stadt eine Anstalt für Proselyten, in welche er aufgenommen wurde. Indem man ihn in den Streitsätzen unterrichtete, erweckte man Zweifel in ihm, die zuvor nie in ihm aufgetaucht waren, und lehrte ihn das Uebel, das er zuvor nicht gekannt hatte. Er hörte neue Glaubenssätze und sah Sitten, die ihm in noch höherm Maße neu waren. Er sah sie und wäre bald ihr Opfer geworden. Er wollte fliehen, aber man schloß ihn ein; er beklagte sich, und wurde darum gestraft. Der Willkür seiner Tyrannen preisgegeben, wurde er wie ein Verbrecher behandelt, weil er dem Verbrechen sich nicht hatte hingeben wollen. Wer da weiß, wie sehr das erste Erdulden von Gewalt und Ungerechtigkeit ein junges, unerfahrnes Herz reizt, kann sich eine Vorstellung von seinem Zustande machen. Thränen der Wuth stürzten aus seinen Augen; die Entrüstung schnürte ihm die Kehle zu. Er rief Gott und Menschen an, vertraute sich der ganzen Welt und wurde von Niemand angehört. Er sah nichts um sich, als feile Sclaven des Ungeheuers, das ihn mißhandelte, oder Mitschuldige desselben Ver-

brechens, die seines Widerstandes spotteten und ihn zur Nachahmung aufreizten. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht ein rechtschaffner Geistlicher ins Kloster gekommen wäre, den er insgeheim um Rath fragen konnte. Der Geistliche war arm und bedurfte der ganzen Welt. Doch der Unterdrückte war seiner in noch höherm Maße bedürftig, und so zögerte er nicht, seine Flucht zu begünstigen, auf die Gefahr hin, sich selbst furchtbare Feinde zu machen."

„Dem Laster entronnen, um aufs Neue der Noth zu verfallen, kämpfte der Jüngling erfolglos mit seinem Geschick. Einen Augenblick glaubte er über dasselbe hinaus zu sein. Beim ersten Schimmer des Glücks vergaß er sein Elend und seinen Beschützer. Doch bald wurde er für diese Undankbarkeit gestraft. Alle seine Hoffnungen scheiterten. Wohl begünstigte ihn seine Jugend, aber seine romanhaften Ideen verdarben wieder Alles. Er hatte weder Talent noch Gewandtheit genug, um sich mit Leichtigkeit einen Weg zu bahnen, verstand sich weder auf Mäßigung noch auf Schlechtigkeit und erstrebte so Vieles, daß er nichts zu erreichen vermochte. So verfiel er in sein früheres Elend zurück, und ohne Brod, ohne Zufluchtsort, dem Hungertode nahe, erinnerte er sich seines Wohlthäters."

„Er kehrt zu ihm zurück, findet ihn und wird gut aufgenommen. Sein Anblick erinnert den Geistlichen an eine gute Handlung, die er gethan hat, und eine solche Erinnerung erfreut stets das Herz. Dieser Mann war von Natur menschlich und theilnehmend. Er fühlte die Leiden Andrer wie seine eignen, und Wohlstand hatte sein Herz nicht verhärtet. Die Lehren der Weisheit und eine erleuchtete Tugend endlich hatten sein von Natur gutes Gemüth noch gekräftigt. Er nimmt den Jüngling auf, verschafft ihm eine Nachtherberge und empfiehlt ihn. Er theilt mit ihm seinen Lebensunterhalt, der kaum für zwei hinreicht. Aber er thut noch mehr, er unterrichtet ihn, er tröstet ihn und lehrt ihn die schwere Kunst, das Unglück geduldig zu ertragen. Ihr, die ihr in Vorurtheilen befangen seid, hättet ihr von einem Priester, hättet ihr in Italien so etwas erwartet?"

„Dieser rechtschaffne Geistliche war ein armer savoyischer Vicar, den ein jugendliches Abenteuer bei seinem Bischofe in Ungunst versetzt hatte, und der über die Gebirge gegangen war, um sich die Hülfsquellen zu suchen, die ihm sein Vaterland versagte. Er war weder ohne Geist, noch ohne Kenntnisse, und bei seinem anziehenden Aeußern hatte er Beschützer gefunden, welche ihm eine Stelle als Erzieher des Sohnes

eines Ministers verschafften. Doch er zog die Armuth der Abhängigkeit vor und verstand es nicht, sich bei den Großen zu benehmen. Er blieb deshalb nicht lange bei dem Minister, dessen Hochachtung er jedoch nicht verlor, als er ihn verließ. Und da er weise lebte und sich überall Liebe erwarb, so hoffte er die Gunst seines Bischofs wieder zu erlangen und irgend eine kleine Pfarre im Gebirge zu erhalten, wo er den Rest seiner Lebenstage verbringen könne. Dies war das letzte Ziel seines Ehrgeizes."

„Eine natürliche Zuneigung interessirte ihn für den jungen Flüchtling und ließ ihn denselben sorgfältig prüfen. Er sah, daß das Mißgeschick schon sein Herz ermattet, daß Schmach und Verachtung seinen Muth niedergeschlagen hatten, und sein in bittern Haß verwandelter Stolz ihn in der Ungerechtigkeit und Härte der Menschen nichts sehen ließ als das Laster ihrer Natur und das Trugbild der Tugend. Der Jüngling hatte gesehen, daß die Religion nur dem Eigennutze zur Maske, und der Gottesdienst der Heuchelei zum Schutzbrief diente. Er hatte gesehen, wie in der Spitzfindigkeit müßiger Streitigkeiten Himmel und Hölle als Preis für Wortspielereien bestimmt wurde. Er hatte die erhabne ursprüngliche Idee der Gottheit durch phantastische Träume der Menschen entstellen sehen; und als er gefunden, daß man, um an Gott zu glauben, dem Urtheil entsagen müsse, das man erst von ihm empfangen, so hatte er die Verachtung unsrer lächerlichen Träumereien auf den Gegenstand selbst übertragen, von dem wir sie hegen. Ohne das Geringste zu wissen von dem, was ist, ohne sich irgend einen Gedanken über die Entstehung der Dinge zu machen, hatte er sich seiner stumpfen Unwissenheit überlassen, mit tiefer Verachtung aller derjenigen, die mehr zu wissen glaubten, als er selbst."

„Das Vergessen aller Religion führt zum Vergessen der menschlichen Pflichten. Das Herz unsres Freidenkers war schon mehr als zur Hälfte dahin gekommen. Es war keineswegs von Natur schlecht. Aber der Unglaube und das Elend hatten sein gutes Naturell allmählich erstickt, ihn mit Gewalt ins Verderben gerissen, und in ihm nur die Sitten eines Vagabonden und die Moral eines Atheisten vorbereitet."

„Doch das beinahe unvermeidliche Uebel war noch nicht vollendet. Der Jüngling hatte Kenntnisse, und seine Erziehung war nicht vernachläßigt worden. Er stand in jenem glücklichen Alter, wo das gährende Blut die Seele zu erwärmen beginnt, ohne sie der Wuth der Sinne zu unterjochen. Noch hatte seine Seele ihre ganze Spannkraft. Eine an-

geborne Schamhaftigkeit, ein schüchternes Gemüth ersetzten den Zwang und verlängerten für ihn den Zeitraum, in welchem ihr euren Zögling mit so viel Sorgfalt zu erhalten sucht. Das scheußliche Beispiel viehischer Verderbniß und eines Lasters ohne Reiz hatte seine Einbildungskraft ertödtet, statt sie zu beleben. Lange diente ihm der Ekel statt der Tugend, um seine Unschuld zu bewahren; sie sollte nur den süßesten Verführungen unterliegen."

„Der Geistliche sah die Gefahr und ihre Hülfsmittel. Die Schwierigkeiten schreckten ihn nicht zurück. Er freute sich an seinem Werke und beschloß es zu vollenden und der Tugend das Opfer zu bringen, das er dem Laster entrissen hatte. Vorsichtig ging er an die Ausführung seines Entschlusses. Die Schönheit des Beweggrundes belebte seinen Muth und gab ihm die seines Eifers würdigen Mittel ein. Welches auch der Erfolg sein möge, er war überzeugt, seine Zeit nicht verloren zu haben. Denn wenn man nur das Gute thun will, so kommt man stets ans Ziel."

„Er begann damit, sich das Vertrauen seines Proselyten zu erwerben, indem er ihm seine Wohlthaten nicht verkaufte, sich ihm nicht aufdrängte, ihm keine Predigten hielt, sich beständig zu seinem Standpunkte herabließ und sich erniedrigte, um sich ihm gleichzustellen. Rührend genug war gewiß das Bild, wie ein ernster Mann der Genosse eines Landstreichers wird, und die Tugend sich den Ton der Zügellosigkeit leiht, um desto sicherer über diese zu triumphiren. Wenn der Leichtfuß ihm seine Thorheiten anvertraute und sein Herz vor ihm ausschüttete, so hörte der Geistliche ihn an und entband ihn alles Zwanges. Ohne das Schlechte zu billigen, nahm er Antheil an Allem. Nie hemmte ein unbesonnener Tadel des Jünglings Geplauder und verschloß ihm sein Herz. Das Vergnügen, mit dem er glaubte gehört zu werden, erhöhte dasjenige, welches er daran fand, Alles mitzutheilen. So legte er allgemeine Beichte ab, ohne daran zu denken, daß er beichte."

„Nachdem der Geistliche die Gefühle und den Charakter des Jünglings gründlich erforscht hatte, sah er klar ein, daß derselbe, ohne für sein Alter unwissend zu sein, alles das vergessen hatte, was ihm zu wissen nöthig war, und daß durch die Schmach, welcher ihn sein Geschick unterworfen hatte, alles wahre Gefühl für Recht und Unrecht in ihm erstickt worden war. Es giebt einen Grad von Sittenverwilderung, welcher der Seele das Leben raubt, und die innere Stimme kann sich bei dem, der nur darauf denkt sich zu ernähren, kein Gehör mehr ver-

schaffen. Um den jungen Unglücklichen vor diesem moralischen Tode, dem er so nahe war, zu bewahren, begann der Geistliche, die Eigenliebe und die Selbstachtung in ihm zu erwecken. Er zeigte ihm eine glücklichere Zukunft durch guten Gebrauch seiner Talente, und belebte in seinem Herzen wieder ein edles Feuer durch Erzählung der schönen Handlungen Andrer. Indem er ihn dahin brachte, die Thäter dieser Thaten zu bewundern, erweckte er in ihm das Verlangen, ähnlich zu handeln. Um ihn unmerklich von seinem müßigen und unstäten Leben abzubringen, ließ er ihn Auszüge aus gutgewählten Büchern machen. Er gab vor, daß er dieser Auszüge bedürfe und nährte so in ihm das edle Gefühl der Dankbarkeit. Er unterrichtete ihn mittelbar durch diese Bücher. Dadurch ließ er ihn wieder eine gute Meinung von sich gewinnen, so daß er sich nicht mehr untauglich zu allem Guten hielt und sich nicht mehr in seinen eignen Augen verächtlich zu machen suchte."

„Eine Kleinigkeit wird genügen, um die Kunst zu beurtheilen, welche dieser wohlthätige Mann anwandte, um das Herz seines Schülers unmerklich aus seiner Tiefe empor zu heben, ohne daß er nur an seine Belehrung zu denken schien. Die Rechtschaffenheit des Geistlichen war so anerkannt, und sein Urtheil so sicher, daß verschiedene Personen es vorzogen, ihre Almosen durch ihn, statt durch die reichen Pfarrer der Städte vertheilen zu lassen. Als er nun eines Tages Geld zur Vertheilung an die Armen erhalten hatte, erdreistete sich der Jüngling, ihn unter diesem Titel um etwas anzusprechen. Nein, antwortete er ihm, wir sind Brüder, du gehörst mir an, und ich darf das mir Anvertraute nicht zum eignen Gebrauche anrühren. Darauf gab er ihm aus seiner eignen Tasche soviel, als er gefordert hatte. Lehren dieser Art gehen selten an einem jungen Herzen verloren, das noch nicht ganz und gar verdorben ist."

„Ich werde es überdrüssig, in der dritten Person zu sprechen, und es ist gewiß ein überflüssiges Bemühen. Denn ihr merkt wohl schon, theure Mitbürger, daß ich selbst dieser unglückliche Flüchtling bin. Die Verirrungen meiner Jugend liegen nun so weit hinter mir, daß ich glaube sie gestehen zu dürfen. Und die Hand, die mich aus denselben zog, verdient es gar wohl, daß ich auf Kosten einer kleinen Beschämung meinerseits ihr wenigstens einige Ehre für ihre Wohlthaten erzeige."

„Den größten Eindruck auf mich machte, daß ich in dem Privatleben meines würdigen Lehrers Tugend ohne Heuchelei, Menschlichkeit ohne Schwäche, eine allezeit gerade und offne Rede und eine dieser Rede ent-

sprechende Handlungsweise sah. Ich bemerkte niemals, daß er sich darum kümmerte, ob die von ihm Unterstützten zur Vesper gingen, oft beichteten, an den vorgeschriebnen Tagen fasteten und kein Fleisch aßen, noch daß er ihnen andre ähnliche Bedingungen auferlegte, ohne welche man, selbst auf die Gefahr hin, im Elend zu sterben, keinen Beistand von den Frommen zu erhoffen hat."

„Ermuthigt durch diese Beobachtungen, verhehlte ich, statt den erheuchelten Eifer eines Neubekehrten vor seinen Augen auszuhängen, ihm meine Denkungsweise durchaus nicht, und bemerkte, daß er kein Aergerniß daran nahm. Bisweilen hätte ich wohl zu mir sagen können: er verzeiht mir meine Gleichgültigkeit gegen den angenommenen Glauben, da er sieht, wie wenig ich den Glauben achte, in dem ich geboren bin; er weiß, daß meine Nichtachtung nicht aus Parteigeist entspringt. Aber was sollte ich denken, als ich ihn Glaubenssätze billigen hörte, die denen der römischen Kirche geradezu entgegengesetzt sind, und bemerkte, wie er alle ihre Gebräuche nur mäßig zu achten schien. Ich würde ihn für einen geheimen Protestanten gehalten haben, wenn ich nicht gesehen hätte, wie er denselben Gebräuchen, auf die er so geringes Gewicht zu legen schien, so treulich nachkam. Und da ich sah, daß er ohne Zeugen seine Priesterpflichten eben so pünktlich erfüllte als vor den Augen des Volks, so wußte ich nicht, was ich über diese Widersprüche denken sollte. Den Fehler abgerechnet, der ihm vor langer Zeit sein Mißgeschick zugezogen, und den er noch nicht ganz abgelegt hatte, war sein Leben musterhaft, seine Sitten waren tadellos, seine Reden anständig und vernünftig. Da ich mit ihm in der größten Vertraulichkeit lebte, so lernte ich ihn mit jedem Tage mehr achten. Seine zahlreichen Wohlthaten hatten mein Herz vollständig gewonnen, und ich erwartete mit gespannter Unruhe den Augenblick, wo ich das Princip kennen lernen sollte, auf welches er die Uebereinstimmung mit einem so ausgezeichneten Leben gründete."

„Dieser Augenblick kam nicht so bald. Ehe er sich seinem Schüler offenbarte, strebte er, die Samen der Vernunft und Güte, die er in seine Seele gestreut, keimen zu lassen. Was am schwersten in mir auszurotten war, war ein dünkelhafter Menschenhaß, eine gewisse Erbitterung gegen die Reichen und Glücklichen der Welt, als ob sie dieses auf meine Kosten seien, und als ob sie ihr angebliches Glück durch einen Raub an dem meinigen erworben hätten. Die thörichte Eitelkeit der Jugend, die sich gegen die Demüthigung sträubt, nährte nur zu sehr diese aufgebrachte Stimmung. Und da die Eigenliebe, die mein Führer in mir zu erwecken

suchte, mich zur Ueberhebung verleitete, so machte sie die Menschen in meinen Augen noch verächtlicher, und ließ mich zu meinem Hasse nur noch die Verachtung gesellen."

„Ohne diesen Hochmuth geradezu zu bekämpfen, verhinderte er doch seine Verwandlung in Seelenverhärtung, und ohne mir die Selbstachtung zu nehmen, machte er mich weniger geringschätzig gegen meinen Nächsten. Indem er überall den eitlen Schein beseitigte und mir die von ihm bedeckten wirklichen Uebel zeigte, lehrte er mich die Irrthümer meiner Mitmenschen beweinen, für ihr Elend gefühlvoll werden, und sie mehr beklagen als beneiden. Da er durch das tiefe Gefühl seiner eignen Schwächen von Mitleid gegen die seiner Mitmenschen erfüllt war, so sah er diese als die Opfer eigner und fremder Laster an. Er sah die Armen unter dem Joche der Reichen, und die Reichen unter dem Joche ihrer Vorurtheile seufzen. Glaube mir, sprach er, unsre Täuschungen erhöhen unsre Uebel, statt sie zu verbergen, indem sie dem Werthlosen Werth beilegen und uns tausend scheinbare Entbehrungen fühlbar machen, die wir ohnedem gar nicht fühlen würden. Der Seelenfriede besteht in der Verachtung alles dessen, was ihn stören kann. Wer am meisten aus dem Leben macht, genießt es am wenigsten, und wer am gierigsten nach dem Glücke hascht, ist stets der Elendeste."

„O, welch trauriges Bild! rief ich mit Bitterkeit aus. Wozu sind wir geboren worden, wenn wir uns Alles versagen sollen? Und wenn man das Glück selbst verachten muß, wer kann dann glücklich sein? — Ich kann es, erwiederte eines Tages der Geistliche in einem Tone, der mich befremdete. — Sie glücklich, rief ich, so wenig vom Geschick begünstigt, so arm, vertrieben, verfolgt, Sie wären glücklich? Wie haben Sie es angefangen, es zu sein? — Das will ich Dir gern sagen, mein Sohn, erwiederte er mir."

„Hierauf erklärte er mir, daß er nun, nachdem er meine Bekenntnisse vernommen habe, mir auch die seinigen ablegen wolle. Ich werde alle Gefühle meines Herzens in deinen Schoß ausschütten, sagte er und umarmte mich. Du sollst mich sehen, wenn auch nicht so, wie ich bin, doch wenigstens so, wie ich mich selbst sehe. Wenn du mein vollständiges Glaubensbekenntniß gehört und meinen Seelenzustand ganz erkannt haben wirst, dann wirst du auch einsehen, warum ich mich glücklich schätze, und falls du denkst wie ich, auch wissen, was du zu thun hast, um es zu werden. Aber diese Geständnisse sind nicht das Werk eines Augenblicks. Ich brauche Zeit, um dir vollständig auseinanderzusetzen, wie ich über

das Geschick des Menschen und den wahren Werth des Lebens denke. Laß uns deshalb eine passende Stunde und einen passenden Ort suchen, damit wir uns mit Ruhe dieser Unterhaltung überlassen können."

„Ich gab ihm meine Ungeduld zu erkennen, mit der ich seine Mittheilungen erwartete. So ward die Zusammenkunft nur bis zum nächsten Morgen verschoben. Es war Sommer. Wir standen mit Tagesanbruch auf. Er führte mich vor die Stadt auf einen hohen Hügel, an dessen Fuße der Po vorüberfloß und von dem man seinen Lauf durch die fruchtbaren Gefilde, die er bewässert, übersehen konnte. In der Ferne krönte die gewaltige Alpenkette die Landschaft. Die Strahlen der aufgehenden Sonne streiften schon die Ebene und warfen über die Felder die langen Schatten der Bäume, der Höhen, der Häuser, und verherrlichten durch tausendfaches Lichtspiel das schönste Gemälde, das ein Menschenauge entzücken kann. Man mochte sagen, die Natur hätte all ihre Pracht vor unsern Augen ausgebreitet, um uns den Gegenstand zu unsrer Unterhaltung zu bieten. Hier war es, wo der Friedensbote, nachdem er schweigend eine Zeitlang die Landschaft betrachtet hatte, folgendermaßen zu mir sprach:

Glaubensbekenntniss

des savoyischen Vicars.

Mein Sohn, erwarte von mir weder gelehrte Auseinandersetzungen noch tiefe Folgerungen. Ich bin kein großer Philosoph und kümmere mich wenig darum es zu werden. Aber bisweilen habe ich einen gesunden Gedanken, und allezeit liebe ich die Wahrheit. Ich will nicht mit dir streiten, ja nicht einmal versuchen, dich zu überzeugen. Es genügt mir, dir auseinanderzusetzen, was ich in der Einfalt meines Herzens denke. Ziehe das deinige während meiner Rede zu Rathe: das ist Alles, was ich von dir verlange. Wenn ich mich irre, so geschieht es in gutem Glauben; das genügt, um mir meinen Irrthum nicht als Verbrechen anrechnen zu können. Wenn du dich ebenfalls irrst, so wird es so schlimm nicht sein. Denke ich aber richtig, nun, so ist ja die Vernunft uns beiden gemein, und wir haben dasselbe Interesse, sie zu hören. Warum solltest du nicht denken wie ich?

Ich bin als armer Bauernknabe geboren, und war durch meinen Stand bestimmt, das Feld zu bebauen. Man glaubte aber, daß es schöner sei, wenn ich mein Brot als Geistlicher verdienen lerne, und fand Mittel, mich studieren zu lassen. Sicherlich dachten weder meine Eltern noch ich selbst daran, daß ich hierbei das Gute, Wahre und Nützliche suchen, sondern nur, daß ich soviel lernen müsse, um ordinirt zu werden. Ich lernte, was man von mir forderte, und sagte nach, was man mir vorsagte. Ich legte das Ordensgelübde ab, wie man verlangte, und wurde Priester. Aber bald fühlte ich, daß ich etwas versprochen hatte, was ich nicht halten konnte, als ich mich verpflichtete, nicht Mensch zu sein.

Man sagt, das Gewissen sei das Werk der Vorurtheile. Dessenungeachtet weiß ich aus Erfahrung, daß es hartnäckig der Ordnung der Natur folgt gegen alle Gesetze der Menschen. Mag man uns immerhin dies und das verbieten, das Gewissen macht uns stets nur schwache Vorwürfe über das, was die wohlgeordnete Natur uns erlaubt, und noch schwächere um das, was sie uns vorschreibt. O guter Jüngling, noch hat sie nicht zu deinen Sinnen gesprochen. Bleibe noch lange in dem Zustande, wo ihre Stimme die der Unschuld ist. Bedenke, daß man sie weit mehr beleidigt, wenn man ihr vorgreift, als wenn man sie bekämpft. Man muß ihr erst widerstehen lernen, um zu wissen, wenn man ihr nachgeben kann, ohne schuldig zu werden.

Von Jugend an habe ich die Ehe als die vorzüglichste und heiligste Einrichtung der Natur verehrt. Nachdem ich mich des Rechtes beraubt hatte, in den Ehestand zu treten, entschloß ich mich, ihn wenigstens nicht zu entheiligen. Denn trotz meiner Studien und Gelehrsamkeit hatte ich stets ein einförmiges und einfaches Leben geführt und so meinem Geiste die ganze Klarheit seiner ursprünglichen Einsichten bewahrt. Die Grundsätze der Welt hatten sie nicht getrübt, und meine Armuth hatte mich von den Versuchungen fern gehalten, welche die Sophismen des Lasters eingeben.

Aber gerade dieser Entschluß war es, der mich ins Verderben stürzte. Meine Achtung vor dem Bette eines Andern machte meine Schuld offenbar. Das Aergerniß mußte gebüßt werden. Eingekerkert, abgesetzt, verjagt, war ich viel mehr das Opfer meiner Gewissenhaftigkeit als meiner Unkeuschheit, und aus den Vorwürfen, mit denen man meinen Sturz begleitete, konnte ich ersehen, daß man oft nur die Schuld zu erschweren braucht, um der Strafe zu entgehen.

Einige solcher Erfahrungen führen einen denkenden Geist weit. Da ich durch diese traurigen Wahrnehmungen meine Ideen von Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und allen Menschenpflichten umgestürzt sah, so verlor ich mit jedem Tage eine der Meinungen, die ich angenommen hatte. Diejenigen, welche mir blieben, genügten nicht, um ein Gebäude zu bilden, das sich durch sich selbst halten konnte. Ich fühlte, wie in meinem Geiste die Augenscheinlichkeit der Principien sich verdunkelte. Und indem ich zuletzt nicht mehr wußte, was ich denken sollte, kam ich auf den Punkt, auf dem du jetzt stehst, nur mit dem Unterschiede, daß mein Unglaube als die späte Frucht eines reifern Alters, sich mit größerm Schmerze bildete, und schwerer zerstört werden sollte.

Ich befand mich in jenem Zustande der Ungewißheit und des Zweifels, welchen Descartes für die Erforschung der Wahrheit fordert. Dieser Zustand kann nicht leicht lange währen, denn er ist beunruhigend und peinlich. Nur das Interesse am Laster oder die Trägheit der Seele kann uns in demselben erhalten. Doch mein Herz war noch lange nicht verdorben genug, daß ich mich in ihm hätte gefallen können; und durch nichts wird die Gewohnheit zu denken besser bewahrt, als wenn man zufriedner mit sich selbst als mit seinem Geschicke ist.

Ich dachte nun über das traurige Loos der Sterblichen nach, die auf diesem Meere menschlicher Meinungen ohne Steuer und ohne Kompaß umhertreiben, dem Sturme ihrer Leidenschaften preisgegeben, ohne einen andern Führer, als einen unerfahrnen Lotsen, der seinen Weg nicht mehr kennt und nicht weiß, wo ein noch aus. Ich sagte mir: Ich liebe die Wahrheit, ich suche sie und kann sie nicht finden. Man zeige sie mir, und ich werde ihr treulich anhangen. Warum entzieht sie sich dem Eifer eines Herzens, das geschaffen ist, sie zu verehren?

Obgleich ich oft sehr schwere Uebel zu erdulden gehabt habe, so habe ich doch nie ein so andauernd elendes Leben geführt, als in jenen Zeiten der Verwirrung und peinlichen Unruhe, wo ich, unaufhörlich von einem Zweifel zum andern irrend, von meinem anhaltenden Nachdenken nur Ungewißheit, Dunkelheit und Widersprüche über die Ursache meines Daseins und das Gesetz meiner Pflichten erntete.

Wie man systematisch und in gutem Glauben ein Zweifler sein kann, begreife ich nicht. Solche Philosophen giebt es entweder gar nicht, oder es sind die Unglücklichsten der Menschen. Der Zweifel über Dinge, deren Erkenntniß uns von höchster Wichtigkeit ist, ist ein dem Menschengeiste unerträglicher Zustand. Er widersteht nicht lange. Er entscheidet

sich, mag er wollen oder nicht, auf die eine oder andre Weise, und will sich lieber irren als gar nichts glauben.

Was meine Verlegenheit noch verdoppelte, war, daß ich in einer Kirche geboren war, die Alles entscheidet und keinen Zweifel gestattet. Ein einziger verworfner Punkt ließ mich alle übrigen verwerfen, und die Unmöglichkeit, so viele ungereimte Entscheidungen zuzugeben, entfernte mich auch von denen, die es nicht waren. Indem man mir sagte: glaube Alles, verhinderte man mich, etwas zu glauben, und ich wußte nicht mehr, worauf ich fußen sollte.

Ich fragte die Philosophen um Rath, durchblätterte ihre Schriften und prüfte ihre verschiedenen Meinungen. Ich fand sie alle stolz, absprechend, dogmatisch, selbst in ihrem angeblichen Skepticismus, nichts wissend und nichts beweisend und einer den andern verspottend. Letzteres fand ich bei Allen gemeinsam, und es schien mir das einzige zu sein, worin sie Alle Recht haben. Sie triumphiren, wenn sie angreifen, und sind kraftlos, wenn sie sich vertheidigen. Erwägt man ihre Gründe, so findet man, daß sie nur Kraft haben zum Zerstören. Zählt man die Stimmen, so ist jeder auf sich angewiesen; sie vereinigen sich nur zum Streit. Sie anzuhören war nicht das Mittel, um aus meiner Ungewißheit zu kommen.

Ich bemerkte, daß die Unvollkommenheit des menschlichen Geistes die erste, und der Stolz die zweite Ursache jener ungeheuren Verschiedenheit der Meinungen ist. Wir haben gar kein Maß für diese gewaltige Maschine und können ihren Zusammenhang nicht begreifen. Wir kennen weder die Grundgesetze noch die letzte Ursache. Wir kennen nicht einmal uns selbst. Wir wissen nichts von unsrer Natur, noch von unserm belebenden Princip. Kaum wissen wir, ob der Mensch ein einfaches oder ein zusammengesetztes Wesen ist. Undurchdringliche Geheimnisse umgeben uns von allen Seiten. Sie liegen jenseits des Bereichs unsrer Sinne. Wir glauben sie mit unserm Verstande zu durchdringen, und thun es nur mit unsrer Phantasie. Jeder bahnt sich durch diese eingebildete Welt einen Weg, den er für gut hält; aber keiner weiß, ob der seinige zum Ziele führt. Dessenungeachtet wollen wir Alles ergründen, Alles erkennen. Das Einzige, was wir gar nicht verstehen, ist das unbeachtet zu lassen, was wir nicht wissen können. Lieber entscheiden wir aufs Gerathewohl und glauben das, was nicht ist, als daß wir zugestehen, keiner von uns könne das erkennen, was ist. Als kleiner Theil eines großen Ganzen, dessen Grenzen sich unserm Auge entziehen, und das sein

Schöpfer unserm thörichten Streite überläßt, sind wir eitel genug, entscheiden zu wollen, was ein jedes Ding an sich ist, und was wir in Beziehung auf dasselbe sind.

Wenn auch die Philosophen im Stande wären, die Wahrheit auszufinden, welcher unter ihnen würde sich für dieselbe interessiren? Jeder weiß sehr wohl, daß sein System nicht besser begründet ist, als die andern; aber er hält es aufrecht, weil es das seinige ist. Es giebt nicht einen einzigen unter ihnen, der, wenn er dahin käme, das Wahre und Falsche zu erkennen, nicht die von ihm gefundne Lüge der Wahrheit vorzöge, die ein Andrer entdeckt hat. Wo ist der Philosoph, der um seines Ruhmes willen nicht gern die ganze Menschheit täuschte? Wo ist derjenige, der im Grunde seines Herzens eine andre Absicht hegte, als sich auszuzeichnen? Wenn er sich nur über den großen Haufen erhebt, wenn er nur den Glanz seiner Nebenbuhler verdunkelt, was will er dann weiter? Die Hauptsache ist, daß man anders denkt als Andre. Bei den Gläubigen ist er Atheist, unter den Atheisten würde er ein Gläubiger sein.

Die erste aus diesen Betrachtungen gewonnene Frucht für mich war, daß ich meine Forschungen auf das beschränken lernte, was mich unmittelbar anging, in allem Andern aber mich in tiefster Unwissenheit erhielt und nur über solche Dinge mich bis zum Zweifel beunruhigte, deren Kenntniß mir von hoher Wichtigkeit war.

Ich begriff auch, daß die Philosophen, statt mich von meinen nutzlosen Zweifeln zu befreien, nur die mich quälenden vervielfältigen würden, ohne einen derselben zu lösen. Ich nahm mir also einen andern Führer und sprach zu mir: Ich will mein innres Licht zu Rathe ziehen; es wird mich weniger irre führen als jene, oder mein Irrthum wird wenigstens der meinige sein, und ich werde mich weniger verschlechtern, wenn ich meinen eignen Täuschungen folge, als wenn ich mich ihren Lügen überlasse.

Als ich nun die verschiedenen Meinungen, die mich seit meiner Kindheit wechselsweise fortgerissen, an meinem Geiste vorüberziehen ließ, erkannte ich, daß zwar keine von ihnen hinreichend augenscheinlich war, um unmittelbar Ueberzeugung hervorzurufen, daß sie aber verschiedene Grade von Wahrscheinlichkeit hatten, und die innere Zustimmung in verschiedenem Maß sich ihnen hingab oder verschloß. Auf diese erste Bemerkung hin verglich ich, ohne Vorurtheile mitreden zu lassen, alle jene verschiedenen Ideen untereinander, und fand, daß die erste und

allgemeinste auch die einfachste und vernünftigste war, und daß sie nur deswegen nicht allgemeine Zustimmung erhält, weil man sie zuletzt vorbringt. Man denke sich, wie erst all unsre alten und neuen Philosophen ihre phantastischen Systeme der Kräfte, Veränderungen, des Schicksals, der Nothwendigkeit, der Atome, der beseelten Welt, der belebten Materie, des Materialismus jeder Art erschöpft haben, und nach ihnen allen der berühmte Clarke[5]) die Welt erleuchtet, indem er ihr schließlich das Wesen aller Wesen und den Spender aller Dinge verkündet. Mit welcher allgemeinen Bewunderung, mit welchem einstimmigen Beifall würde nicht dieses neue System aufgenommen worden sein, das so großartig, so tröstlich, so erhaben, so geeignet den Geist zu erheben und der Tugend eine Grundlage zu geben, und gleichzeitig so schlagend, so lichtvoll, so einfach ist, und wie mich dünkt, dem menschlichen Geiste weniger Unbegreifliches bietet, als er in allen andern Systemen Ungereimtes findet. Ich sagte mir: Unauflösliche Einwürfe sind allen gemein, weil der Geist des Menschen zu beschränkt ist, um sie alle zu lösen; sie beweisen also nicht vorzugsweise gegen eins. Aber welch ein Unterschied zwischen den direkten Beweisen! Soll man nicht diesem hier, welches Alles erklärt, den Vorzug geben, wenn es nicht mehr Schwierigkeiten darbietet als die andern?

Da ich nun statt aller Philosophie Liebe zur Wahrheit und statt jeder Methode eine leichte und einfache Regel besitze, die mich aller eitlen Spitzfindigkeit in den Schlußfolgerungen überhebt, so nehme ich dieser Regel gemäß die Prüfung der mich interessirenden Kenntnisse wieder auf, entschlossen alle diejenigen als ausgemacht anzunehmen, denen ich in der Aufrichtigkeit meines Herzens meine Zustimmung nicht versagen kann, als wahr alle diejenigen, die mir eine nothwendige Verbindung mit jenen ersten zu haben scheinen, alle andern aber unentschieden zu lassen, ohne sie zu verwerfen oder zuzugeben und ohne mich mit ihrer Aufklärung zu quälen, wenn sie zu nichts führen, was für den Gebrauch von Nutzen ist.

Doch wer bin ich? Welches Recht habe ich, die Dinge zu beurtheilen? Und was bestimmt denn meine Urtheile? Wenn sie durch die Eindrücke, die ich empfange, fortgerissen werden, so mühe ich mich vergeblich mit diesen Forschungen ab. Sie erfolgen entweder gar nicht oder erfolgen von selbst, ohne daß ich mich darum kümmere, sie zu lenken. Ich muß also zuerst meinen Blick auf mich selbst richten, um das Werkzeug, dessen

ich mich bedienen will, und den Punkt, bis zu welchem ich seinem Gebrauche vertrauen darf, kennen zu lernen.

Ich existire, ich habe Sinne, durch welche ich Eindrücke empfange. Das ist die erste Wahrheit, die mir auffällt und der ich zustimmen muß. Habe ich ein eignes Gefühl meines Daseins, oder empfinde ich dasselbe nur vermöge meiner Sinneneindrücke? Das ist mein erster Zweifel, den ich für jetzt nicht aufzulösen vermag. Denn da ich beständig Eindrücke empfange, theils unmittelbar, theils durch das Gedächtniß, wie kann ich wissen, ob das Gefühl des Ich etwas von diesen Eindrücken verschiednes ist und unabhängig von ihnen sein kann?

Meine Empfindungen gehen in mir vor sich, denn sie lassen mich mein Dasein fühlen. Aber ihre Ursache liegt außer mir, denn sie ergreifen mich mir zum Trotz, und es hängt nicht von mir ab, sie zu erzeugen oder zu vernichten. Ich sehe also klar ein, daß das Gefühl, welches in mir ist, und seine Ursache oder sein Gegenstand, der außer mir liegt, nicht dasselbe sind.

Ich existire also nicht allein, sondern es existiren noch andre Wesen, nämlich die Gegenstände meiner Empfindungen. Und wenn diese Gegenstände auch nur Vorstellungen wären, so würde immer wahr bleiben, daß diese Vorstellungen nicht mein Ich sind.

Nun nenne ich aber Alles, was ich außer mir fühle und was auf meine Sinne einwirkt, Materie; und alle Theile der Materie, die ich zu Einzelwesen vereinigt sehe, nenne ich Körper. Demnach sind alle Streitigkeiten der Idealisten und Materialisten für mich ohne Bedeutung. Ihre Unterscheidungen zwischen Schein und Wirklichkeit sind Hirngespinnste.

So bin ich schon eben so sicher von dem Dasein des Universums, wie von meinem eignen überzeugt. Nun denke ich über die Gegenstände meiner Empfindungen nach; und da ich in mir die Fähigkeit zu vergleichen wahrnehme, so fühle ich mich im Besitze einer thätigen Kraft, deren Vorhandensein ich zuvor nicht kannte.

Wahrnehmen ist empfinden; vergleichen ist urtheilen; urtheilen und empfinden sind nicht einerlei. Durch die Empfindung bieten sich mir die Gegenstände getrennt, vereinzelt dar, so, wie sie in der Natur sich finden. Durch die Vergleichung bewege, versetze ich sie gleichsam, stelle einen gegen den andern, um über ihre Verschiedenheit oder Aehnlichkeit und alle ihre Beziehungen im Allgemeinen urtheilen zu können. Nach meiner Meinung ist das Unterscheidungsvermögen des thätigen und intelligenten Wesens das, was dem Worte ist einen Sinn giebt. Vergebens

suche ich in einem blos empfindenden Wesen diese geistige Kraft, welche die Dinge übereinanderlegt und dann über sie urtheilt; ich kann sie in seiner Natur nicht erkennen. Dieses passive Wesen wird jeden Gegenstand vereinzelt, ja selbst einen Gesammtgegenstand aus zweien bestehend empfinden. Da ihm aber das Vermögen fehlt, den einen mit dem andern zusammenzustellen, so wird es sie nie vergleichen und nie über sie urtheilen.

Zwei Gegenstände zugleich sehen ist nicht ihre Beziehungen sehen, noch über ihre Verschiedenheiten urtheilen. Viele Gegenstände nebeneinander sehen ist noch nicht sie zählen. Ich kann im selben Augenblicke die Vorstellung von einem großen und von einem kleinen Stabe haben, ohne beide zu vergleichen, ohne zu urtheilen, daß der eine kleiner ist als der andre, eben so wie ich auf einmal meine ganze Hand sehen kann, ohne die Finger derselben zu zählen*). Die vergleichenden Vorstellungen größer, kleiner, selbst die Zahlvorstellungen eins, zwei ꝛc. sind sicherlich keine Empfindungen, obgleich sie mein Geist nur im Gefolge meiner Empfindungen bildet.

Man sagt, daß ein der Empfindung fähiges Wesen seine Empfindungen nach den unter ihnen stattfindenden Verschiedenheiten unterscheide. Das bedarf einer Erklärung. Wenn die Empfindungen verschieden sind, so unterscheidet sie das empfindende Wesen nach diesen ihren Verschiedenheiten; sind sie aber ähnlich, so unterscheidet es sie, indem es fühlt, daß die eine unabhängig von der andern ist. Wie könnte man sonst in einer gleichzeitigen Empfindung zwei gleiche Gegenstände unterscheiden? Man müßte nothwendig diese beiden Gegenstände zusammenwerfen und sie für einen und denselben halten, besonders nach einem Systeme, in welchem behauptet wird, daß die vorstellenden Empfindungen der Größe keineswegs Größen sind.

Wenn die beiden zu vergleichenden Empfindungen wahrgenommen worden sind, so ist ihr Eindruck erfolgt, jeder Gegenstand ist empfunden worden, beide sind empfunden worden, aber ihr Verhältniß hat man damit noch nicht empfunden. Wenn das Urtheil über dieses Verhältniß nur eine Empfindung wäre und mir einzig aus dem Gegenstande käme,

---

*) Herr de la Condamine berichtet uns von einem Volke, welches nur bis drei zählen konnte. Da aber die Menschen, welche dieses Volk bilden, Hände haben, so hatten sie doch oft ihre Finger gesehen, ohne bis fünf zählen zu lernen.

so würde mich mein Urtheil niemals täuschen, weil ich stets das wirklich empfinde, was ich empfinde.

Woher kommt es also, daß ich mich über das Verhältniß zweier Stäbe, besonders wenn sie nicht parallel stehen, irre? Warum sage ich z. B. der kleine Stab ist ein Drittel des großen, während er nur ein Viertel so groß ist? Warum ist das Bild, die Empfindung, nicht dem Originale, dem Gegenstande, gleich? Deshalb, weil ich thätig bin, wenn ich urtheile, weil die vergleichende Thätigkeit fehlerhaft ist, und weil mein Verstand, indem er die Verhältnisse beurtheilt, seine Irrthümer in die Wahrheit der Empfindungen, die die Gegenstände unverfälscht zeigen, einmischt.

Hierzu füge man noch eine Betrachtung, die gewiß auffällig ist, wenn man über sie nachdenkt. Wenn wir nämlich beim Gebrauch unsrer Sinne rein passiv wären, so würde zwischen ihnen durchaus keine Verbindung stattfinden können. Wir würden unmöglich wissen können, ob der Körper, den wir berühren, und der Gegenstand, den wir sehen, ein und dasselbe sind. Wir würden entweder nie etwas außer uns liegendes wahrnehmen, oder es würde für uns fünf wahrnehmbare Substanzen geben, deren Identität zu bemerken wir kein Mittel hätten.

Man mag nun dieser Kraft meines Geistes, welche meine Empfindungen einander nähert und sie vergleicht, diesen oder jenen Namen geben; man mag sie Aufmerksamkeit, Nachdenken, Betrachtung nennen, oder wie man sonst will: immer bleibt es wahr, daß sie in mir und nicht in den Sachen liegt, daß ich allein es bin, der sie erzeugt, obschon ich sie nur bei Gelegenheit des Eindrucks erzeuge, den die Gegenstände auf mich machen. Es liegt zwar nicht in meiner Macht, ob ich empfinden oder nicht empfinden will, wohl aber liegt es in meiner Macht, meine Empfindungen mehr oder weniger zu prüfen.

Ich bin also nicht ein nur empfindendes und passives Wesen, sondern ein thätiges und verständiges Wesen. Und was auch die Philosophie darüber sagen mag, ich werde mich erkühnen, auf die Ehre des Denkens Anspruch zu machen. Ich weiß nur, daß die Wahrheit in den Dingen liegt, und nicht in meinem Geiste, der sie beurtheilt, und daß ich mich um so sichrer der Wahrheit nähere, je weniger ich von dem Meinigen in meine Urtheile einmische. So ist meine Regel, mich dem Gefühle mehr anzuvertrauen als dem Verstande, durch den Verstand selbst begründet.

Nachdem ich mich, so zu sagen, meiner selbst versichert habe, fange ich an, mich außer mir umzusehen, und fühle mich mit einem gewissen

Schauder in das unermeßliche Weltall hinausgestoßen, verloren, unter den zahllosen Wesen gleichsam umhertreibend, ohne zu wissen, was sie unter sich, noch was sie in Beziehung auf mich sind. Ich studiere sie, ich beobachte sie; und der erste Gegenstand, der sich mir zum Vergleiche darbietet, bin ich selbst.

Alles, was ich durch die Sinne wahrnehme, ist Materie, und ich leite alle wesentlichen Eigenschaften der Materie von den sinnlich wahrnehmbaren Beschaffenheiten ab, welche mich dieselbe bemerken lassen und die von ihr unzertrennlich sind. Ich sehe sie bald in Bewegung und bald in Ruhe*), woraus ich folgere, daß weder Ruhe noch Bewegung ihr wesentlich sind, daß aber die Bewegung als eine Thätigkeit die Wirkung einer Ursache ist, in deren Abwesenheit eben die Ruhe besteht. Wenn also nichts auf die Materie einwirkt, so bewegt sie sich auch nicht, und eben deshalb, weil sie sich gleichgültig zur Ruhe sowohl, wie zur Bewegung verhält, ist die Ruhe ihr natürlicher Zustand.

Ich bemerke bei den Körpern eine zweifache Bewegung, eine mitgetheilte Bewegung, und eine freiwillige, selbstthätige Bewegung. Bei der ersten liegt die bewegende Ursache außerhalb des bewegten Körpers, bei der zweiten liegt sie in ihm selbst. Hieraus folgere ich nicht, daß z. B. die Bewegung einer Taschenuhr eine freiwillige ist. Denn wenn nichts ihr Fremdes auf die Feder einwirkte, so würde diese nicht das Bestreben haben, aufzuschnellen und also die Kette nicht ziehen. Aus demselben Grunde werde ich auch nicht dem Flüssigen, ja nicht einmal dem Feuer, welches Flüssigkeit hervorruft, Selbstthätigkeit zugestehen**).

Ihr werdet mich fragen, ob die Bewegung der Thiere eine willkürliche sei. Ich werde euch antworten, daß ich das nicht weiß, aber die Analogie spricht dafür. Und fragt ihr mich weiter, woher ich denn

*) Diese Ruhe ist, wenn man will, nur relativ. Da wir aber ein Mehr und ein Minder in der Bewegung bemerken, so können wir uns ganz klar einen der beiden äußersten Grenzpunkte vorstellen, die Ruhe. Wir begreifen dies so gut, daß wir selbst geneigt sind, eine blos relative Ruhe für absolute Ruhe zu halten. Es ist also nicht wahr, daß die Bewegung zum Wesen der Materie gehört, da man sich diese auch als in Ruhe vorstellen kann.

**) Die Chemiker betrachten das Phlogiston oder das Element des Feuers als vertheilt, unbeweglich und bleibend in den Mischungen, deren Bestandtheil es ist, so lange bis irgend eine fremde Ursache es frei macht, verbindet, in Bewegung setzt und in Feuer verwandelt.

weiß, daß es eine willkürliche Bewegung giebt, so antworte ich, daß ich es weiß, weil ich es fühle. Ich will meinen Arm bewegen und bewege ihn, ohne daß diese Bewegung eine andre unmittelbare Ursache hat als meinen Willen. Es würde vergebens sein, mir durch Gründe dieses Gefühl nehmen zu wollen; es ist stärker als alle Augenscheinlichkeit. Man könnte mir eben so gut beweisen, daß ich nicht existirte.

Wenn es gar keine Selbstthätigkeit in den Handlungen der Menschen, noch in irgend etwas, was auf Erden geschieht, gäbe, so würde man sehr in Verlegenheit kommen, sich die erste Ursache jeder Bewegung zu denken. Ich meinestheils bin so fest überzeugt, daß der natürliche Zustand der Materie der der Ruhe ist und daß sie an und für sich keine Kraft zum Handeln hat, daß ich beim Anblick eines bewegten Körpers alsbald schließe, dieser Körper sei entweder belebt, oder die Bewegung sei eine ihm von außen mitgetheilte. Mein Geist versagt der Idee jede Zustimmung, daß die unorganisirte Materie sich selbständig bewege oder irgend eine Thätigkeit ausübe.

Dessenungeachtet ist dieses sichtbare Weltgebäude Materie, zerstreute, todte Materie*), die in ihrer Gesammtheit nichts von Verbindung, Organisation, von Gemeingefühl der Theile eines belebten Körpers hat. Denn es ist sicher, daß wir, die wir doch Theile des Universums sind, uns niemals im Ganzen empfinden. Dasselbe Universum aber ist in Bewegung, und in seiner geregelten, gleichförmigen, bestimmten Gesetzen unterworfenen Bewegung giebt es nichts von jener Freiheit, die in den willkürlichen Bewegungen des Menschen und der Thiere erscheint. Die Welt ist also kein großes Geschöpf, welches sich von selbst bewegt, es giebt also für ihre Bewegung eine außer ihr liegende Ursache, die ich nicht wahrnehme. Aber die innere Ueberzeugung macht mir diese Ursache so fühlbar, daß ich die Sonne nicht ihre Bahn wandeln sehen kann, ohne mir eine Kraft zu denken, die sie bewegt, und daß ich bei der Bewegung der Erde eine Hand zu fühlen glaube, welche sie umdreht.

Um was bin ich nun weiter gekommen, wenn ich allgemeine Gesetze annehmen muß, deren wesentliche Beziehungen zur Materie ich nicht

*) Ich habe mir alle Mühe gegeben, mir eine lebende Molecüle zu denken, ohne dabei zum Ziel gekommen zu sein. Der Begriff einer Materie, die empfindet ohne Sinne zu haben, erscheint mir undenkbar und widersinnig. Um diese Idee annehmen oder verwerfen zu können, muß man sie erst begreifen, und ich gestehe, daß ich dies Glück nicht gehabt habe.

wahrnehme? Da diese Gesetze keine wirklichen Wesen, keine Substanzen sind, so haben also sie wieder irgend einen andern Grund, der mir unbekannt ist. Erfahrung und Beobachtung haben uns mit den Gesetzen der Bewegung bekannt gemacht. Diese Gesetze bestimmen die Wirkungen, ohne die Ursachen zu zeigen. Sie genügen deshalb lange nicht, um das Weltsystem und die Bewegung des Universums zu erklären. Descartes bildete mit Würfeln Himmel und Erde. Aber er vermochte diesen Würfeln nicht den ersten Stoß zu geben, noch seine Centrifugalkraft ohne Hülfe einer rotirenden Bewegung spielen zu lassen. Newton fand das Gesetz der Anziehung. Aber die Anziehung allein würde das Universum bald in eine unbewegliche Masse verwandeln. Er mußte deshalb noch eine Flugkraft mit diesem Gesetze vereinen, um die Himmelskörper ihre Bahnen beschreiben zu lassen. Wenn nur Descartes uns sagen wollte, welches physikalische Gesetz seine Wirbel umdrehen läßt, und Newton uns die Hand zeigen wollte, welche die Planeten auf die Tangenten ihrer Bahnen schleuderte.

Die ersten Ursachen der Bewegung liegen nicht in der Materie selbst. Sie empfängt ihre Bewegung und theilt sie mit, aber ruft sie nicht hervor. Je mehr ich die Wirkung und Gegenwirkung, welche die Naturkräfte aufeinander ausüben, beobachte, desto mehr finde ich, daß ich beständig von Wirkung zu Wirkung bis zu einem Willen als erster Ursache aufsteigen muß. Denn wenn man einen unendlichen Progreß der Ursachen annehmen wollte, so hieße das eben gar nichts annehmen. Mit einem Worte, jede Bewegung, welche nicht durch eine andre hervorgerufen wird, kann nur aus einer selbstthätigen, willkürlichen Handlung entstehen. Die leblosen Körper sind nur in der Bewegung thätig, und es giebt gar keine wahrhafte Thätigkeit ohne Willen. Dies ist mein erster Grundsatz. Ich glaube deshalb, daß ein Wille das Universum bewegt und die Natur belebt. Das ist mein erstes Dogma, oder mein erster Glaubensartikel.

Wie mein Wille eine physische und körperliche Thätigkeit hervorbringen kann, davon weiß ich nichts, aber daß er dieselbe hervorruft, erfahre ich an mir selbst. Ich will handeln, und ich handle. Ich will meinen Körper bewegen, und mein Körper bewegt sich. Aber daß ein lebloser und in Ruhe befindlicher Körper von selbst in Bewegung geräth oder die Bewegung hervorruft, das ist unbegreiflich und ohne Beispiel. Der Wille ist mir nur aus seiner Thätigkeit, nicht seiner Natur nach bekannt. Ich kenne diesen Willen als bewegende Ursache. Aber die

Materie als Erzeugerin der Bewegung begreifen, heißt offenbar eine Wirkung ohne Ursache, heißt gar nichts begreifen.

Es ist mir ebensowenig begreiflich, wie mein Wille meinen Körper bewegt, als wie meine Empfindungen meine Seele afficiren. Ich weiß nicht einmal, warum das eine dieser Geheimnisse erklärlicher geschienen hat als das andre. Was mich betrifft, so erscheint mir das Mittel der Vereinigung beider Substanzen durchaus unbegreiflich, mag ich mich als leidend oder als thätig denken. Es ist höchst seltsam, daß man von dieser Unbegreiflichkeit selbst spricht, um die beiden Substanzen mit einander zu verwechseln, als ob Wirkungen so verschiedener Natur sich besser in einem einzigen Subjecte als in zweien erklärten.

Allerdings ist das Dogma, welches ich soeben aufgestellt habe, dunkel. Aber schließlich hat es doch einen Sinn und enthält nichts, was der Vernunft noch der Erfahrung widerstreitet. Kann man das vom Materialismus sagen? Wenn die Bewegung etwas der Materie Wesentliches wäre, ist es dann nicht klar, daß sie von ihr unzertrennlich, daß sie ihr stets im selben Grade eigen, daß sie stets dieselbe in jedem Theile der Materie sein müßte, daß sie nicht mittheilbar sein, sich nicht vergrößern oder verringern könnte, und die Materie in Ruhe gar nicht denkbar wäre? Sagt man aber, daß ihr die Bewegung nicht wesentlich, aber nothwendig sei, so will man mich durch Worte irre führen, die leicht zu widerlegen sein würden, wenn sie ein wenig mehr Sinn hätten. Denn entweder ruft die Materie ihre Bewegung selbst hervor, und dann ist sie ihr wesentlich, oder sie erhält sie durch eine äußere Ursache, und dann ist sie ihr nur insoweit nothwendig, als die bewegende Ursache auf sie einwirkt. Und so befinden wir uns wieder in der ersten Schwierigkeit.

Die allgemeinen und abstrakten Ideen sind die Quelle der größten menschlichen Irrthümer. Niemals ist durch das Geschwätz der Metaphysiker eine einzige Wahrheit entdeckt worden, aber es hat die Philosophie mit Ungereimtheiten angefüllt, deren man sich schämt, sobald man sie ihrer hohen Worte entkleidet. Sage mir, mein Freund, ob man deinem Geiste eine wirkliche Idee zuführt, wenn man von einer blinden, durch die ganze Natur verbreiteten Kraft spricht. Man glaubt zwar mit den unbestimmten Worten „allgemeine Kraft, nothwendige Bewegung“ etwas zu sagen, sagt aber in Wahrheit ganz und gar nichts. Der Begriff der Bewegung ist kein anderer als der der Ortsveränderung. Es giebt keine einzige Bewegung ohne irgend eine Richtung.

Denn ein Einzelwesen kann sich nicht auf einmal nach allen Richtungen hin bewegen. In welcher Richtung bewegt sich nun nothwendiger Weise die Materie? Hat die ganze Masse der Materie eine gleichförmige Bewegung, oder hat jedes Atom seine eigenthümliche Bewegung? Der ersten Idee gemäß muß das ganze Universum eine feste und untheilbare Masse bilden; nach der zweiten kann es nur ein zerstreutes und unzusammenhängendes Fluidum sein, so daß sich unmöglich je zwei Atome vereinigen könnten. Welche Richtung wird diese der ganzen Materie gemeinsame Bewegung nehmen? Wird sie eine gerade oder eine Kreislinie bilden, sich nach oben oder unten, nach rechts oder links wenden? Wenn aber jede Moleküle der Materie ihre besondere Richtung hat, welches werden dann die Ursachen aller dieser Richtungen und aller dieser Verschiedenheiten sein. Wenn sich jedes Atom oder jede Moleküle der Materie nur um den eignen Mittelpunkt drehen kann, dann wird nie etwas von seiner Stelle kommen und es würde gar keine mitgetheilte Bewegung geben; es müßte aber doch auch diese Kreisbewegung immer noch nach einer bestimmten Richtung hin vor sich gehen. Der Materie die Bewegung durch Abstraktion zuschreiben, heißt Worte ohne Sinn gebrauchen; ihr aber eine bestimmte Bewegung zuschreiben, heißt eine Ursache voraussetzen, welche sie bestimmt. Je mehr einzelne Kräfte ich annehme, desto mehr neue Ursachen habe ich zu erklären, ohne jemals eine gemeinsam wirkende Kraft zu finden, die sie lenkt. Statt mir eine Ordnung in dem zufälligen Zusammentreffen der Elemente vorstellen zu können, kann ich mir nicht einmal den Streit derselben denken, und das Chaos des Universums ist mir unbegreiflicher als seine Harmonie. Ich sehe wohl ein, daß der Mechanismus der Welt dem Menschengeiste unbegreiflich sein kann. Aber sobald ein Mensch sich unterfängt ihn zu erklären, sollte er wenigstens etwas sagen, was Menschen verstehen können.

Wenn mir die bewegte Materie einen Willen zeigt, so zeigt mir die nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie eine Intelligenz: dies ist mein zweiter Glaubensartikel. Handeln, vergleichen, wählen sind Wirkungen eines thätigen und denkenden Wesens. Dieses Wesen ist also. Wo siehst du es denn? werdet ihr mich fragen. Nicht allein in den kreisenden Himmeln und in dem Gestirne, das uns leuchtet, nicht nur in mir selbst, sondern im weidenden Schafe, im fliegenden Vogel, im fallenden Steine, in dem vom Winde hinweggetriebnen Blatte.

Ich schließe auf eine Weltordnung, obgleich ich den Zweck derselben

nicht kenne; denn ich brauche nur die Theile zu vergleichen, ihr Zusammentreffen und ihre Verhältnisse zu erforschen, und ihren Einklang zu beobachten, um auf jene Ordnung zu schließen. Ich weiß nicht, warum das Universum ist; aber ich sehe unabläßig, wie es sich verändert, ich bemerke unabläßig die innige Wechselwirkung, durch welche die Wesen, die es bilden, sich gegenseitig Beistand leihen. Ich bin wie ein Mensch, der zum erstenmale eine offne Uhr sieht und nicht aufhört, das Werk derselben zu bewundern, obgleich er ihren Gebrauch nicht kennt und das Zifferblatt gar nicht gesehen hat. Ich weiß nicht, würde er sagen, wozu dies Alles dient; aber ich sehe, daß jedes Stück für die andern gemacht ist; ich bewundre den Werkmeister in den Einzelheiten seines Werks und bin fest überzeugt, daß alle diese Räder nur zu einem gemeinsamen Zwecke so zusammenstimmend laufen, den ich jedoch unmöglich zu begreifen vermag.

Laßt uns die besondern Zwecke, die Mittel, die geordneten Verhältnisse jeder Art vergleichen und dann auf unsre innre Stimme hören. Welcher gesunde Geist kann ihr Zeugniß verwerfen? Welchem vorurtheilsfreien Auge zeigt nicht die sichtbare Ordnung des Weltalls eine höchste Intelligenz? Welche Sophismen müßte man aufhäufen, um die Harmonie der Wesen und das wunderbare Zusammenwirken eines jeden Theiles zur Erhaltung der übrigen zu verkennen! Man sage mir, was man will, von Combinationen und Zufall; was hilft es, mich zum Schweigen zu bringen, wenn man mich nicht überzeugen kann? Und wer wird mir das unwillkürliche Gefühl nehmen, das euch Lügen straft, ich mag wollen oder nicht. Wenn sich die organisirten Körper auf tausenderlei Weise zufällig gebildet haben, ehe sie bestimmte Formen annahmen, wenn sich erst Magen ohne Mund, Beine ohne Köpfe, Hände ohne Arme, unvollständige Organe jeder Art gebildet haben, die untergegangen sind, weil sie sich nicht erhalten konnten: warum trifft dann keiner dieser ungeformten Versuche noch jetzt unsern Blick? Warum hat sich die Natur schließlich Gesetze vorgeschrieben, denen sie anfangs nicht unterworfen war? Ich soll nicht darüber erstaunen, daß sich eine Begebenheit ereignet, wenn sie möglich ist, und daß die Schwierigkeit eines Vorgangs durch die Menge der Würfe ausgeglichen wird. Ich will das zugeben. Dessenungeachtet aber, wenn man mir sagte, daß zufällig durcheinandergeworfene Schriftzeichen die vollständige Aeneide gegeben hätten, so würde ich es doch verschmähen nur einen Schritt zu thun, um mich von der Wahrheit dieser Lüge zu überzeugen. Du vergissest, wird man mir sagen, die

Anzahl der Würfe. Aber wie viel solcher Würfe muß ich denn voraussetzen, um diese Combination wahrscheinlich zu machen? Ich meinestheils, der ich nur einen einzigen sehe, kann eine unendliche Zahl gegen Eins verwetten, daß sein Erzeugniß nicht das Werk des Zufalls ist. Hierzu kommt noch, daß Combinationen und Umwandlungen stets nur Erzeugnisse hervorbringen, die von derselben Natur sind wie ihre Elemente, daß die Organisation und das Leben keineswegs aus einem Zusammenwerfen der Atome auf gut Glück hervorgehen, und daß der Chemiker es niemals dahin bringen wird, daß die Mischungen in seinem Schmelztiegel empfinden und denken*).

Ich habe den Nieuwentit[6]) mit Erstaunen und beinahe mit Aergerniß gelesen. Wie konnte dieser Mann ein Buch über die Wunder der Natur schreiben wollen, die die Weisheit ihres Schöpfers zeigten? Sein Buch müßte so groß sein wie die Welt, und noch würde er seinen Gegenstand nicht erschöpft haben; und sobald man auf Einzelheiten eingehen will, entzieht sich dem Auge das größte Wunder, die Harmonie und Einheit des Ganzen. Allein die Entstehung lebender und organisirter Körper ist ein Abgrund für das menschliche Denken. Die unumstößliche Schranke, welche die Natur zwischen die verschiedenen Gattungen gestellt hat, damit sie nicht in Verwirrung geriethen, zeigt ihre Absichten bis zur äußersten Klarheit. Es war ihr nicht genug, die Ordnung festzustellen, sie hat auch sichre Maßregeln getroffen, daß nichts diese Ordnung stören kann.

Es giebt im Universum kein Wesen, das man nicht in irgend einer Hinsicht als gemeinschaftlichen Mittelpunkt aller andern ansehen könnte, um den sie alle derart geordnet sind, daß sie sich alle wechselsweise wie Zwecke und Mittel zu einander verhalten. Der Geist verwirrt und

---

*) Sollte man wohl glauben, daß menschliche Ueberspanntheit sich soweit verirren könnte? Und doch haben wir davon einen Beweis. Amatus Lusitanus[7]) versichert, daß er einen kleinen, daumensgroßen Menschen in einem Glase eingeschlossen gesehen habe, den Julius Camillus als ein zweiter Prometheus durch die alchymistische Wissenschaft zu Stande gebracht habe. Paracelsus lehrt in seinem Buche **de natura rerum** die Art und Weise, solche kleine Menschen hervorzubringen, und behauptet, daß die Pygmäen, Faunen, Satyrn und Nymphen durch die Chemie erzeugt worden seien. Ich sehe in der That nicht, was in Zukunft noch anders zu thun bleibt, um die Möglichkeit solcher Thatsachen festzustellen, als daß man noch behauptet, die organische Materie widerstehe der Hitze des Feuers und ihre Molekülen könnten sich im Reverberirofen am Leben erhalten.

verliert sich in dieser Unendlichkeit von Beziehungen, deren keine in ihrer Masse sich verwirrt oder verliert. Welche alberne Annahme, diese ganze Harmonie dem blinden Mechanismus einer zufällig bewegten Materie zuzuschreiben. Wer die Einheit der Absicht leugnet, die sich in den Beziehungen aller Theile dieses großen Ganzen offenbart, verdeckt seinen Galimathias vergebens durch Abstraktionen, Coordinationen, allgemeine Principien und bildliche Ausdrücke: was er auch anfangen möge, es ist mir unmöglich, ein so fest geordnetes System von Wesen zu begreifen ohne eine Intelligenz, die es ordnet. Es hängt nicht von mir ab, ob ich glauben will, daß die passive und todte Materie lebende und fühlende Wesen hervorbringen, daß ein blindes Schicksal intelligente Wesen bilden, und ein Etwas, das gar nicht denkt, denkende Wesen hat erzeugen können.

Ich glaube demnach, daß die Welt durch einen mächtigen und weisen Willen regiert wird; ich sehe es, oder vielmehr ich fühle es, und es ist mir wichtig es zu wissen. Ist eben diese Welt aber ewig oder erschaffen? giebt es eine einzige Grundursache der Dinge oder giebt es deren zwei oder mehrere, und welches ist ihre Natur? Davon weiß ich nichts, und was kümmert es mich auch? In dem Maße, als diese Kenntnisse Interesse für mich bekommen werden, werde ich mich anstrengen sie zu erwerben. Bis dahin aber entsage ich müßigen Fragen, die meine Eigenliebe beunruhigen können, aber für mein Handeln ohne Nutzen und für meinen Verstand zu hoch sind.

Erinnere dich stets, daß ich meine Meinung keineswegs lehren, sondern nur darlegen will. Mag die Materie ewig oder erschaffen sein, mag sie ein passives Princip oder gar nichts dergleichen haben, so ist doch immer so viel gewiß, daß das Ganze eine Einheit ist und eine einzige Intelligenz ankündet. Denn ich sehe nichts, was nicht in dasselbe System geordnet und auf denselben Zweck gerichtet wäre, nämlich auf die Erhaltung des Ganzen in der bestehenden Ordnung. Und dieses Wesen, welches will und kann, dies selbstthätige Wesen, welches das All bewegt und alle Dinge ordnet, was es auch sei, ich nenne es Gott und verbinde mit diesem Namen die Ideen der Intelligenz, der Macht, des Willens und auch die Idee der Güte, welche sich daraus mit Nothwendigkeit ergiebt. Aber ich erkenne darum das Wesen, dem ich diesen Namen beilege, noch um nichts besser. Es entzieht sich meinen Sinnen ebensowohl wie meinem Verstande. Je mehr ich an dasselbe denke, desto mehr verwirre ich mich. Ich weiß ganz sicher, daß es ist, und daß es

durch sich selbst ist. Ich weiß, daß mein Dasein dem seinigen untergeordnet ist, und daß alle Dinge, die ich kenne, im selben Verhältnisse zu ihm stehen. Ich sehe Gott in allen seinen Werken, ich fühle ihn in mir, sehe ihn überall um mich. Aber sobald ich ihn an sich selbst betrachten will, sobald ich untersuchen will, wo und was er ist, was seine Substanz ist, entzieht er sich meinem Blicke, und mein beunruhigter Geist sieht nichts mehr.

Durchdrungen vom Gefühl meiner Unzulänglichkeit, werde ich niemals die Natur Gottes zu ergründen suchen, wenn mich nicht das Gefühl meiner Beziehungen zu ihm dazu zwingt. Jenes Denken ist beständig etwas Verwegnes. Ein weiser Mensch darf sich ihm nicht ohne Zittern überlassen, und nur in der Ueberzeugung, daß er nicht geschaffen ist, sie zu ergründen. Denn nicht dadurch, daß man nichts, sondern dadurch, daß man unrichtig von der Gottheit denkt, versündigt man sich am meisten an ihr.

Nachdem ich die Eigenschaften der Gottheit entdeckt habe, aus denen ich ihr Dasein begreife, komme ich auf mich selbst zurück und untersuche, welchen Rang ich in der von ihr regierten und mir erkennbaren Ordnung der Dinge einnehme. Ich finde, daß ich meiner Gattung nach unstreitig die erste Stelle innehabe. Denn durch meinen Willen und durch die Werkzeuge, die ich zur Ausübung desselben besitze, habe ich mehr Kraft, auf alle mich umgebenden Körper einzuwirken und an ihrer Thätigkeit Theil zu nehmen oder mich derselben zu entziehen, als einer von ihnen wider meinen Willen auf mich durch blos physischen Einfluß einzuwirken vermag. Durch meine Intelligenz bin ich das einzige Geschöpf welches einen Ueberblick über alle hat. Welches Wesen hienieden, außer dem Menschen, kann alle andern beobachten, messen, berechnen, ihre Bewegungen, ihre Wirkungen vorhersehen und so zu sagen das Gefühl des gemeinsamen Daseins mit dem seines individuellen Daseins verknüpfen? Was ist also Lächerliches in dem Gedanken, daß Alles für mich geschaffen sei, da ich das einzige Geschöpf bin, das Alles auf sich zu beziehen vermag?

Es ist demnach wahr, daß der Mensch der König der Erde ist, die er bewohnt. Denn er zähmt nicht nur alle Thiere und schaltet durch seine Geschicklichkeit über die Elemente, sondern er allein auf der Erde ist es auch, der über sie zu herrschen vermag; ja die Gestirne selbst, denen er sich nicht nähern kann, eignet er sich durch die Betrachtung an. Man zeige mir ein andres Geschöpf auf Erden, welches das Feuer zu

gebrauchen weiß und die Sonne zu bewundern versteht. Wie nun! ich kann die Wesen und ihre Beziehungen beobachten und erkennen, ich kann fühlen, was Ordnung, Schönheit und Tugend ist, ich kann das Universum betrachten und mich bis zu der Hand erheben, die es regiert, ich kann das Gute lieben und thun: und ich sollte mich mit den Thieren vergleichen? Verworfene Seele, es ist deine traurige Philosophie, die dich ihnen gleichstellt; oder vielmehr, du strebst vergebens, dich herabzuwürdigen; dein Genie zeugt gegen deine Grundsätze, dein wohlwollendes Herz straft deine Lehre Lügen, und selbst der Mißbrauch deiner Fähigkeiten beweist ihre Vollkommenheit dir selbst zum Trotz.

Ich aber, der ich kein System zu behaupten habe, ich, ein einfacher und wahrer Mann, den keine Parteiwuth hinreißt und der nicht nach dem Ruhme dürstet, das Haupt einer Sekte zu sein, ich, der ich zufrieden bin mit der Stelle, die mir Gott angewiesen: ich kenne, nächst ihm, nichts Vollkommneres als mein Geschlecht. Und wenn ich jemals in der Ordnung der Dinge meinen Platz zu bestimmen hätte, was könnte ich wohl Besseres erwählen, als Mensch zu sein?

Diese Betrachtung macht mich weniger stolz als gerührt. Denn jenen Rang habe ich mir nicht selbst gegeben, und er konnte nicht dem Verdienste eines Wesens gebühren, das noch gar nicht da war. Kann ich mich also ausgezeichnet sehen, ohne mir Glück zu wünschen zu diesem Ehrenposten und ohne die Hand zu segnen, die mich auf denselben gestellt? Mein erster Blick auf mich selbst erzeugt darum in meinem Herzen ein Gefühl der Dankbarkeit und Segnung gegen den Schöpfer meines Geschlechts, und dieses Gefühl meine erste Huldigung der wohlthätigen Gottheit. Ich bete die höchste Macht an und bin gerührt von ihren Wohlthaten. Man braucht mich diesen Cultus nicht zu lehren, er ist mir von der Natur selbst vorgeschrieben. Ist es nicht eine natürliche Folge der Selbstliebe, daß wir den ehren, der uns beschützt, und den lieben, der uns wohl will?

Wenn ich nun aber, um meine individuelle Stellung in meinem Geschlechte kennen zu lernen, die verschiedenen Rangstufen und die Menschen, welche sie ausfüllen, betrachte, wo gerathe ich dann hin? Welch ein Schauspiel! Wo ist die Ordnung, die ich zuvor wahrgenommen? Das Gemälde der Natur zeigt mir nur Harmonie und Ebenmaß, das des Menschengeschlechts nur Verwirrung und Unordnung. Einklang herrscht unter den Elementen, und die Menschen bilden das Chaos. Die Thiere sind glücklich, ihr König allein ist elend. O Weisheit, wo

sind deine Gesetze? O Vorsehung, regierst du so die Welt? Wohlthätiges Wesen, was ist aus deiner Macht geworden? Ich sehe das Elend auf der Erde.

Würdest du wohl glauben, mein guter Freund, daß aus diesen trüben Betrachtungen und diesen scheinbaren Widersprüchen sich in meinem Geiste die erhabensten Ideen von der Seele bildeten, die ich bisher aus keiner meiner Untersuchungen gewonnen hatte? Indem ich über die Natur der Menschen nachdachte, glaubte ich zwei verschiedene Principien in derselben zu entdecken, von denen das eine ihn zur Erforschung der ewigen Wahrheiten, zur Liebe der Gerechtigkeit und des sittlich Schönen, in die Regionen der intellectuellen Welt erhob, deren Betrachtung die Wonne des Weisen bildet, während das andre ihn tief in sich selbst herabzog, ihn der Herrschaft der Sinne und ihren Dienerinnen, den Leidenschaften unterwarf, und durch sie alle dem entgegenarbeitete, was ihm das Bewußtsein des ersten Principes einflößte. Als ich mich von diesen beiden Antrieben fortgerissen, bekämpft fühlte, sagte ich zu mir selbst: Nein, der Mensch ist keine Einheit. Ich will, und will nicht, ich fühle mich zugleich als Sklave und als Freier. Ich sehe das Gute, ich liebe es, und thue das Böse. Ich bin ein thätiges Wesen, wenn ich der Vernunft folge, ich bin ein leidendes Wesen, wenn mich die Leidenschaften hinreißen. Und wenn ich unterliege, dann ist meine schlimmste Qual das Bewußtsein, daß ich hätte widerstehen können.

Jüngling, höre mich vertrauensvoll an, ich werde stets aufrichtig sein. Wenn das Gewissen das Werk der Vorurtheile ist, dann habe ich ohne Zweifel Unrecht, und es giebt gar keine erweisliche Moral. Aber wenn es eine dem Menschen natürliche Neigung ist, sich Allem vorzuziehen, und wenn gleichwohl das Grundgefühl der Gerechtigkeit dem Menschenherzen angeboren ist, dann mag der, welcher den Menschen zu einem einfachen Wesen macht, diese Widersprüche heben, und ich will alsdann nur eine einzige Substanz anerkennen.

Du wirst bemerken, daß ich unter dem Worte Substanz im Allgemeinen ein Wesen verstehe, welches mit gewissen ursprünglichen Eigenschaften versehen ist, abgesehen von allen besondern oder secundären Abänderungen. Wenn nun alle uns bekannten ursprünglichen Eigenschaften sich in ein und demselben Wesen vereinigen lassen, dann darf man nur eine Substanz annehmen. Wenn sich aber in demselben solche befinden, die sich wechselseitig ausschließen, dann giebt es in ihm eben so viele verschiedene Substanzen, als man dergleichen Ausschließungen

machen kann. Du wirst hierüber nachdenken. Ich dagegen brauche, mag Locke darüber sagen, was er will, nur von der Materie zu wissen, daß sie ausgedehnt und theilbar ist, um versichert zu sein, daß sie nicht denken kann. Und wenn ein Philosoph mir sagen würde, daß die Bäume fühlten und die Felsen dächten*), so möchte er mich immerhin mit seinen spitzfindigen Beweisen in Verlegenheit setzen, ich würde doch nur in ihm einen treulosen Sophisten sehen, der lieber den Steinen Empfindung verleihen als dem Menschen eine Seele zugestehen will.

Man denke sich einen Tauben, der behauptet, daß es keine Töne giebt, weil sie sein Ohr noch nie getroffen haben. Ich bringe ihm ein Saiteninstrument vor die Augen, dessen Saiten ich durch Anschlagen der gleichgestimmten Saiten eines verborgenen Instrumentes ertönen lasse.

---

*) Wie mir's scheint, hat die neuere Philosophie, statt zu behaupten, daß die Felsen denken, vielmehr entdeckt, daß die Menschen nicht denken. Sie kennt blos noch empfindende Wesen in der Natur. Der ganze Unterschied, welchen sie zwischen einem Menschen und einem Steine findet, ist der, daß der Mensch ein empfindendes Wesen mit Bewußtsein, der Stein ein empfindendes Wesen ohne solches ist. Wenn es aber wahr ist, daß die ganze Materie empfindet, wo bemerke ich dann die empfindende Einheit oder das individuelle Ich? Wird es in jeder Moleküle der Materie oder in den aggregativen Körpern sein? Habe ich diese Einheit in den flüssigen und festen, in den zusammengesetzten und einfachen Körpern gleicherweise anzunehmen? Man sagt, es gebe nur individuelle Wesen in der Natur. Aber welches sind diese Individuen? Ist dieser Stein ein Individuum oder ein Aggregat von Individuen? Ist er ein einziges empfindendes Wesen oder enthält er deren so viele als er Sandkörner hat? Wenn jedes elementare Atom ein empfindendes Wesen ist, wie soll ich dann die innige Verbindung begreifen, durch welche sich das eine im andern fühlt, so daß zwei Ich in eins zusammenfließen? Die Attraction mag ein Naturgesetz sein, dessen Geheimniß uns verschlossen ist. Aber wir wissen wenigstens, daß sie nach Verhältniß der Masse wirkt und nichts Unverträgliches mit der Ausdehnung und Theilbarkeit hat. Wissen wir dasselbe von der Empfindung? Die empfindenden Theile haben Ausdehnung, aber das empfindende Wesen ist ein untheilbares und einiges. Es vertheilt sich nicht, es ist entweder ein Ganzes oder ein Nichts. Das empfindende Wesen ist also kein Körper. Ich weiß nicht, wie es unsre Materialisten verstehen, aber es scheint mir, daß dieselben Schwierigkeiten, welche sie veranlaßt haben das Denken zu leugnen, sie auch nöthigen das Empfinden zu leugnen. Und ich sehe nicht ein, warum sie diesen zweiten Schritt nicht thun sollten, nachdem sie den ersten gethan haben. Was würde es sie weiter kosten? Da sie so gewiß wissen, daß sie nicht denken, wie wagen sie zu behaupten, daß sie fühlen?

Der Taube sieht die Saite schwingen, und ich sage ihm, daß der Ton dies bewirkt. Keineswegs, antwortet er mir, die Ursache von den Schwingungen der Saite liegt in der Saite selbst. Es ist eine allgemeine Eigenschaft aller Körper, so zu schwingen. Zeige mir doch, erwiedere ich, dieses Schwingen in den andern Körpern oder wenigstens seine Ursache in dieser Saite. Das kann ich nicht, antwortet der Taube, aber wenn ich nicht begreife, wie diese Saite schwingt, warum muß ich es mir denn gerade durch eure Töne erklären, von denen ich nicht die geringste Vorstellung habe? Das heißt ja eine dunkle Thatsache durch eine noch dunklere Ursache erklären. Macht mir entweder eure Töne wahrnehmbar, oder ich behaupte, daß es gar keine giebt.

Je mehr ich über das Denken und über die Natur des menschlichen Geistes nachdenke, desto mehr finde ich, daß die Beweisführungen der Materialisten denen dieses Tauben gleichen. Sie sind in der That gegen die innere Stimme taub, die ihnen in einem gar nicht mißzuverstehenden Tone zuruft: Eine Maschine kann niemals denken, es giebt weder eine Bewegung noch eine Gestalt, welche die Betrachtung erzeugen könnte. Ein Etwas in dir sucht die Bande zu zerreißen, durch welche es gefesselt wird. Der Raum ist nicht dein Maß, das ganze Universum ist nicht groß genug für dich. Deine Empfindungen, deine Verlangen, deine Unruhe, ja selbst dein Stolz haben ein andres Princip als dieser enge Körper, an den du dich gekettet fühlst.

Kein materielles Wesen ist durch sich selbst thätig, ich aber bin es. Man mag es mir immerhin bestreiten, ich fühle es, und dieses Gefühl, das zu mir spricht, ist stärker als der Grund, der es bekämpft. Ich habe einen Körper, auf welchen andre einwirken, wie er wieder auf sie einwirkt. Diese wechselseitige Einwirkung ist keinem Zweifel unterworfen. Aber mein Wille ist unabhängig von meinen Sinnen. Ich stimme bei oder widerstehe, ich unterliege oder bleibe Sieger, und ich fühle vollkommen, ob ich gethan habe, was ich habe thun wollen, oder ob ich nur meinen Leidenschaften nachgegeben habe. Ich habe beständig die Macht zu wollen, aber nicht die Kraft zur Ausführung. Wenn ich mich den Versuchungen überlasse, so handle ich auf den Antrieb äußrer Gegenstände. Mache ich mir aber wegen meiner Schwäche Vorwürfe, so höre ich nur auf meinen Willen. Ich bin Sklave, wenn ich Unrecht thue, und frei, wenn ich mich darob anklage. Nur dann erlischt das Bewußtsein meiner Freiheit in mir, wenn ich verwildre und zuletzt die Stimme der Seele verhindre, sich gegen das Gesetz des Körpers zu erheben.

Ich kenne den Willen nur durch das Bewußtsein meines eignen, und mein Verstand ist mir nicht besser bekannt. Wenn man mich fragt, welches die Ursache ist, die meinen Willen bestimmt, so frage ich meinerseits, welches die Ursache ist, durch welche mein Urtheil bestimmt wird. Denn offenbar sind diese beiden Ursachen ein und dieselbe; und wenn man vollkommen begreift, daß der Mensch bei seinen Urtheilen thätig ist, daß sein Verstand nur in der Macht zu vergleichen und zu urtheilen besteht, dann wird man auch einsehen, daß seine Freiheit nur eine ähnliche, oder eine von jener abgeleitete Macht ist. Er wählt das Gute, wie er das Wahre geurtheilt hat; urtheilt er falsch, so wählt er das Böse. Welches ist also die Ursache, die seinen Willen bestimmt? Es ist sein Urtheil. Und welches ist die Ursache, die sein Urtheil bestimmt? Es ist seine geistige Fähigkeit, seine Urtheilskraft. Die bestimmende Ursache liegt in ihm selbst. Darüber hinaus verstehe ich nichts mehr.

Ohne Zweifel steht es mir nicht frei, mein eignes Wohl nicht zu wollen, es steht mir nicht frei, mein Uebel zu wollen. Aber meine Freiheit besteht eben darin, daß ich nur das wollen kann, was mir zuträglich ist, oder was ich dafür halte, ohne daß etwas mir Fremdes mich bestimmt. Folgt daraus, daß es nicht in meiner Macht liegt, ein Andrer zu sein, als ich, daß ich nicht mein eigner Herr bin?

Das Princip einer jeden Handlung liegt in dem Willen eines freien Wesens. Darüber hinaus kann man nicht kommen. Nicht das Wort Freiheit ist ohne Sinn, sondern das Wort Nothwendigkeit. Irgend eine Handlung, irgend eine Wirkung voraussetzen, die sich nicht von einem thätigen Princip ableiten läßt, heißt in der That nichts andres, als Wirkungen ohne Ursache voraussetzen, heißt in den Zirkelschluß verfallen. Entweder giebt es gar keinen ersten Antrieb, oder jeder erste Antrieb hat eine vorhergehende Ursache, und es giebt gar keinen wahren Willen ohne Freiheit. Der Mensch ist also frei in seinen Handlungen und als solcher beseelt von einer immateriellen Substanz. Das ist mein dritter Glaubensartikel. Aus diesen drei ersten wirst du leicht alle übrigen ableiten können, ohne daß ich fortfahre, sie aufzuzählen.

Wenn der Mensch thätig und frei ist, so handelt er aus sich selbst. Jede freie That des Menschen hat keinen Antheil an dem von der Vorsehung geordneten Systeme und kann dieser nicht zugerechnet werden. Sie will das Böse nicht, das der Mensch thut, indem er die Freiheit mißbraucht, die sie ihm verliehen hat. Aber sie hindert ihn auch nicht, es zu thun, sei es, weil das von einem so schwachen Wesen verübte

Böse nichts in ihren Augen ist, sei es, weil sie es nicht verhindern kann, ohne seine Freiheit zu hemmen und durch Herabwürdigung seiner Natur ein viel größeres Uebel hervorzurufen. Sie hat ihn frei geschaffen, nicht, damit er das Böse thue, sondern das Gute durch freie Wahl. Sie hat ihn in den Stand gesetzt, durch guten Gebrauch der Fähigkeiten, die sie ihm verliehen hat, diese Wahl zu treffen. Aber sie hat seine Macht so beschränkt, daß der Mißbrauch der ihm gelassnen Freiheit die allgemeine Ordnung nicht stören kann. Das Böse, welches der Mensch thut, fällt auf ihn selbst zurück, ohne im Weltsysteme das Geringste zu ändern und ohne zu hindern, daß das Menschengeschlecht, sich selbst zum Trotze, fortdauert. Darüber murren, daß Gott das Böse zuläßt, heißt murren, daß er ein so vollkommnes Wesen erschaffen, daß er ein Sittengesetz in dessen Handlungen gelegt, durch welches es veredelt wird, daß er ihm das Recht zur Tugend verliehen hat. Der höchste Genuß liegt in der Zufriedenheit mit uns selbst. Um diese Zufriedenheit zu verdienen, werden wir auf die Erde gestellt und mit Freiheit begabt, werden wir durch unsre Leidenschaften versucht, und durch unser Gewissen zurückgehalten. Was konnte selbst die göttliche Allmacht mehr für unser Bestes thun? Konnte sie einen Widerspruch in unsre Natur legen und den Preis des Guten dem zuerkennen, der das Böse gar nicht thun konnte? Wie? Um den Menschen vom Bösen abzuhalten, hätte sie ihn auf den Instinkt beschränken und ihn zum Thiere machen sollen? Nein, Gott meiner Seele, ich werde Dir niemals Vorwürfe darüber machen, daß Du mich nach Deinem Bilde geschaffen hast, damit ich frei, gut und glücklich wie Du sein könne.

Nur der Mißbrauch unsrer Fähigkeiten ist es, der uns unglücklich und böse macht. Unser Kummer, unsre Sorgen, unsre Schmerzen verursachen wir uns selbst. Das moralische Uebel ist unbestreitbar unser Werk, das physische würde keins sein ohne unsre Fehler, die es uns fühlbar machen. Geschieht es nicht um unsrer Erhaltung willen, daß die Natur uns unsre Bedürfnisse fühlen läßt? Ist der Körperschmerz nicht ein Zeichen, daß die Maschine in Unordnung ist, und eine Mahnung zur Vorsicht? Der Tod . . . Vergiften nicht die Bösen ihr Leben und das unsrige? Wer möchte wohl ewig leben? Der Tod ist das Heilmittel für die Uebel, die ihr euch zufügt. Die Natur hat gewollt, daß ihr nicht ewig leidet. Wie wenig Uebeln ist der Mensch unterworfen, der in seiner ursprünglichen Einfachheit lebt. Er lebt fast ohne Uebel, wie ohne Leidenschaften; er sieht den Tod weder voraus, noch fühlt er ihn.

Wenn er ihn fühlt, dann machen ihm seine Leiden denselben erwünscht, und von da ab ist er kein Uebel mehr für ihn. Wenn wir uns genügen ließen, das zu sein, was wir sind, so würden wir unser Loos nicht zu beklagen haben. Aber indem wir nach einem eingebildeten Glücke streben, ziehen wir uns tausend wirkliche Uebel zu. Wer nicht ein wenig Leiden ertragen kann, mag gefaßt sein, ihrer viele zu erdulden. Wenn man seine Leibesbeschaffenheit durch ein ausschweifendes Leben verdorben hat, so will man sie durch Arzneimittel wiederherstellen. Man fügt also zu dem Uebel, das man fühlt, dasjenige, welches man befürchtet. Die Voraussicht des Todes macht ihn furchtbar und beschleunigt ihn. Je mehr man ihn fliehen will, desto mehr empfindet man ihn; und man stirbt vor Angst sein ganzes Leben hindurch, indem man gegen die Natur um der Uebel willen murrt, die man sich selbst dadurch zuzieht, daß man gegen sie verstößt.

Mensch, suche keine weitere Quelle des Uebels. Du selbst bist sein Urheber. Es giebt gar kein Uebel weiter als dasjenige, welches du thust oder leidest, und das eine wie das andre kommt von dir selbst. Das allgemeine Uebel kann nur in der Unordnung bestehen, und ich sehe in dem Weltsysteme eine Ordnung, die sich nicht verrückt. Das besondere Uebel liegt nur im Gefühl des leidenden Wesens; und dieses Gefühl hat er nicht von der Natur empfangen, er hat es sich selbst gegeben. Der Schmerz wird den nicht leicht erfassen, der wenig Betrachtungen anzustellen hat und weder Erinnerung noch Voraussicht besitzt. Beseitigt unsre traurigen Fortschritte, beseitigt unsre Irrthümer und Laster, beseitigt das Menschenwerk, und Alles ist gut.

Wo Alles gut ist, giebt es keine Ungerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist von der Güte unzertrennlich. Die Güte aber ist die nothwendige Wirkung einer unbegrenzten Macht und der Selbstliebe, die einem jeden Wesen, das sich fühlt, wesentlich ist. Derjenige, der Alles kann, dehnt so zu sagen sein Dasein mit dem aller Wesen aus. Hervorbringen und Erhalten bilden die beständige Thätigkeit der Macht; nie wirkt sie auf das, was nicht ist. Gott ist nicht ein Gott der Todten, er würde nicht vernichten und böse sein können, ohne sich selbst zu schaden. Wer Alles kann, kann nur das Gute wollen*). So muß das Wesen, welches

*) Wenn die Alten den höchsten Gott **optimus maximus** nannten, so hatten sie sehr recht. Wenn sie ihn aber **maximus optimus** genannt hätten, so würden sie genauer gesprochen haben. Denn seine Güte folgt aus seiner Macht: er ist gut, weil er groß ist.

allgütig ist, weil es allmächtig ist, auch das allergerechteste sein. Es würde sonst im Widerspruch mit sich selbst stehen; denn Güte heißt die Liebe zur Ordnung, welche die Ordnung erzeugt, Gerechtigkeit die Liebe zu der Ordnung, die sie erhält.

Gott ist seinen Geschöpfen nichts schuldig, sagt man. Ich aber glaube, daß er ihnen alles das schuldig ist, was er ihnen damit versprach, daß er sie ins Dasein rief. Denn was ist es sonst, als ihnen ein Gut versprechen, wenn er ihnen eine Vorstellung von demselben gab und sie das Bedürfniß nach demselben fühlen ließ. Je mehr ich in mich einkehre, je mehr ich überlege, desto mehr lese ich in meiner Seele die Worte geschrieben: Sei gerecht und du wirst glücklich sein! Und dennoch trifft dies nicht zu, wenn wir den gegenwärtigen Zustand der Dinge betrachten: dem Bösewicht geht es wohl, und der Gerechte bleibt der Unterdrückte. Man sehe aber auch, welche Entrüstung sich in uns entflammt, wenn jene Erwartung vereitelt wird. Das Gewissen erhebt sich und murrt gegen seinen Schöpfer. Es ruft seufzend zu ihm: Du hast mich betrogen!

Ich dich betrogen! Verwegner! Wer hat dir das gesagt? Ist deine Seele vernichtet? Hast du aufgehört zu sein? O Brutus! o mein Sohn! Besudle dein edles Leben nicht, indem du ihm ein Ende machst! Lasse deine Hoffnung und deinen Ruhm nicht mit deinem Leichnam auf den Feldern von Philippi! Warum sagst du: „es ist nichts mit der Tugend“, wenn du den Lohn für die deinige genießen willst? Du glaubst zu sterben? Nein, du gehst zum Leben ein, und alsdann werde ich Alles halten, was ich dir versprochen habe.

Nach dem Murren der ungeduldigen Sterblichen zu urtheilen, sollte man meinen, daß Gott ihnen den Lohn schulde, ehe sie ihn noch verdient haben, daß er verpflichtet sei, ihnen ihre Tugend im voraus zu bezahlen. O, laßt uns nur erst gut sein, dann werden wir auch glücklich sein. Laßt uns den Preis nicht vor dem Siege, den Sold nicht vor dem Dienste fordern! Nicht auf der Rennbahn, sagt Plutarch, werden die Sieger in unsern heiligen Spielen gekrönt, sondern erst nachdem sie dieselbe durchlaufen haben.

Wenn die Seele immateriell ist, so kann sie den Körper überleben. Und wenn sie ihn überlebt, so ist die Vorsehung gerechtfertigt. Hätte ich auch keinen andern Beweis für die Unkörperlichkeit der Seele, als den Sieg des Bösen und die Unterdrückung des Gerechten in dieser Welt, so würde schon dies allein mich des Zweifels überheben. Eine

so anstößige Dissonanz in der allgemeinen Harmonie heißt mich nach ihrer Lösung suchen. Ich würde mir sagen: Mit dem Leben endet nicht Alles für uns; mit dem Tode kehrt Alles in die Ordnung zurück. Allerdings würde ich verlegen sein, wenn man mich fragte: Wo ist der Mensch, wenn alles Sinnliche an ihm vernichtet ist? Doch auch diese Frage bietet mir keine Schwierigkeit mehr, sobald ich zwei Substanzen annehme. Da ich während meines körperlichen Lebens einzig durch die Sinne wahrnehme, so ist ganz klar, daß mir Alles entgeht, was ihnen nicht unterworfen ist. Wenn aber die Vereinigung zwischen Leib und Seele aufgehoben ist, dann begreife ich, daß der eine sich auflösen, die andre sich erhalten kann. Warum sollte die Vernichtung des einen die Vernichtung der andern nach sich ziehen? Da sie so verschiedener Natur sind, so ist im Gegentheil ihre Vereinigung ein gewaltsamer Zustand, und mit der Auflösung dieser Vereinigung kehren sie alle beide in ihren natürlichen Zustand zurück. Die thätige und lebende Substanz gewinnt alle Kraft wieder, die sie anwandte, um die passive, todte Substanz in Bewegung zu setzen. Ach, ich fühle durch meine Fehler nur zu sehr, daß der Mensch während seines Lebens nur zur Hälfte lebt, und daß das Leben der Seele erst mit dem Tode des Körpers beginnt.

Was ist dies aber für ein Leben? Und ist die Seele ihrer Natur nach unsterblich? Ich weiß es nicht. Mein beschränkter Verstand begreift nichts Schrankenloses. Alles, was man unendlich nennt, kann ich nicht fassen. Was kann ich verneinen, was bejahen? Welche Schlüsse kann ich auf das machen, was mir unbegreiflich ist? Ich glaube, daß die Seele den Körper sattsam überlebt, damit die Ordnung aufrecht erhalten wird; doch wer weiß, ob dies genügend ist zu ihrer ewigen Dauer? Immerhin bemerke ich, wie der Körper sich verbraucht und zerstört durch Auflösung seiner Theile, aber ich kann keine ähnliche Zerstörung des denkenden Seins wahrnehmen. Und da ich mir gar nicht vorzustellen vermag, wie es sterben kann, so nehme ich an, daß es nicht stirbt. Und da diese Annahme mich tröstet und nicht vernunftwidrig ist, warum sollte ich es scheuen, mich ihr zu überlassen?

Ich fühle meine Seele; ich kenne sie durch mein Fühlen und durch mein Denken. Ich weiß, daß sie ist, ohne zu wissen, worin ihr Wesen besteht. Ich kann nicht über Ideen sprechen, welche ich nicht habe. Das aber weiß ich gewiß, daß die Identität des Ich sich nur durch das Gedächtniß verlängert, und daß ich, um in Wirklichkeit derselbe zu sein, mich meines frühern Seins erinnern muß. Nun aber würde ich mich

nach meinem Tode nicht erinnern können, daß ich während meines Lebens gewesen bin, wenn ich mich nicht auch dessen erinnerte, was ich gefühlt, und folglich auch, was ich gethan habe. Und ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Erinnerung dereinst das Glück der Guten und die Qual der Bösen ausmachen wird. Hienieden verzehren tausend brennende Leidenschaften das innere Gefühl und führen das Gewissen irre. Die Demüthigung, das Mißgeschick, welche die Ausübung der Tugend nach sich zieht, lassen uns nicht ihren ganzen Reiz empfinden. Wenn wir aber, befreit von den Täuschungen des Körpers und der Sinne, das höchste Wesen und die ewigen Wahrheiten, deren Quelle es ist, schauen werden, wenn die Schönheit der Weltordnung all unsre Seelenkräfte erfassen wird, wenn wir einzig damit beschäftigt sein werden, das, was wir gethan haben, mit dem zu vergleichen, was wir hätten thun sollen: dann wird die Stimme des Gewissens ihre Macht und ihre Herrschaft wieder aufnehmen, dann wird die reine Wonne, die aus der Zufriedenheit mit sich selbst entspringt, und der bittre Schmerz, sich selbst verworfen zu haben, durch unauslöschliche Gefühle das Loos, das sich ein Jeder bereitete, bestimmen. Frage mich nicht, mein guter Freund, ob es noch andre Quellen des Glücks und der Pein geben wird. Ich weiß es nicht. Diejenige aber, die ich mir vorstelle, genügt, um mich in diesem Leben zu trösten und mich auf ein andres hoffen zu lassen. Ich sage nicht, daß die Guten eine Belohnung erhalten werden, denn welch anderes Gut kann ein erhabenes Wesen erwarten, als seiner Natur gemäß zu leben? Ich sage aber, daß sie glücklich sein werden, weil ihr Schöpfer, der Schöpfer aller Gerechtigkeit, der ihnen Empfindung verliehen, sie nicht zum Leiden geschaffen hat. Und weil sie auf Erden niemals ihre Freiheit mißbraucht haben, so haben sie auch ihre Bestimmung nicht durch eigne Schuld verfehlt. Sie haben deshalb in diesem Leben gelitten, und werden im andern dafür entschädigt werden. Dieses Bewußtsein aber gründet sich nicht sowohl auf das Verdienst des Menschen, als auf den Begriff der Güte, der mir vom göttlichen Wesen unzertrennlich erscheint. Ich nehme hiermit nichts weiter an, als daß die Gesetze der Weltordnung beobachtet werden, und Gott immerdar derselbe bleibt*).

---

*) Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre um Deine Gnade und Wahrheit. Psalm 115.

Frage mich nicht weiter, ob die Qualen der Bösen ewig dauern werden, und ob es mit der Güte ihres Schöpfers vereinbar ist, daß er sie zum ewigen Leiden verdamme. Ich weiß es noch nicht und besitze nicht die eitle Neugier, solch nutzlose Fragen aufklären zu wollen. Was kümmert michs, was aus den Bösen wird? Ich nehme wenig Antheil an ihrem Geschick. Immerhin wird es mir schwer zu glauben, daß sie zu endlosen Qualen verurtheilt seien. Wenn sich die ewige Gerechtigkeit rächt, so rächt sie sich schon von diesem Leben an. Ihr selbst, ihr Nationen, ihr selbst und eure Irrthümer seid ihre Dienerinnen. Sie braucht die Uebel, die ihr euch zugefügt, als Strafen für die Verbrechen, welche jene Uebel nach sich ziehen. In euren unersättlichen, von Neid, Habsucht und Ehrgeiz durchwühlten Herzen strafen die rächenden Leidenschaften eure Frevel, inmitten eures scheinbaren Glücks. Was braucht ihr die Hölle im andern Leben zu suchen? Sie ist schon in diesem Leben im Herzen der Bösen.

Wo unsre vergänglichen Bedürfnisse enden, wo unsre unsinnigen Wünsche aufhören, da sollen auch unsre Leidenschaften und unsre Verbrechen ihr Ende haben. Für welche Verderbtheit könnten wohl reine Geister empfänglich sein? Warum sollen sie böse sein, da sie kein Bedürfniß kennen? Wenn sie, unsrer groben Sinnlichkeit überhoben, ihr ganzes Glück nur in der Betrachtung der Wesen finden, so können sie nur das Gute wollen. Und kann der wohl immerdar elend sein, der vom Bösen abgelassen hat? Das ist es, was ich zu glauben geneigt bin, ohne daß ich mir die Mühe gebe, darüber zu entscheiden. O gnädiges und heiliges Wesen, welches auch Deine Rathschlüsse sein mögen, ich bete sie an. Wenn Du die Bösen ewig strafst, so vernichte meinen schwachen Verstand vor Deiner Gerechtigkeit. Wenn aber ihre innern Vorwürfe mit der Zeit sich lindern, wenn ihre Leiden enden und der gleiche Friede dereinst uns alle erwarten sollte, so preise ich Dich darum. Ist nicht auch der Böse mein Bruder? Wie oft war ich versucht, ihm ähnlich zu werden. Möchte er, von seinem Elend befreit, auch die Bosheit verlieren, die es begleitet; möchte er so glücklich sein, wie ich; statt meine Eifersucht zu erregen, würde sein Glück nur das meinige erhöhen.

Da ich Gott auf diese Weise in seinen Werken betrachtete, und durch dieselben seine Eigenschaften erforschte, deren Kenntniß mir wichtig war, so gelangte ich dahin, daß die anfangs unvollkommene und beschränkte Idee vom höchsten Wesen sich allmählich erweiterte und

erhöhte. Im selben Maße aber, wie diese Idee würdiger und größer geworden ist, ist sie der menschlichen Vernunft weniger faßbar. Je mehr ich mich im Geiste dem ewigen Lichte nahe, desto mehr blendet und beunruhigt mich sein Glanz, und ich bin gezwungen, alle irdischen Begriffe aufzugeben, die mir zur Vorstellung desselben verhalfen. Gott erscheint mir nicht mehr körperlich und sinnlich. Die höchste Intelligenz, welche die Welt regiert, ist nicht mehr die Welt selbst. Vergeblich erhebe ich mich und strenge meinen Geist an, ihr unbegreifliches Wesen zu begreifen. Wenn ich daran denke, daß sie es ist, welche der lebenden und thätigen Substanz, die die beseelten Körper regiert, Leben und Thätigkeit verleiht, wenn ich höre, daß meine Seele geistig, und Gott ebenfalls ein Geist ist: so empört sich mein Herz gegen diese Herabwürdigung des göttlichen Wesens. Als wenn Gott und meine Seele von derselben Natur wären! Als wenn Gott nicht das einzige absolute, das einzige durch sich selbst wahrhaft thätige, fühlende, denkende und wollende Wesen wäre, von welchem wir erst unser Denken, Fühlen, Wollen, unsre Thätigkeit und Freiheit und unser Dasein erhalten! Nur darum sind wir frei, weil er wollte, daß wir es seien und seine unerklärliche Substanz ist für unsre Seele das, was unsre Seele für den Körper ist. Wenn er die Materie, die Körper, die Geister, die Welt geschaffen hat, so weiß ich davon nichts. Die Idee der Schöpfung verwirrt mich und geht über meine Fassungskraft. Ich glaube sie, soweit ich sie begreifen kann. Aber ich weiß, daß er das Weltall und Alles, was darin ist, gebildet hat, daß er Alles gemacht, Alles geordnet hat. Ohne Zweifel ist Gott ewig. Kann aber mein Geist die Idee der Ewigkeit fassen? Warum mich mit leeren Worten abspeisen? Alles, was ich begreifen kann ist dies, daß er war, ehe noch die Dinge waren, daß er selbst dann noch sein würde, wenn dereinst Alles enden sollte. Daß ein mir unbegreifliches Wesen den andern Wesen ihr Dasein giebt, das ist nur dunkel und unbegreiflich. Aber daß sich von selbst das Sein in das Nichtsein verwandle und umgekehrt, das ist ein handgreiflicher Widerspruch, ist ein baarer Unsinn.

Gott ist ein vernünftiges Wesen. Aber wie ist er es? Der Mensch ist vernünftig, wenn er urtheilt. Doch die höchste Intelligenz braucht nicht zu urtheilen. Es giebt für sie weder Prämissen noch Schlüsse, nicht einmal Sätze überhaupt. Sie ist rein intuitiv, sie sieht gleichmäßig Alles, was ist, und Alles, was sein kann. Alle Wahrheiten sind für sie nur eine einzige Idee, wie alle Orte ein einziger Punkt,

und alle Zeiten ein einziger Augenblick. Die menschliche Macht wirkt durch Mittel, die göttliche Macht wirkt durch sich selbst. Gott kann, weil er will. Sein Wille begründet seine Macht. Gott ist gut, nichts ist offenbarer. Aber die Güte des Menschen ist die Liebe zu seines Gleichen, die Güte Gottes ist die Liebe zur Ordnung, denn durch die Ordnung erhält er Alles, was ist, und verbindet jeden Theil mit dem Ganzen. Gott ist gerecht, ich bin davon überzeugt, es ist eine Folge seiner Güte. Die Ungerechtigkeit der Menschen ist ihr Werk und nicht das seinige. Der moralische Zwiespalt, der in den Augen der Philosophen gegen die Vorsehung zeugt, ist in den meinigen nur ein Beweis für dieselbe. Aber die Gerechtigkeit der Menschen besteht darin, daß sie jedem giebt, was ihm zukommt, und die Gerechtigkeit Gottes darin, daß sie von jedem Rechenschaft verlangt über das, was er empfangen hat.

Wenn ich so zur allmählichen Entdeckung dieser Eigenschaften komme, von welchen ich keine absolute Vorstellung habe, so geschieht es durch erzwungene Folgerungen, durch guten Gebrauch meiner Vernunft. Aber ich behaupte sie, ohne sie zu begreifen, und das heißt im Grunde genommen Nichts behauptet. Mag ich immerhin zu mir sagen: Gott ist so beschaffen, ich fühle es, ich begreife es — so begreife ich doch darum nicht besser, wie Gott so beschaffen sein kann.

Kurz, je mehr ich mich anstrenge, sein unendliches Wesen zu betrachten, desto weniger begreife ichs. Aber es ist — das genügt mir. Je weniger ich es begreife, desto mehr bete ich's an. Ich beuge mich und spreche: Wesen der Wesen, ich bin, weil Du bist; ich erhebe mich zur Quelle meines Daseins, indem ich unaufhörlich an dich denke. Der würdigste Gebrauch meiner Vernunft ist, daß ich mich vor Dir Nichts achte. Es ist Entzücken für meinen Geist, es ist die Wonne meiner Schwachheit, wenn ich mich von Deiner Größe überwältigt fühle.

Ich habe auf diese Weise die mir wichtigsten Hauptwahrheiten aus dem Eindrucke der sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände und aus dem innern Gefühl, das mich die Ursachen nach meinen natürlichen Einsichten beurtheilen läßt, abgeleitet. Es bleibt mir nun noch zu untersuchen übrig, welche Grundsätze für mein Handeln ich daraus abzuleiten und welche Regeln ich mir vorzuschreiben habe, um meine Bestimmung auf Erden der Absicht dessen gemäß zu erfüllen, der mich hierher versetzt hat. Ich folge dabei beständig meiner Methode und entnehme

diese Regeln keineswegs den Principien einer hochmüthigen Philosophie, sondern finde sie im Grunde meines Herzens von der Natur mit unauslöschlichen Schriftzügen eingezeichnet. Ich brauche um das, was ich thun will, nur mit mir selbst zu Rathe zu gehen. Alles, was ich als gut empfinde, ist gut, Alles, was ich als schlecht empfinde, ist schlecht. Der beste aller Gewissensräthe ist das eigne Gewissen. Nur wenn man mit ihm feilschen will, nimmt man seine Zuflucht zu den Spitzfindigkeiten der Dialektik. Die erste aller Sorgen ist die für sich selbst. Dessenungeachtet thun wir Unrecht, so oft die innere Stimme uns sagt, daß wir für unser Wohl auf Kosten Andrer sorgen. Wir glauben dem Antrieb der Natur zu folgen und leisten ihm Widerstand. Indem wir den Sinnen Gehör leisten, achten wir nicht auf die Stimme unsres Herzens. Das active Sein gehorcht, das passive Sein befiehlt. Das Gewissen ist die Sprache der Seele, die Leidenschaften sind die Sprache des Körpers. Ist es zu verwundern, wenn diese beiden Stimmen sich oft wiedersprechen? Auf welche von ihnen müssen wir denn hören? Nur zu oft täuscht uns die Vernunft, und wir haben nur zu sehr das Recht, sie zurückzuweisen. Das Gewissen aber täuscht uns nie. Es ist der zuverlässige Führer des Menschen. Es ist für die Seele das, was der Instinkt für den Körper ist*); wer ihm folgt, gehorcht der Natur und fürchtet nicht, sich zu verirren. Dieser Punkt ist von Wichtigkeit, fuhr mein Wohlthäter fort, als er sah, daß ich ihn unterbrechen wollte; laß mich bei ihm verweilen, um ihn ein wenig mehr aufzuhellen.

---

*) Die neuere Philosophie, welche nur das zugesteht, was sie erklärt, scheut sich nicht, jene dunkle Fähigkeit, Instinkt genannt, anzuerkennen, welche die Thiere, ohne daß sie sich irgend welche Kenntniß erworben haben, nach ihrem Ziele zu leiten scheint. Nach einem unsrer weisesten Philosophen ist der Instinkt nur eine der Reflexion entbehrende Gewohnheit, die aber erst durch Reflexion gewonnen wird. Und aus der Art, wie er diesen Fortschritt erklärt, sollte man schließen, daß die Kinder mehr reflektirten als die Erwachsenen; ein Paradoxon, das seiner Seltsamkeit wegen wohl der Prüfung werth ist. Ohne hier auf diese Erörterung einzugehen, frage ich, welchen Namen ich der Wuth geben soll, mit welcher mein Hund auf Maulwürfe Jagd macht, die er doch gar nicht frißt, der Geduld, mit welcher er bisweilen ganze Stunden auf sie lauert, und der Geschicklichkeit, mit welcher er sie faßt, während des Wühlens aus der Erde wirft und dann tödtet, um sie liegen zu lassen, ohne daß er jemals zu dieser Jagd abgerichtet worden und ohne daß er nur jemals gelernt hat, daß es hier Maulwürfe giebt. Ich frage ferner, und das ist wichtiger, warum derselbe Hund, als

Die ganze Moralität unsrer Handlungen liegt in dem Urtheile, welches wir selbst über dieselben fällen. Wenn es wahr ist, daß das Gute gut ist, dann muß es solches im Grunde unsrer Herzen wie in unsern Werken sein. Der erste Lohn der Gerechtigkeit ist das Bewußtsein, sie auszuüben. Wenn die moralische Güte unsrer Natur entspricht, so kann der Mensch nur insoweit gesunden Geistes und Körpers sein, als er gut ist. Ist jenes aber nicht der Fall, und ist der Mensch von Natur schlecht, so kann er nicht aufhören es zu sein, ohne sich zu verderben, und die Güte ist in ihm nur ein Verbrechen gegen die Natur. Geschaffen um seines Gleichen zu schaden, wie der Wolf seine Beute erwürgen muß, würde ein menschlicher Mensch ein eben so entartetes Geschöpf sein, wie ein mitleidiger Wolf, und die Tugend allein würde uns Gewissensbisse verursachen.

Wir wollen in uns gehen, mein junger Freund. Wir wollen alles persönliche Interesse bei Seite setzen und prüfen, wozu unsre Neigungen uns treiben. Welcher Anblick erfreut uns mehr, der der Marter oder des Glücks Andrer? Was ist das Süßeste für uns und was läßt den angenehmsten Eindruck zurück, eine wohlthätige oder eine boshafte Handlung? Für wen interessiren wir uns auf unsern Theatern? Sind es die Frevelthaten, an denen wir Vergnügen finden? Vergießen wir für diejenigen Thränen, die sie verübt? Unsern eignen Vortheil ausgenommen, sagt man, ist uns Alles gleichgültig. Aber gerade im Gegentheil ist es die Süßigkeit der Freundschaft und Menschlichkeit, die uns in unsren

---

ich ihm zum erstenmale drohte, sich mit dem Rücken auf die Erde warf und in bittender Weise, die wohl geeignet war mich zu rühren, mir die Pfoten entgegenstreckte. Er würde sich wohl gehütet haben, in dieser Lage zu verbleiben, wenn ich, ohne mich erweichen zu lassen, ihn in diesem Zustande geschlagen hätte. Was! mein Hund, noch so klein und kaum erst geboren, hätte sich schon moralische Begriffe angeeignet? Er wüßte, was Sanftmuth und Großmuth wäre? Auf welche gewonnenen Einsichten hin hoffte er mich zu besänftigen, indem er sich so mir auf Gnade oder Ungnade ergab? Alle Hunde in der Welt thun im selben Falle ohngefähr dasselbe, und ich sage hier nichts, was nicht ein Jeder bezeugen könnte. Wenn doch die Philosophen, die so verächtlich den Instinkt verwerfen, diese Thatsachen durch das bloße Spiel der Empfindungen und der durch sie erworbenen Kenntnisse erklären, und zwar auf eine jedem verständigen Menschen genügende Art erklären wollten. Dann hätte ich nichts weiter zu sagen und würde nicht mehr vom Instinkt sprechen.

Schmerzen tröstet; und selbst in unsern Freuden würden wir nur allzu vereinsamt und elend sein, wenn wir Niemanden hätten, der sie mit uns theilte. Wenn es nichts Moralisches im Menschenherzen giebt, woher kommen denn jene Ausbrüche der Bewunderung für heldenmüthige Handlungen jene entzückende Liebe zu großen Seelen? Was hat jene Begeisterung für die Tugend mit unsrem Sonderinteresse zu thun? Warum möchte ich lieber ein Cato sein, der seine Eingeweide zerreißt, als ein triumphirender Cäsar? Nehmt die Liebe zum Schönen aus unsren Herzen, und ihr nehmt dem Leben seinen ganzen Reiz. In wessen enger Seele niedre Leidenschaften jene köstlichen Gefühle erstickt haben, wer dadurch, daß er sich in sich selbst verschließt, dahin kommt, nur noch sich zu lieben: der kennt kein Entzücken mehr; sein eisiges Herz klopft nicht mehr vor Freude, eine süße Wehmuth feuchtet nie sein Auge, er genießt nichts mehr; der Unglückliche fühlt, lebt nicht mehr; er ist bereits todt.

Wie groß aber auch die Zahl der Bösen auf Erden sein mag, so giebt es doch nur wenige jener leichenartigen Seelen, die, ihr eignes Interesse ausgenommen, für alles Rechte und Gute gefühllos geworden sind. Die Unbilligkeit gefällt nur dann, wenn man aus ihr gewinnt, in jedem andern Falle will man, daß der Unschuldige beschützt werde. Sieht man in einer Straße oder auf einem Wege Gewalt und Unrecht ausüben, so erhebt sich augenblicklich eine Bewegung des Zorns und der Entrüstung im Grunde unsres Herzens und wir fühlen uns getrieben, den Unterdrückten zu vertheidigen. Aber eine mächtigere Verpflichtung hält uns zurück: die Gesetze nehmen uns das Recht, die Unschuld zu beschützen. Wenn dagegen eine milde oder edelmüthige Handlung unser Auge trifft, welche Bewunderung, welche Liebe flößt sie uns ein! Wer sagt sich nicht dabei: So möchte ich auch gehandelt haben! Es verschlägt uns sicherlich sehr wenig, ob ein Mensch vor zweitausend Jahren schlecht oder gerecht gewesen ist; und dennoch haben wir dasselbe Interesse an der alten Geschichte, als wenn sich Alles in unsern Tagen zugetragen habe. Was kümmern mich die Verbrechen des Catilina? Fürchte ich etwa sein Opfer zu werden? Warum also habe ich vor ihm denselben Abscheu, als wenn er mein Zeitgenosse wäre? Wir hassen die Bösen nicht bloß darum, weil sie uns schaden, sondern auch weil sie böse sind. Wir wollen nicht nur selbst glücklich sein, wir wollen auch das Glück Andrer. Und wenn dieses Glück das unsrige nicht schmälert, so erhöht es dasselbe. Kurz wir haben Mitleid mit den Unglücklichen, wir mögen wollen oder nicht; wir leiden, wenn wir Zeugen ihres Lei-

dens sind. Die verderbtesten Menschen können diesen Hang nicht gänzlich verlieren; oft setzt er sich in Widerspruch mit ihnen selbst. Der Räuber, der die Reisenden ausplündert, deckt die Blöße der Armen, und der wildeste Meuchelmörder eilt einem Menschen zu Hülfe, der in Ohnmacht fällt.

Man spricht von den Vorwürfen des Gewissens, die insgeheim verborgne Verbrechen strafen und oft an den Tag bringen. Ach, wer unter uns hätte diese lästige Stimme nicht schon vernommen? Man spricht aus Erfahrung, und möchte dieses tyrannische Gefühl, das uns solche Qual bereitet, gern ertödten. Laßt uns der Natur gehorchen, und wir werden lernen, mit welcher Milde sie herrscht, und welchen Reiz es hat, sich ein gutes Selbstzeugniß zu geben, nachdem man ihr gehorcht hat. Der Böse fürchtet sich und flieht; er freut sich, wenn er sich selbst vergessen kann. Er wirft unruhig seine Blicke umher und sucht einen Gegenstand, der ihn vergnüge. Ohne bittre Satire, ohne beißenden Spott würde er allezeit traurig sein. Das Hohngelächter ist sein einziges Vergnügen. Die Heiterkeit des Gerechten dagegen ist eine innere. Sein Lachen ist nicht das der Bosheit, sondern einer Freude, deren Quelle er in sich selbst trägt. Er ist in der Einsamkeit so froh, wie inmitten einer Gesellschaft. Er nimmt seine Befriedigung nicht von denen, die sich ihm nähern, er theilt sie ihnen mit.

Wirf deinen Blick auf alle Nationen der Welt, durcheile die ganze Geschichte: unter so vielen unmenschlichen und phantastischen Religionen, unter jener ungeheuren Verschiedenheit der Sitten und Charaktere wirst du immer dieselben Ideen von Gerechtigkeit und Ehrbarkeit, immer dieselben Grundsätze der Moral, dieselben Begriffe von Gut und Böse finden. Das alte Heidenthum erzeugte verabscheuungswürdige Götter, die man hienieden als ruchlose Verbrecher bestraft haben würde, und die für das Gemälde des höchsten Glücks nur Frevel darboten, die sie verübten, und Leidenschaften, denen sie fröhnten. Aber das mit geheiligter Autorität bewaffnete Laster stieg vergebens aus seiner himmlischen Behausung, der moralische Instinkt stieß dasselbe vom Herzen der Menschen zurück. Man feierte die Ausschweifungen des Jupiter, und bewunderte die Enthaltsamkeit des Xenokrates. Die keusche Lucretia verehrte die unzüchtige Venus; der unerschrockne Römer opferte der Furcht; er rief den Gott an, der seinen Vater verstümmelte und starb ohne Murren durch die Hand des eignen. Die verabscheuungswürdigsten Götter wurden von den größten Menschen verehrt. Die heilige Stimme

der Natur, stärker als die der Götter, verschaffte sich Achtung auf der Erde und schien die Schuld mit den Schuldigen in den Himmel zu verweisen.

Es liegt also im Grunde des Herzens ein angebornes Princip der Gerechtigkeit und Tugend, nach dem wir, unsere eigenen Grundsätze mögen sein wie sie wollen, unsre Handlungen wie die Andrer für gut oder schlecht erklären. Und dieses Princip ist es, welches ich Gewissen nenne.

Aber bei diesem Worte höre ich von allen Seiten das Geschrei der angeblichen Weisen sich erheben: „Irrthümer der Kindheit, Vorurtheile der Erziehung!“ ruft man wie aus einem Munde. „Es giebt nichts im Menschengeiste, was ihm nicht durch die Erfahrung erst mitgetheilt worden, und wir beurtheilen die Dinge einzig nach den Vorstellungen, die wir uns von ihnen angeeignet haben.“ Ja noch mehr; sie wagen jene offenbare und allgemeine Uebereinstimmung aller Nationen zu verwerfen, und gegen die sonnenklare Einstimmigkeit des Urtheils der Menschen, suchen sie im Finstern irgend ein dunkles, nur ihnen bekanntes Beispiel auf. Als wenn alle Triebe der Natur durch die Entartung eines Volkes vernichtet würden, und mit dem Erscheinen von Mißgeburten alsbald das ganze Geschlecht zu sein aufhöre. Was helfen dem skeptischen Montaigne seine Bemühungen, in einem Winkel der Erde einen Brauch ausfindig zu machen, der dem Begriffe der Gerechtigkeit widerstreitet? Was hilft es ihm, daß er den verdächtigsten Reisenden die Autorität einräumt, die er den berühmtesten Schriftstellern versagt? Werden einige unsichre und seltsame, auf uns unbekannte örtliche Ursachen gegründete Gebräuche die allgemeine Folgerung vernichten, die aus der Uebereinstimmung aller Völker abgeleitet wird? Denn, obschon in allem Uebrigen verschieden, stimmen sie doch in diesem einen Punkte überein. O Montaigne, der du dir etwas zu Gute thust auf deine Freimüthigkeit und Wahrheit, sei aufrichtig und wahr, wenn anders ein Philosoph dies sein kann, und sage mir, ob es ein Land auf Erden giebt, wo es ein Verbrechen ist, sein Wort zu halten, gütig, wohlthätig und edelmüthig zu sein, wo der Biedermann verachtet und der Treulose geehrt wird?

Jeder, sagt man, trägt zum allgemeinen Besten um seines Interesses willen bei. Woher kommt es aber, daß es der Gerechte zu seinem Nachtheile fördert? Was heißt das, in seinem eignen Interesse in den Tod gehen? Ohne Zweifel handelt ein Jeder nur um seines Besten willen. Wenn es aber kein moralisches Gut giebt, das hierbei in

Anschlag gebracht wird, so wird man aus dem eignen Interesse einzig nur die Handlungen der Bösen erklären, ja höchst wahrscheinlich wird man es gar nicht versuchen, darüber hinauszugehen. Eine Philosophie aber, die um tugendhafter Handlungen willen in Verlegenheit käme, die sich nicht anders zu helfen wüßte, als daß sie ihnen niedrige Absichten und unlautre Beweggründe unterschöbe, die uns zwänge, einen Sokrates herabzuwürdigen und einen Regulus zu verläumden: eine solche Philosophie würde doch allzu verabscheuungswürdig sein. Wenn ähnliche Lehren jemals unter uns aufkeimen könnten, so würde sich die Stimme der Natur wie die der Vernunft unverzüglich gegen sie erheben und keinem einzigen ihrer Anhänger die Entschuldigung lassen, daß ers ehrlich meine.

Es ist nicht meine Absicht, mich hier in metaphysische Erörterungen einzulassen, die meine Fassungskraft ebenso übersteigen, wie die deinige, und im Grunde genommen zu nichts führen. Ich habe dir schon gesagt, daß ich nicht mit dir philosophiren, sondern Dir nur helfen will, dein Herz zu befragen. Wenn alle Philosophen der Welt dir bewiesen, daß ich Unrecht habe, und du fühltest, ich habe Recht, so will ich nichts weiter.

Wir brauchen dazu gar nicht unsre erworbenen Ideen von unsren natürlichen Empfindungen zu unterscheiden; denn wir empfinden nothwendiger Weise, bevor wir erkennen. Und wie wir gar nicht erst lernen unser Bestes zu wollen und unser Uebel zu fliehen, sondern jenes Wollen von Natur erhalten; eben so ist uns die Liebe zum Guten und der Haß gegen das Böse so natürlich wie die Liebe zu uns selbst. Die Thätigkeit des Gewissens besteht nicht in Urtheilen, sondern in Gefühlen. Wenn uns auch all unsre Vorstellungen von außen kommen, so liegen doch die Gefühle, nach denen wir sie schätzen, in uns selbst, und durch diese allein erkennen wir die Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung, die zwischen uns und den Dingen besteht, welche wir suchen oder fliehen müssen.

Sein heißt für uns empfinden. Unsre Empfindung ist unstreitig früher als unsere Intelligenz, und wir haben Gefühle, ehe wir diese Ideen haben*). Welches auch die Ursache unsres Seins sein möge,

*) In gewisser Hinsicht sind die Ideen Empfindungen und die Empfindungen Ideen. Beide Namen entsprechen jeder Wahrnehmung, die uns sowohl mit ihrem Gegenstande als mit uns selbst, als von ihr afficirt, beschäftigt. Es ist nur die

so hat sie doch dadurch für unsere Erhaltung gesorgt, daß sie uns Empfindungen verliehen hat, die unsrer Natur entsprechen; und man kann gar nicht leugnen, daß wenigstens diese angeboren sind. Diese Empfindungen sind, was das Individuum betrifft, die Selbstliebe, die Furcht vor dem Schmerze, der Schrecken vor dem Tode, das Verlangen nach Wohlbefinden. Wenn aber, woran man nicht zweifeln kann, der Mensch von Natur gesellig ist, oder es doch werden soll, so kann er nicht ohne andre angeborne Gefühle sein, welche sich auf sein Geschlecht beziehen. Denn berücksichtigt man nur das physische Bedürfniß, so muß dies sicher die Menschen zerstreuen, statt sie einander zu nähern. Der Impuls des Gewissens entspringt somit aus dem moralischen System, das durch die doppelte Beziehung des Menschen auf sich selbst und auf seine Mitmenschen gebildet wird. Das Gute erkennen heißt nicht, es lieben. Der Mensch hat davon keine angeborne Erkenntniß. Aber sobald seine Vernunft ihn das Gute kennen lehrt, treibt ihn sein Gewissen es zu lieben; und dieses Gefühl ist etwas Angebornes.

Ich halte es also nicht für unmöglich, mein Freund, das unmittelbare Princip des Gewissens durch Ableitung aus unsrer Natur, und selbst unabhängig von der Vernunft, zu erklären. Und wenn es unmöglich wäre, so würde es dafür auch nicht nöthig sein. Denn diejenigen, welche dieses von der ganzen Menschheit zugestandne und anerkannte Princip leugnen, beweisen ja keineswegs, daß es nicht ist, sondern begnügen sich damit, es nur zu behaupten. Behaupten wir nun, daß es ist, so haben wir dabei ganz eben so guten Grund wie sie, und haben außerdem noch das innere Zeugniß und die Stimme des Gewissens, welche für sich selbst zeugt, vor ihnen voraus. Wenn aber der erste Schimmer des Urtheils uns blendet und die Gegenstände vor unsern Blicken vermischt, dann laßt uns abwarten, bis unsre schwachen Augen sich wieder öffnen und stärken; und bald werden wir dieselben Gegenstände im Lichte der Vernunft wieder so sehen, wie sie uns die Natur anfänglich zeigte. Oder laßt uns vielmehr einfacher und weniger eitel sein, und uns auf die ursprünglichen Empfindungen, die wir in

---

Ordnung dieser Affection, welche den entsprechenden Namen bestimmt. Wenn wir zuerst mit dem Gegenstande beschäftigt sind und nur erst durch Reflexion an uns denken, so heißt die Wahrnehmung Idee; wenn dagegen der empfangene Eindruck zuerst unsre Aufmerksam erregt, und wir nur erst durch Reflexion an den Gegenstand denken, der ihn verursacht, so heißt sie Empfindung.

uns finden, beschränken. Denn sie sind es, auf welche uns unser Studium immer wieder zurückführt, wenn es uns nicht gänzlich irre leitet.

Gewissen, Gewissen! du göttlicher Instinkt, ewige und himmlische Stimme, du sichrer Führer eines unwissenden und beschränkten, aber geistigen und freien Wesens; du unfehlbarer Richter über Gut und Böse, der du den Menschen Gott ähnlich machst: du bewirkst die Vollkommenheit seiner Natur und die Sittlichkeit seiner Handlungen. Ohne dich fühlte ich nichts in mir, was mich über das Vieh erhöbe, es sei denn das traurige Vorrecht, durch einen ungeregelten Verstand und eine prinziplose Vernunft von einem Irrthum in den andern zu gerathen.

Dem Himmel sei Dank, wir sind all jenes schrecklichen Aufwandes der Philosophie überhoben. Wir können Menschen sein, ohne Gelehrte zu sein. Wir sind dessen überhoben, daß wir unser Leben mit dem Studium der Moral verbringen, und haben mit geringern Kosten einen sichrern Führer durch das unermeßliche Labyrinth menschlicher Meinungen. Freilich ist es nicht genug, daß dieser Führer da ist, man muß ihn kennen, ihm folgen lernen. Wenn er in Aller Herzen spricht, warum giebt es dann so wenige, die auf ihn hören? Warum? nun, weil er zu uns in der Sprache der Natur spricht, die wir gänzlich verlernt haben. Das Gewissen ist schüchtern, es liebt die Zurückgezogenheit und den Frieden; die Welt und ihr Geräusch scheuchen es zurück. Die Vorurtheile, die man dort erzeugen läßt, sind seine grausamsten Feinde. Es flieht oder schweigt vor ihnen. Ihre lärmende Stimme betäubt die seinige und läßt sie nicht gehört werden. Der Fanatismus wagt es, die Rolle des Gewissens zu spielen und in seinem Namen das Verbrechen zu befehlen. Da es immer abgewiesen wird, so läßt es sich endlich zurückschrecken, spricht nicht mehr zu uns, antwortet uns nicht mehr; und nachdem es so lange verachtet worden, kostet es eben so viel Mühe, es wieder herbeizurufen, als es kostete, es zu verbannen.

Wie vielmal bin ich bei meinen Untersuchungen der Kälte überdrüssig geworden, die ich in mir fühlte. Wie oft gossen die Traurigkeit und der Verdruß ihr Gift in meine ersten Betrachtungen und machten mir dieselben unerträglich. Mein ausgedörrtes Herz widmete der Liebe zur Wahrheit nur einen matten und lauen Eifer. Ich sagte zu mir: Warum soll ich mich abmühen, das zu suchen, was es gar nicht giebt? Das moralisch Gute ist nur ein Hirngespinnst; es giebt nichts Gutes als den Sinnengenuß. O, wenn man erst einmal den Geschmack an

den Genüssen der Seele verloren hat, dann ist es sehr schwer, ihn wieder zu gewinnen. Wie viel schwerer noch ist es, ihn zu erlangen, wenn man ihn noch nie gehabt hat. Wenn es einen Menschen gäbe, der erbärmlich genug wäre, daß er in seinem ganzen Leben nichts gethan hätte, dessen Erinnerung ihn zufrieden mit sich selbst und froh darüber machte, gelebt zu haben: so würde dieser Mensch stets unfähig sein, sich selbst zu kennen. Und da er nicht fühlt, welche Güte seiner Natur entspricht, so würde er mit Gewalt böse bleiben und ewig unglücklich sein. Aber glaubst du wohl, daß es auf der ganzen Erde einen einzigen Menschen giebt, der so weit verdorben wäre, daß er sein Herz niemals dem Triebe Gutes zu thun überlassen hätte? Dieser Trieb ist so natürlich, so süß, daß es unmöglich ist, ihm beständig zu widerstehen, und die Erinnerung an die Freude, die er uns einmal gewährte, ist hinreichend, um ihn unaufhörlich zurückzurufen. Unglücklicherweise ist es anfangs schwer, ihm zu genügen. Man hat tausend Gründe, um sich dem Triebe seines Herzens zu verschließen. Die falsche Klugheit zwängt ihn in die Schranken des menschlichen Ich, und es bedarf tausend muthiger Anstrengungen, um sie zu durchbrechen. Die Freude am Gutesthun ist der Preis der guten That, und diesen Preis erhält man erst dann, wenn man ihn verdient hat. Nichts ist liebenswürdiger als die Tugend; aber man muß sich an ihr erfreuen, wenn man sie so liebenswürdig finden soll. Wenn man sie umfangen will, so nimmt sie wie Proteus in der Mythe erst tausend abschreckende Gestalten an, und zeigt sich endlich in ihrer wirklichen Gestalt nur denen, die sie nicht loslassen.

Unaufhörlich von meinen natürlichen Gefühlen, die für das allgemeine Beste sprachen, und von meinem Verstand, der Alles auf mich bezog, bestürmt, würde ich mein ganzes Leben hindurch beständig zwischen beiden hin- und hergetrieben sein, würde das Böse gethan und das Gute geliebt haben und in immerwährendem Widerspruch mit mir selbst gewesen sein, wenn nicht neue Strahlen mein Herz erleuchtet hätten, und die Wahrheit, die meine Meinung entschied, nicht noch meinem Benehmen Halt verliehen und mich in Einklang mit mir selbst gebracht hätte. Vergebens gründet man die Tugend auf den bloßen Verstand; welche feste Unterlage kann man ihr geben? Die Tugend, sagt man, ist die Liebe zur Ordnung. Aber kann denn diese Liebe und soll sie denn in mir über die Liebe zu meinem

Wohlbefinden herrschen? Man gebe mir einen klaren und genügenden Grund an, warum jene zu bevorzugen ist. Genau genommen ist das angebliche Princip nur ein Spiel mit Worten. Ich kann ebensowohl sagen, daß das Laster die Liebe zur Ordnung sei, freilich in einem andern Sinne. Ueberall, wo Empfindung und Intelligenz ist, giebt es eine gewisse moralische Ordnung. Der Unterschied ist nur der, daß der Gute sich dem Ganzen unterordnet, während der Böse das Ganze sich unterordnet. Letzterer macht sich zum Mittelpunkt aller Dinge; ersterer mißt seinen Radius und hält sich in der Peripherie. So setzt er sich in das rechte Verhältniß zum gemeinsamen Mittelpunkte, welcher ist Gott, und zu all den concentrischen Kreisen, seinen Geschöpfen. Wenn es keine Gottheit giebt, dann sind nur die Schlechten vernünftig, die Guten aber sind von Sinnen.

O, mein Sohn, könntest du dereinst fühlen, welche Last einem abgenommen ist, wenn man die Nichtigkeit der menschlichen Meinungen erschöpft und die Bitterkeit der Leidenschaften gekostet hat, und endlich so nahe bei sich den Pfad der Weisheit findet, den Preis für die Mühen dieses Lebens und die Quelle des Glücks, an dem man schon verzweifelte. Alle Pflichten des Naturgesetzes, die durch die Ungerechtigkeit der Menschen in meinem Herzen beinahe ausgelöscht sind, zeichnen sich demselben wieder ein im Namen der ewigen Gerechtigkeit, die sie mir auflegt und die sieht, wie ich sie erfülle. Ich fühle in mir nur das Werk und das Werkzeug des großen Wesens, welches das Gute will, das Gute thut, und auch mein Bestes wirken wird, wenn mein Wille mit dem seinigen zusammentrifft und ich meine Freiheit gut gebrauche. Ich füge mich in die von ihm getroffne Ordnung in der Ueberzeugung, daß ich dereinst selbst dieser Ordnung mich freuen und meine Glückseligkeit in ihr finden werde. Denn was giebt es wohl für eine höhere Glückseligkeit als das Bewußtsein, einem Systeme eingeordnet zu sein, in dem Alles gut ist? Quält mich der Schmerz, so ertrage ich ihn mit Geduld und bedenke, daß er vorübergehend ist und von einem Körper herrührt, der gar nicht zu meinem Ich gehört. Thue ich ohne Zeugen eine gute That, so weiß ich, daß sie doch gesehen wird, und betrachte mein Handeln in diesem Leben als für ein künftiges geschehen. Habe ich Unrecht zu leiden, so sage ich mir: das gerechte Wesen, welches alle Dinge regiert, wird mich dafür wohl zu entschädigen wissen. Die Bedürfnisse meines Körpers, die Beschwerden

meines Lebens machen mir den Tod erträglicher. Ich werde um so viel weniger Bande zu zerreißen haben, wenn ich Alles verlassen muß.

Warum ist meine Seele den Sinnen unterworfen und an einen Körper gekettet, der sie knechtet und bedrückt? Das weiß ich nicht. Bin ich in die Rathschlüsse Gottes eingedrungen? Aber ich kann, ohne verwegen zu sein, bescheidne Muthmaßungen anstellen. Ich sage mir: Wäre der Geist des Menschen frei und rein geblieben, welches Verdienst würde es dann sein, die Ordnung zu lieben und zu beachten, die er festgestellt sähe und die er zu stören kein Interesse hätte? Er würde glücklich sein, das ist wahr, aber es würde seinem Glücke der höchste Grad fehlen, nämlich der Ruhm, den die Tugend und das gute Selbstzeugniß verleiht. Er würde nur wie die Engel sein, und ohne Zweifel ist ein tugendhafter Mensch einst mehr als sie. Die Seele ist mit einem sterblichen Leibe vereint, dessen Bande eben so mächtig, als unbegreiflich sind, und durch die Sorge für die Erhaltung dieses Körpers wird sie bewogen, Alles auf ihn zu beziehen und ihm ein Interesse zu widmen, das der allgemeinen Ordnung widerstrebt, die sie gleichwohl zu erkennen und zu lieben vermag. Alsdann aber wird der gute Gebrauch ihrer Freiheit zugleich ihr Verdienst und ihr Lohn, und sie bereitet sich ein unwandelbares Glück, indem sie ihre irdischen Leidenschaften bekämpft und sich in ihrem ursprünglichen Willen behauptet.

Wenn nun selbst in dem Zustande der Entwürdigung, in dem wir uns während dieses Lebens befinden, alle unsre ursprünglichen Triebe berechtigt sind, wenn all unsre Laster aus uns selbst stammen, warum beklagen wir uns dann, daß wir von ihnen beherrscht werden? Warum machen wir dem Urheber der Dinge die Uebel zum Vorwurfe, die unser Werk sind, und die Feinde, die wir gegen uns selbst waffnen? Ach, laßt uns den Menschen nur nicht verderben: er wird stets gut sein ohne Schmerz, und stets glücklich ohne Gewissensbisse. Die Schuldigen, welche behaupten, sie seien zum Laster gezwungen worden, sind eben so lügnerisch als sie schlecht sind. Wie können sie gar nicht sehen, daß die Schwäche, über welche sie sich beklagen, ihr eignes Werk ist, daß ihre erste Verderbtheit aus ihrem Willen entspringt, daß sie anfangs ihren Versuchungen nachgeben *wollten*, ihnen darum schließlich auch *wider* ihren Willen nachgeben und gar nicht mehr widerstehen können? Allerdings liegt es nicht mehr in ihrer Gewalt, nicht böse und schwach zu *sein*, aber es lag in ihrer Gewalt, es nicht zu *werden*. O, wie leicht würden wir selbst während dieses Lebens Herren über uns

selbst und unsre Leidenschaften bleiben, wenn wir während der Zeit, in der wir noch gar keine festen Formen angenommen haben und in welcher sich unser Geist erst zu erschließen beginnt, diesen mit Gegenständen zu beschäftigen wüßten, die er kennen muß, um die ihm unbekannten richtig würdigen zu können; wenn wir den aufrichtigen Willen hätten, uns aufzuklären, nicht um in den Augen Anderer zu glänzen, sondern unsrer Natur gemäß gut und weise zu sein und uns durch die Ausübung unsrer Pflichten glücklich zu machen. Dieses Studium erscheint uns langweilig und beschwerlich, weil wir erst dann an dasselbe denken, wenn wir schon durch das Laster verderbt und schon unsren Leidenschaften preisgegeben sind. Wir setzen unsre Urtheile und unsre Werthschätzung der Dinge fest, ehe wir das Gute und das Böse kennen; und dann bringen wir Alles auf dieses falsche Maß und geben Nichts seinen wirklichen Werth.

Es giebt ein Alter, wo das noch freie, aber feurige, unruhige und nach einem unbekannten Glücke begierige Herz dieses mit einer neugierigen Unsicherheit sucht, und, durch die Sinnlichkeit getäuscht, endlich sich für sein nichtiges Bild entscheidet und es da zu finden glaubt, wo es gar nicht ist. Diese Täuschungen haben für mich nur allzu lange gewährt. Ach, ich habe sie zu spät erkannt und habe sie nicht völlig zerstören können. Sie werden so lange währen, wie dieser sterbliche Leib, der sie verursacht. Mögen sie jedoch mich immerhin irre leiten, so sollen sie mich wenigstens nicht mehr mißbrauchen. Ich erkenne sie für das, was sie sind. Wenn ich ihnen auch folge, so verachte ich sie doch. Statt in ihnen mein Glück zu sehen, betrachte ich sie als dessen Hinderniß. Ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo ich, frei von den Fesseln dieses Leibes, ungetheilt und ohne Widerspruch nur Ich sein und nur mich bedürfen werde, um glücklich zu sein. Indessen bin ich es schon in diesem Leben, weil ich dessen Uebel gering achte, weil ich sie meinem Wesen beinahe für fremd halte und weil alles wahrhaft Gute, was ich aus demselben ziehen kann, von mir abhängt.

Um mich schon im voraus so viel als möglich in diesen Zustand des Glücks, der Macht und der Freiheit zu versetzen, übe ich mich in erhabenen Betrachtungen. Ich denke über die Weltordnung nach, nicht um sie durch eitle Systeme zu erklären, sondern um sie unaufhörlich zu bewundern und den weisen Schöpfer anzubeten, der sich in ihr offenbart. Ich verkehre mit ihm und erfülle alle meine Fähigkeiten mit seinem göttlichen Wesen. Ich werde gerührt von seinen Wohlthaten,

ich segne ihn für seine Gaben, aber ich bitte ihn um nichts. Was könnte ich auch von ihm erbitten? Daß er um meinetwillen den Lauf der Dinge ändre, und mir zu Gefallen Wunder thue? Ich, der ich die von seiner Weisheit errichtete und seiner Vorsehung erhaltene Ordnung ganz besonders lieben soll, sollte verlangen, daß eben diese Ordnung um meinetwillen gestört werde? Nein, dieser verwegene Wunsch verdiente eher Strafe als Erhörung. Eben so wenig bitte ich ihn um die Kraft, Gutes zu thun. Warum sollte ich ihn um etwas bitten, was er mir schon gegeben hat? Hat er mir nicht das Gewissen gegeben, um das Gute zu lieben, die Vernunft, um es zu erkennen, und die Freiheit, um es zu erwählen? Wenn ich das Böse thue, so habe ich gar keine Entschuldigung: ich thue es, weil ich es thun will. Verlangen aber, daß er meinen Willen ändre, hieße von ihm das verlangen, was er von mir verlangt, hieße ihm zumuthen, daß er thue, was mir obliegt, und mir dann den Lohn dafür ertheile. Mit seinem Zustande unzufrieden sein, heißt nicht mehr Mensch sein wollen, heißt etwas Anderes wollen, als was ist, heißt die Unordnung und das Uebel wollen. Quelle der Gerechtigkeit und Wahrheit, gütiger und heiliger Gott! in meinem Vertrauen auf Dich ist der höchste Wunsch meines Herzens, daß Dein Wille geschehe. Wenn ich den meinigen mit ihm vereine, dann thue ich, was Du thust, ich ergebe mich in Deine Güte; ich glaube im voraus an der höchsten Glückseligkeit Theil zu haben, die Du als Preis bestimmt hast.

Bei dem gerechten Mißtrauen gegen mich selbst ist das Einzige, was ich von ihm erbitte oder vielmehr von seiner Gerechtigkeit erwarte, daß er meinen Irrthum heile, wenn ich in einen solchen gerathen, und dieser Irrthum mir gefährlich werden sollte. Um aufrichtig zu sein, halte ich mich nicht für unfehlbar. Meine Meinungen, die mir die wahrsten erscheinen, können die größten Unwahrheiten sein. Denn welcher Mensch hängt nicht an den seinigen? Und wie wenig Menschen stimmen in Allem überein? Mag immerhin die Täuschung, die mich mißbraucht, aus mir selbst stammen, er allein kann mich von ihr heilen. Ich habe gethan, was in meiner Macht stand, um die Wahrheit zu erreichen, aber ihre Quelle liegt zu hoch. Wenn mir die Kräfte fehlen, mich zu ihr zu erheben, bin ich dann schuldig? An ihr ist es, daß sie mir entgegen komme.

Der brave Geistliche hatte mit Feuer gesprochen. Er war bewegt, ich war es ebenfalls. Ich glaubte den göttlichen Orpheus zu hören,

wie er seinen ersten Hymnus sang und die Menschen den Kultus der Götter lehrte. Dessenungeachtet hätte ich eine Menge Einwürfe machen können. Ich machte indessen keinen einzigen, weil sie weniger begründet als verfänglich waren, und meine Ueberzeugung für ihn war. In dem Maße, als er aus dem Herzen zu mir sprach, schien auch mein Innres zu bestätigen, was er mir gesagt hatte.

Die Ansichten, sagte ich endlich, die Sie mir dargelegt haben, erscheinen mir neuer in Betreff dessen, was Sie nach Ihrem Bekenntniß nicht wissen, als hinsichtlich dessen, was Sie zu glauben behaupten. Ich sehe in denselben ohngefähr den Theismus oder die natürliche Religion, welche die Christen mit dem Atheismus oder der Religionslosigkeit verwechseln wollen, während er doch die geradezu entgegengesetzte Lehre ist. Doch bei dem gegenwärtigen Zustande meines Glaubens muß ich mehr auf- als absteigen, um Ihre Ansicht zu theilen, und ich halte es für schwer, genau auf dem Punkte stehen zu bleiben, auf dem Sie stehen, wenn man nicht eben so weise ist als Sie. Um aber wenigstens eben so aufrichtig zu sein, will ich mit mir zu Rathe gehen. Nach Ihrem Beispiele soll auch mich mein innres Gefühl leiten; und Sie selbst haben mich gelehrt, daß es nicht das Werk eines Augenblicks ist, es zurückzurufen, nachdem man ihm so lange Stillschweigen auferlegt hat. Ich trage Ihre Worte in meinem Herzen, ich muß über sie nachdenken. Wenn ich mir sie wohl überlegt habe und von ihnen ebenso überzeugt bleibe, als Sie es sind, dann sollen Sie mein letzter Apostel sein, und ich werde Ihr Proselyt bleiben bis zum Tode. Fahren Sie indessen fort, mich zu unterrichten; Sie haben mir erst die Hälfte von dem gesagt, was ich wissen muß. Sprechen Sie noch mit mir über die Offenbarung, über die heilige Schrift, über jene dunklen Glaubenssätze, über die ich seit meiner Kindheit schwanke ohne sie begreifen noch glauben, ohne sie annehmen noch verwerfen zu können.

Ja, mein Sohn, sagte er, indem er mich umarmte, ich werde dir Alles sagen, was ich denke. Ich will dir mein Herz nicht bloß halb öffnen. Aber das Verlangen, das du zeigst, war nöthig, um mich zu ermächtigen Dir nichts vorzuenthalten. Ich habe dir bis jetzt nichts gesagt, wovon ich nicht glaubte, daß es Dir nützlich werden könnte, und wovon ich nicht vollkommen überzeugt wäre. Die Untersuchung, die ich noch anzustellen habe, ist etwas ganz andres. Ich sehe in ihr nur Schwierigkeiten, Geheimniß, Dunkelheit und bringe nur Ungewißheit und Mißtrauen an sie heran. Ich kann nur zagend in ihr entscheiden

und spreche vielmehr meine Zweifel als meine Meinung aus. Wenn deine Ansichten fester wären, so würde ich Bedenken tragen, dir die meinigen mitzutheilen. In deinem Zustande aber wirst du gewinnen, wenn du denkst wie ich*). Uebrigens gieb meinen Worten nur in soweit Gewicht, als die Vernunft dich veranlaßt. Ich weiß ja nicht, ob ich im Irrthume bin. Es ist schwer, bei einer Auseinandersetzung nicht einen gewissen absprechenden Ton anzunehmen. Aber bedenke, daß alle meine Behauptungen hier nur Gründe zum Zweifeln sind. Die Wahrheit suche selbst, ich meinestheils verspreche dir nur Ehrlichkeit.

Du siehst in meiner Darstellung nur die natürliche Religion. Es ist befremdend genug, daß man noch einer andern bedürfen soll. Woran soll ich diese Nothwendigkeit erkennen? Wie kann ich schuldig sein, wenn ich Gott den Einsichten gemäß, die er meinem Geiste verliehen, und den Gefühlen entsprechend, die er meinem Herzen eingeflößt hat, diene? Welche reine Moral, welches für den Menschen nützliche und für seinen Schöpfer ehrenvolle Dogma kann ich aus einer positiven Lehre ableiten, das ich nicht auch ohnedem aus dem guten Gebrauche meiner Fähigkeiten gewinnen könnte? Zeige mir, was man den Verpflichtungen, die uns das Naturgesetz auflegt, hinzufügen könnte, das zur Ehre Gottes, zum Wohle der Gesellschaft und zum eignen Besten diente; nenne mir die Tugend, die ein neuer Cultus erzeugen könnte, und die nicht auch schon eine Folge des meinigen wäre? Die erhabensten Ideen von der Gottheit stammen allein aus der Vernunft. Beachte das Schauspiel der Natur und höre auf die innere Stimme. Hat nicht Gott unsern Augen, unserm Gewissen, unserm Urtheile Alles offenbart? Was können die Menschen uns mehr sagen? Ihre Offenbarungen dienen nur dazu, Gott herabzuwürdigen, indem sie ihm menschliche Leidenschaften beilegen. Ich sehe, wie jene verschiedenen Dogmen unsre Begriffe vom höchsten Wesen nur verwirren, statt sie aufzuhellen, nur verschlechtern, statt sie zu veredeln; wie sie zu den undurchdringlichen Geheimnissen, die dasselbe umgeben, nur absurde Widersprüche fügen, und die Menschen stolz, unduldsam und grausam machen; wie sie Feuer und Schwert auf Erden bringen, statt hier den Frieden zu stiften. Ich frage mich, wozu dies Alles dienen soll, und finde keine Antwort. Ich sehe nur die Verbrechen der Menschen und das Elend ihres Geschlechts.

*) Ich glaube, daß der gute Vicar dies noch heute dem Publikum sagen könnte. R.

Man sagt mir, daß es einer Offenbarung bedurft habe, um die Menschen zu lehren, wie sie Gott dienen müßten. Man führt als Beweis die mannigfachen bizarren Gottesverehrungen an, die eingeführt wurden, und übersieht dabei, daß eben jene Mannigfaltigkeit aus der Offenbarungsphantasie entspringt. Seitdem die Menschen auf den Einfall kamen, Gott reden zu lassen, ließ jeder ihn auf seine Weise sprechen und von ihm sich sagen, was er selber wünschte. Wenn man allein auf das gehört hätte, was Gott zum menschlichen Herzen spricht, so gäbe es nur eine einzige Religion auf der Erde.

Man brauchte einen gleichförmigen Gottesdienst. Ich will das zugeben. Aber war denn dieser Punkt so wichtig, daß er nur durch Aufbietung der göttlichen Machtvollkommenheit erreicht werden konnte? Man wolle doch die Religionsgebräuche nicht mit der Religion verwechseln. Der Dienst, den Gott fordert, ist der des Herzens. Und wenn dieser aufrichtig ist, so ist er stets gleichförmig. Es ist eine ganz thörichte Eitelkeit, sich einzubilden, daß Gott ein so großes Interesse an der Kleidung des Priesters, an der Ordnung seiner Worte, an seinen Geberden am Altar und an allen seinen Kniebeugungen habe. O mein Freund! du Ueberrest deiner ganzen Höhe, du wirst immer der Erde nahe genug sein. Gott will im Geist und in der Wahrheit angebetet sein; das ist die Pflicht aller Religionen, aller Länder und aller Menschen. Wenn aber in den Aeußerlichkeiten des Cultus eine Einförmigkeit um der guten Ordnung willen nöthig ist, so ist dies rein eine Sache des Staats; es bedarf hierzu keiner Offenbarung.

Ich habe mit allen diesen Betrachtungen nicht begonnen. Von den Vorurtheilen der Erziehung und jener gefährlichen Eigenliebe, die den Menschen immer aus seiner Sphäre ziehen will, fortgerissen, konnte ich meine schwachen Begriffe nicht bis zu dem höchsten Wesen erheben, und bemühte mich, es zu mir herabzuziehen. Ich rückte die unendlich entfernten Beziehungen, die er zwischen seine und meine Natur gesetzt hat, näher aneinander. Ich wollte unmittelbarere Mittheilungen, genauere Belehrungen; und nicht zufrieden damit, Gott dem Menschen ähnlich zu machen, verlangte ich übernatürliche Erkenntnisse, um selbst unter meinen Mitmenschen bevorzugt zu sein. Ich begehrte einen Kultus ausschließlich für mich. Ich wollte, daß Gott mir offenbare, was er Andern nicht offenbart habe, oder was Andre nicht so verstanden haben würden, wie ich.

Da ich den Punkt, auf den ich gekommen war, als den gemeinschaftlichen Punkt ansah, von dem alle Gläubigen ausgingen, um zu einem erleuchteten Cultus zu gelangen, so fand ich in den Dogmen der natürlichen Religion nur die Elemente aller Religion. Ich lenkte meine Betrachtung auf die Menge der über die Erde verbreiteten Secten, die sich gegenseitig der Lüge und des Irrthums beschuldigen. Ich frug: Welches ist der wahre Glaube? Jede antwortete mir: Der meinige ist es. Jede sagte mir: Ich allein und meine Anhänger, wir denken richtig, alle Andern sind im Irrthum. Und woher wißt ihr, daß eure Secte die beste ist? Weil Gott es gesagt hat*). Und wer sagt euch, daß Gott es gesagt habe? Mein Pfarrer, der es gewiß weiß. Mein Pfarrer hat mir gesagt, daß ich dies glauben solle, und so glaube ich es auch. Er hat mir versichert, daß Alle, welche anders sprechen, lügen, und ich höre darum nicht auf sie.

Wie, dachte ich, ist die Wahrheit nicht nur eine? Und kann das, was bei mir wahr ist, bei euch falsch sein? Wenn derjenige, der den rechten Weg geht, mit dem, der auf Irrwegen wandelt, dieselbe Lehrart hat, welches Verdienst oder welches Unrecht hat dann der eine vor dem

---

*) Ein braver und gelehrter Geistlicher sagt: „Alle behaupten, ihre Offenbarungen nicht von Menschen, noch irgend einem erschaffnen Wesen, sondern von Gott empfangen zu haben und auch nur um seinetwillen zu glauben (ein Geschwätz, das Alle im Munde führen)".

„Aber um die Wahrheit zu sagen und weder zu schmeicheln noch zu heucheln, so ist es nichts damit. Was man auch sagen möge, man hat jene Offenbarungen durch menschliche Hände und Vermittlung empfangen. Ein Beweis dafür ist erstens die Art und Weise, wie die Religionen in der Welt angenommen wurden und noch alle Tage in den Familienkreisen angenommen werden. Die Nation, das Land, der Ort verleihen die Religion; man hat diejenige des Ortes, an dem man geboren und erzogen wurde. Wir werden beschnitten, getauft, werden Juden, Muhamedaner, Christen, ehe wir noch wissen, daß wir Menschen sind. Die Religion ist somit nicht das Werk unsrer Wahl und Prüfung. Ein zweiter Beweis ist, daß unser Leben und unsre Sitten so schlecht mit der Religion übereinstimmen; daß man bei menschlichen, unwichtigen Gelegenheiten gegen die Vorschriften seiner Religion handelt." **Charron**, über die Weisheit, 2. Buch, Capitel 5.

Es hat großen Anschein, daß das aufrichtige Glaubensbekenntniß des tugendhaften Stiftslehrers der Theologie zu Condom von dem des savoyischen Vicars nicht sehr verschieden gewesen sein würde.

andern? Ihre Wahl ist die Wirkung des Zufalls. Sie ihnen anzurechnen, würde unbillig sein, es hieße darum belohnen oder bestrafen, daß man in diesem oder jenem Lande geboren ist. Wer zu behaupten wagt, daß Gott also richte, vergeht sich an seiner Gerechtigkeit.

Entweder sind alle Regionen gut und angenehm vor Gott, oder wenn er eine den Menschen vorgeschrieben hat und ihre Nichtbeachtung bestraft, so hat er dieselbe auch mit sichern und offenbaren Kennzeichen versehen, daß sie als die einzig wahre unterschieden und erkannt werden muß. Diese Kennzeichen sind zu allen Zeiten und allerorten, sind allen Menschen, Großen und Kleinen, Gelehrten und Ungelehrten, Europäern, Indiern, Afrikanern und Wilden gleich verständlich. Wenn es auf Erden eine alleinseligmachende Religion gäbe, und an irgend einem Orte der Welt ein einziger Sterblicher mit aufrichtigem Herzen von ihrer augenscheinlichen Wahrheit nicht erfaßt worden wäre, dann würde der Gott dieser Religion der ungerechteste und grausamste der Tyrannen sein.

Suchen wir also aufrichtig die Wahrheit, so laßt uns nichts auf das Recht der Geburt und die Autorität der Väter und Pfarrer geben, sondern Alles, was wir von Kindheit an gelernt, zur Prüfung des Gewissens und der Vernunft uns ins Gedächtniß rufen. Man mag mir immerhin zuschreien: Unterwirf deine Vernunft! Ein Gleiches kann der von mir fordern, der mich betrügt. Ich muß Vernunftgründe haben, wenn ich meine Vernunft unterwerfen soll.

Alle Theologie, die ich mir durch Betrachtung des Weltalls und durch den richtigen Gebrauch meiner Fähigkeiten aneignen kann, beschränkt sich auf das, was ich dir soeben auseinandergesetzt habe. Will man mehr wissen, so muß man zu außergewöhnlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Diese Mittel würden nicht in menschlicher Autorität bestehen können. Denn da kein Mensch einem andern Geschlechte angehört als ich, so kann ich Alles, was ein Mensch auf natürlichem Wege erkennt, ebenso gut erkennen als er, und jeder Andre kann sich eben sowohl täuschen als ich. Wenn ich das glaube, was er sagt, so glaube ich es nicht, weil er es sagt, sondern weil er es beweist. Das Zeugniß der Menschen ist im Grunde also nur das meiner Vernunft selbst, und es fügt nichts zu den natürlichen Mitteln hinzu, die mir Gott zur Erkenntniß der Wahrheit verliehen hat.

Was hast du mir also zu sagen, Apostel der Wahrheit, wovon ich nicht Richter bliebe? Gott selbst hat gesprochen; vernimm seine Offen-

barung. Das ist etwas andres. Gott hat gesprochen! Wahrhaftig, ein großes Wort. Und zu wem hat er gesprochen? Er hat zu den Menschen gesprochen. Warum aber habe ich nichts davon gehört? Er hat andre Menschen beauftragt, Dir sein Wort zu verkünden. Ich verstehe: es sind Menschen, die mir sagen wollen, was Gott geredet hat. Ich hätte Gott lieber selbst hören mögen. Es würde ihn nicht mehr gekostet haben und ich wäre vor Verführung gesichert gewesen. Er sichert dich vor derselben, indem er die Sendung seiner Boten manifestirt. Und wie? Durch Wunder. Und wo sind diese Wunder? In den Büchern. Und wer hat diese Bücher verfaßt? Menschen. Und wer hat diese Wunder gesehen? Menschen, die sie bezeugen. Wie! immer menschliche Zeugnisse, immer nur Menschen, welche mir das überliefern, was andre Menschen ihnen überliefert haben. Wie viele Menschen zwischen Gott und mir! Laßt uns stets sehen, prüfen, vergleichen, berichtigen. O, wenn es Gott gefallen hätte, mich aller dieser Arbeit zu überheben, würde ich ihm wohl weniger mit gutem Herzen gedient haben?

Bedenke, mein Freund, in welche schreckliche Untersuchung ich mich eingelassen habe, welch ungeheurer Gelehrsamkeit es bedarf, um in das höchste Alterthum hinaufzusteigen, um die Weissagungen, die Offenbarungen, die Thatsachen, all die Denkmäler des Glaubens, die sich mir in allen Ländern der Welt darbieten, zu prüfen, abzuwägen und zu vergleichen, um ihre Zeiten, ihre Orte, ihre Urheber und ihre Veranlassungen festzustellen. Welche Schärfe der Kritik ist nöthig, um die ächten Stücke von den unächten zu unterscheiden, um die Einwürfe mit den Entgegnungen, die Uebersetzungen mit den Originalen zu vergleichen, um die Unparteilichkeit, den gesunden Verstand und die Einsichten der Zeugen zu beurtheilen; um zu wissen, ob man nichts unterdrückt, nichts hinzugethan, nichts an eine andre Stelle gesetzt, nichts geändert und gefälscht hat; um die noch bleibenden Widersprüche zu heben; um zu beurtheilen, welches Gewicht dem Schweigen der Gegner in den gegen sie vorgebrachten Thatsachen beizulegen ist, ob ihnen das Vorgebrachte bekannt gewesen, ob sie die Sache hinreichend der Mühe werth gehalten haben, um sie einer Antwort zu würdigen; ob die Bücher hinreichend verbreitet waren, daß ihnen die unsern zu Gesichte kamen; ob wir ehrlich genug gewesen sind, den ihrigen unter uns Zugang zu verstatten, und ihre stärksten Einwürfe so zu lassen, wie sie von ihnen vorgebracht wurden.

Sind nun all diese Documente als unumstößlich anerkannt, so

handelt es sich weiter darum, die Beweise für die Mission ihrer Urheber beizubringen. Man muß die Gesetze des Schicksals, die möglichen Zwischenfälle genau kennen, um beurtheilen zu können, welche Weissagungen nicht ohne Wunder in Erfüllung gehen können. Man muß die Eigenthümlichkeit der Ursprachen kennen, um das, was in diesen Sprachen nur Redefigur ist, von den Weissagungen zu unterscheiden. Man muß wissen, welche Thatsachen der Ordnung der Natur entsprechen und welche nicht, um bestimmen zu können, bis zu welchem Punkte ein gewandter Mensch die Augen der Einfältigen blenden und selbst Einsichtsvolle in Erstaunen setzen kann; um untersuchen zu können, welcher Art ein Wunder sein und welche Glaubwürdigkeit es haben muß, wenn es nicht nur geglaubt werden soll, sondern auch ungestraft nicht bezweifelt werden darf; um die Beweise für die wirklichen und fälschlichen Wunder zu vergleichen und sichre Regeln für ihre Unterscheidung auffinden zu können; um endlich anzugeben, warum Gott zur Beglaubigung seines Wortes Mittel gewählt habe, die selbst wieder so sehr der Beglaubigung bedürfen, als wenn er mit der Leichtgläubigkeit der Menschen sein Spiel treibe und absichtlich die wahren Mittel der Ueberzeugung vermeide.

Wir wollen voraussetzen, daß die göttliche Majestät geruhe, sich soweit herabzulassen, einen Menschen zum Organ ihres heiligen Willens zu machen. Ist es aber vernünftig, ist es recht, zu fordern, daß das ganze Menschengeschlecht der Stimme dieses Dieners gehorche, ohne daß er ihm als solcher bekannt ist? Ist es billig, ihm statt aller Beglaubigungsschreiben ein paar besondere Zeichen zu verleihen, die vor wenigen unbekannten Leuten gethan wurden, und welche die ganze übrige Menschheit nur von Hörensagen kennt? Hielte man in allen Ländern der Erde alle Wunder, welche das Volk und die Einfältigen gesehen haben wollen, für wahr, so würde jede Secte die wahre sein; es gäbe mehr Wunder als natürliche Vorgänge, und das größte Wunder von allen würde das sein, wenn es da gar keine Wunder gäbe, wo es verfolgte Fanatiker giebt. Gerade die unwandelbare Ordnung der Natur zeigt am besten die weise Hand, die sie regiert. Wenn es viele Ausnahmen gäbe, so würde ich nicht wissen, was ich denken sollte. Und was mich betrifft, so glaube ich zu sehr an Gott, um so viele Wunder zu glauben, die seiner so wenig würdig sind.

Gesetzt, es käme ein Mensch und hielte folgende Ansprache: „Sterbliche, ich verkündige euch den Willen des Allerhöchsten; erkennt durch

meinen Mund Den, der mich gesandt hat; ich befehle der Sonne, ihren Lauf zu ändern, den Sternen, sich anders zu ordnen, den Bergen sich zu ebnen, den Fluthen, sich zu erheben, und der Erde, eine andre Stellung zu nehmen.“ Wer würde in solchen Wundern nicht augenblicklich den Herrn der Natur erkennen? Doch Betrügern gehorcht sie nicht. Die Wunder solcher Leute ereignen sich an den Kreuzwegen, in den Wüsten, in den Kammern. Hier haben sie wohlfeil eine kleine Zahl von Zuschauern, die schon geneigt sind, Alles zu glauben. Wer wagt mir zu sagen, wie viel Augenzeugen erforderlich sind, um ein Wunder glaubwürdig zu machen? Wenn die Wunder, die gethan wurden, um eure Lehre zu beweisen, selbst wieder des Beweises bedürfen, wozu nützen sie dann? Es wäre eben so gut, wenn sich gar keine ereignet hätten.

Endlich bleibt noch das Wichtigste in der Prüfung der berührten Lehre übrig. Denn da diejenigen, welche sagen, daß Gott hienieden Wunder thue, ebenso behaupten, daß der Teufel dieselben bisweilen nachahme, so sind wir auch mit den am besten beglaubigten Wundern um keinen Schritt weiter gekommen. Und da die Zauberer des Pharao es wagten, selbst in Mosis Gegenwart dieselben Zeichen zu thun, die er auf ausdrücklichen Befehl Gottes gethan hatte, warum konnten sie in seiner Abwesenheit nicht mit demselben Rechte dieselbe Autorität beanspruchen? Nachdem die Lehre durch das Wunder bewiesen worden ist, muß demnach wieder das Wunder durch die Lehre bewiesen werden*), aus Furcht, das Werk des Teufels für das Werk Gottes zu halten. Was sagst du zu dieser Umstellung?

Da diese Lehre von Gott ausgeht, so muß sie auch den Charakter der Gottheit an sich tragen. Sie muß nicht blos die verwirrten Be-

*) So steht es ausdrücklich in tausend Stellen der heiligen Schrift und unter anderm im 13. Kapitel des 5. Buchs Moses. Hier heißt es, daß Israel einem Propheten, der fremde Götter verkündige und seine Rede durch Wunder bestätige, selbst dann, wenn seine Weissagungen zuträfen, nicht gehorchen, sondern ihn tödten solle. Wenn also die Heiden die Apostel tödteten, die ihnen einen fremden Gott verkündeten und ihre Sendung durch Weissagungen und Wunder bewiesen, so sehe ich nicht, was man ihnen Stichhaltiges hätte vorwerfen können, das sie nicht augenblicklich uns zurückzugeben vermocht hätten. Was also in einem ähnlichen Falle thun? Nur dies Eine: zum Urtheilen zurückkehren und die Wunder bei Seite lassen. Am besten wäre es, man hätte sie nie in Anspruch genommen. So sagt der einfachste gesunde Menschenverstand,

griffe, die menschliches Urtheil über diese unserm Geiste eingeprägt, aufhellen, sondern uns auch einen Cultus, eine Moral und Grundsätze darbieten, welche den Eigenschaften angemessen sind, durch welche wir allein das Wesen der Gottheit erkennen. Wenn sie uns also ungereimte, grundlose Dinge lehrte, wenn sie uns Gefühle des Abscheus vor unsren Mitmenschen und Schrecken vor uns selbst einflößte, wenn sie uns einen zornigen, eifersüchtigen, rächenden, parteilichen, die Menschen hassenden Gott, einen Gott des Kriegs und Kampfs vormalte, einen Gott, der stets bereit ist zu zerstören und niederzuschmettern, der immerdar von Qual und Pein spricht und sich selbst rühmt, die Unschuldigen zu strafen: so würde mein Herz sich nicht zu diesem schrecklichen Gott gezogen fühlen, und ich würde mich hüten, die natürliche Religion aufzugeben, um diese anzunehmen. Denn du siehst, daß eine Wahl zwischen beiden nicht zu umgehen wäre. Euer Gott ist nicht der unsrige, würde ich diesen Sectirern sagen. Der Gott, welcher damit beginnt, sich ein einziges Volk auszuwählen und das übrige Menschengeschlecht zu verwerfen, ist nicht der gemeinsame Vater der Menschen; der Gott, der die größte Anzahl seiner Geschöpfe zur ewigen Pein bestimmt, ist nicht der gütige und liebende Gott, den meine Vernunft mir zeigt.

Von den Dogmen aber fordert meine Vernunft, daß sie klar, einleuchtend, schlagend durch ihre Augenscheinlichkeit sind. Wenn die natürliche Religion ungenügend ist, so ist sie es wegen des Dunkels, das sie auf ihren erhabnen Wahrheiten ruhen läßt. Es ist die Aufgabe der Offenbarung, uns diese Wahrheiten in einer dem Menschengeiste vernehmbaren Weise zu lehren, sie seiner Fassungskraft anzupassen, sie ihm begreiflich zu machen, damit er sie glauben könne. Der Glaube wird durch das Verständniß gesichert und befestigt. Die beste aller Religionen

---

den man nur durch mehr oder weniger spitzfindige Distinctionen verwirren kann. Spitzfindigkeiten im Christenthum? So hat also Jesus Christus Unrecht gehabt, daß er das Himmelreich den Einfältigen versprach? Er hatte Unrecht, die schönste seiner Reden mit der Seligpreisung der geistlich Armen zu beginnen, wenn so viel Geist erforderlich ist, um seine Lehre zu verstehen und an ihn glauben zu lernen. Beweiset ihr mir, daß ich mich unterwerfen müsse, dann freilich würde die Sache ganz gut gehen. Aber versetzt euch in das Bereich meiner Fassungskraft, wenn ihr mir dies beweisen wollt. Bemeßt eure Auseinandersetzungen nach den Fähigkeiten eines geistig Armen, oder ich erkenne in euch nicht mehr die ächten Jünger eures Meisters, und es ist nicht seine Lehre, was ihr verkündet.

ist unfehlbar die klarste. Wer den Cultus, den er mir vorschreibt, mit Geheimnissen und Widersprüchen belastet, lehrt mich eben dadurch, ihm zu mißtrauen. Der Gott, den ich anbete, ist kein Gott der Finsterniß, er hat mir nicht den Verstand gegeben, um mir dessen Gebrauch zu verbieten. Wer da sagt, man müsse die Vernunft unterwerfen, beleidigt ihren Schöpfer. Der Priester der Wahrheit tyrannisirt nicht etwa meine Vernunft, er erleuchtet sie.

Wir haben alle menschliche Autorität bei Seite gesetzt; und ich kann nicht einsehen, wie ohne dieselbe ein Mensch einen andern durch die Predigt einer vernunftwidrigen Lehre überzeugen kann. Wir wollen diese beiden Menschen einander gegenüberstellen und sehen, was sie in der herben Sprache, die beiden Parteien eigen ist, einander zu sagen vermögen.

Der Inspirirte.

Die Vernunft sagt dir, daß das Ganze größer ist als sein Theil. Ich aber sage dir im Auftrage Gottes, daß der Theil größer ist als das Ganze.

Der Denker.

Wer bist du, daß du mir zu sagen wagst, Gott stehe mit sich selbst im Widerspruch? Wem werde ich eher glauben, Ihm, der mich durch die Vernunft die ewigen Wahrheiten lehrt, oder dir, der mir in seinem Namen eine Albernheit verkündet?

Der Inspirirte.

Mir, denn meine Lehre ist zuverlässiger. Ich werde Dir unwiderleglich beweisen, daß Er mich gesandt hat.

Der Denker.

Wie? Du willst mir beweisen, daß Gott selbst dich gesandt habe, um gegen ihn zu zeugen? Und welcher Art werden deine Beweise sein, die mich überzeugen sollen, es sei gewisser, Gott spreche durch deinen Mund als durch meinen Verstand zu mir, den er selbst mir gegeben hat?

Der Inspirirte.

Durch den Verstand, den er dir gegeben hat! O du armseliger, nichtiger Mensch, als wenn du der erste Gottlose wärest, den seine durch die Sünde verderbte Vernunft irre leitet!

Der Denker.

Mann Gottes, du würdest ebenso wenig der erste Betrüger sein, der seine Anmaßung als Beweis seiner Sendung giebt.

Der Inspirirte.

Wie! die Philosophen sagen auch Beleidigungen?

Der Denker.

Bisweilen, wenn ihnen die Heiligen mit ihrem Beispiele vorangehen.

Der Inspirirte.

O, ich, ja ich habe das Recht, also zu sprechen, ich spreche im Namen Gottes.

Der Denker.

Du würdest wohl thun, deine Rechtstitel erst aufzuweisen, bevor du von deinen Privilegien Gebrauch machst.

Der Inspirirte.

Meine Rechtstitel sind verbürgt. Himmel und Erde zeugen für mich. Folge nur meinen Urtheilen, ich bitte dich.

Der Denker.

Deinen Urtheilen? Ans Urtheilen denkst du nicht. Wenn du mich lehrst, daß meine Vernunft mich betrügt, heißt das nicht zurückweisen, was sie für dich gesprochen haben würde. Wer auch immer die Vernunft verwerfen will, muß überzeugen können, ohne sich ihrer zu bedienen. Denn angenommen, du hättest mich durch Gründe überzeugt: woher weiß ich, ob es nicht meine durch die Sünde verderbte Vernunft ist, die mich deinen Worten zustimmen läßt? Wirst du überdies jemals einen Beweis, eine Demonstration anwenden können, die einleuchtender wären als das Axiom, das sie vernichten sollen? Es ist ganz eben so glaublich, daß ein guter Vernunftschluß eine Lüge ist, als daß der Theil größer ist als das Ganze.

Der Inspirirte.

Welcher Unterschied! Meine Beweise dulden keinen Einwand. Sie sind übernatürlicher Art.

Der Denker.

Uebernatürlich? Was soll das Wort bedeuten? Ich verstehe es nicht.

Der Inspirirte.

Wandlungen in der Ordnung der Natur, Weissagungen, Zeichen und Wunder jeder Art.

Der Denker.

Zeichen! Wunder! Von alledem habe ich noch nie etwas gesehen.

Der Inspirirte.

Andre haben es statt deiner gesehen. Schaaren von Zeugen ... das Zeugniß ganzer Völker ...

Der Denker.

Ist das Zeugniß ganzer Völker etwas Uebernatürliches?

Der Inspirirte.

Nein, aber wenn es einstimmig ist, so ist es unbestreitbar.

Der Denker.

Es giebt nichts Unbestreitbareres, als die Grundsätze der Vernunft, und man kann keine Ungereimtheit durch Menschenzeugniß beglaubigen. Noch einmal also, laß übernatürliche Beweise sehen. Das Zeugniß des ganzen Menschengeschlechts ist noch kein solcher.

Der Inspirirte.

O du verhärtetes Herz, die Gnade spricht nicht zu dir.

Der Denker.

Das ist nicht meine Schuld. Denn nach deiner Meinung muß man schon die Gnade empfangen haben, um sie erbitten zu können. Beginne also an ihrer Stelle zu mir zu reden.

Der Begeisterte.

Ach, das thue ich ja, aber du hörst nicht auf mich. Was sagst du aber zu den Weissagungen?

Der Denker.

Erstens, daß ich eben so wenig Weissagungen gehört, als Wunder gesehen habe. Und dann sage ich, daß keine Weissagung Autorität für mich haben wird.

Der Inspirirte.

Gottloser! warum haben die Weissagungen keine Autorität für dich?

Der Denker.

Weil dazu die Erfüllung von drei Bedingungen nöthig wäre, deren Zusammentreffen nicht möglich ist. Ich müßte nämlich Zeuge der Weissagung und müßte Zeuge der eingetroffnen Begebenheit gewesen sein, und dann müßte man mir bewiesen haben, daß diese Begebenheit nicht durch Zufall mit der Weissagung hat zusammenstimmen können. Denn wäre sie auch genauer, klarer und einleuchtender als ein geometrisches Axiom, so würde doch die Erfüllung derselben, wenn sie statt fände, streng genommen nichts für den beweisen, der die Weissagung ausgesprochen hat, da die Klarheit einer auf gut Glück gemachten Vorausverkündigung die Erfüllung derselben ja nicht unmöglich macht.

Siehe da, worauf sich deine angeblichen übernatürlichen Beweise, deine Wunder und Weissagungen zurückführen: darauf, daß ich dies Alles auf das Zeugniß eines Andern hin glauben, und die Autorität Gottes, der durch meine Vernunft zu mir spricht, der Autorität der Menschen unterwerfen soll. Wenn die meinem Geiste faßbaren ewigen Wahrheiten irgend einen Angriff zuließen, so würde es für mich gar keine Art von Gewißheit mehr geben; und statt daß ich versichert wäre, du sprächest in Gottes Namen zu mir, würde ich nicht einmal von seinem Dasein überzeugt sein.

Das sind nun eine Menge Schwierigkeiten, mein Sohn, und noch sind es nicht alle. Unter den vielen verschiedenen Religionen, die sich gegenseitig verwerfen und ausschließen, ist nur eine einzige die wahre, wenn es überhaupt eine ist. Um diese zu erkennen, genügt nicht die Prüfung einer einzigen, man muß sie alle prüfen, und in keinem Falle darf man verurtheilen, ehe man gehört hat*). Man muß die Einwürfe

*) Plutarch berichtet, daß die Stoicker unter andern seltsamen Paradoxen behaupteten, es sei bei einem widersprechenden Urtheile unnütz, beide Parteien anzuhören. Denn, sagten sie, der erste hat entweder seine Aussage bewiesen, oder hat sie nicht bewiesen. Wenn er

mit den Beweisen vergleichen, muß wissen, was jeder den Andern entgegenstellt, und wie er ihnen erwiedert. Je erwiesener uns ein Satz scheint, desto genauer müssen wir untersuchen, worauf sich so viele Menschen gründen, die ihn nicht also finden. Der müßte sehr einfältig sein, der es für genügend hielte, die Lehrer seiner eignen Partei zu hören, um sich über die Gründe der Gegenpartei zu unterrichten. Wo giebt es Theologen, die ihren Stolz in die Aufrichtigkeit setzen? Wo sind die, welche nicht erst die Gründe ihrer Gegner herabzusetzen suchen, bevor sie dieselben widerlegen? Jeder glänzt in seiner Partei. Aber mancher, der inmitten der Seinen ganz stolz auf seine Beweise ist, würde mit denselben Beweisen unter Leuten der andern Partei eine gar traurige Rolle spielen. Willst du dich aber aus Büchern unterrichten, welche Gelehrsamkeit mußt du dir dann erwerben, welche Sprachen mußt du erlernen, welche Bibliotheken durchblättern, welche ungeheure Lectüre daran wenden! Wer soll mich bei der Auswahl leiten? Schwerlich wird man in einem Lande die besten Bücher der Gegenpartei, noch viel weniger die aller Parteien finden. Und fände man sie auch, so würden sie doch bald widerlegt sein. Der Abwesende hat stets unrecht, und schlechte, aber mit Zuverlässigkeit ausgesprochene Gründe besiegen mit Leichtigkeit die guten, die mit Mißachtung dargelegt werden. Ueberdies trügt oft nichts so sehr als Bücher, und nichts giebt weniger treu die Meinung ihrer Verfasser wieder. Wenn du den katholischen Glauben nach dem Buche von Bossuet[8]) hast beurtheilen wollen, so wirst du, nachdem du unter uns gelebt, gefunden haben, daß du dich arg verrechnet hast. Du hast gesehen, daß die Lehre, welche man den Protestanten entgegenhält, keineswegs die ist, welche man das Volk lehrt, und daß Bossuet's Buch wenig Aehnlichkeit mit den Unterweisungen der Predigt hat. Wer richtig über eine Religion urtheilen will, darf sie nicht bloß in den Büchern ihrer Anhänger studiren, sondern muß sie aus dem Munde dieser selbst vernehmen. Das ist etwas ganz andres. Jeder hat seine eignen Ueberlieferungen, seine eigne Auffassung, seine eignen Gebräuche und Vorurtheile, die den

---

sie bewiesen hat, so ist Alles gesagt, und die Gegenpartei ist zu verurtheilen. Hat er sie nicht bewiesen, so hat er unrecht nnd muß zurückgewiesen werden. Ich finde, daß die Methode solcher, welche eine Offenbarung ausschließlich annehmen, der jener Stoiker sehr ähnlich ist. Sobald aber jeder behauptet, er habe allein Recht, so muß man, um unter so vielen Parteien zu wählen, Alle hören, oder man ist ungerecht.

Geist seines Glaubens ausmachen und die man alle zusammennehmen muß, um urtheilen zu können.

Wie viel große Völker drucken überhaupt gar keine Bücher und lesen auch die unsrigen nicht. Wie sollen sie über unsre Meinungen urtheilen? wie wir über die ihrigen? Wir verspotten sie, und sie verachten uns. Wenn sie von unsern Reisenden lächerlich gemacht werden, so fehlt es ihnen zur Wiedervergeltung nur an Reisenden unter uns. In welchem Lande giebt es nicht verständige, aufrichtige, ehrenhafte Leute, Freunde der Wahrheit, die nur die Wahrheit suchen, um sie zu bekennen. Dennoch findet sie ein jeder in seinem Cultus und hält den Glauben andrer Völker für albern. Es sind also entweder die fremden Culte nicht so ungereimt als sie uns scheinen, oder das Vernünftige, das wir in dem unsern finden, beweist nichts.

Wir haben drei Hauptreligionen in Europa. Die eine nimmt eine, die andre zwei, die dritte drei Offenbarungen an. Jede verabscheut, verflucht die beiden andern, klagt sie der Blindheit, der Verhärtung, der Halsstarrigkeit, der Lüge an. Welcher Unparteiische würde über sie zu entscheiden wagen, wenn er nicht vorher ihre Beweise gehörig erwogen, ihre Gründe gehört hätte? Die Religion, welche nur eine Offenbarung annimmt, ist die älteste und scheint die sicherste zu sein; diejenige, welche drei annimmt, ist die neueste und erscheint als die consequenteste; die, welche zwei annimmt und die dritte verwirft, kann sehr wohl die beste sein, aber hat sicherlich alle Vorurtheile gegen sich. Die Inconsequenz springt in die Augen.

Die heiligen Bücher der drei geoffenbarten Religionen sind in Sprachen geschrieben, welche den Völkern, die ihnen folgen, unbekannt sind. Die Juden verstehen das Hebräische nicht mehr, die Christen verstehen weder Hebräisch noch Griechisch, weder Türken noch Perser verstehen das Arabische, und selbst die heutigen Araber sprechen die Sprache Muhameds nicht mehr. Ist das nicht eine äußerst sonderbare Art die Menschen zu unterrichten, wenn man zu ihnen in einer Sprache redet, die sie gar nicht verstehen? Man hat diese Bücher übersetzt, wird man sagen. Eine schöne Antwort! Wer steht mir dafür, daß diese Bücher treu übersetzt sind, daß dies selbst nur möglich ist? Und wenn Gott so viel thut, daß er mit den Menschen redet, warum richtet er es so ein, daß er eines Dolmetschers bedarf?

Ich werde nie begreifen können, daß das, was jeder Mensch zu wissen verpflichtet ist, in Büchern eingeschlossen sein soll, und daß

derjenige, welcher weder diese Bücher, noch Leute zur Hand hat, die sie verstehen, um dieser nicht von seinem Willen abhängigen Unwissenheit willen gestraft werden sollte. Immer wieder Bücher! Welche Sucht! Weil Europa mit Büchern angefüllt ist, betrachten sie die Europäer als unentbehrlich, ohne zu bedenken, daß man in drei Viertheilen der Erde noch gar keine gesehen hat. Sind nicht alle Bücher von Menschen geschrieben? Wie kann der Mensch ihrer bedürfen, um seine Pflichten zu erkennen? Und welche Mittel sie kennen zu lernen besaß er, ehe jene Bücher geschrieben wurden? Er wird entweder seine Pflichten von selbst kennen lernen oder ist dessen enthoben sie zu wissen.

Unsre Katholiken machen viel Aufhebens von der Autorität der Kirche. Was gewinnen sie aber damit, wenn es eines eben so großen Aufwandes von Beweisen bedarf, um diese Autorität festzustellen, als andre Kirchengemeinschaften nöthig haben, um ihre Lehre unmittelbar zu begründen? Die Kirche entscheidet, daß die Kirche das Recht hat zu entscheiden! Ist das nicht eine schön erwiesene Autorität? Machst du dich von derselben frei, so kehrst du zu all unsren Erörterungen zurück.

Kennst du viele Christen, welche sich die Mühe genommen haben, das sorgfältig zu prüfen, was das Judenthum gegen sie vorbringt? Wenn einige davon etwas zu sehen bekommen haben, so war es in den Büchern der Christen. Eine vortreffliche Art, sich über die Gründe seiner Gegner zu unterrichten! Aber was anfangen? Wenn jemand unter uns es wagte, Bücher zu veröffentlichen, in denen das Judenthum offen begünstigt würde, so würde man den Verfasser, den Herausgeber, den Buchhändler bestrafen. Diese Politik ist bequem und sicher, um stets Recht zu haben. Es muß Vergnügen machen, Leute zu widerlegen, die nicht zu reden wagen*).

Diejenigen unter uns, welche Gelegenheit haben mit Juden zu verkehren, sind nicht viel weiter gekommen. Die Unglücklichen fühlen sich

*) Von tausend bekannten Thatsachen hier nur eine, die keines Kommentars bedarf. Im sechzehnten Jahrhundert hatten die katholischen Theologen alle Bücher ohne Unterschied, welche von Juden verfaßt waren, zum Feuer verdammt. Der berühmte und gelehrte Reuchlin, der über diese Angelegenheit zu Rathe gezogen worden war, zog sich einzig dadurch, daß er sich geäußert, man hätte diejenigen Bücher erhalten können, welche nichts gegen das Christenthum enthielten und Stoffe behandelten, die mit der Religion nichts zu schaffen hätten, Verfolgungen zu, denen er beinahe erlegen wäre.

unsrer Willkür anheimgegeben. Die Tyrannei, welche man gegen sie ausübt, macht sie furchtsam. Sie wissen, wie wenig Ueberwindung der christlichen Liebe Ungerechtigkeit und Grausamkeit kosten. Was dürfen sie sagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß wir über Gotteslästerung schreien? Die Habsucht giebt uns Eifer, und sie sind viel zu reich, um nicht Unrecht zu haben. Die gelehrtesten und aufgeklärtesten sind auch stets die vorsichtigsten. Ihr werdet irgend einen Elenden bekehren, der für Geld seine Glaubensgenossen verleumdet; ihr werdet erbärmliche Trödler sprechen lassen, die euch Recht geben, um euch zu schmeicheln. Ihr werdet über ihre Unwissenheit und ihre Feigheit triumphiren, während ihre Gelehrten im Stillen eure Albernheit belächeln. Glaubt ihr aber, daß man da, wo sie sich sicher fühlen, auch so leichten Kaufs mit ihnen wegkommt. In der Sorbonne ist es so klar wie der Tag, daß die messianischen Weissagungen sich auf Jesum Christum beziehen. Bei den Rabbinern in Amsterdam ist es eben so klar, daß sie auf ihn nicht den geringsten Bezug haben. Ich werde nie glauben, daß ich die Gründe der Juden vollkommen verstanden habe, so lange sie keinen freien Staat, keine Schulen und Universitäten haben, wo sie ohne Gefahr sprechen und disputiren können. Dann allein werden wir wissen können, was sie uns zu sagen haben.

In Konstantinopel sprechen die Türken ihre Gründe aus, aber wir wagen die unsrigen nicht zu sagen. Hier müssen wir uns demüthigen. Haben die Türken Unrecht, wenn sie uns zwingen, dem Mohamed, an den wir gar nicht glauben, dieselbe Ehrerbietung zu erweisen, die wir von den Juden für Jesum Christum beanspruchen, an den sie doch eben so wenig glauben? Haben wir Recht? Nach welchem gerechten Princip sollen wir diese Frage lösen?

Zwei Dritttheile der Menschheit sind weder Juden, noch Mohamedaner, noch Christen. Wie viele Millionen Menschen haben nie etwas von Moses, Jesus Christus oder Mohamed gehört. Man bestreitet es. Man behauptet, daß unsre Missionare überall hin gehen. Das ist bald gesagt. Aber kommen sie in das noch ganz unbekannte Innre von Afrika, in welches bis jetzt noch nie ein Europäer eingedrungen ist? Gehen sie in die innere Tartarei, um den wandernden Horden nachzureiten, denen sich noch kein Fremder nahte, und die, weit entfernt, vom Pabste etwas gehört zu haben, kaum ihren Tale-Lama kennen? Kommen sie in die unermeßlichen Binnenländer Amerika's, wo ganze Nationen noch nicht einmal wissen, daß Völker aus einem andern

Welttheil einen Fuß in den ihrigen gesetzt haben? Gehen sie nach Japan, aus dem ihre Ränke sie für immer vertrieben haben und wo ihre Vorgänger den neuen Geschlechtern nur als verschmitzte Intriguanten bekannt sind, die mit heuchlerischem Eifer kamen, um sich in der Stille der Herrschaft zu bemächtigen? Kommen sie in die Harems asiatischer Fürsten, um Tausenden armer Sklaven das Evangelium zu verkünden? Was haben die Frauen jenes Welttheils gethan, daß kein Missionar ihnen den Glauben predigen kann? Werden sie alle darum in die Hölle wandern, weil sie von der Welt abgesperrt gewesen sind?

Wenn es wahr wäre, daß das Evangelium auf der ganzen Erde verkündigt würde, was wäre damit gewonnen? Sicherlich ist am Tage vor des ersten Missionärs Ankunft in einem Lande irgend ein Mensch gestorben, der ihn nicht mehr hören konnte. So sagt mir nun, was wir mit diesem Einen anfangen? Und wenn es in der ganzen Welt nur einen einzigen Menschen gäbe, dem man Jesum Christum nicht gepredigt hätte, so würde doch der Einwurf betreffs dieses einen eben so stark sein, als wenn es sich um ein Viertheil der Menschheit handelte.

Wenn die Diener des Evangeliums sich bei den entfernten Völkern haben vernehmen lassen, was haben sie diesen gesagt, das man vernünftigerweise auf ihr Wort hin annehmen könnte und das nicht erst die sorgfältigste Beglaubigung erforderte? „Ihr verkündet mir einen Gott, der vor zweitausend Jahren am andern Ende der Welt in ich weiß nicht welchem kleinen Städtchen geboren wurde und gestorben ist, und behauptet, daß Alle, die nicht an dieses Geheimniß glauben, verdammt werden. Das sind zu seltsame Dinge, als daß ich sie blos auf die Autorität eines mir ganz unbekannten Menschen hin so schnell glauben könnte. Warum hat euer Gott jene Ereignisse, zu deren Kenntniß er mich verpflichtet, so fern von mir geschehen lassen? Ist es ein Verbrechen, wenn man das nicht weiß, was bei den Gegenfüßlern vorgeht? Kann ich errathen, daß es auf der andern Halbkugel ein hebräisches Volk und eine Stadt Jerusalem gegeben hat? Man könnte eben sowohl von mir verlangen, daß ich wüßte, was sich auf dem Monde ereignet. Ihr sagt, daß ihr kommt, um es mich zu lehren. Aber warum seid ihr nicht gekommen, um es schon meinen Vater zu lehren? Oder warum verdammt ihr den guten Alten darum, daß er nie etwas davon erfahren hat? Soll er ewig gestraft werden für eure Trägheit, er, der so gut, so wohlthätig war und nur die Wahrheit suchte? Seid aufrichtig und versetzt euch an meine Stelle: Sehet selbst,

wie ich auf euer bloßes Zeugniß hin alles Unglaubliche glauben und solche Ungerechtigkeit mit dem gerechten Gott, den ihr mir verkündet, vereinen soll? Bitte, laßt mich jenes ferne Land sehen, wo sich solch unerhörte Wunder ereignen. Ich möchte wissen, warum die Bewohner von Jerusalem Gott wie einen Missethäter behandelt haben. Ihr sagt, sie haben ihn nicht als Gott erkannt. Was soll ich also thun, ich, der ich einzig nur durch euch von ihm gehört habe? Ihr fügt hinzu, daß sie dafür bestraft, daß sie zerstreut, unterdrückt, geknechtet worden, daß keiner von ihnen mehr jener Stadt sich naht. Unstreitig haben sie das Alles wohl verdient. Was sagen aber die jetzigen Bewohner zu dem Gottesmord ihrer Vorfahren? Sie leugnen ihn, sie erkennen Gott eben so wenig als Gott an. Dann hätte man eben so gut die Kinder der ersten Bewohner dort lassen können."

„Wie! in der Stadt selbst, wo Gott starb, haben ihn weder die alten noch die jetzigen Bewohner anerkannt, und ihr verlangt, daß ich, der ich zweitausend Jahre später und zwei tausend Meilen von jener Stadt entfernt geboren bin, ihn anerkennen soll? Seht ihr nicht ein, daß, ehe ich der Schrift, welche ihr die heilige nennt, und von welcher ich nichts verstehe, Glauben schenken kann, ich erst von Andern als euch erfahren haben muß, wann und durch wen sie verfaßt, wie sie erhalten worden, wie sie auf euch gekommen, was diejenigen, die sie verwerfen, obgleich sie Alles, was ihr mich lehrt, eben so gut wissen als ihr, für Gründe gegen sie anführen. Ihr seht ein, daß ich nothwendiger Weise nach Europa, nach Asien, nach Palästina gehen müßte, um Alles selbst zu prüfen. Ich müßte ein Narr sein, wenn ich euch vor dieser Zeit anhören wollte."

Diese Rede erscheint mir nicht nur vernünftig, sondern ich behaupte, daß jeder verständige Mensch im ähnlichen Falle eben so sprechen und jeden Missionar heimschicken müßte, der sich beeilte zu lehren und zu taufen, bevor er seine Beweise beigebracht hätte. Ich behaupte, daß es keine Offenbarung giebt, gegen welche solche oder ähnliche Einwürfe nicht mit ebensoviel oder mehr Kraft als gegen das Christenthum erhoben werden könnten. Daraus folgt, daß, wenn es nur eine einzige wahre Religion gäbe und alle Menschen bei Strafe der Verdammniß ihr folgen müßten, man sein ganzes Leben damit hinzubringen hätte, um alle zu studieren, in alle einzudringen, sie miteinander zu vergleichen und die Länder zu durchwandern, in denen sie eingeführt sind. Keiner ist von der ersten Pflicht des Menschen ausgeschlossen, keiner hat das

Recht sich auf das Urtheil eines Andern zu verlassen. Der Handwerker, welcher von seiner Arbeit lebt, der Ackersmann, der nicht lesen kann, das zarte und schüchterne junge Mädchen, der Kränkliche, der kaum aus dem Bette aufzustehen vermag: sie alle ohne Ausnahme müßten studieren, nachdenken, disputiren, reisen, die Welt durchstreifen. Es würde kein bleibendes, an einem bestimmten Orte ansässiges Volk mehr geben. Die ganze Erde würde von Pilgern bedeckt sein, die mit großen Kosten, unter langen Mühseligkeiten umherzögen, um persönlich die verschiedenen Kulte, denen man folgt, zu prüfen, zu vergleichen und zu untersuchen. Gute Nacht alsdann, ihr Handwerke, Künste, menschliche Wissenschaften und all ihr bürgerlichen Beschäftigungen. Es könnte kein andres Studium mehr geben als das der Religion. Mit genauer Noth würde derjenige, welcher sich der besten Gesundheit erfreut, seine Zeit am besten genutzt, seinen Verstand am besten gebraucht, und die größte Reihe von Jahren gelebt hat, als Greis wissen, woran er sich zu halten habe; und es würde ein Glück sein, wenn er vor seinem Tode noch lernte, in welcher Religion er hätte leben sollen.

Wollt ihr diese Methode mildern und der Autorität der Menschen das geringste Gewicht verleihen, so habt ihr im Augenblick ihr Alles eingeräumt. Und wenn der Sohn eines Christen wohl daran thut, ohne tiefe und unparteiische Prüfung der Religion seines Vaters zu folgen, warum sollte der Sohn eines Türken übel handeln, wenn er in gleicher Weise die Religion seines Vaters annimmt? [Wie viele Menschen sind in Rom sehr gute Katholiken, die aus demselben Grunde sehr gute Muselmänner sein würden, wenn sie in Mekka geboren wären; und ebenso, wie viele Ehrenmänner sind in Asien sehr gute Türken, die unter uns sehr gute Christen sein würden]. Ich fordere alle die Intoleranten heraus, mir hierauf etwas zu erwiedern, das einen verständigen Menschen befriedigen kann.

Durch solche Gründe in die Enge getrieben, wollen die Einen lieber Gott ungerecht machen und ihn die Unschuldigen um der Sünde ihrer Väter willen bestrafen lassen, ehe sie ihrem barbarischen Dogma entsagen. Andere helfen sich damit, daß sie geneigtest einen Engel schicken, um jeden zu unterrichten, der auch in seiner unüberwindlichen Unwissenheit sittlich gut gelebt haben würde. Eine schöne Erfindung, dieser Engel! Nicht zufrieden damit, uns ihren Maschinerien zu unterwerfen, versetzen sie auch Gott in die Nothwendigkeit, sich derselben zu bedienen.

Du siehst, mein Sohn, zu welcher Ungereimtheit Stolz und Unduldsamkeit führen, wenn Jeder auf seinem Kopfe bestehen und mit Ausschluß der ganzen übrigen Menschheit allein Recht haben will. Ich rufe den Gott des Friedens, den ich anbete und dir verkünde, zum Zeugen an, daß alle meine Forschungen redlich gewesen sind. Aber da ich sah, daß sie erfolglos waren und es stets sein würden, bin ich umgekehrt und habe meinen Glauben auf meine ursprünglichen Ideen beschränkt. Ich habe niemals glauben können, daß mir Gott bei Höllenstrafe geboten hat, so gelehrt zu sein. Ich habe demnach alle meine Bücher geschlossen. Nur ein Buch liegt vor Aller Augen offen, das Buch der Natur. In diesem erhabenen Buche lerne ich seinem göttlichen Urheber dienen und ihn anbeten. Keiner ist zu entschuldigen, der nicht in demselben liest, da es zu allen Menschen in einer jedem Geiste verständlichen Sprache spricht. Wäre ich auf einer wüsten Insel geboren, hätte ich niemanden als mich selbst gesehen, hätte ich nie gelernt, was sich vor Zeiten in einem Winkel der Welt begeben: übte ich aber meine Vernunft, bildete ich sie, bediente ich mich der unmittelbaren Fähigkeiten, die mir Gott giebt, so würde ich durch mich selbst lernen, ihn zu kennen und zu lieben, seine Werke zu lieben, das Gute zu wollen, was er will und ihm zu Gefallen alle meine Pflichten auf Erden zu erfüllen. Was kann mich alles menschliche Wissen mehr lehren?

Was die Offenbarung betrifft, so würde ich vielleicht, wenn ich ein tieferer Denker und besser unterrichtet wäre, ihre Wahrheit und ihren Nutzen für die, welche so glücklich sind sie zu erkennen, einsehen. Aber wenn ich Beweise für dieselbe sehe, die ich nicht bestreiten kann, so sehe ich auch Einwürfe gegen sie, die ich nicht zu lösen vermag. Es giebt so viel triftige Gründe für und wider, daß ich nicht weiß, wofür ich mich entscheiden soll und sie weder zugebe noch verwerfe. Ich verwerfe allein die Verpflichtung, sie anzuerkennen, weil diese angebliche Verpflichtung mit der göttlichen Gerechtigkeit unvereinbar ist, und weil die Hindernisse des Heils dadurch nicht beseitigt, sondern vervielfältigt und für die große Mehrheit des Menschengeschlechts unübersteiglich gemacht werden. Uebrigens bleibe ich über diesen Punkt in einem ehrfurchtsvollen Zweifel. Ich bin nicht so anmaßend, mich für unfehlbar zu halten. Andre Menschen haben entscheiden können, was mir unausgemacht erscheint. Ich denke für mich und nicht für sie. Ich will sie weder

tadeln noch nachahmen. Ihr Urtheil kann besser sein als das meinige. Aber es ist nicht meine Schuld, wenn ich es nicht unterschreiben kann.

Ich gestehe, daß die Majestät der Schrift mich in Staunen setzt. Die Heiligkeit des Evangeliums spricht mir ans Herz. Seht die Bücher der Philosophen mit all ihrem Pomp, wie klein sind sie dagegen. Kann ein Buch, so erhaben und einfach zugleich, das Werk von Menschen sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, selbst nur ein Mensch sein? Ist das der Ton eines Schwärmers oder ehrgeizigen Sektirers? Welche Milde, welche Sittenreinheit! Welch gewinnende Anmuth in seinen Unterweisungen! Welche Erhabenheit in seinen Maximen! Welch tiefe Weisheit in seinen Reden! Welche Geistesgegenwart, welche Feinheit und welches Treffende in seinen Antworten! Welche Herrschaft über die Leidenschaften! Wo ist der Mann, wo der Weise, welcher zu handeln, zu leiden und zu sterben versteht ohne Schwäche und ohne Ruhmsucht? Wenn Plato das Bild seines Gerechten zeichnet,*) beladen mit allem Schimpf des Verbrechens und würdig jedes Lohnes der Tugend, so zeichnet er Jesum Christum Zug für Zug. Die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß alle Kirchenväter sie bemerkten. Welche Vorurtheile, welche Verblendung gehörten dazu, es zu wagen, den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohne Marias zu vergleichen! Welch ein Unterschied zwischen beiden! Sokrates, ohne Schmerz, ohne Schimpf sterbend, führt ohne Mühe seine Rolle durch bis zum Ende, und hätte dieser leichte Tod nicht sein Leben geehrt, so könnte man zweifeln, ob Sokrates mit all seinem Geiste etwas andres gewesen als ein Sophist. Man sagt, er habe die Moral erfunden. Vor ihm aber hatten sie Andre ausgeübt; er sprach nur aus, was jene gethan, und wandelte ihr Beispiel in seine Lehren um. Aristides war gerecht, ehe Sokrates gesagt hatte, was die Gerechtigkeit sei. Leonidas starb für sein Vaterland, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe zur Pflicht gemacht hatte. Sparta war nüchtern, ehe Sokrates die Nüchternheit gelobt, und ehe dieser den Begriff der Tugend festgestellt, hatte Griechenland Ueberfluß an tugendhaften Männern. Aber woher hatte Jesus aus seinem Volke jene erhabne und reine Sittenlehre erworben, zu welcher er selbst den Unterricht und das Beispiel gab?**) Aus dem Schoße des wüthendsten Fanatismus heraus

---

*) Plato's Staat, Buch 1.

**) Man lese in der Bergpredigt den Vergleich, welchen er selbst zwischen der Moral des Moses und der seinigen anstellt, Matth. 5, 21 ff.

ließ sich die Stimme der höchsten Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmüthigsten Tugend breitet ihren Glanz über das verachtetste aller Völker. Sokrates, mit seinen Freunden philosophirend, starb den süßesten Tod, den man sich nur wünschen kann. Der Tod Jesu aber, der unter Qualen, beschimpft, verspottet, verflucht von einem ganzen Volke seinen Geist aufgab, ist der schrecklichste, den man nur fürchten kann. Sokrates, indem er den Giftbecher nimmt, segnet den Mann, der ihm weinend denselben reicht. Jesus bittet unter den fürchterlichsten Qualen für seine wüthend hassenden Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates die eines Weisen sind, so ist das Leben und der Tod Jesu eines Gottes Leben und Tod. Sollen wir sagen, die evangelische Geschichte sei willkürlich erfunden? Mein Freund, so erfindet man nicht; und die Thaten des Sokrates, die Niemand bezweifelt, sind weniger beglaubigt als die von Jesus Christus. Es hieße im Grunde auch nur die Schwierigkeiten weiter hinausschieben, ohne sie zu beseitigen. Es würde unbegreiflicher sein, wenn mehrere Menschen miteinander dies Buch fabricirt haben sollten, als daß ein einziger dazu den Inhalt lieferte. Niemals hätten jüdische Schriftsteller diesen Ton und diese Moral erfunden; und das Evangelium hat so große, so überraschende, so vollkommen unnachahmliche Züge der Wahrheit, daß man den Erfinder derselben noch mehr bewundern müßte als ihre Helden. Bei alledem ist das Evangelium voll von unglaublichen Dingen, die der Vernunft widerstreiten und welche ein denkender Mensch unmöglich begreifen und annehmen kann. Was thun inmitten all dieser Widersprüche? Stets bescheiden und umsichtig sein, mein Sohn; das im Stillen hochachten, was man weder verwerfen noch begreifen kann, und sich demüthigen vor dem großen Wesen, das allein die Wahrheit kennt.

Das ist der unfreiwillige Skepticismus, auf dem ich jetzt stehe. Aber dieser Skepticismus ist mir keineswegs peinlich, weil er sich nicht auf solche Punkte erstreckt, die für das Handeln wesentlich sind, und weil ich über die Principien all meiner Pflichten vollkommen entschieden bin. Ich diene Gott in der Einfalt meines Herzens. Ich suche nur das zu erkennen, was für mein Verhalten von Werth ist. Ueber die Dogmen aber, die sich weder auf mein Handeln, noch auf die Sittlichkeit beziehen und über welche sich die Menschen so sehr beunruhigen, werde ich mir nimmermehr den Kopf zerbrechen. Ich betrachte alle einzelnen Religionen als eben so viel heilsame Einrichtungen, die in

jedem Lande durch einen bestimmten Cultus eine gleichförmige Gottesverehrung feststellen, und welche alle ihre Gründe im Klima, in der Regierungsform, im Volksgeiste oder irgend welchen localen Ursachen haben können, so daß es von Zeit und Ort abhängt, welche den andern vorzuziehen ist. Ich halte sie alle für gut, wenn man Gott nur in würdiger Weise dient. Der wesentliche Gottesdienst ist der des Herzens. Gott verwirft keine Huldigung, wenn sie aufrichtig ist, unter welcher Form sie ihm auch dargebracht werde. Berufen, in der Religion, die ich bekenne, der Kirche zu dienen, erfülle ich die mir vorgeschriebenen Pflichten mit der größten Genauigkeit, und mein Gewissen würde mir Vorwürfe machen, wenn ich freiwillig irgend einen Punkt vernachlässigte. Du weißt, wie ich nach langer Suspension durch den Einfluß des Herrn von Mellarède die Erlaubniß erhalten habe, meine amtlichen Verrichtungen wieder aufzunehmen, um mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Ehedem las ich die Messe mit der Leichtfertigkeit, die man mit der Zeit selbst bei den ernstesten Geschäften, wenn man sie zu oft verrichtet, annimmt. Seitdem ich meine jetzigen Grundsätze gewonnen habe, halte ich sie mit weit höherer Ehrfurcht. Ich fühle mich durchdrungen von der Majestät des höchsten Wesens, von seiner Gegenwart, von der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, der das so wenig faßt, was sich auf seinen Schöpfer bezieht. Indem ich bedenke, daß ich ihm die Gelübde des Volks unter einer vorgeschriebenen Form darbringe, folge ich mit Sorgfalt allen Gebräuchen. Ich lese mit Aufmerksamkeit; ich bemühe mich, nie das geringste Wort, die geringste Ceremonie zu übergehen. Wenn ich mich dem Augenblick der Hostien-Weihung nähere, so sammle ich mich, um sie mit all der Andacht zu verrichten, welche die Kirche und die Größe des Sacraments fordern. Ich bemühe mich, meine Vernunft vor der höchsten Intelligenz zu vernichten. Ich sage mir: Wer bist du, daß du die unbegrenzte Macht ermessen willst? Ich spreche mit Ehrfurcht die Einsetzungsworte und schenke ihrer Wirkung all den Glauben, der von mir abhängig ist. Wie viel Unbegreifliches an diesem Geheimnisse auch sein mag, so fürchte ich doch nicht, daß ich am Tage des Gerichts darum gestraft werde, daß ich dasselbe in meinem Herzen entheiligt habe.

Beehrt mit diesem heiligen Amte, obschon in der letzten Rangstufe, werde ich niemals etwas thun oder sagen, was mich unwürdig machen würde, die erhabenen Pflichten desselben zu erfüllen. Ich werde

den Menschen allezeit die Tugend predigen, ich werde sie stets ermahnen, das Gute zu thun, und so viel ich kann ihnen ein Beispiel dazu geben. Es wird nicht von mir abhangen, ihnen Liebe zur Religion zu geben; es wird nicht von mir abhangen, ihren Glauben an die Dogmen, die wahrhaft nützlich sind und die jeder Mensch zu glauben verpflichtet ist, zu befestigen. Aber Gott möge mich bewahren, daß ich nie die grausame Lehre der Unduldsamkeit predige, daß ich die Menschen veranlassen sollte, ihren Nächsten zu verabscheuen und zu andern zu sagen: ihr seid verdammt; zu sagen: außerhalb der Kirche giebt es kein Heil*). Wenn ich einen höhern Rang einnähme, so könnte mir diese Zurückhaltung Unannehmlichkeiten zuziehen. Aber ich bin zu unbedeutend, um viel befürchten zu müssen, und ich kann nicht noch tiefer fallen, als ich gefallen bin. Was aber auch kommen mag, so werde ich doch niemals die göttliche Gerechtigkeit lästern, noch gegen den heiligen Geist lügen.

Ich habe lange nach der Ehre gestrebt, Pfarrer zu werden; ich strebe noch danach, hoffe aber nicht mehr darauf. Mein Freund, es giebt für mich nichts Schönres als der Beruf eines Pfarrers. Ein guter Pfarrer ist ein Diener der Güte, wie eine gute Obrigkeit die Dienerin der Gerechtigkeit ist. Ein Pfarrer hat nie etwas Uebles zu thun; wenn er auch nicht immer selbst das Gute thun kann, so ist er doch stets an seinem Platze, wenn er dazu auffordert, und oft wird er es erreichen, wenn er sich Achtung zu verschaffen weiß. Ach wenn ich einst eine arme Pfarrstelle im Gebirge bei guten Leuten zu verwalten hätte, wie glücklich würde ich sein! Denn es ist mir, als würde ich das Glück meiner Pfarrkinder schaffen. Ich würde sie nicht reich machen, aber ich würde ihre Armuth theilen. Ich würde dieser die Schande und Verachtung nehmen, die unerträglicher sind als der Mangel selbst. Ich würde sie Eintracht und Gleichheit, welche so oft das Elend verscheuchen und es stets erträglich machen, lieben lehren. Wenn sie sähen, daß ich in nichts besser daran wäre als sie, und dennoch zufrieden lebte, so

---

*) Die Pflicht, die Landesreligion anzunehmen und zu lieben, erstreckt sich nicht auf die einer richtigen Moral widersprechenden Dogmen, und nicht auf das der Intoleranz. Dieses schreckliche Dogma ist es, welches die Menschen gegen einander waffnet und sie alle zu Feinden ihres eignen Geschlechtes macht. Die Unterscheidung zwischen bürgerlicher und theologischer Toleranz ist kindisch und albern. Beide sind unzertrennlich, und man kann die eine nicht ohne die andere ausüben. Selbst Engel würden nicht in Frieden mit den Menschen leben, wenn diese sie als Feinde Gottes betrachteten.

würden sie lernen, sich in ihr Schicksal zu fügen und wie ich zufrieden zu sein. Bei meinem Unterrichte würde ich mich weniger an den Geist der Kirche als an den Geist des Evangeliums halten, dessen Dogma so einfach und dessen Moral so erhaben ist, und in dem man wenig religiöse Gebräuche, aber viele Werke der Liebe findet. Ehe ich sie lehrte, was sie thun müssen, würde ich mich bemühen, es selbst zu thun, damit sie sähen, daß mein ganzes Handeln mit meinem Reden übereinstimme. Wenn ich Protestanten in meiner Nachbarschaft oder in meiner Parochie hätte, so würde ich sie in Allem, was sich auf die christliche Barmherzigkeit bezieht, nicht im geringsten von meinen eigentlichen Pfarrkindern unterscheiden. Ich würde diese anhalten, daß sie sich Alle ohne Unterschied einander liebten und als Brüder betrachteten, alle Religionen ehrten, und jeder nach der seinigen in Frieden lebte. Wer Jemanden veranlaßt, den Glauben, in dem er geboren ist, aufzugeben, veranlaßt ihn, ein Unrecht zu thun, und thut somit selbst Unrecht. Laßt uns eine höhere Erleuchtung abwarten und die öffentliche Ordnung bewahren, in allen Landen die Gesetze achten, nirgends den von ihnen vorgeschriebnen Cultus stören und niemals die Bürger zum Ungehorsam verleiten. Denn wir wissen durchaus nicht mit Gewißheit, ob es ein Glück für sie ist, wenn sie ihre Meinungen mit andern vertauschen; aber das wissen wir gewiß, daß der Ungehorsam gegen die Gesetze ein Unrecht ist.

Ich habe dir nun, mein Freund, mit meinem Munde mein Glaubensbekenntniß so abgelegt, wie es Gott in meinem Herzen liest. Du bist der erste, gegen den ich es gethan habe, und bist vielleicht der einzige, gegen den ich es jemals thun werde. So lange es noch Glauben unter den Menschen giebt, darf man die friedlichen Seelen nicht stören und den Glauben der Einfältigen nicht durch Schwierigkeiten, die ihnen unauflöslich sind und die nur beunruhigen ohne zu erleuchten, wankend machen. Wenn aber einmal Alles erschüttert ist, dann muß man den Stamm auf Kosten der Zweige erhalten. Gewissen, die schwankend, unsicher, fast erloschen und in dem Zustande sind, in dem ich das deinige gefunden habe, müssen gestärkt und wieder aufgeweckt werden; und um sie wieder auf den Grund der ewigen Wahrheiten zu stellen, muß man auch die schwankenden Pfeiler, auf denen sie sich noch zu erhalten glauben, niederreißen.

Du befindest dich jetzt in dem entscheidenden Alter, wo der Geist sich der Gewißheit öffnet, wo das Herz Form und Charakter gewinnt, und wo man sich fürs ganze Leben, sei es für das Gute oder fürs Böse,

bestimmt. Später ist die Substanz fester geworden, und die neuen Eindrücke hinterlassen keine Spur mehr. Jüngling, gieb deiner noch geschmeidigen Seele das Gepräge der Wahrheit. Wenn ich selbst sichrer wäre, so würde ich gegen dich einen dogmatischen und entschiednen Ton angenommen haben. Aber ich bin ein Mensch, unwissend und dem Irrthum unterworfen; was soll ich thun? Ich habe dir mein Herz ohne Rückhalt erschlossen; was ich für gewiß halte, habe ich dir als gewiß, meine Zweifel habe ich dir als Zweifel, meine Meinungen als Meinungen gegeben. Ich habe dir die Gründe zu meinen Zweifeln und zu meinem Glauben mitgetheilt. Jetzt ist es an dir zu urtheilen. Du hast dir Zeit dazu genommen. Diese Vorsicht ist weise und giebt mir eine gute Meinung von dir. Beginne damit, daß du deinem Gewissen das Bedürfniß nach Aufklärung giebst. Sei aufrichtig gegen dich selbst. Eigne dir diejenigen meiner Ansichten an, von denen du überzeugt bist, und verwirf die andern. Noch hat dich das Laster nicht genug verdorben, daß du Gefahr liefest, das Böse zu wählen. Ich würde Besprechungen zwischen uns vorschlagen; aber sobald man disputirt, erhitzt man sich. Eitelkeit und Hartnäckigkeit mischen sich ein und die Unbefangenheit ist vorüber. Disputire nie, mein Freund; denn man klärt dadurch weder sich noch Andre auf. Ich meinerseits habe erst nach jahrelangem Nachdenken meine Partei ergriffen. Ich werde zu ihr halten; denn mein Gewissen ist ruhig und mein Herz zufrieden. Wenn ich eine neue Prüfung meiner Ansichten anstellen wollte, so würde ich keine reinere Liebe zur Wahrheit dazu mitbringen, und mein Geist, der jetzt weniger thätig ist, würde auch weniger im Stande sein sie zu erkennen. Ich werde bleiben wie ich bin, aus Besorgniß, daß die Neigung zur Betrachtung zur müßigen Leidenschaft werden, mich zur Vernachlässigung meiner Pflichten verleiten und in meine frühere Zweifelsucht zurückwerfen möchte, ohne daß ich Kraft fände, sie los zu werden. Mehr als die Hälfte meines Lebens ist verflossen. Ich habe nur eben noch soviel Zeit, um den übrigen Theil gut anzuwenden und meine Verirrungen durch meine Tugenden zu verwischen. Wenn ich mich täusche, so geschieht es gegen meinen Willen. Derjenige, der im Grunde meines Herzens liest, weiß wohl, daß ich kein Gefallen an meiner Blindheit habe. In meiner Ohnmacht, mich durch eigne Erkenntniß von derselben zu heilen, bleibt mir als einziges Mittel sie zu verlieren ein tadelloses Leben, und wenn Gott dem Abraham selbst aus Steinen Kinder zu erwecken vermag, so

hat jeder Mensch das Recht, auf Erleuchtung seines Geistes zu hoffen, wenn er sich dessen würdig macht.

Wenn meine Betrachtungen dich veranlassen so zu denken wie ich, wenn meine Ansichten die deinen werden und wir dasselbe Glaubensbekenntniß haben, dann gebe ich dir folgenden Rath: Setze dein Leben nicht wieder den Versuchungen des Elends und der Verzweiflung aus, schleppe es nicht schimpflich in fremder Abhängigkeit weiter und iß nicht länger mehr armseliges Bettelbrod. Kehre in dein Vaterland zurück, nimm die Religion deiner Väter wieder an, folge ihr in der Einfalt deines Herzens und gieb sie nicht wieder auf. Sie ist sehr einfach und sehr heilig; ich halte sie von allen Religionen der Erde für diejenige, deren Moral die reinste ist und die sich am besten mit der Vernunft verträgt. Wegen der Reisekosten sei unbesorgt, du wirst sie erhalten. Fürchte nicht mehr die falsche Scham einer demüthigenden Rückkehr. Man muß erröthen, wenn man einen Fehler begeht, nicht aber, wenn man ihn wieder gut macht. Du bist noch in dem Alter, dem Alles verziehen wird, aber in dem man nicht ungestraft weiter fehlen darf. Wenn du nur auf dein Gewissen hören willst, so werden tausend eitle Hindernisse vor seiner Stimme verschwinden. Du wirst fühlen, daß es bei unsrer Unsicherheit eine nicht zu entschuldigende Anmaßung ist, einen andern Glauben bekennen zu wollen, als den, in dem man geboren wurde, und daß es Falschheit ist, den nicht aufrichtig auszuüben, den man bekennt. Wenn man sich verirrt, so beraubt man sich einer großen Entschuldigung vor dem Richtstuhle des höchsten Richters. Sollte er den Irrthum, in dem man aufgewachsen ist, nicht eher verzeihen, als denjenigen, welchen man selbst zu wählen wagte?

Mein Sohn, erhalte deine Seele stets in dem Zustande, daß sie das Dasein eines Gottes wünscht, dann wirst du es niemals bezweifeln. Im Uebrigen aber, welche Partei du auch ergreifen mögest, so bedenke, daß die wahren Pflichten der Religion unabhängig von den Einrichtungen der Menschen sind; daß ein rechtschaffnes Herz der wahre Tempel der Gottheit ist, daß in allen Landen und unter allen Sekten Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben die Summe des Gesetzes ist; daß es keine Religion giebt, welche von den moralischen Pflichten entbindet; daß der innere Gottesdienst die erste dieser Pflichten ist und daß keine wahrhafte Tugend ohne Glauben besteht.

Fliehe diejenigen, welche unter dem Vorwande die Natur zu erklären, trostlose Lehren in die Herzen der Menschen säen und deren

scheinbarer Skepticismus hundertmal absprechender und dogmatischer ist als der entschiedene Ton ihrer Gegner. Unter dem hochmüthigen Vorwande, daß sie allein erleuchtet, wahr, aufrichtig sind, unterwerfen sie uns herrisch ihren absprechenden Entscheidungen und behaupten, daß sie in den unverständlichen Systemen, welche sie in ihrer Phantasie aufgebaut haben, uns das wahre Wesen der Dinge lehrten. Indem sie Alles, was die Menschen hochachten, verkehren, zerstören und unter die Füße treten, rauben sie den Bekümmerten den letzten Trost in ihrem Elende, den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften. Sie reißen aus dem Grunde des Herzens die Vorwürfe des Lasters, die Hoffnung der Tugend, und rühmen sich dabei noch Wohlthäter des Menschengeschlechts zu sein. Niemals, sagen sie, ist die Wahrheit dem Menschen schädlich. Ich glaube dies eben so wie sie; und das eben ist nach meiner Ansicht ein triftiger Beweis, daß ihre Lehre nicht die Wahrheit ist*).

---

*) Die beiden Parteien greifen sich gegenseitig mit so viel Sophismen an, daß es ein gewaltiges und verwegnes Unternehmen sein würde, sie alle anführen zu wollen. Es ist schon viel, nur einige derselben, wie sie sich darbieten, hervorzuheben. Einer der gewöhnlichsten Sophismen dieser Scheinphilosophen ist, daß sie ein erträumtes Volk guter Philosophen einem Volke schlechter Christen gegenüberstellen; als wenn ein Volk wahrer Philosophen leichter zu beschaffen wäre als ein Volk wahrer Christen. Ich weiß nicht, ob man unter den Individuen den Einen leichter finden wird als den Andern. Aber das weiß ich, daß wenn von Völkern die Rede ist, man unter ihnen Leute voraussetzen muß, welche die Philosophie ohne Religion mißbrauchen werden, wie man bei uns die Religion mißbraucht aus Mangel an Philosophie. Das scheint mir den Stand der Frage bedeutend zu ändern.

Bayle hat klar bewiesen, daß der Fanatismus verderblicher ist als der Atheismus, und das ist unbestreitbar. Aber er hat übersehen, was nicht weniger wahr ist, daß nämlich der Fanatismus, obgleich blutgierig und grausam, dennoch eine große und starke Leidenschaft ist, welche das Herz des Menschen erhebt, ihn den Tod verachten läßt, ihm eine gewaltige Thatkraft verleiht und nur einer bessern Richtung bedarf, um die erhabensten Tugenden zu erzeugen; während der Unglaube, und überhaupt der vernünftelnde und philosophirende Geist an das Leben fesselt, verweichlicht, die Gemüther erniedrigt, alle Leidenschaften zur Niedrigkeit des Sonderinteresses, zur Gemeinheit des menschlichen Ich herabzieht, und so ohne viel Geräusch die wahren Fundamente jeder Gesellschaft untergräbt. Denn des Gemeinsamen, welches die Sonderinteressen haben,

Guter Jüngling, sei aufrichtig, wahr und ohne Stolz. Verstehe unwissend zu sein, dann wirst du weder dich noch Andre täuschen. Wenn

---

ist so wenig, daß es niemals dem Entgegengesetzten, das in ihnen liegt, das Gleichgewicht halten kann.

Wenn der Atheismus kein Menschenblut vergießt, so geschieht dies weniger aus Liebe zum Frieden, als aus Gleichgültigkeit für das Gute. Es verschlägt den angeblichen Weisen wenig, wie Alles geht, wenn er nur in seinem Kabinette in Ruhe bleibt. Seine Grundsätze predigen nicht den Mord, aber sie hindern die Erzeugung des Menschen, indem sie die Sitten zerstören, durch welche er sich vervielfältigt, indem sie ihn von seinem Geschlechte losreißen und alle seine Neigungen auf einen geheimen Egoismus zurückführen, der für die Bevölkerung ebenso verderblich ist wie für die Tugend. Die philosophische Gleichgültigkeit ist der Ruhe in einem despotischen Staate ähnlich: es ist die Ruhe des Todes, sie ist verheerender als selbst der Krieg.

Obgleich somit der Fanatismus in seinen unmittelbaren Wirkungen verderblicher ist, als das, was man heutzutage den philosophischen Geist nennt, so ist er es doch viel weniger in seinen Folgen. Es ist übrigens leicht, in Büchern schöne Grundsätze auszukramen; die Frage aber ist, ob sie in richtigem Zusammenhange mit der Lehre stehen und nothwendig aus derselben folgen. Und das ist bis jetzt noch nicht klar gewesen. . . Es fragt sich nur noch, ob die Philosophie, des Zwanges entbunden und zur Herrschaft gelangt, über Ruhmsucht, Eigennutz, Ehrgeiz, über die kleinlichen Leidenschaften des Menschen gebieten und jene süße Menschlichkeit ausüben wird, die sie uns mit der Feder so schön darstellt.

Die Philosophie kann durch ihre Principien nichts Gutes wirken, was die Religion nicht noch besser bewirkte. Die Religion aber erzeugt viel Gutes, was die Philosophie nicht zu erzeugen vermag.

In der Praxis ist es ein ander Ding. Aber auch hier muß man prüfen. Es ist richtig, daß kein Mensch in jedem Stücke seiner Religion folgt, wenn er eine solche hat. Es ist eben so wahr, daß die Mehrzahl der Menschen nur sehr wenig Religion hat und dieser wenigen durchaus nicht folgt. Indessen giebt es doch solche, die Religion haben und ihr wenigstens theilweise folgen. Und es ist unzweifelhaft, daß die Beweggründe der Religion sie abhalten Böses zu thun, und Tugenden und löbliche Handlungen wirken, welche ohne jene Motive nicht zu Stande gekommen sein würden.

Gesetzt, ein Mönch leugnete ein ihm anvertrautes Gut ab. Was folgt hieraus, als daß der ein Thor war, der es ihm anvertraute? Wenn Pascal ein solches abgeleugnet hätte, so würde dies beweisen, daß Pascal ein Heuchler gewesen, und nichts weiter. Aber ein Mönch . . . Diejenigen, welche ein Geschäft aus der Religion machen, sind es also, welche sie besitzen? Alle Verbrechen, welche die Geistlichkeit ebensowohl

jemals deine ausgebildeten Fähigkeiten dich in den Stand setzen, zu den Menschen zu reden, so sprich nie etwas, was nicht mit deinem Gewissen

---

begeht wie andre Leute, beweisen keineswegs, daß die Religion unnütz ist, sondern nur, daß es sehr wenig Menschen giebt, welche Religion haben.

Unsre neuern Regierungen verdanken es unstreitig dem Christenthume, daß ihre Autorität sichrer und die Revolutionen weniger häufig sind; es hat sie selbst weniger blutdürstig gemacht. Das beweist klar ein Vergleich mit den Regierungen des Alterthums. Die besser erkannte Religion verlieh, indem sie den Fanatismus beseitigte, den christlichen Sitten eine größere Milde. Diese Veränderung ist keineswegs das Werk der Wissenschaften. Denn überall, wo diese geglänzt haben, ist darum die Menschlichkeit nicht höher geachtet worden. Die Grausamkeiten der Athenienser, der Aegypter, der römischen Kaiser, der Chinesen beweisen es. Aber wie viele Werke der Barmherzigkeit sind die Wirkung des Evangeliums. Wie viel wird nicht in Folge der Beichte bei den Katholiken zurückerstattet und wieder gut gemacht! Wie viele Versöhnungen und Almosen bewirkt bei uns die Annäherung der Communionszeit! Wie mäßigte das Jubeljahr bei den Hebräern die Habsucht der unrechtmäßigen Besitzer! Wie viel Elend verhinderte es! Die gesetzliche Brüderlichkeit vereinigte die ganze Nation; man sah bei ihnen keinen Bettler. Man sieht eben so wenig einen solchen bei den Türken, wo es unzählige fromme Stiftungen giebt. Die Türken sind nach den Grundsätzen ihrer Religion selbst gegen die Feinde ihres Glaubens gastfrei.

„Die Mohamedaner," berichtet Chardin, „sagen, daß nach dem Verhöre, welches der allgemeinen Auferstehung folgt, die Auferstandnen alle über eine Brücke, Poul-Serrho genannt, gehen müssen. Dieselbe ist über das ewige Feuer geschlagen und kann nach ihrer Meinung das dritte und letzte Verhör oder das eigentliche letzte Gericht genannt werden, weil hier die Scheidung der Guten von den Bösen stattfinden wird." . ꝛc.

„Die Perser," fährt Chardin fort, „sind in diese Brücke ganz vernarrt. Wenn Jemand ein Unrecht erduldet, für welches er auf keine Weise und zu keiner Zeit Genugthuung erhalten kann, so ist sein letzter Trost das Wort: „„Nun gut, beim lebendigen Gott, du sollst mich am jüngsten Tage zwiefach bezahlen; du wirst nicht über die Brücke Poul-Serrho gehen, du habest mir denn zuvor Genugthuung gegeben. Ich werde mich an den Saum deines Kleides hangen und mich dir in den Weg werfen."" Ich habe viele bedeutende Leute aus allen Ständen gesehen, die aus Furcht, man möchte ihnen bei ihrem Gang über diese gefährliche Brücke ein solches Halt zurufen, diejenigen, welche sich über sie beklagten, um Verzeihung baten. Es ist mir hundertmal selbst begegnet Leute, die mich durch ihre Zudringlichkeit zu Maßregeln gedrängt hatten, welche nicht in meiner Absicht gelegen, kamen nach einiger Zeit, wenn sie glaubten, daß der Unwille vorüber sei, und sagten: ich bitte dich, **halal becon antchisra,**

übereinstimmt, und kümmre dich nicht um ihren Beifall. Der Mißbrauch des Wissens erzeugt den Unglauben. Jeder Gelehrte verachtet die allgemeine Meinung, jeder will eine eigne haben. Die dünkelhafte Philosophie macht zum Freigeist, wie die blinde Frömmigkeit zum Fanatiker. Vermeide diese Extreme. Wandle stets sichern Schrittes auf dem Wege der Wahrheit oder dessen, was dir in der Einfalt deines Herzens die Wahrheit zu sein scheint, ohne dich jemals durch Eitelkeit oder Schwachheit von demselben ablenken zu lassen. Habe den Muth, Gott vor den Philosophen zu bekennen, und scheue dich nicht, den Intoleranten die Menschlichkeit zu predigen. Du wirst vielleicht der einzige deiner Partei sein, aber du wirst in deiner eignen Brust ein Zeugniß tragen, das dich deren der Menschen überhebt. Möge man dich lieben oder hassen, möge man deine Schriften lesen oder verachten: daran liegt nichts. Sage, was wahr ist, und thue, was gut ist. Es ist für den Menschen von Bedeutung, daß er seine Pflichten auf Erden erfülle. Gerade wenn man sich selbst vergißt, arbeitet man für sich. Mein Sohn, es ist das Sonderinteresse, welches uns betrügt; nur die Hoffnung des Gerechten täuscht niemals.

Ich habe dies niedergeschrieben, nicht um damit eine Richtschnur für die Gefühle zu geben, denen man in Sachen der Religion folgen solle, sondern als ein Beispiel der Art und Weise, wie man darüber

---

d. h. mache mir diese Sache zuläßig oder gerecht. Einige haben mir selbst Geschenke gebracht und Dienste erwiesen, damit ich ihnen verzeihe und versichre, daß ich es von Herzen thue. Die Ursache hiervon ist keine andre als der Glaube, daß man jene Höllenbrücke nicht überschreiten wird, man habe denn zuvor denjenigen, welchen man Unrecht gethan, den letzten Heller bezahlt." Th. VII. S. 50.

Soll ich glauben, daß der Gedanke an jene Brücke, der so viel Unrecht gut macht, nicht auch solches verhindre? Wenn man den Persern diese Idee nähme und sie überzeugte, daß es gar keine Poul-Serrho noch etwas Aehnliches gebe, wo die Unterdrückten nach dem Tode an ihren Tyrannen gerächt werden, ist es dann nicht klar, daß letztere alles Zwanges entbunden und wenig darum bekümmert sein würden, jene Unglücklichen zu beschwichtigen? Es ist also falsch, daß diese Lehre nichts Schädliches wäre; sie würde demnach nicht die Wahrheit sein.

Philosoph, deine Sittengesetze sind sehr schön; aber bitte, gieb mir die Gewähr für ihre Ausführung. Laß einen Augenblick dein verworrenes Geschwätz und sage mir rund heraus, was du an Stelle der Poul-Serrho setzen willst.

mit seinem Zöglinge vernünftig reden kann, ohne sich im geringsten von der Methode, die ich aufzustellen suche, zu entfernen. So lange man nichts auf die Autorität der Menschen und die Vorurtheile des Landes giebt, in dem man geboren wurde, kann uns das bloße Licht der Vernunft nach Anordnung der Natur nicht weiter führen als zur natürlichen Religion. Und auf sie beschränke ich mich mit meinem Emil. Wenn er noch eine andre haben muß, dann habe ich nicht mehr das Recht, hierin sein Führer zu sein. Ihm allein kommt es zu, sie zu wählen.

Wir arbeiten gemeinschaftlich mit der Natur. Während sie den physischen Menschen bildet, bemühen wir uns, den moralischen Menschen zu bilden. Aber wir halten nicht gleichen Schritt mit ihr. Der Körper ist schon stark und kräftig, wenn der Geist noch matt und schwach ist. Und was auch Menschenkunst zu thun vermag, so eilt doch die Körperanlage stets der Vernunft voraus. Wir haben bis jetzt alle Sorgfalt darauf verwandt, jene zurückzuhalten und diese anzuregen, damit der Mensch beständig, so viel als möglich war, ein Einiger sei. Indem wir sein Naturell entwickelten, haben wir die sich erzeugende Sinnlichkeit abgelenkt. Wir haben sie geregelt, indem wir die Vernunft bildeten. Die intellectuellen Objecte mäßigten den Eindruck der sinnlichen. Indem wir mit ihm zum Urquell der Dinge hinaufstiegen, haben wir ihn vor der Herrschaft der Sinne bewahrt. Es war natürlich, daß wir uns von dem Studium der Natur zur Erforschung ihres Schöpfers erhoben.

Wie viel neue Handhaben, unserm Zöglinge beizukommen, sind uns gegeben, sobald wir soweit gekommen sind; wie viel neue Mittel haben wir, um zu seinem Herzen zu reden. Dann allein wird er wahrhaft sein Interesse daran finden gut zu sein, das Gute zu thun ohne von den Menschen beachtet und von den Gesetzen dazu gezwungen zu werden, gerecht zu sein zwischen Gott und sich, seine Pflicht zu erfüllen selbst auf Gefahr seines Lebens, und die Tugend im Herzen zu tragen nicht aus Liebe zur Ordnung, welcher jeder stets die Selbstliebe vorzieht, sondern aus Liebe zum Urheber seines Daseins, eine Liebe, welche sich mit eben jener Selbstliebe vereinigt, um endlich das dauernde Glück zu genießen, welches die Ruhe eines guten Gewissens und die Betrachtung jenes höchsten Wesens ihm im andern Leben verheißt, nachdem er dieses wohl genützt hat. Weicht hiervon ab, und ich sehe nur noch Ungerechtigkeit, Heuchelei und Lüge unter den Menschen. Das mit ein-

ander wetteifernde Sonderinteresse, welches nothwendig Alles überwiegt, lehrt Jeden, das Laster mit der Maske der Tugend aufzuputzen. Alle andern Menschen sollen mein Bestes auf Kosten des ihrigen wirken; Alles soll sich auf mich allein beziehen; das ganze Menschengeschlecht mag, wenn es sein muß, in Noth und Elend sterben, um mir einen Augenblick Schmerz oder Hunger zu ersparen: das ist die geheime Sprache eines jeden Ungläubigen, der urtheilt. Ja, ich werde es mein ganzes Leben lang behaupten: wer auch immer in seinem Herzen spricht, es ist kein Gott, und eine andre als die obige Rede führt, der ist entweder ein Lügner oder ein Unsinniger.

Leser, ich mag thun, was ich will, ich fühle sehr wohl, daß ihr niemals meinen Emil mit denselben Zügen sehen werdet, wie ich ihn sehe. Ihr werdet ihn euch stets euren Jünglingen ähnlich vorstellen, beständig unbesonnen, aufbrausend, flatterhaft, von Festlichkeit zu Festlichkeit, von Vergnügen zu Vergnügen irrend und ohne sich für etwas bestimmen zu können. Ihr werdet lachen, wenn ihr mich aus einem feurigen, lebhaften, hitzigen, aufbrausenden Jünglinge einen Beschaulichen, einen Philosophen, einen wahren Theologen machen seht, und das in seinem heißblütigen Lebensalter. Ihr werdet sagen: dieser Träumer folgt allezeit seinen Trugbildern. Indem er uns einen Zögling giebt von seiner Mache, bildet er ihn nicht bloß, er erschafft ihn, zieht ihn aus seinem Hirn. Beständig glaubt er der Natur zu folgen und entfernt sich von ihr mit jedem Schritt. Ich aber finde, wenn ich meinen Zögling mit den eurigen vergleiche, kaum etwas, was er mit ihnen gemein haben könnte. Es würde beinahe ein Wunder sein, wenn er, der so ganz anders aufgezogen, ihnen in etwas gleichen könnte. Wie er seine Kindheit in all der Freiheit verbrachte, die sie sich im Jünglingsalter nehmen, so beginnt er in seinem Jünglingsalter das Gesetz anzunehmen, dem man sie als Kinder unterwarf. Jenes Gesetz wird ihnen zur Geißel, vor der ihnen schaudert; sie sehen in ihm nur die lange Tyrannei ihrer Erzieher. Sie glauben nur dadurch aus der Kindheit herauszutreten, daß sie jedes Joch abschütteln*) Alsdann entschädigen sie sich für den langen Zwang, in

*) Niemand sieht mit solcher Verachtung auf die Kindheit als diejenigen, welche eben aus ihr heraustreten, eben so wie in keinem Bande die Rangstufen mit größerer Aengstlichkeit beachtet werden, als da, wo die Ungleichheit nicht groß ist, und jeder mit seinem Untergeordneten verwechselt zu werden fürchtet.

dem man sie wie Gefangne gehalten, die von ihren Ketten befreit, ihre Glieder strecken, schütteln und biegen. Emil dagegen sieht seine Ehre darin, sich zum Manne zu machen und sich dem Joche der entstehenden Vernunft zu unterwerfen. Sein schon entwickelter Körper hat nicht mehr das Bedürfniß derselben Bewegungen, er beginnt von selbst stillzustehen, während der nur erst zur Hälfte entwickelte Geist dagegen sich aufzuschwingen sucht. So wird das Alter der Vernunft für die Einen das Alter der Ungebundenheit, für den Andern wird es das Alter des Urtheilens.

Wollt ihr aber wissen, wer von ihnen, sie oder er, am besten der Ordnung der Natur folgt, so beachtet die Unterschiede zwischen denjenigen, die ihr mehr oder weniger fern stehen. Beobachtet die jungen Leute auf den Dörfern, und seht, ob sie eben so unbändig sind wie die eurigen. „Die Wilden," sagt Herr le Beau, „sieht man in ihrer Kindheit immer thätig und unaufhörlich mit verschiedenen Spielen beschäftigt, welche ihren Körper in Bewegung setzen. Aber kaum haben sie das Jünglingsalter erreicht, so werden sie gesetzt, bedächtig; sie unternehmen nur noch ernste Spiele oder Wagstücke*). Emil, der in aller Freiheit junger Bauern und Wilden erzogen worden, muß beim Heranwachsen sich verändern und dann bleiben wie sie. Der ganze Unterschied ist der, daß er, statt einzig für Spiel und Nahrung thätig zu sein, bei seinen Arbeiten und seinen Spielen zu denken gelernt hat. Ist er also auf diesem Wege beim Ziele angekommen, so findet er sich vollkommen vorbereitet für den, auf welchen ich ihn jetzt führe. Die Gegenstände der Betrachtung, welche ich ihm darbiete, reizen seine Wißbegierde, weil sie an sich schön und ihm vollkommen neu sind, und weil er im Stande ist sie zu begreifen. Wie sollten dagegen eure durch eure faden Lectionen, eure langen Sittenpredigten und ewigen Katechismen gelangweilten und ermüdeten Jünglinge sich nicht der Geistesbildung, die man ihnen so trübselig gemacht, den drückenden Vorschriften, mit denen man sie unablässig belastet, den Betrachtungen über den Urheber ihres Wesens, den man ihnen als Feind ihrer Freuden dargestellt hat, verschließen? Für alles dies haben sie nur Abscheu, Ekel, Langeweile. Der Zwang hat sie zurückgeschreckt, und nun, da sie anfangen über sich selbst zu verfügen, sollten sie sich ihm freiwillig hingeben? Es muß etwas Neues sein, was ihnen gefallen soll, sie

*) Abenteuer des Hr. C. le Beau, Parlamentsadvokaten, Band II, S. 70.

wollen nichts mehr von dem wissen, was man den Kindern sagt. Es ist dasselbe mit meinem Zöglinge. Sobald er Mann wird, rede ich mit ihm als mit einem Manne und sage ihm nur Dinge, die ihm neu sind. Gerade deswegen, weil sie andern langweilig sind, muß er sie nach seinem Geschmacke finden.

So habe ich ihn doppelt Zeit gewinnen lassen, indem ich den Fortschritt der Natur zu Gunsten der Vernunft zurückhielt. Aber habe ich in der That diesen Fortschritt aufgehalten? Nein, ich habe nur die Phantasie verhindert, ihn zu beschleunigen; ich habe nur durch Unterweisungen andrer Art den verfrühten Lektionen, die der Jüngling anderweitig erhält, das Gleichgewicht gehalten. Ihn, den der Strom unsrer Einrichtungen fortreißt, durch andre Einrichtungen nach entgegengesetzter Richtung hinziehen, heißt nicht, ihn von seinem Platze entfernen, sondern ihn auf demselben erhalten.

Endlich kommt der wahre Zeitpunkt der Natur; er muß kommen. Da der Mensch nun einmal sterben muß, so muß er sich wiedererzeugen, damit sein Geschlecht fortdaure und die Weltordnung erhalten werde. Wenn ihr an den angegebenen Zeichen merkt, daß der kritische Augenblick sich naht, dann gebt eurem Zöglinge gegenüber auf immer euren bisherigen Ton auf. Er ist noch euer Jünger, aber nicht mehr euer Zögling. Er ist euer Freund, er ist ein Mann, behandelt ihn von nun ab als solchen.

Wie! ich soll meiner Autorität entsagen, wenn ich ihrer am nöthigsten bedarf? Soll ich den Erwachsenen sich selbst überlassen in einem Zeitpunkte, wo er sich am wenigsten zu benehmen weiß und die größten Fehltritte thun kann? Muß ich meine Rechte aufgeben, wenn ihre Ausübung für ihn am wichtigsten ist? Eure Rechte? Wer spricht denn vom Aufgeben derselben? Jetzt erst beginnen sie für ihn. Bisher habt ihr nichts von ihm erlangt als durch Zwang oder durch List. Autorität und Pflichtgebot waren ihm unbekannt. Man mußte ihn zwingen oder täuschen, um ihn zum Gehorsam zu bringen. Aber seht, mit wie viel neuen Ketten ihr sein Herz umgeben habt. Vernunft, Freundschaft, Dankbarkeit, tausend Neigungen sprechen in einem Tone zu ihm, den er nicht mißverstehen kann. Das Laster hat ihn für ihre Stimme noch nicht taub gemacht. Noch ist er nur für die natürlichen Leidenschaften empfänglich. Die oberste von allen, die Selbstliebe, giebt ihn in eure Hände; ebenso die Gewohnheit. Wenn die Aufwallung eines Augenblicks ihn euch entreißt, so wird die Reue im nächsten ihn

euch wieder zuführen. Das Gefühl, was ihn an euch fesselt, ist das einzige bleibende. Alle andern vergehen und verwischen sich gegenseitig. Laßt ihn nur nicht verderben, und er wird stets lenksam sein. Erst dann fängt er an Rebell zu werden, wenn er schon verdorben ist.

Ich gebe zu, daß, wenn ihr seinen sich erzeugenden Verlangen geradezu widersprechen und die neuen ihm fühlbar werdenden Bedürfnisse thörichter Weise als Verbrechen behandeln wolltet, er nicht lange auf euch hören würde. Aber sobald ihr meine Methode aufgebt, stehe ich euch für nichts mehr. Bedenkt stets, daß ihr die Diener der Natur seid, und ihr werd:t niemals ihre Feinde werden.

Aber welche Partei ergreifen? Man macht sich hier nur auf die Alternative gefaßt, seine Leidenschaften entweder zu begünstigen oder zu bekämpfen, sein Tyrann oder sein Augendiener zu werden; und beides hat so gefährliche Folgen, daß es bei der Wahl nicht genug zu erwägen giebt.

Das erste Mittel, welches sich zur Lösung dieser Schwierigkeit darbietet, ist, ihn schleunigst zu verheirathen. Es ist unstreitig das sicherste uns natürlichste Auskunftsmittel; ich bezweifle indessen, daß es das beste und vortheilhafteste ist. Meine Gründe werde ich später angeben; inzwischen gestehe ich zu, daß man junge Leute im mannbaren Alter verheirathen muß. Aber dieses Alter kommt für sie vor der Zeit. Wir selbst haben es verfrühen lassen; man sollte es bis zur Reife verlängern.

Wenn man nur auf die Neigungen zu hören und nur ihren Anzeichen zu folgen hätte, so wäre dies bald geschehen. Aber es giebt so viele Widersprüche zwischen den Rechten der Natur und den bürgerlichen Gesetzen, daß man unaufhörlich Ausflüchte und Winkelzüge machen muß, um beide miteinander zu versöhnen. Es bedarf großer Kunst, um den gesellschaftlichen Menschen zu verhindern, daß er ganz und gar erkünstelt werde.

Auf die bisher angeführten Gründe gestützt, erachte ich, daß man durch die vorgeschlagnen und andre ähnliche Mittel die Unkenntniß der Gelüste und die Reinheit der Sinne bis zum zwanzigsten Jahre erhalten kann. Das ist so wahr, daß bei den alten Deutschen ein Jüngling, welcher vor dieser Zeit seine Unschuld verlor, verrufen blieb. Und mit Recht leiten die Geschichtschreiber die Körperstärke dieses Volkes und die Menge seiner Kinder von seiner Enthaltsamkeit in der Jugend ab.

Man kann diesen Zeitpunkt selbst noch viel länger hinausschieben, und noch vor wenig Jahrhunderten war dies in Frankreich selbst etwas ganz Gewöhnliches. Unter andern bekannten Beispielen betheuert der Vater des Montaigne, ein ebenso gewissenhafter und wahrer als starker und kräftig gebauter Mann, daß er sich in seinem dreiunddreißigsten Jahre als reiner Jüngling verheirathet habe, nachdem er lange Zeit im italienischen Kriege gedient, und man kann aus den Schriften seines Sohnes ersehen, welche Kraft und welchen Frohsinn sich der Vater bis in seine sechziger Jahre bewahrt hatte. Sicherlich stammt die entgegengesetzte Meinung mehr aus unsern Sitten und unsern Vorurtheilen als aus der Kenntniß des Menschengeschlechts im Allgemeinen.

Ich kann deshalb das Beispiel unsrer Jugend unerwähnt lassen. Es beweist nichts gegen die, welche anders erzogen wurde als sie. Bedenke ich, daß die Natur hier gar keinen festen Zeitpunkt hat, dem man nicht vorauseilen oder hinter dem man zurückbleiben könnte, so glaube ich, ohne ihr Gesetz zu überschreiten, voraussetzen zu dürfen, mein Emil sei durch meine Sorgfalt bisher in seiner ursprünglichen Unschuld verblieben; aber ich sehe dieses glückliche Zeitalter seinem Ende nahen. Umgeben von immer wachsenden Gefahren, wird er mir, was ich auch anstellen mag, bei der ersten Gelegenheit entschlüpfen, und diese Gelegenheit wird nicht lange auf sich warten lassen. Er wird dem blinden Triebe seiner Sinne folgen; und man kann tausend gegen eins verwetten, daß er sich ins Verderben stürzt. Ich habe zu viel über das Leben der Menschen nachgedacht, um nicht den unüberwindlichen Einfluß dieses ersten Augenblicks auf das ganze übrige Leben zu erkennen. Wenn ich mich verstelle und thue, als ob ich nichts sähe, so wird er sich meine Schwäche zu Nutze machen. Indem er mich zu täuschen glaubt, verachtet er mich, und ich bin der Mitschuldige an seinem Verderben. Wenn ich versuche ihn zurückzubringen, so ist es schon zu spät, und er hört nicht mehr auf mich. Ich werde ihm unbequem, verhaßt, unerträglich. Er wird nicht mehr lange zögern, sich von mir los zu machen. Ich kann vernünftiger Weise nur noch eine Partei ergreifen, die, daß ich ihn selbst für seine Handlungen verantwortlich mache, ihn wenigstens vor der Ueberraschung des Irrthums bewahre und ihm offen die Gefahren zeige, von denen er umringt ist. Bis hieher hielt ich ihn durch seine Unwissenheit zurück; jetzt muß ich ihn durch seine Einsichten zurückhalten.

Diese neuen Unterweisungen sind von Wichtigkeit, und es ist rathsam, die Dinge von einem höhern Gesichtspunkte aus zu betrachten. Jetzt ist der Augenblick, in dem ich ihm sozusagen Rechnung lege, ihm zeige, wie ich seine und meine Zeit angewandt habe; ihm erkläre, wer er ist und wer ich bin, was ich gethan habe und was er gethan hat, was wir einander schuldig sind; ihm all seine moralischen Beziehungen, alle seine Verpflichtungen, die er eingegangen, und alle diejenigen, denen man sich gegen ihn unterzogen, zeige; ihn lehre, auf welchem Punkte er im Fortschritte seiner Fähigkeiten angekommmen, welchen Weg er noch zu machen hat, welche Schwierigkeiten ihm auf demselben bevorstehen und welches die Mittel sind sie zu überwinden, worin ich ihm noch ferner helfen kann, und worin er sich allein zu helfen vermag — kurz ihm den kritischen Punkt zeige, auf dem er steht, die neuen Gefahren, die ihn umringen, und all jene soliden Gründe, die ihn veranlassen müssen, sorgsam über sich zu wachen, bevor er seinen aufsteigenden Verlangen Gehör giebt.

Bedenkt, daß man, um einen Erwachsenen zu leiten, das gerade Gegentheil von alledem thun muß, was man bei der Leitung eines Kindes thut. Traget kein Bedenken, ihn über jene gefährlichen Geheimnisse zu unterrichten, welche ihr ihm bisher so sorgfältig verborgen habt. Da er sie schließlich doch kennen lernen muß, so ist es von Wichtigkeit, daß er sie von keinem Andern noch von sich selbst erfahre, sondern allein durch euch. Denn da er von nun ab gezwungen ist zu kämpfen, so muß er seinen Feind kennen, wenn er von ihm nicht überrascht werden soll.

Niemals sind junge Leute, welche man in diesen Dingen unterrichtet findet, ohne zu wissen, wie sie dazu gekommen, es ungestraft geworden. Da diese unbedachtsame Unterweisung keinen ehrbaren Gegenstand haben kann, so besudelt sie wenigstens die Phantasie derer, die sie erhalten, und macht dieselben zu den Lastern derer geneigt, die sie ertheilen. Das ist aber noch nicht Alles. Die Dienstboten schmeicheln sich damit bei dem Kinde ein, gewinnen sein Vertrauen und bewirken, daß es seinen Erzieher als eine trübselige und lästige Persönlichkeit ansieht; denn ein Lieblingsgegenstand ihrer geheimen Unterredungen ist, ihm Böses nachzusagen. Wenn der Zögling dahin gekommen ist, dann mag sich der Erzieher nur zurückziehen, er kann nichts Gutes mehr bewirken.

Warum wählt sich aber das Kind solche sonderbare Vertraute? Stets wegen der Tyrannei seiner Erzieher. Warum sollten sie sich

vor diesen verbergen, wenn sie nicht gezwungen würden sich vor ihnen zu verbergen? Warum sollten sie sich über sie beklagen, wenn sie keinen Grund zur Klage hätten? Natürlich sind sie des Kindes erste Vertraute. Man sieht an dem Eifer, mit dem es ihnen alle seine Gedanken mittheilt, daß es sie nur zu Hälfte gedacht zu haben glaubt, so lange es dieselben ihnen nicht mitgetheilt hat. Verlaßt euch darauf, daß euch das Kind, wenn es weder Predigt noch Zurechtweisung von euch befürchtet, stets Alles sagen wird, und daß man nicht wagen wird, ihm etwas anzuvertrauen, was es euch verschweigen soll, wenn man nicht ganz sicher ist, daß es euch Alles verschweigt.

Was mich am meisten auf meine Methode bauen läßt, ist der Umstand, daß ich bei der genauesten Verfolgung ihrer Wirkung unmöglich im Leben meines Zöglings eine einzige Lage sehe, die mir von ihm nicht irgend ein angenehmes Bild zurückließe. Selbst in dem Augenblicke, wo die Leidenschaftlichkeit des Temperaments ihn hinreißt und wo er, empört über die Hand, die ihn zurückhält, sich sträubt und mir zu entgehen beginnt, finde ich in seinen Erregungen, seinen Aufwallungen noch seine ursprüngliche Einfalt. Sein Herz, das so rein ist wie sein Körper, kennt eben so wenig die Verstellung wie das Laster. Weder Vorwürfe noch Verachtung haben ihn feig gemacht; nie hat elende Furcht ihn Verstellung gelehrt. Er hat noch alle Unbedachtsamkeit der Unschuld; er ist kindlich unbefangen und ohne Bedenklichkeit; er weiß noch nicht, wozu die Täuschung dient. Es geht keine Bewegung in seinem Innern vor, welche sein Mund oder seine Augen nicht aussprächen, und oft sind mir seine Gefühle früher bekannt als ihm selbst.

So lange er also fortfährt, mir frei seine Seele zu eröffnen und mit Freuden zu sagen, was er fühlt, habe ich durchaus nichts zu fürchten, die Gefahr ist noch nicht nahe. Aber sobald er schüchterner, zurückhaltender wird, sobald ich in seiner Unterhaltung die erste Verlegenheit der Scham bemerke: alsdann ist der Trieb schon entwickelt, der Begriff des Bösen beginnt schon sich mit ihm zu vereinen und kein Augenblick ist mehr zu verlieren. Und wenn ich mich nicht beeile ihn zu unterrichten, so wird er bald ohne mich unterrichtet sein.

Mehr als ein Leser wird, selbst wenn er meine Ideen annimmt, glauben, daß es sich hier nur um eine zufällig herbeigeführte Unterredung mit dem Jünglinge handle und damit nun Alles abgethan sei. O, wenn sich doch auf diese Weise das Menschenherz lenken ließe!

Das was man sagt, ist ohne Bedeutung, wenn man nicht den Augenblick dazu vorbereitet hat. Ehe man sät, muß der Boden bearbeitet werden. Der Same der Tugend geht schwer auf. Es bedarf langer Vorbereitung, ehe er Wurzel schlägt. Eine der Ursachen, welche die Predigten so ganz nutzlos machen, ist, daß man sie aller Welt ohne Unterschied und Wahl auf dieselbe Weise hält. Wie kann man glauben, daß dieselbe Predigt auf so viele Hörer passe, die so verschieden gestimmt, so verschieden an Geist, Gemüth, Alter, Geschlecht, Stellung und Ansichten sind? Es giebt ihrer vielleicht nicht zwei, welchen das Gesagte durchaus entsprechen kann; und all unsre Neigungen hab n so wenig Beständigkeit, daß es vielleicht nicht zwei Augenblicke im Leben eines jeden Menschen giebt, wo dieselbe Rede auf ihn denselben Eindruck macht. Man urtheile, ob alsdann, wenn die entflammte Sinnlichkeit den Verstand entfremdet und den Willen tyrannisirt, die rechte Zeit ist, auf die ernsten Lehren der Weisheit zu hören. Sprecht deshalb nie vernünftig mit jungen Leuten, selbst im Alter der Vernunft, bevor ihr sie nicht in den Stand gesetzt habt, es zu verstehen. Die meisten Reden gehen weit mehr durch die Schuld der Erzieher als durch die der Zöglinge verloren. Der Pedant und der wahre Erzieher sagen so ziemlich dasselbe; aber der erste sagt es bei jeder Gelegenheit, der letztere nur dann, wenn er sicher weiß, daß es von Wirkung ist.

Wie ein während des Schlafes umherirrender Nachtwandler im Traume am Rande eines Abgrunds hingeht, in den er hinabstürzen würde, wenn man ihn plötzlich erweckte: also entgeht mein Emil im Schlafe seiner Unwissenheit allen Gefahren, die er gar nicht bemerkt. Reiße ich ihn plötzlich aus seinem Schlafe, so ist er verloren. Suchen wir ihn zunächst vom Abgrunde zu entfernen, dann laßt uns ihn wecken, um ihm denselben von ferne zu zeigen.

Das Bücherlesen, die Einsamkeit, der Müßiggang, eine weichliche und sitzende Lebensweise, Umgang mit Frauen und jungen Leuten, das sind die gefährlichen Pfade, die seinem Alter zu bahnen sind, und die ihn unaufhörlich an der Seite der Gefahr erhalten. Durch andre sinnliche Gegenstände gebe ich seiner Sinnlichkeit eine andre Richtung; indem ich seinen Lebensgeistern einen andern Lauf anweise, lenke ich sie von dem ab, den sie zu nehmen begonnen. Ich übe seinen Körper mit anstrengenden Arbeiten und hemme dadurch die Thätigkeit seiner Einbildungskraft, welche ihn mit sich fortreißt. Wenn die Arme viel arbeiten, ruht die Einbildungskraft; wenn der Körper recht müde ist,

erhitzt sich das Blut nicht. Die schnellste und leichteste Vorsichtsmaßregel ist, daß man ihn den örtlichen Gefahren entzieht. Ich bringe ihn sofort aus der Stadt, fern von den Gegenständen, die ihn versuchen könnten. Aber das ist noch nicht hinreichend; in welcher Wüste, in welcher Wildniß entgeht er den Phantasiebildern, die ihn verfolgen? Es hilft nichts, wenn ich ihn von den gefährlichen Gegenständen entferne, ohne auch die Erinnerung an dieselben zu entfernen. Wenn ich die Kunst nicht finde, ihn von Allem loszumachen, wenn ich seine Aufmerksamkeit nicht von ihm selbst ablenke, dann könnte ich ihn eben so gut lassen, wo er war.

Emil versteht ein Handwerk; aber dies Handwerk ist hier nicht unser Zufluchtsmittel. Er liebt und kennt den Landbau, aber der Landbau genügt uns hier nicht. Die Uebungen, die er kennt, werden zur mechanischen Fertigkeit. Wenn er sich ihnen hingiebt, ist es so gut als thäte er nichts. Er denkt an etwas ganz anders. Der Kopf und die Arme beschäftigen sich verschiedentlich. Er bedarf einer neuen Beschäftigung, die ihn durch ihre Neuheit interessirt, die ihn in Athem erhält, ihm gefällt, die er anwendet und übt; einer Beschäftigung, die ihn begeistert und in welcher er ganz aufgeht. Die einzige, welche mir alle diese Bedingungen zu erfüllen scheint, ist die Jagd. Wenn die Jagd je ein unschuldiges Vergnügen ist, wenn sie je dem Menschen entspricht, so hat man jetzt seine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Emil besitzt Alles, um in ihr Erfolg zu haben: er ist stark, geschickt, geduldig, unermüdlich. Unfehlbar wird er Geschmack an dieser Beschäftigung finden. Er wird sich ihr mit dem ganzen Feuer seines Alters hingeben, und wenigstens auf eine Zeit lang die gefährlichen Triebe, welche aus der Weichlichkeit stammen, verlieren. Die Jagd härtet das Herz sowohl wie den Körper ab; sie gewöhnt an Blut, an Grausamkeit. Man hat die Diana als Feindin der Liebe dargestellt, und die Allegorie ist sehr zutreffend. Das Schmachten der Liebe erzeugt sich nur in süßer Ruhe; heftige Körperbewegung erstickt die zarten Empfindungen. Im Wald, an ländlichen Orten werden der Liebende und Jäger von so verschiedenen Gefühlen ergriffen, daß sie über dieselben Gegenstände ganz verschiedne Bilder mit sich tragen. Die kühlen Schatten, die Haine, die süßen Zufluchtsorte des erstern, sind für den andern nur Weiden, Wildlager, Schlupforte; wo der eine nur Schalmeien, Nachtigallen, Vogelgesang hört, vernimmt der andere nur Jagdhörner und Hundegebell. Der eine träumt nur von Dryaden und Nymphen, der andere von Jägern,

Meuten und Pferden. Geht auf dem Lande mit diesen beiden Menschenklassen spazieren, und bald werdet ihr an der Verschiedenheit ihrer Sprache erkennen, daß die Erde beiden nicht einen gleichen Anblick bietet, und daß ihr Ideengang so verschieden ist wie die Wahl ihrer Vergnügungen.

Ich begreife, wie dieser verschiedne Geschmack sich dennoch vereinigt und man schließlich Zeit für Alles findet. Aber die Leidenschaften der Jugend spalten sich nicht auf diese Weise. Gebt ihr eine einzige Beschäftigung, die sie lieb gewinnt, und bald wird alles Uebrige vergessen sein. Die Mannigfaltigkeit der Neigungen stammt aus derjenigen der Kenntnisse, und die ersten Vergnügen, die man kennt, sind lange Zeit die einzigen, die man sucht. Ich meine nicht, daß Emil seine ganze Jugendzeit mit Erlegung des Wildes verbringen soll, und ich möchte nicht einmal diese wilde Leidenschaft rechtfertigen. Es genügt mir, daß sie zur genugsamen Hemmung einer gefährlichern Leidenschaft dient, um mir ruhiges Gehör zu verschaffen, wenn ich von ihr spreche, und mir die Zeit zu verstatten, sie zu schildern ohne zu ihr anzuregen.

Es giebt Zeiträume im Menschenleben, welche gemacht sind, um nie vergessen zu werden. Eine solche ist für Emil die Zeit des Unterrichts, von dem ich eben rede. Sie soll Einfluß auf sein ganzes übriges Leben ausüben. Bemühen wir uns also, sie seinem Gedächtnisse so tief einzugraben, daß sie sich nie wieder daraus verwischt. Es ist ein Irrthum unsrer Zeit, daß man die Vernunft so nackt verwendet, als wenn der ganze Mensch nur Geist wäre. Indem man die Bildersprache vernachlässigt, welche sich an die Phantasie wendet, verliert man die kraftvollste Ausdrucksweise. Der Eindruck des Wortes ist stets schwach, und man spricht zum Herzen viel besser durch das Auge als durch das Ohr. Indem wir alles Gewicht auf das Urtheilen legen wollen, reduciren wir unsre Vorschriften auf Worte und geben nichts auf die Handlung. Die bloße Vernunft aber ist nichts Handelndes; sie hält wohl bisweilen zurück, selten aber feuert sie an, und nie bewirkt sie etwas Großes. Immer vernünfteln ist die Sucht kleiner Geister. Starke Seelen haben eine ganz andere Sprache; und nur diese Sprache überzeugt und treibt zum Handeln.

Ich bemerke, daß in den neuern Jahrhunderten die Menschen einander vielmehr durch Gewalt und durch Interesse erfassen, während die Alten vielmehr durch Ueberredung, durch Gemüthsaffecte einwirkten, weil sie die Bildersprache nicht vernachlässigten. Alle Uebereinkünfte

gingen mit Feierlichkeit vor sich, um sie desto unverletzlicher zu machen. Ehe die Gewalt sich einführte, waren die Götter die Obrigkeiten des Menschengeschlechts. Vor ihnen schlossen die Einzelnen ihre Verträge, ihre Verbindungen, vor ihnen legten sie ihre Gelübde ab. Die Oberfläche der Erde war das Buch, in dem man seine Urkunden aufbewahrte. Felsen, Bäume, Steinhausen, die durch solche Akte geheiligt und den rohen Menschen ehrwürdig gemacht waren, bildeten die Blätter dieses Buches, das unaufhörlich Aller Augen offen lag. Der Brunnen des Eides, der Brunnen des Lebenden und Sehenden, die alte Eiche zu Mamre, der Steinhaufe des Zeugnisses: das waren die rohen, aber erhabnen Denkmale der Heiligkeit ihrer Verträge. Keiner hätte es gewagt eine frevelnde Hand an diese Denkmale zu legen, und die Treue der Menschen war durch die Bürgschaft dieser stummen Zeugen gesicherter, als sie es heutzutage durch all die eitle Gesetzesstrenge ist.

In der Regierungsform schrieb das erhabne Gepränge königlicher Macht den Völkern Gesetze vor. Zeichen der Würde, ein Thron, ein Scepter, ein Purpurgewand, eine Krone, eine Stirnbinde waren ihnen geheiligte Dinge. Diese verehrten Zeichen machten ihnen den Menschen ehrwürdig, den sie damit geschmückt sahen. Ohne Soldaten, ohne Drohungen ward ihm gehorcht, sobald er sprach. Jetzt sucht man etwas darin, diese Zeichen abzuschaffen*), was gewinnt man aber mit dieser Geringschätzung? Daß die königliche Majestät sich aus Allen Herzen verwischt, daß die Könige sich nur durch ihre Truppenmacht Gehorsam verschaffen und daß die Ehrfurcht der Unterthanen nur in der Furcht vor der Strafe besteht. Die Könige brauchten nicht mehr ihr Diadem zu tragen, noch die Großen die Zeichen ihrer Würde; aber sie müssen allezeit hunderttausend Arme in Bereitschaft haben, damit ihre Befehle

*) Die römische Kirche hat sie klüglich beibehalten, und nach ihrem Vorgang auch einige Republiken, unter anderm Venedig. So genießt auch die venetianische Regierung, trotz des Verfalls ihres Staates unter dem Schimmer ihrer alten Majestät die ganze Liebe, die ganze Verehrung des Volks; und nächst dem Papste in seiner Tiara giebt es vielleicht keinen König, keinen Herrscher, keinen Menschen in der Welt, der so geachtet wäre, wie der Doge von Venedig, ein Mann ohne Macht, ohne Autorität, aber geheiligt durch sein Gepränge und unter seinem Hute geschmückt mit einer Frauenfrisur. Diese Feierlichkeit des Bucentauren,[9]) die in den Augen der Thoren so lächerlich ist, würde die ganze Bevölkerung vor Venedig vermögen, ihr Blut für die Erhaltung ihrer tyrannischen Regierung zu vergießen.

ausgeführt werden. Obgleich ihnen dies vielleicht schöner erscheint, so ist doch leicht zu ersehen, daß auf die Dauer dieser Tausch nicht zu ihrem Vortheile ausschlagen kann.

Was die Alten mit der Beredtsamkeit ausgerichtet haben, ist ganz wunderbar. Aber diese Beredtsamkeit bestand nicht bloß in schönen und wohlgesetzten Worten, und nie war die Wirkung eine größere, als wenn der Redner am wenigsten sprach. Das, was man am eindringlichsten sagte, drückte man nicht durch Worte, sondern durch Zeichen aus; man sprach es nicht, man zeigte es. Der Gegenstand, den man vor Augen stellt, ergreift die Phantasie, erregt die Neugierde und hält den Geist in Aufmerksamkeit auf das, was man eben sagen will. Und oft sagt dieser Gegenstand allein schon Alles. Indem Thrasybul und Tarquinius Mohnköpfe abhauen, Alexander seinen Siegelring auf den Mund seines Lieblings drückt, Diogenes vor dem Zeno hergeht, — sprachen sie da nicht besser, als wenn sie lange Reden gehalten hätten? Welche Umschreibung in Worten hätte dieselben Ideen so vortrefflich wiedergegeben? Als Darius mit seiner Armee in Scythien eingebrochen, erhält er vom Scythenkönige einen Vogel, einen Frosch, eine Maus und fünf Pfeile. Der Gesandte übergiebt sein Geschenk und geht von dannen ohne ein Wort zu sagen. In unsern Tagen hätte man diesen Mann für einen Narren gehalten. Damals aber wurde die furchtbare Rede verstanden, und Darius hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich so schnell als möglich in sein Land zurückzuziehen. Denkt Euch einen Brief an Stelle dieser Zeichen; je drohender, desto weniger furchtbar wird er sein. Es würde eine Prahlerei gewesen sein, die Darius verlacht haben würde.

Welche Aufmerksamkeit widmeten die Römer der Zeichensprache. Die verschiedene Kleidung nach Alter und Lebensstellung, die Toga, das Sagum, die Prätexta, die Bulla, das Lacticlarium, die Sella[10]), die Lictoren, die Fasces, die Beile, die goldnen Kronen, die Kränze von Gräsern und Blättern, die Ovationen und Triumphe: Alles war bei ihnen Schaugepränge, Abzeichen, Ceremonie, und Alles machte Eindruck auf die Herzen der Bürger. Es war dem Staate nicht gleichgültig, ob sich das Volk auf diesem oder auf jenem Orte versammelte, ob es das Capitol sah oder nicht sah; ob es dem Senate zugewandt war oder nicht; ob es vorzugsweise diesen oder jenen Tag Rath pflegte. Die Angeklagten wechselten ihre Kleidung, die, welche sich um ein Amt bewarben, ebenfalls; die Krieger rühmten sich nicht ihrer Heldenthaten, sie

zeigten ihre Wunden auf. Wenn bei Cäsars Tode einer unsrer Redner das Volk erregen wollte, so würde er alle Gemeinplätze seiner Kunst erschöpfen, um eine pathetische Beschreibung von den Wunden, dem Blute, dem Leichnam des Ermordeten zu geben. Antonius sagt, obgleich er ein Redner ist, kein Wort von alledem: er läßt die Leiche herbeibringen. Welche Rhetorik!

Aber diese Abschweifung führt mich, wie viele andre, unmerklich weit von meinem Gegenstande ab. Und meine Abschweifungen sind zu häufig, um lang und erträglich sein zu können. Ich lenke also wieder ein.

Fällt der Jugend gegenüber niemals kalte Urtheile. Umkleidet die Vernunft mit einem Körper, wenn ihr sie ihm faßlich machen wollt. Laßt die Sprache des Geistes ihren Weg durchs Herz nehmen, damit sie verständlich werde. Ich wiederhole, frostige Beweise können wohl unsere Meinungen, nicht aber unsre Handlungen bestimmen. Sie lassen uns glauben, aber nicht handeln. Man beweist das, was man denken, nicht aber das, was man thun muß. Wenn dies schon für alle Menschen wahr ist, mit wie viel mehr Grund ist es für junge Leute wahr, die noch in ihre Sinnlichkeit gehüllt sind und nur das denken können, wovon sie eine sinnliche Vorstellung haben.

Ich werde mich also selbst nach den Vorbereitungen, von denen ich gesprochen habe, wohl hüten, plötzlich zu Emil ins Zimmer zu treten und ihm plumper Weise einen langen Vortrag über den Gegenstand, über welchen ich ihn belehren will, zu halten. Ich werde zunächst seine Einbildungskraft rege machen; ich werde die Zeit, den Ort und die Gegenstände auswählen, welche für den zu erzeugenden Eindruck am günstigsten sind. Ich werde sozusagen die ganze Natur zum Zeugen unsrer Unterhaltung herbeirufen. Ich werde den Ewigen, dessen Werk sie ist, zum Zeugen der Wahrheit meiner Rede anrufen. Ich werde ihn zum Richter annehmen zwischen Emil und mir. Ich werde die Stelle, auf der wir uns befinden, die Felsen, das Gehölz, die Berge, welche uns umgeben, als Denkmale der Verpflichtungen, die wir gegenseitig eingehen, annehmen. Ich werde in meinen Blick, meine Stimme, meine Geberden die Begeisterung und das Feuer legen, welche ich ihm einflößen will. Dann werde ich sprechen, und er wird auf mich hören; meine Rührung wird ihn bewegen. Durchdrungen von der Heiligkeit meiner Pflichten, werde ich ihm die seinigen um so achtbarer machen. Ich werde die Kraft der Beweisgründe durch Bilder und bildliche Ausdrücke beleben. Ich werde durchaus nicht lang und weitschweifig in

kalten Grundsätzen, aber reich an überströmenden Gefühlen sein. Die Sprache meiner Vernunft wird würdig und sentenziös sein, mein Herz aber wird nie genug gesagt haben. Wenn ich ihm dann Alles zeige, was ich für ihn gethan habe, werde ich es ihm zeigen, als sei es für mich selbst geschehen. Er wird in meiner zärtlichen Liebe den Grund all meiner Sorgfalt sehen. Aber welche Ueberraschung, welche Aufregung werde ich ihm bereiten, wenn ich plötzlich eine andre Sprache annehme. Statt durch beständiges Reden von seinem Interesse sein Herz zu beengen, ist es mein Interesse allein, von dem ich von nun ab reden werde, und ich werde ihn mehr damit ergreifen. Ich werde sein junges Herz von all den Gefühlen der Freundschaft, des Edelmuthes, der Dankbarkeit entflammen, welche ich schon erzeugt habe und die zu nähren so süß ist. Ich werde ihn an meinen Busen drücken und Thränen der Rührung auf ihn weinen. Ich werde ihm sagen: Du bist mein Reichthum, mein Kind, mein Werk; von deinem Glücke erwarte ich das meine; wenn du meine Hoffnungen vereitelst, raubst du mir zwanzig Jahre meines Lebens und bereitest das Unglück meiner alten Tage. — So schaffe ich mir bei einem Jünglinge Gehör und grabe die Erinnerung an meine Rede in den Grund seines Herzens.

Bisher habe ich mich bemüht, Beispiele der Art und Weise zu geben, nach welcher der Erzieher seinen Zögling in schwierigen Fällen zu unterrichten hat. Ich habe es versucht, auch für den vorliegenden Fall ein solches zu geben. Aber nach vielen Versuchen verzichte ich darauf, überzeugt, daß die französische Sprache zu geschraubt ist, um jemals in einem Buche die kindliche Unbefangenheit zu ertragen, mit welcher der erste Unterricht in diesem Gegenstande zu ertheilen ist.

Man sagt, die französische Sprache sei die züchtigste aller Sprachen. Ich aber halte sie für die allerunzüchtigste. Denn es will mir scheinen, als ob die Keuschheit einer Sprache nicht sowohl darin besteht, daß sie unanständige Wendungen vermeidet, als vielmehr darin, daß sie gar keine solchen hat. Um sie zu vermeiden, muß man doch an sie denken; und es giebt gar keine Sprache, in der es schwerer wäre, rein in jedem Sinne zu sprechen, als die französische. Der Leser ist immer geschickter darin, den unkeuschen Sinn zu finden, als der Schriftsteller, ihn zu verdecken, und so nimmt er an Allem Aergerniß und Anstoß. Wie sollte das, was durch unreine Ohren geht, nicht ihren Schmutz annehmen? Ein Volk von guten Sitten dagegen hat eigentliche Ausdrücke für Alles; und diese Ausdrücke sind stets anständig, weil sie stets anständig gebraucht

werden. Es ist unmöglich, sich eine züchtigere Sprache als die der Bibel zu denken, gerade deshalb, weil hier Alles mit Unbefangenheit bei seinem eigentlichen Namen genannt wird. Um dieselben Dinge unzüchtig zu machen, braucht man sie nur ins Französische zu übersetzen. Was ich meinem Emil zu sagen habe, wird nur anständig und keusch in seinem Ohre klingen. Um es aber ebenso in der Lektüre zu finden, müßte man ein Herz haben, so rein wie das seinige.

Ich glaube selbst, daß Betrachtungen über die wahrhafte Reinheit der Rede und die falsche Zartheit des Lasters eine nützliche Stelle in den moralischen Unterhaltungen, zu denen dieser Gegenstand uns führt, einnehmen könnten. Denn indem man die Sprache der Sittsamkeit lernt, muß man auch die der Schicklichkeit lernen, und er muß durchaus wissen, warum beide Sprachen so verschieden sind. Wie dem auch sein mag, so behaupte ich doch, statt der Jugend eitle Vorschriften bis zum Ueberdruß zu wiederholen, über welche sie sich im Alter, wohin sie passen würden, nur lustig machen, sollte man den Zeitpunkt abwarten und vorbereiten, um sich Gehör zu verschaffen, und ihr alsdann die Gesetze der Natur in all ihrer Wahrheit darlegen; sollte ihnen die Heiligkeit eben dieser Gesetze in den physischen und moralischen Uebeln zeigen, welche ihre Uebertretung für die Schuldigen nach sich zieht; sollte, indem man von dem unbegreiflichen Geheimniß der Zeugung spricht, mit der Idee des Reizes, den der Schöpfer der Natur in diesen Akt gelegt, die Idee der ausschließlichen Zuneigung, welche ihn so köstlich macht, der Pflicht der Treue, der Schamhaftigkeit, welche ihn einschließen und seinen Zauber bei der Befriedigung seines Gegenstandes verdoppeln, verbinden; sollte ihm die Ehe nicht nur als die süßeste aller Verbindungen, sondern auch als den unverletzlichsten und heiligsten aller Verträge schildern; sollte ihm mit allem Nachdruck die Gründe auseinandersetzen, welche dieses heilige Band für jeden Menschen so ehrwürdig machen, und warum der sich mit Haß und Fluch beladet, der es wagt, die Reinheit desselben zu beflecken; sollte ihm ein ergreifendes und wahres Gemälde der Schrecken der Ausschweifung, der stumpfen Verthierung, des allmählichen Sinkens, durch welches der erste Fehltritt zu allen übrigen führt und den, der sich ihm überläßt, ins Verderben reißt, entwerfen. Wenn, sage ich, man ihm mit Klarheit zeigt, wie von einem keuschen Sinn die Gesundheit, die Kraft, der Muth, die Tugend, selbst die Liebe und alle wahren Güter des Menschen abhangen, dann muß ihm eben diese Keuschheit erwünscht und theuer werden, und man wird seinen

Geist für die Mittel, die man ihm zu ihrer Bewahrung an die Hand giebt, empfänglich finden. Denn so lange man sie bewahrt, achtet man sie auch; man mißachtet sie nur dann, wenn man sie verloren hat.

Es ist gar nicht wahr, daß die Neigung zum Bösen unüberwindlich ist, und daß man nicht ihrer Herr werden kann, ehe es Gewohnheit wird, ihr zu unterliegen. Aurelius Victor sagt, daß mehrere Männer, von ihrer Liebe hingerissen, gern mit ihrem Leben eine Nacht bei der Kleopatra erkauft hätten,[11]) und dieses Opfer ist im Rausche der Leidenschaft nicht unmöglich. Man denke sich aber, daß ein Mensch, der noch so rasend und seiner Sinne noch so wenig mächtig wäre, die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung vor sich sähe, sicher, unter ihren Qualen eine Viertelstunde später zu sterben: so würde dieser Mensch augenblicklich nicht nur seiner Versuchungen Herr werden, sondern es würde ihm auch nur wenig Mühe kosten, ihnen zu widerstehen. Bald würde das Schreckbild, von denen sie begleitet sind, ihn von denselben abziehen, und stets zurückgestoßen, würden sie aufhören wiederzukehren. Die Schlaffheit unsres Willens allein ist es, welche unsre Schwäche ausmacht, und man ist stets kräftig genug das zu thun, was man kräftig will: Volenti nihil difficile[12]). Ja, wenn wir das Laster ebenso sehr verabscheuten als wir das Leben lieben, so würden wir uns eines einladenden Verbrechens eben so leicht enthalten als eines tödtlichen Giftes in einem köstlichen Gerichte.

Wie sieht man also nicht ein, daß, wenn alle die Lehren, welche man einem Jüngling über diesen Punkt giebt, keinen Erfolg haben, dies nur darum der Fall ist, weil sie in seinem Alter sinnlos sind und weil es für jedes Alter wesentlich ist, das Vernünftige so einzukleiden, daß es geliebt wird? Redet ernstlich mit ihm, wenn es sein muß; aber das, was ihr ihm sagt, habe stets etwas Anziehendes, das ihn zwingt, auf euch zu hören. Bekämpft seine Verlangen nicht mit Kälte; erstickt seine Phantasie nicht, sondern leitet sie, aus Furcht, daß sie Ungeheuer erzeuge. Sprecht mit ihm von Liebe, von Frauen, von Vergnügungen. Laßt ihn in euren Unterhaltungen einen Reiz finden, der seinem jungen Herzen schmeichelt. Spart keine Mühe, um sein Vertrauter zu werden; nur unter diesem Titel werdet ihr in Wahrheit sein Erzieher sein. Dann befürchtet nicht mehr, daß ihn eure Unterhaltungen langweilen; er wird euch mehr zum Sprechen veranlassen, als euch lieb sein mag.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß mein Emil, wenn ich es verstanden habe nach diesen Grundsätzen alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen und meine Reden den Umständen und Fortschritten seines Alters entsprechend einzurichten, von selbst auf den Punkt kommt, auf welchen ich ihn führen will, daß er sich mit größter Bereitwilligkeit meiner Obhut anvertraut und, betroffen von den Gefahren, welche ihn umgeben, mit der ganzen Wärme seines Alters zu mir sagt: O mein Freund, mein Beschützer, mein Lehrer, nimm die Autorität wieder auf, die du in dem Augenblicke niederlegen willst, da ich ihrer am meisten bedarf; bisher war es nur meine Schwäche, die sie dir verlieh, jetzt ist es mein Wille, und sie wird mir darum um so heiliger sein. Vertheidige mich gegen alle Feinde, die mich umlagern, und besonders gegen die, welche ich mit mir trage, und die mich verrathen. Wache über dein Werk, damit es deiner würdig bleibe. Ich will deinen Gesetzen gehorchen, ich will es stets, es ist mein fester Wille. Wenn ich dir jemals ungehorsam bin, so wird es gegen meinen Willen sein. Mache mich frei, indem du mich gegen die Leidenschaften beschützest, die mir Gewalt anthun; verhindre mich, ihr Sklave zu werden und zwinge mich mein eigner Herr zu sein, indem ich nicht meinen Sinnen, sondern meiner Vernunft gehorche.

Wenn ihr euren Zögling auf diesen Punkt gebracht habt (und es ist eure Schuld, wenn ihr ihn nicht dahin bringt), dann hütet euch, daß ihr ihn nicht zu schnell beim Worte nehmt; denn wenn ihm jemals eure Herrschaft zu rauh erschiene, so stünde zu befürchten, daß er sich berechtigt glaube sich ihrer zu entziehen, und euch anklage, ihr hättet ihn überlistet. In einem solchen Augenblicke würde die Zurückhaltung und Würde an ihrer Stelle sein; und dieser Ton würde ihm um so mehr imponiren, als es das erstemal sein wird, daß ihr ihn annehmt.

Ihr werdet ihm also sagen: Junger Mann, du nimmst schwere Verpflichtungen sehr leicht; du hättest sie kennen sollen, ehe du berechtigt warst, sie einzugehen. Du weißt nicht, mit welcher Wuth die Sinne deines Gleichen unter dem Reiz des Vergnügens in den Abgrund des Lasters reißen. Du hast kein verworfnes Gemüth, ich weiß es wohl; du wirst zwar nie dein Wort brechen; aber wie vielmal wirst du es vielleicht bereuen, es gegeben zu haben! Wie oft wirst du nicht den verwünschen, der dich liebt, wenn er, um dich den Uebeln zu entreißen, die dich bedrohen, sich gezwungen sieht, dir ans Herz zu greifen. So wie Ulysses, ergriffen vom Gesange der Sirenen, seinen Begleitern

zuschrie, ihn zu entfesseln, so wirst du, verführt durch den Reiz des Vergnügens, die Bande zerreißen, die dir beschwerlich sind; wirst mich mit deinen Klagen behelligen, wirst mir, wenn ich am zärtlichsten um dich besorgt bin, mir meine Tyrannei vorwerfen. Indem ich nur daran denke, dich glücklich zu machen, werde ich mir deinen Haß zuziehen. O mein Emil! ich werde nie den Schmerz ertragen, von dir gehaßt zu werden; dein Glück selbst ist mir zu theuer um diesen Preis. Guter Jüngling, siehst du nicht, daß wenn du dich verpflichtest, mir zu gehorchen, du auch mich verpflichtest, dich zu führen, mich selbst zu vergessen, um mich dir zu widmen, weder auf deine Klagen, noch auf dein Murren zu hören und unabläßig deine Wünsche und die meinigen zu bekämpfen? Du legst mir ein Joch auf, das härter ist als das deinige. Ehe wir beide uns damit beladen, laß uns unsre Kräfte prüfen. Nimm du dir Zeit und laß mir solche, darüber nachzudenken, und wisse, daß das am langsamsten gegebene Versprechen auch stets am treusten gehalten wird.

Wisset aber auch selbst: je mehr ihr euch gegen eine Verpflichtung sträubt, desto mehr erleichtert ihr deren Ausführung. Es ist wichtig, daß der Jüngling fühlt, wie viel er verspricht und daß ihr noch mehr versprecht. Wenn aber der Augenblick gekommen ist, daß er sozusagen den Contract unterzeichnet hat, dann nehmt eine andre Sprache an, und verleiht eurer Herrschaft eben so viel Milde, als ihr Strenge angekündigt habt. Ihr werdet ihm sagen: Mein junger Freund, es fehlt dir zwar an Erfahrung, aber ich habe es so eingerichtet, daß es dir nicht an Vernunft fehlt. Du bist im Stande, überall die Gründe meines Benehmens zu erkennen. Es bedarf hierzu nur, daß du abwartest, bis du bei kaltem Blute bist. Zuerst also gehorche mir stets, und dann ziehe mich wegen meiner Befehle zur Rechenschaft. Ich werde bereit sein, sie abzulegen, sobald du im Stande sein wirst mich zu verstehen, und ich werde mich nie scheuen dich zum Richter zwischen dir und mir zu machen. Du versprichst mir, folgsam zu sein, und ich verspreche dir, diese Folgsamkeit nur dafür zu benutzen, daß ich dich zum glücklichsten der Menschen mache. Ich habe als Bürge meines Versprechens das Loos, das du bisher genossen hast. Wenn du irgend Jemanden deines Alters findest, der sein Leben so angenehm verbracht hat wie du, dann habe ich dir nichts weiter zu versprechen.

Nachdem ich meine Autorität begründet habe, wird es meine erste Sorge sein, die Nothwendigkeit ihrer Ausübung zu beseitigen. Ich werde

keine Mühe sparen, um mich immer mehr und mehr in seinem Vertrauen zu befestigen, um mich zum Vertrauten seines Herzens und zum Herrn seiner Vergnügungen zu machen. Statt die Neigungen seines Alters zu bekämpfen, werde ich sie zu Rathe ziehen, um ihrer Herr zu werden. Ich werde auf seine Ansichten eingehen, um sie zu leiten; ich werde ihm keineswegs auf Kosten des gegenwärtigen ein fernes Glück suchen. Ich will nicht, daß er dereinst glücklich sei, sondern daß er es wo möglich immer sei.

Diejenigen, welche die Jugend weislich führen wollen, machen ihr, um sie vor den Schlingen der Sinnlichkeit zu bewahren, vor der Liebe bange, und rechneten es ihr gern als ein Verbrechen an, in ihrem Alter an dieselbe zu denken, als wenn die Liebe nur für Greise bestimmt sei. Alle diese trügerischen Lehren, welche das Herz Lügen straft, überreden nicht. Der durch einen sichrern Naturtrieb geleitete Jüngling lacht insgeheim der armseligen Grundsätze, denen er zuzustimmen vorgiebt, und wartet nur auf den günstigen Augenblick, sie zu vereiteln. Alles dies ist naturwidrig. Indem ich einen entgegengesetzten Weg einschlage, werde ich sichrer zum selben Ziele kommen. Ich fürchte nichts davon, wenn ich in ihm dem süßen Gefühle schmeichle, nach dem er so begierig ist; ich werde es ihm als das höchste Lebensglück darstellen, weil es dieses in der That ist. Und wenn ich es ihm schildere, soll er sich ihm überlassen. Indem ich ihn fühlen lasse, welchen Reiz die Vereinigung der Herzen dem Sinnengenusse giebt, mache ich ihm die Ausschweifung zum Ekel, mache ihn weise, indem ich ihn verliebt mache.

Der muß sehr beschränkt sein, welcher in den erwachenden Verlangen eines Jünglings nur Hindernisse für die Lehren der Vernunft sieht. Ich sehe darin das wahre Mittel, ihn für eben diese Lehren empfänglich zu machen. Nur durch die Leidenschaften ist den Leidenschaften beizukommen. Ihre Herrschaft ist es, durch welche man ihre Tyrannei bekämpfen muß, und stets muß man aus der Natur selbst die Mittel nehmen, die zu ihrer Regelung geeignet sind.

Emil ist nicht geschaffen, um allezeit allein zu sein. Als Glied der Gesellschaft muß er seine Pflichten erfüllen. Geschaffen, mit Menschen zu leben, muß er sie kennen. Er kennt den Menschen im Allgemeinen; so bleibt ihm noch übrig, die Individuen kennen zu lernen. Er weiß, was man in der Welt thut; nun hat er noch zu sehen, wie man in ihr lebt. Jetzt ist es an der Zeit, daß man ihm auch die Außenseite jenes großen Theaters zeige, dessen verborgnes Spiel er bereits kennt.

Er wird dazu nicht das stumpfe Anstaunen eines unbesonnenen jungen Menschen mitbringen, sondern die Urtheilsfähigkeit eines richtigen und guten Verstandes. Ohne Zweifel werden ihn seine Leidenschaften irre führen; und wen täuschten sie nicht, der sich ihnen überläßt? Er wird aber wenigstens nicht durch die Leidenschaften Andrer betrogen werden. Wenn er sie sieht, so wird er sie mit dem Auge des Weisen betrachten, ohne durch ihr Beispiel fortgerissen, noch durch ihre Vorurtheile verführt zu werden.

Wie es ein Alter giebt, welches zum Studium der Wissenschaften besonders geeignet ist, so giebt es ein andres, welches sich zur Erwerbung der Weltkenntniß besonders eignet. Wer diese zu früh erwirbt, folgt ihr sein Leben lang ohne Wahl und ohne Nachdenken und trotz seiner Selbstgefälligkeit doch ohne je recht zu wissen, was er thut. Wer sie aber erwirbt und ihre Gründe einsieht, folgt ihr mit mehr Urtheil, und folglich mit größerer Richtigkeit und Anmuth. Gebt mir ein Kind von zwölf Jahren, welches noch gar nichts versteht, und ich will es euch in seinem funfzehnten Jahre so kenntnißreich zurückgeben, als irgend eins, das ihr von seiner frühesten Jugend an unterrichtet habt, mit dem Unterschiede, daß das Wissen des euren nur Gedächtnißsache sein, das des meinigen aber in seinem Urtheile beruhen wird. Führt eben so einen Jüngling von zwanzig Jahren in die Welt ein; er wird nach einem Jahre liebenswürdiger sein und eine vernünftigere Bildung besitzen, als derjenige, den man von seiner Kindheit an hierin auferzogen hat. Denn da der erstere fähig ist die Gründe all dieses auf Alter, Stand und Geschlecht bezüglichen feinen Benehmens, welches jene Weltkenntniß ausmacht, einzusehen, so kann er es auf seine Principien zurückführen und auch auf nicht vorgesehene Fälle ausdehnen. Da der andre dagegen statt aller Regel nur seine Routine hat, so geräth er in Verlegenheit, sobald man von derselben abweicht.

Die jungen Mädchen in Frankreich werden bis zu ihrer Verheirathung alle in Klöstern erzogen. Bemerkt man wohl, daß sie Mühe haben, sich jene Manieren anzueignen, die ihnen so neu sind? Giebt man wohl den Pariser Frauen Schuld, daß sie ein linkisches, verlegnes Benehmen hätten und die Regeln der Gesellschaft nicht kennten, weil sie sich nicht von Kindheit an in ihr bewegt haben? Dieses Vorurtheil stammt von den Weltmenschen selbst, welche nichts Wichtigeres kennen als diese armselige Wissenschaft, und sich thörichter Weise einbilden, man könne sich dieselbe nicht früh genug aneignen.

Allerdings darf man nicht zu lange damit warten. Wer seine ganze Jugendzeit fern von der großen Welt verbracht hat, behält sein ganzes Leben hindurch etwas Verlegnes, Gezwungnes, redet zur Unzeit, bekommt schwerfällige und ungeschickte Manieren, von denen er sich nie ganz losmachen kann; und das Bestreben, sich von ihnen zu befreien macht ihn aufs neue lächerlich. Jeder Unterricht hat seine eigne Zeit, die man kennen, und seine Gefahren, die man vermeiden muß. Bei diesem aber häufen sie sich besonders; doch setze ich meinen Zögling nicht denselben aus, ohne ihm die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen dieselben zu gewähren.

Wenn meine Methode einen Gegenstand von allen Seiten betrachtet, und indem sie einer Unbequemlichkeit ausweicht, einer andern zuvorkommt, dann urtheile ich, daß sie gut ist und daß ich Recht habe. Und das scheint mir aus dem Auskunftsmittel hervorzugehen, welches sie mir hier eingiebt. Wenn ich streng und kalt mit meinem Zöglinge sein will, so werde ich sein Vertrauen verlieren, und bald wird er sich vor mir verstecken. Will ich aber gefällig und willfährig sein oder meine Augen schließen, was hilft es ihm dann, daß er unter meiner Obhut steht? Ich autorisire dann nur seine Ausschweifung und erleichtre sein Gewissen auf Kosten des meinigen. Wenn ich ihn in die Welt einführe, blos in der Absicht, ihn zu unterrichten, so wird er sich mehr unterrichten, als ich haben will. Wenn ich ihn aber bis zum Schluß von derselben fern halte, was wird er dann von mir gelernt haben? Alles vielleicht, nur die dem Menschen und dem Bürger nöthigste Kunst nicht, nämlich mit seines Gleichen leben zu können. Wenn ich für diese Sorgfalt einen zu fern liegenden Nutzen im Auge habe, so wird derselbe für ihn gleich Null sein, denn er legt nur auf den gegenwärtigen einen Werth. Wenn ich mich damit zufrieden stelle, ihm Vergnügen zu gewähren, was erzeige ich ihm dann Gutes? Er wird sich verweichlichen, nicht aber unterrichten.

Nichts von alledem. Mein Auskunftsmittel allein schafft für Alles Rath. Dein Herz, sage ich zu dem jungen Manne, bedarf einer Gefährtin; laß uns eine passende aufsuchen. Wir werden sie vielleicht nicht so leicht auffinden, das wahre Verdienst ist immer selten. Aber wir werden uns weder übereilen, noch zurückschrecken lassen. Ohne Zweifel giebt es eine solche, und wir werden sie, oder doch wenigstens diejenige, welche ihr am nächsten kommt, schließlich finden. Mit einem ihm so

schmeichelhaften Vorhaben führe ich ihn in die Welt ein. Was brauche ich ihm weiter zu sagen? Seht ihr nicht, daß ich Alles gethan habe?

Stellt euch einmal vor, ob ich mir, wenn ich so die ihm bestimmte Geliebte schildere, werde Gehör verschaffen können, ob ich ihm die Eigenschaften, die er lieben soll, angenehm und theuer zu machen verstehe, und ob ich im Stande sein werde, alle seine Empfindungen auf das zu bereiten, was er suchen oder fliehen soll. Ich müßte der ungeschickteste der Menschen sein, wenn ich ihn nicht schon im voraus begeisterte, ohne daß er noch wüßte, für wen. Es kommt nichts darauf an, daß der Gegenstand, den ich ihm schildere, ein Phantasiebild ist. Es genügt, um ihm diejenigen zu verleiden, die ihn versuchen könnten; es genügt, daß er immer Vergleichungspunkte findet, welche ihm sein Ideal den wirklichen, ihm auffallenden Gegenständen vorziehen lassen. Und was ist die wahre Liebe selbst, wenn nicht Trugbild, Unwahrheit, Täuschung? Man liebt vielmehr das Bild, welches man sich schafft, als den Gegenstand, auf den man es überträgt. Wenn man das, was man liebt, genau so sähe, wie es ist, so würde es nicht viel Liebe mehr auf Erden geben. Hört man zu lieben auf, so bleibt die Person, welche man liebte, dieselbe, die sie vorher war, aber man sieht sie nicht mehr als dieselbe. Der Schleier der Täuschung fällt, und die Liebe ist verschwunden. Indem ich aber selbst das Phantasiegebilde schaffe, bin ich Meister jener Vergleichungen und verhindre mit Leichtigkeit die Täuschung der wirklichen Gegenstände.

Ich will um deswillen durchaus nicht, daß man einen Jüngling täuschen soll, indem man ihm ein Muster der Vollkommenheit entwirft, welches gar nicht vorhanden sein kann. Aber ich werde die Mängel seiner Geliebten derart wählen, daß sie ihm passen, ihm gefallen und dazu dienen, die seinigen zu verbessern. Ich will eben so wenig, daß man ihn belügt, indem man ihm fälschlich versichert, der geschilderte Gegenstand sei ein wirklicher. Aber wenn ihm das Bild gefällt, so wird er sich bald ein Original dazu wünschen. Vom Wunsche zur Voraussetzung ist der Uebergang leicht. Es ist die Sache einiger geschickten Beschreibungen, welche unter bestimmtern Zügen diesem idealen Gegenstande einen größern Schein der Wahrheit verleihen werden. Ich möchte so weit gehen, ihn mit Namen zu nennen. Ich würde lächelnd zu ihm sagen: Wir wollen deine künftige Geliebte S o p h i e nennen. S o p h i e ist ein Name von guter Vorbedeutung: wenn diejenige, welche du erwählst, ihn auch nicht führt, so wird sie wenigstens würdig sein, ihn

zu führen. Wir können ihr also diese Ehre im voraus erweisen. Wenn man nun nach allen diesen Einzelheiten, ohne zuzugestehen und ohne zu verneinen, ihm durch Ausflüchte entgeht, so werden seine Voraussetzungen bald zur Gewißheit werden. Er wird glauben, daß man ihm aus der für ihn bestimmten Gattin ein Geheimniß mache und daß er sie sehen soll, sobald die Zeit gekommen sein wird. Ist man erst dahin gekommen und hat man die Züge, welche sie ihm darstellen, gut gewählt, so ist alles Uebrige leicht. Man kann ihn beinahe ohne Gefahr in die Welt einführen. Vertheidigt ihn nur gegen seine Sinnlichkeit, sein Herz ist gesichert.

Möge er sich nun das Vorbild, das ich ihm liebenswürdig zu machen verstanden habe, personificiren oder nicht, so wird doch dieses Vorbild, wenn es gut gezeichnet ist, ihn nicht weniger an alles das fesseln, was ihm ähnlich ist, und nicht weniger von alle dem fern halten, was ihm unähnlich sieht, als wenn er einen wirklichen Gegenstand gehabt hätte. Welcher Vortheil, um sein Herz vor den Gefahren zu bewahren, denen seine Person ausgesetzt sein muß, um seine Sinnlichkeit durch seine Phantasie niederzuhalten, und besonders um ihn jenen Spenderinnen der Erziehung zu entreißen, die sich so theuer bezahlen lassen und einen jungen Mann nur auf Kosten seiner Ehrbarkeit im äußern Anstande unterweisen. Sophie ist so bescheiden! Mit welchem Auge wird er das Entgegenkommen jener Personen betrachten: Sophie besitzt so große Einfachheit! Wie kann er das Benehmen jener lieben? Es ist ein zu großer Abstand zwischen seinem Ideale und seinen Beobachtungen, als daß ihm diese jemals gefährlich werden könnten.

Alle diejenigen, welche über die Leitung der Kinder sprechen, folgen denselben Vorurtheilen und denselben Grundsätzen, weil sie schlecht beobachten und noch schlechter überlegen. Die Verirrung der Jugend geht weder vom Temperamente noch von der Sinnlichkeit aus, sondern von der Meinung. Wenn es sich hier um Knaben handelte, die man in den Collegien, und um Mädchen, die man in den Klöstern erzieht, so würde ich darthun, daß dies selbst mit Rücksicht auf sie wahr ist. Denn der erste Unterricht, welchen beide empfangen, und der einzige, welcher Frucht bringt, ist der Unterricht im Laster; nicht die Natur verdirbt sie, sondern das Beispiel. Aber überlassen wir die Zöglinge der Collegien und der Klöster ihren schlechten Sitten; für sie wird es nie ein Heilmittel geben. Ich spreche nur von der häuslichen Erziehung. Nehmt einen im elterlichen Hause gut erzogenen jungen Mann aus der Provinz und prüft

ihn in dem Augenblicke, wo er nach Paris kommt oder in die Welt eintritt. Ihr werdet finden, daß er über sittliche Dinge richtig denkt, und daß sein Wille eben so gesund ist wie seine Vernunft. Ihr werdet sehen, wie er das Laster verachtet und die Ausschweifung verabscheut. Beim bloßen Namen einer Buhldirne werdet ihr in seinen Augen das Aergerniß gewahren, welches die Unschuld nimmt. Ich behaupte, daß es nicht einen einzigen giebt, welcher sich entschließen könnte, allein in die traurigen Behausungen jener Unglücklichen zu gehen, selbst wenn dies gebräuchlich wäre und er ein Bedürfniß dazu fühlte.

Betrachtet aber denselben jungen Menschen sechs Monate später, und ihr werdet ihn nicht wiedererkennen. Seine freien Aeußerungen, die Grundsätze des Welttons, sein leichtfertiges Wesen würden ihn uns als einen andren Menschen erscheinen lassen, wenn sein Spötteln über seine frühere Einfalt, seine Scham, sobald man ihn an dieselbe erinnert, nicht zeigten, daß er derselbe ist und daß er über sie erröthet. O, wie hat er sich in so kurzer Zeit gebildet! Woher kommt ein so großer und plötzlicher Wechsel? Aus dem Fortschritt des Temperaments? Hätte sein Temperament im väterlichen Hause nicht dieselben Fortschritte gemacht? Und dort hätte er sicherlich weder denselben Ton noch dieselben Grundsätze angenommen. Kommt er aus den ersten sinnlichen Genüssen? Im Gegentheil. Wenn man anfängt, sich denselben hinzugeben, ist man furchtsam, unruhig, scheut den hellen Tag und das Geräusch. Die ersten Sinnengenüsse sind stets geheimnißvoll. Die Scham würzt und verbirgt sie. Die erste Geliebte macht nicht frech, sondern schüchtern. Ganz verloren in einem ihm so neuen Zustande, sammelt sich der Jüngling, um ihn zu genießen, und zittert beständig, ihn zu verlieren. Wenn er lärmt, ist er weder wollüstig noch zärtlich; sobald er sich rühmt, hat er nicht genossen.

Die andre Denkungsweise allein hat jene Verschiedenheit hervorgebracht. Sein Herz ist noch dasselbe, aber seine Meinungen haben gewechselt. Auch die langsamer wechselnden Gefühle ändern sich schließlich durch diese; und nur dann wird er wahrhaft verdorben sein. Kaum ist er in die Welt eingetreten, so erhält er eine andre Erziehung, welche der ersten ganz entgegengesetzt ist und durch welche er das verachten lernt, was er hoch hielt, und das hochschätzen, was er verachtete. Man lehrt ihn die Unterweisungen seiner Eltern und Lehrer als pedantisches Geschwätz, und die Pflichten, die sie ihm predigten, als eine kindische Moral ansehen, welche man als Erwachsener verachten muß. Er hält

es für eine Ehrensache, sein Benehmen zu ändern. Er wird dreist ohne innres Verlangen, und geckenhaft aus falscher Scham. Er verspottet die guten Sitten, ehe er noch Geschmack an den schlechten gefunden hat, und rühmt sich der Ausschweifungen, ohne noch zu wissen, was Ausschweifen ist. Ich werde nie das Geständniß eines jungen Officiers der Schweizergarde vergessen, welcher sich bei den geräuschvollen Vergnügungen seiner Kameraden zwar sehr langweilte, aber doch nicht wagte, sich ihnen zu entziehen, aus Furcht verspottet zu werden. „Ich übe mich," sagte er, „trotz meines Widerwillens darin wie im Schnupfen. Der Geschmack wird mit der Gewohnheit kommen; man kann doch nicht ewig Kind bleiben."

Es ist also viel weniger die Sinnlichkeit als die Eitelkeit, vor welcher ein junger Mensch, der in die Welt eintritt, bewahrt werden muß. Er giebt weit mehr fremdem als eignem Hange nach, und die Eigenliebe macht mehr Wüstlinge als die Liebe.

Ist dem so, so frage ich, ob auf der ganzen Erde Jemand besser gegen Alles, was seine Sitten, seine Gesinnung, seine Grundsätze verderben könnte, gerüstet ist, als mein Zögling; ob irgend Jemand mehr im Stande ist, dem Strome zu widerstehen. Denn gegen welche Verführung wäre er nicht gewaffnet? Wenn sein Verlangen ihn zum andern Geschlechte hinzieht, so findet er dort gar nicht, was er sucht, und sein befangnes Herz hält ihn zurück. Wo soll er Befriedigung finden, wenn seine Sinnlichkeit ihn erregt und drängt? Der Abscheu vor Ehebruch und Ausschweifung hält ihn gleicherweise von öffentlichen Dirnen wie von verheiratheten Frauen fern, und mit einer von beiden beginnen stets die Ausschweifungen der Jugend. Ein heirathslustiges Mädchen kann gefallsüchtig, nie aber frech sein, es wird sich nicht einem jungen Manne, der es heirathen könnte, wenn er es für verständig hält, an den Hals werfen. Ueberdies wird es doch auch Jemand überwachen. Emil seinerseits wird sich auch nicht gänzlich selbst überlassen sein. Beide werden wenigstens Furcht und Schamgefühl, welche von den ersten Verlangen unzertrennlich sind, zu Wächtern haben. Sie werden nicht plötzlich zur äußersten Vertraulichkeit übergehen und keine Zeit haben, allmählich ohne Hindernisse zu ihr zu gelangen. Um sich anders zu benehmen, müßte er schon Unterricht von seinen Kameraden erhalten, müßte er von ihnen schon gelernt haben, über seine Zurückhaltung zu spotten und, sie nachahmend, unverschämt zu werden. Welcher Mensch in der Welt ist aber weniger Nachahmer als Emil? Welcher Mensch läßt sich wohl

weniger durch einen spöttischen Ton leiten, als derjenige, welcher gar keine Vorurtheile hat und es versteht, auf die Andrer nichts zu geben? Ich habe zwanzig Jahre gearbeitet, um ihn gegen die Spötter zu waffnen; es wird ihnen mehr als einen Tag kosten, ihn zu ihrem Narren zu machen. Denn das Lächerliche ist in seinen Augen nur die Vernunft der Thoren, und nichts macht unempfindlicher gegen die Spötterei als über die Meinung erhaben zu sein. Statt des Spottes bedarf es für ihn der Gründe; und sobald er dahin kommt, besorge ich nicht, daß die jungen Narren ihn mir entführen werden; ich habe das Gewissen und die Wahrheit für mich. Wenn aber das Vorurtheil sich einmengen muß, dann gilt eine zwanzigjährige Zuneigung auch etwas. Man wird ihn niemals glauben machen, daß ich ihn mit eitlen Lehren gelangweilt habe, und die Stimme eines treuen und wahren Freundes in einem unverdorbenen und fühlenden Herzen wird bald das Geschrei von zwanzig Verführern verhallen lassen. Da es sich alsdann nur darum handelt, ihm zu zeigen, daß sie ihn täuschen und unter dem Vorgeben ihn als Mann zu behandeln in Wirklichkeit nur als Kind behandeln, so werde ich mich bemühen, bei Anführung meiner Gründe stets einfach, aber ernst und klar zu sein, damit er fühlt, daß ich es bin, welcher ihn als Mann behandelt. Ich werde ihm sagen: „Du siehst, daß dein Interesse allein, welches auch das meinige ist, mich reden heißt; ich kann gar kein anderes haben. Warum aber wollen dich jene jungen Leute überreden? Weil sie dich verführen wollen. Sie lieben dich keineswegs, sie haben gar kein Interesse an dir. Ihr einziger Beweggrund ist ein geheimer Verdruß, daß sie sehen, wie Du mehr werth bist als sie. Sie wollen Dich auf ihr geringes Maß herabsetzen und werfen Dir nur deshalb vor, du lassest dich leiten, weil sie dich selbst leiten möchten. Kannst du wohl glauben, daß Du mit diesem Tausche gewinnen wirst? Ist ihre Weisheit denn so erhaben, und ist ihre kaum einen Tag alte Zuneigung stärker als die meinige? Um ihrem Gespötte irgend ein Gewicht zu verleihen, müßte man auf ihre Autorität etwas geben können. Welche Erfahrungen haben sie denn aber, um ihre Grundsätze über die unsrigen zu stellen? Sie haben nur andre Leichtfüße nachgeahmt, und wollen nun, daß man auch sie nachahme. Um sich über die angeblichen Vorurtheile ihrer Väter hinwegzusetzen, unterwerfen sie sich denen ihrer Kameraden. Ich sehe gar nicht ein, was sie damit gewinnen. Wohl aber sehe ich, daß sie dadurch sicherlich zwei große Vortheile verlieren: den der elterlichen Liebe, deren Rathschläge so zart und aufrichtig sind,

und den der Erfahrung, welche über das urtheilen läßt, was man kennt. Denn die Väter sind wohl Kinder gewesen, die Kinder aber nicht Väter."

„Hältst Du sie aber wenigstens in ihren thörichten Grundsätzen für aufrichtig? Sie sind es ebensowenig, mein lieber Emil. Sie täuschen sich, um Dich zu täuschen. Sie sind keineswegs in Uebereinstimmung mit sich selbst. Ihr Herz straft sie unaufhörlich Lügen, und oft widerspricht ihnen ihr eigner Mund. Hier zieht einer von ihnen alles Ehrbare ins Lächerliche, der in Verzweiflung gerathen würde, wenn seine Frau so dächte wie er. Dort dehnt ein Andrer seine Gleichgültigkeit gegen die Sitten bis auf diejenigen der Frau aus, welche er noch gar nicht hat, oder, um die Ehrlosigkeit noch zu erhöhen, auf diejenigen der Frau, welche er schon hat. Gehe aber noch weiter. Sprich mit ihm von seiner Mutter und sieh, ob er gern als ein Kind des Ehebruchs, als der Sohn eines Weibes von schlechtem Lebenswandel, als einer, der den Namen einer Familie mit Unrecht trägt und den rechtmäßigen Kindern ihr Erbe raubt, gelten möchte und sich ruhig als Bastard behandeln lassen wird. Wer von ihnen möchte seine Tochter entehren lassen, wie er die eines Andern entehrt hat? Es ist nicht einer unter ihnen, der Dir nicht nach dem Leben trachten würde, wenn Du in Deinem Verfahren gegen ihn alle die Grundsätze befolgen wolltest, die er Dir aufdringen will. So offenbaren sie schließlich ihre Inconsequenz, und man merkt, daß keiner von ihnen das glaubt, was er sagt. Hier hast Du meine Gründe, lieber Emil. Erwäge nun die ihrigen, wenn sie solche haben, und vergleiche. Wenn ich wie sie Verachtung und Spott anwenden wollte, so würdest Du sehen, daß sie sich der Lächerlichkeit eben so und noch mehr blos stellen als ich. Aber ich fürchte eine ernstliche Prüfung nicht. Der Triumph der Spötter ist von kurzer Dauer. Die Wahrheit bleibt, aber das unsinnige Gelächter verhallt."

Ihr begreift nicht, wie Emil im zwanzigsten Jahre so fügsam sein kann. Wie verschieden wir doch denken! Ich dagegen begreife nicht, wie er es hat im zehnten Jahre sein können. Denn welche Gewalt hatte ich über ihn in diesem Alter? Es hat mir fünfzehn Jahre Sorgfalt gekostet, um mir dieselbe zu erwerben. Damals erzog ich ihn nicht, sondern bereitete ihn nur vor, erzogen zu werden. Er ist es jetzt hinreichend, um fügsam zu sein. Er erkennt die Stimme der Freundschaft und weiß der Vernunft zu gehorchen. Allerdings lasse ich ihm den Schein der Unabhängigkeit; aber niemals war er mir mehr unterworfen, denn er ist es, weil er es sein will. So lange ich mich nicht zum Herrn

seines Willens machen konnte, bin ich Herr seiner Person geblieben; ich folgte ihm auf jedem Schritt. Jetzt überlasse ich ihn bisweilen sich selbst, weil ich ihn beständig regiere. Wenn ich ihn verlasse, so umarme ich ihn und sage zu ihm in zuversichtlichem Tone: Emil, ich vertraue Dich meinem Freunde an, ich überlasse Dich seinem redlichen Herzen; er wird mir für Dich verantwortlich sein.

Es ist nicht die Sache eines Augenblicks, eine gesunde Anhänglichkeit, welche keine vorausgehende Störung erlitten hat, zu verderben, und Grundsätze, welche unmittelbar aus dem ursprünglichen Lichte der Vernunft abgeleitet sind, zu verwischen. Wenn während meiner Abwesenheit irgend ein Wechsel vor sich geht, so wird er doch nie andauernd genug sein und sich nie hinreichend verbergen können, daß ich die Gefahr nicht vor dem Uebel wahrnehmen und keine Zeit haben sollte, ein Heilmittel anzuwenden. Wie man nicht mit einem Schlage verderben kann, eben so lernt man nicht urplötzlich sich verstellen. Und wenn je ein Mensch in dieser Kunst ungeschickt ist, so ist es Emil, der in seinem Leben keine einzige Gelegenheit gehabt hat, sie anzuwenden.

Durch diese und ähnliche Sorgfalt glaube ich ihn so sicher vor ihm fremdartigen Dingen und gemeinen Grundsätzen zu bewahren, daß ich ihn lieber inmitten der schlechtesten Pariser Gesellschaft sehen möchte, als einsam in seinem Zimmer oder in einem Parke der ganzen Unruhe seines Alters überlassen. Was man auch thun mag, von allen Feinden, denen ein Jüngling ausgesetzt ist, ist der gefährlichste und der einzige, den man nicht beseitigen kann, er selbst. Dieser Feind ist jedoch nur durch unsre Schuld gefährlich, denn, wie ich schon tausendmal gesagt habe, die Einbildungskraft allein ist es, welche die Sinnlichkeit erweckt. Ihr Bedürfniß ist gar nicht eigentlich ein physisches Bedürfniß. Es ist gar nicht wahr, daß dies ein wirkliches Bedürfniß ist. Wenn niemals ein unzüchtiger Gegenstand unser Auge getroffen hätte, wenn nie ein unanständiger Gedanke in unsren Geist gedrungen wäre, so würde sich uns dies angebliche Bedürfniß vielleicht nie fühlbar gemacht haben und wir würden keusch, ohne Versuchung, ohne Anstrengung und ohne Verdienst geblieben sein. Man weiß nicht, welche dumpfe Gährung durch gewisse Lagen und gewisse Bilder im Blute des Jünglings erregt wird, ohne daß er sich selbst die Ursache dieser ersten Unruhe, die nicht leicht zu dämpfen ist und nur zu bald wiederkehrt, zu erklären vermag. Je mehr ich aber über diese wichtige Krisis und ihre nähern und entferntern Ursachen nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß ein Mensch, der

einsam in einer Wüste, ohne Bücher, ohne Belehrung und ohne Frauen erzogen worden wäre, daselbst unbefleckt sterben würde, welches Alter er auch erreichen möge.

Es ist aber hier von keinem Wilden dieser Art die Rede. Wenn man einen Menschen unter seines Gleichen und für die menschliche Gesellschaft erzieht, so ist es unmöglich, ja nicht einmal zweckmäßig, ihn immer in dieser heilsamen Unwissenheit zu erhalten. Das Schlimmste für die Sittsamkeit ist, halb unterrichtet zu sein. Die Erinnerung an Gegenstände, welche uns aufgefallen sind, die Vorstellungen, die wir uns angeeignet haben, folgen uns in die Zurückgezogenheit, beleben diese wider unsern Willen mit Bildern, die weit verführerischer sind als die Gegenstände selbst, und machen für den, welcher sie mit dahin nimmt, die Einsamkeit so gefährlich, als sie für den nützlich ist, der sich immer allein dort aufhielt.

Wachet also sorgfältig über den jungen Menschen selbst; vor allem Uebrigen wird er sich allein bewahren können; an euch aber ist es, ihn vor sich selbst zu bewahren. Lasset ihn nicht allein weder bei Tage, noch bei Nacht; schlaft wenigstens im selben Zimmer mit ihm. Er lege sich nicht früher zu Bett, als bis er vom Schlafe überwältigt ist, und verlasse es augenblicklich, wenn er erwacht. Mißtraut seinem Instinkte, sobald ihr euch nicht mehr auf denselben beschränkt. Er ist gut, so lange er allein wirkt; er wird verdächtig, sobald er sich in die menschlichen Einrichtungen mischt. Er darf nicht vernichtet, muß aber geregelt werden; und das ist vielleicht schwieriger als ihn vernichten. Es würde sehr gefährlich sein, wenn er euren Zögling lehrte, seine Sinne auf eine andre Spur zu leiten und für die Gelegenheiten zu ihrer Befriedigung einen andern Ersatz zu bieten. Wenn er erst einmal diesen gefährlichen Ersatz kennen lernt, so ist er verloren. Von da ab wird er einen entnervten Körper und ein entnervtes Herz haben. Er wird sich bis zum Grabe mit den traurigen Wirkungen dieser Gewohnheit tragen, der verhängnißvollsten, der ein Jüngling unterworfen sein kann. Ohne Zweifel würde es noch besser sein . . . Wenn die Hitze eines feurigen Temperamentes unüberwindlich wird, dann, mein lieber Emil, bedaure ich dich. Aber ich würde keinen Augenblick schwanken, ich würde durchaus nicht dulden, daß der Zweck der Natur umgangen würde. Wenn du einmal einem Tyrannen unterjocht sein mußt, so werde ich dich lieber dem überlassen, von welchem ich dich wieder befreien kann. Was auch

geschehen möge, so werde ich dich doch leichter den Frauen als dir selbst entreißen.

Bis in das zwanzigste Jahr wächst der Körper und bedarf dazu seines ganzen Nahrungsstoffes. Die Enthaltsamkeit liegt alsdann in der Ordnung der Natur und man fehlt gegen dieselbe nur auf Kosten seiner Constitution. Vom zwanzigsten Jahre ab wird die Enthaltsamkeit eine sittliche Pflicht. Sie ist wichtig, um zu lernen sich selbst zu beherrschen und Herr seiner Gelüste zu bleiben. Aber die sittlichen Pflichten haben ihre Modificationen, ihre Ausnahmen, ihre Regeln. Wenn die menschliche Schwachheit eine Alternative unvermeidlich macht, so muß man von zwei Uebeln das geringste wählen. In jedem Falle ist es besser, einen Fehler zu begehen als ein Laster auszuüben.

Bedenkt, daß ich hier nicht mehr von meinem Zöglinge, sondern von dem eurigen spreche. Seine Leidenschaften, die ihr habt gähren lassen, unterjochen euch. Gebt ihm also offen nach und verhehlt ihm seinen Sieg nicht. Wenn ihr ihm denselben in seinem wahren Lichte zu zeigen versteht, so wird er weniger stolz als beschämt darüber sein, und ihr bewahrt euch das Recht ihn während seiner Verirrung noch zu leiten, um ihn wenigstens die Abgründe vermeiden zu lassen. Es ist von Wichtigkeit, daß der Zögling nichts thut, was der Erzieher nicht weiß und nicht will, selbst wenn es schlecht wäre; und es ist hundertmal besser, daß der Erzieher einen Fehler billigt und sich täuscht, als daß er durch seinen Zögling getäuscht wird und der Fehler ohne sein Wissen begangen wird. Wer da glaubt, die Augen bei irgend etwas schließen zu müssen, wird sich bald genöthigt sehen, sie bei Allem zu schließen. Der erste geduldete Mißbrauch zieht einen andern nach sich, und diese Kette endet erst mit dem Umsturz aller Ordnung und der Verachtung eines jeden Gesetzes.

Ein andrer Irrthum, den ich schon bekämpft habe, der aber nie die Schwachköpfe verlassen wird, ist der, daß man stets eine gewisse Amtsmiene annimmt und in den Augen seines Schülers als ein vollkommner Mensch dastehen will. Diese Methode ist widersinnig. Sehen denn jene Leute nicht, daß sie ihre Autorität gerade vernichten, indem sie dieselbe befestigen wollen? Daß man sich an Stelle derer versetzen muß, zu denen man spricht, wenn man seinen Worten Gehör verschaffen will, und daß man Mensch sein muß, um zum Menschenherzen reden zu können? All jene vollkommnen Menschen vermögen weder zu rühren noch zu überreden. Man sagt sich beständig, daß es für sie sehr leicht ist, Leiden-

schaften zu bekämpfen, die sie nicht fühlen. Zeigt eurem Zöglinge eure Schwächen, wenn ihr die seinigen heilen wollt, damit er sehe, wie ihr denselben Kampf kämpft wie er, damit er an eurem Beispiele sich überwinden lerne und nicht wie die Andern sage: Diese Greise wollen in ihrem Verdrusse darüber, daß sie nicht mehr jung sind, die Jünglinge wie Greise behandeln, und weil all ihre Verlangen erloschen sind, so machen sie aus den unsrigen ein Verbrechen.

Montaigne erzählt, daß er eines Tages den Herrn von Langey gefragt habe, wie viel mal er sich während seiner Unterhandlungen in Deutschland im Dienste des Königs betrunken habe[13]). Ich möchte wohl den Hofmeister eines gewissen jungen Menschen fragen, wie vielmal er im Dienste seines Zöglings in ein verrufenes Haus gegangen. Wie viel mal? Ich irre mich. Wenn das erste Mal nicht dem Ausschweifenden auf immer das Verlangen nach Wiederkehr benimmt, wenn er nicht Reue und Scham davon trägt, wenn er nicht Ströme von Thränen an eurer Brust vergießt: dann gebt ihn sofort auf. Er ist nur ein Ungeheuer, oder ihr seid nur Blödsinnige. Ihr könnt ihm nie wieder etwas nützen. Doch lassen wir diese verzweifelten Auskunftsmittel beiseit, die eben so traurig als gefährlich sind und zu unsrer Erziehung in keinem Verhältnisse stehen.

Welche Vorsicht hat man bei einem gut gearteten Jünglinge anzuwenden, bevor man ihn dem Aergerniß der Sitten unsrer Zeit aussetzt. Diese Vorsichtsmaßregeln sind peinlich, aber sie sind unerläßlich, denn die Nachlässigkeit in diesem Punkte ist es, welche die ganze Jugend verdirbt. Die Ausschweifungen der frühern Jahre sind es, durch welche die Menschen entarten und durch welche man sie das werden sieht, was sie heutzutage sind. Niedrig und feig selbst in ihren Lastern, haben sie nur gemeine Seelen, weil ihre verbrauchten Körper frühzeitig zerrüttet worden sind. Kaum bleibt ihnen so viel Lebenskraft, daß sie sich bewegen können. Ihre schwächlichen Gedanken verrathen einen Geist ohne Stoff. Für alles Große und Edle haben sie kein Gefühl. Sie haben weder Natürlichkeit noch männliche Kraft. Verworfen in jeder Hinsicht und auf niedrige Art schlecht, sind sie nur eitel, betrügerisch und falsch. Sie haben nicht einmal Muth genug, um berühmte Verbrecher zu werden. Das sind die verächtlichen Menschen, welche die jugendliche Ausschweifung hervorbringt. Wenn sich ein einziger unter ihnen fände, der mäßig und nüchtern sein könnte, der in ihrer Mitte sein Herz, sein Blut, seine Sitten vor der Ansteckung ihres Beispieles zu bewahren wüßte, so würde

er in seinem dreißigsten Jahre alle jene Insekten zerdrücken, und mit weniger Mühe als es ihn gekostet, sein eigner Herr zu bleiben, ihr Herr werden.

Sofern nur irgend Geburt oder Glück etwas für Emil gethan, so würde er dieser Mann sein, wenn er es sein wollte. Aber er würde sie viel zu sehr verachten, um sie seiner Herrschaft zu würdigen. Laßt uns jetzt sehen, wie er inmitten derselben in die Welt eintritt, nicht um dort eine Rolle zu spielen, sondern um sie kennen zu lernen und in ihr eine Gefährtin zu finden, die seiner würdig ist.

In welchem Stande er auch geboren sein, und in welche Gesellschaft er sich zuerst einführen möge, so wird doch sein erstes Auftreten einfach sein und kein Aufsehen erregen. Möge Gott ihn vor dem Unglücke bewahren, dort zu glänzen. Die Eigenschaften, welche sogleich in die Augen fallen, sind nicht die seinigen, er hat sie nicht und will sie nicht haben. Er legt zu wenig Werth auf die Urtheile der Menschen, um solchen auf ihre Vorurtheile zu legen, und verlangt gar nicht, daß man ihn achtet, bevor man ihn kennt. Sein Auftreten ist weder bescheiden noch eitel, es ist natürlich und wahr. Er kennt weder Zwang noch Verstellung und ist inmitten einer Gesellschaft derselbe, der er allein und ohne Zeugen ist. Wird er deshalb grob, wegwerfend und unaufmerksam gegen Jemand sein? Ganz im Gegentheil. Denkt er, wenn er allein ist, nicht geringschätzig von den Menschen, warum sollte er sie für nichts achten, wenn er unter ihnen lebt? Er giebt ihnen keineswegs in seinem Benehmen vor sich einen Vorzug, da er sie in seinem Herzen sich nicht vorzieht. Aber er zeigt gegen sie ebensowenig Gleichgültigkeit, die er weit entfernt ist gegen sie zu hegen. Wenn er auch die Formeln des feinen Tones nicht kennt, so hat er doch die Aufmerksamkeit der Menschenliebe. Er sieht nicht gern jemanden leiden. Er wird nicht aus Ziererei seinen Platz einem Andern anbieten, wird ihm aber denselben aus Güte überlassen, wenn er ihn vernachlässigt sieht, und urtheilt, daß ihn diese Vernachlässigung kränkt. Denn dann wird es meinem jungen Manne weniger Mühe kosten, freiwillig stehen zu bleiben, als mit anzusehen, wie der Andre es gezwungen thut.

Obgleich Emil im Allgemeinen die Menschen nicht hochschätzt, so wird er doch auch keineswegs Verachtung gegen sie zeigen, weil er sie bedauert und herzliches Mitleid gegen sie empfindet. Da er ihnen keinen Geschmack an den wirklichen Gütern beibringen kann, so läßt er ihnen ihre eingebildeten Güter, mit denen sie sich zufriedenstellen, aus Furcht,

daß er sie noch unglücklicher machen möge, als sie es sind, wenn er sie ihnen ganz nutzlos nimmt. Er ist daher weder Streiter noch Besserwisser; er ist ebensowenig Rechtgeber und Schmeichler. Er sagt seine Meinung, ohne die eines Andern zu bekämpfen, weil er die Freiheit über Alles liebt und Freimüthigkeit ihm eins der herrlichsten Rechte ist.

Er spricht wenig, weil er sich wenig darum kümmert, ob man sich mit ihm beschäftigt. Aus demselben Grunde spricht er nur von nützlichen Dingen; was sollte ihn sonst noch zum Sprechen veranlassen? Emil ist zu unterrichtet, um jemals ein Schwätzer zu sein. Das ewige Geschwätz kommt nothwendig aus der Einbildung, man habe Geist, wovon ich sogleich sprechen werde, oder von dem Werthe, den man Lappalien beilegt, von denen man alberner Weise annimmt, daß Andre eben so viel aus ihnen machen. Wer genug kennt, um jedem Dinge seinen wahren Werth zu verleihen, spricht niemals zu viel. Denn er weiß eben so wohl die Aufmerksamkeit zu schätzen, die man ihm zollt, wie das Interesse, welches man an seiner Rede haben kann. Im Allgemeinen sprechen diejenigen viel, welche wenig wissen, und die, welche viel wissen, sprechen wenig. Es ist leicht begreiflich, daß ein leerer Kopf Alles für wichtig findet, was er weiß, und es der ganzen Welt verkündet. Ein kenntnißreicher Mensch dagegen öffnet nicht leicht seine Schatzkammer; er hätte zu viel zu sagen und sieht, daß noch mehr zu sagen wäre; so schweigt er.

Weit entfernt gegen die Manieren Andrer zu verstoßen, bequemt er sich willig denselben an, nicht etwa um in den Gebräuchen unterrichtet zu erscheinen, auch nicht um den Ton eines Weltmannes zu affectiren, sondern im Gegentheil aus Furcht, man möge ihn auszeichnen, und um der Aufmerksamkeit zu entgehen. Nie fühlt er sich wohler, als wenn man gar nicht Acht auf ihn hat.

Obschon er bei seinem Eintritte in die Welt ihre Manieren durchaus nicht kennt, so ist er um deswillen doch weder schüchtern noch furchtsam. Wenn er sich den Blicken entzieht, so geschieht es keineswegs aus Verlegenheit, sondern weil man, um gut sehen zu können, nicht gesehen werden darf. Denn was man von ihm denkt, beunruhigt ihn wenig, und vor dem Spotte hat er nicht die geringste Furcht. Daher kommt es, daß er beständig ruhig und kaltblütig ist, und daß falsche Scham ihn niemals quält. Bemerkt oder unbemerkt thut er allezeit sein Möglichstes. Da er stets gesammelt ist, um die Andern gehörig zu beobachten, so eignet er sich ihre Manieren mit einer Leichtigkeit an, welche die Sklaven der Meinung nicht haben können. Man kann sagen, daß

er den Weltton gerade deswegen um so leichter annimmt, weil er so wenig aus ihm macht.

Täuscht euch dessenungeachtet nicht über seine Haltung und vergleicht sie nicht mit der eurer süßen jungen Herren. Er ist fest, aber nicht selbstgefällig; seine Manieren sind frei, aber nicht wegwerfend. Das unverschämte Wesen ist den Sklaven eigen, die Unabhängigkeit braucht nichts zu affectiren. Ich habe noch nie gesehen, daß jemand, der Stolz in seinem Herzen hatte, denselben in seiner Haltung zeigte. Diese Affectation ist vielmehr niedrigen und eitlen Seelen eigen, die nur dadurch allein imponiren können. Ich habe in einem Buche gelesen, daß ein Fremder eines Tages in den Saal des berühmten Marcel trat und dieser ihn fragte, aus welchem Lande er sei. „Ich bin Engländer" antwortete der Fremde. „Sie, Engländer," erwiederte der Tänzer; „Sie wären von der Insel, wo die Bürger Antheil an der Staatsverwaltung haben und einen Theil der oberherrlichen Gewalt ausüben?*) Nein, mein Herr, diese gesenkte Stirn, dieser scheue Blick, dieses unsichere Auftreten verkünden mir, daß Sie der bevollmächtigte Sklave eines Kurfürsten sind."

Ich weiß nicht, ob dieses Urtheil eine große Kenntniß des wahren Verhältnisses zwischen dem Charakter und dem Aeußern eines Menschen beweist. Ich, der ich nicht die Ehre habe, Tanzmeister zu sein, würde das gerade Gegentheil gedacht haben. Ich hätte gesagt: „Dieser Engländer ist kein Höfling; ich habe nie gehört, daß Höflinge eine gesenkte Stirn und ein unsichres Auftreten haben. Ein Mann, der einem Tanzmeister gegenüber verlegen ist, braucht es darum keineswegs im Unterhause zu sein." Fürwahr, dieser Marcel muß seine Landsleute für lauter alte Römer halten.

Wer liebt, will geliebt werden. Emil liebt die Menschen, er will ihnen also gefallen. Um so mehr will er den Frauen gefallen. Sein Alter, seine Sitten, sein Plan, Alles kommt zusammen, um dies Verlangen in ihm zu nähren. Ich sage seine Sitten, denn diese thun hierbei

---

*) Als ob es Bürger gäbe, die nicht Glieder des Gemeinwesens wären und als solche keinen Antheil an der souveränen Macht hätten! Aber die Franzosen haben es für gut befunden, den achtbaren Bürgernamen zu usurpiren, welcher ehedem den Gliedern des gallischen Gemeinwesens gebührte, und dadurch den Begriff des Wortes so verkehrt, daß gar kein Sinn mehr in demselben ist. Ein Mann, der viel dummes Zeug gegen die Neue Heloise geschrieben, hat seine Unterschrift mit dem Titel Bürger von Paimboeuf geziert und mir dadurch eine außerordentliche Artigkeit zu erweisen geglaubt. [14])

viel. Gesittete Männer sind die wahren Verehrer der Frauen. Sie haben nicht, wie die andern, jenes spöttische Geschwätz der Schönthuerei; aber sie haben eine Ergebenheit, die wahrer, zarter ist und aus dem Herzen kommt. Ich will einen Mann von Sitten und Selbstbeherrschung, der bei einer Jungfrau steht, aus hunderttausend Wüstlingen herauserkennen. Urtheilt nun, wie Emil mit seinem noch ganz natürlichen Temperamente und bei so viel Gründen, ihm zu widerstehen, sein muß. Ich glaube wohl, daß er in der Nähe von Frauen bisweilen schüchtern und verlegen sein wird. Aber sicherlich wird ihnen diese Verlegenheit nicht mißfallen, und selbst die am wenigsten schelmischen werden nur noch zu oft sich an ihr weiden und sie vergrößern. Uebrigens wird sich seine Ergebenheit merklich nach den Verhältnissen ändern. Er wird bescheidner und achtungsvoller gegen verheirathete Frauen, lebhafter und zärtlicher gegen Jungfrauen sein. Er verliert den Gegenstand seines Suchens nie aus den Augen und stets wird er da, wo er am meisten an denselben erinnert wird, die größte Aufmerksamkeit bezeigen.

Niemand wird strenger in der Beachtung alles dessen sein, was sich auf die Ordnung der Natur und selbst auf die gute gesellschaftliche Ordnung gründet. Aber dem ersteren wird er vor dem letztern stets den Vorzug geben, und er wird einem Privatmanne, der älter ist als er, höhere Achtung erweisen als einer obrigkeitlichen Person, die mit ihm gleiches Alters ist. Da er also gewöhnlich einer der jüngsten in den Gesellschaften, in denen er sich bewegt, sein wird, so wird er auch stets einer der bescheidensten sein, nicht aus Eitelkeit, demüthig zu erscheinen, sondern aus einem Gefühle, das sich auf Natur und Vernunft gründet. Er wird keineswegs die ungezogne Lebensart eines jungen Gecken haben, der zur Belustigung der Gesellschaft kecker spricht als die Einsichtsvollsten und den Aelteren das Wort abschneidet. Er wird seinestheils durchaus nicht zu der Antwort berechtigen, welche ein alter Edelmann Ludwig XV. gab, als ihn dieser fragte, ob er seinem Jahrhundert vor dem vorigen den Vorzug gäbe: „Sire, in meiner Jugend habe ich dem Alter Ehre erweisen müssen, und in meinem Alter muß ich der Jugend Ehre erweisen."

Da er ein zartes und empfindsames Gemüth hat und nichts nach der Taxe der Meinung schätzt, so wird er, obgleich er Andern gefallen möchte, sich dennoch wenig darum kümmern, ob er von ihnen sonderlich beachtet wird. Hieraus folgt, daß er mehr herzlich als höflich sein, nie weder Ansehen noch Prunk haben, und daß ihn ein Liebeszeichen mehr

rühren wird als tausend Lobeserhebungen. Aus demselben Grunde wird er weder seine Manieren noch seine Haltung vernachlässigen. Er wird selbst sorgfältig in seiner Kleidung sein können, nicht um als ein Mann von Geschmack zu erscheinen, sondern um seine Gestalt angenehmer zu machen. Er wird keineswegs zu goldnen Einfassungen seine Zuflucht nehmen und nie wird das Zeichen des Reichthums seine Kleidung besudeln.

Man sieht, daß alles dies keineswegs eines Vorrathes von Vorschriften meinerseits bedarf. Es ist nur eine Wirkung seiner frühesten Erziehung. Man macht uns ein großes Geheimniß aus der Weltkenntniß, als ob ihr Erwerb in dem Alter, wo man sie gewinnt, nicht etwas Natürliches wäre, und als ob man ihre vornehmsten Gesetze nicht in einem ehrbaren Herzen zu suchen hätte. Die wahrhafte feine Bildung besteht in dem Wohlwollen, das man den Menschen erweist. Wenn man solches hat, dann zeigt es sich ohne Mühe. Nur für denjenigen, der es nicht empfindet, hat man die Kunst erfinden müssen, wohlwollend zu scheinen.

„Die traurigste Wirkung der gewöhnlichen Weltbildung ist die, daß sie die Kunst lehrt sich der Tugenden zu entschlagen, welche sie nachahmt. Man flöße uns durch die Erziehung Menschlichkeit und Wohlwollen ein, so werden wir auch Bildung haben, oder werden derselben gar nicht bedürfen."

„Wenn wir auch nicht jene Bildung besäßen, die sich in feinem Anstand ankündet, so würden wir doch die besitzen, welche den Ehrenmann und den Bürger verkündet, und würden nicht zur Falschheit unsre Zuflucht zu nehmen brauchen."

„Statt verschmitzt zu sein, um zu gefallen, wird es genügen, gut zu sein; statt falsch zu sein, um den Schwächen Andrer zu schmeicheln, wird es hinreichen nachsichtig zu sein."

„Diejenigen, welchen man auf solche Weise begegnet, werden weder stolz gemacht noch verdorben; sie werden nur erkenntlich sein und dadurch besser werden."*)

Mir scheint es, wenn irgend eine Erziehung die Art von Bildung erzeugen muß, welche Herr Düclos hier fordert, so ist es diejenige, deren Grundzüge ich bisher entworfen habe.

---

*) Betrachtungen über die Sitten des Jahrhunderts von Düclos.

Ich gebe indessen zu, daß bei so verschiedenen Grundsätzen Emil keineswegs wie alle Welt sein wird, und Gott möge verhüten, daß er es jemals werde. In dem aber, worin er sich von Andern unterscheidet, wird weder etwas Anstößiges noch etwas Lächerliches liegen. Die Verschiedenheit wird zwar bemerklich, aber nicht mißfällig sein. Emil wird, wenn man will, ein liebenswürdiger Fremdling sein. Anfangs wird man ihm seine Eigenthümlichkeiten verzeihen und sagen: Er wird sich schon bilden. In der Folge aber wird man sich an seine Manieren gewöhnen, und wenn man sieht, daß er dieselben nicht ändert, so wird man sie ihm auch noch verzeihen und sagen: Er ist nun einmal so.

Er wird zwar nicht als liebenswürdiger Mensch gefeiert werden, aber man wird ihn lieben ohne zu wissen warum. Niemand wird seinen Geist rühmen, aber man wird ihn gern zum Richter unter Leuten von Geist nehmen. Sein Geist wird klar und auf das Naheliegende beschränkt sein, er wird einen geraden Sinn und ein gesundes Urtheil haben. Da er nie nach neuen Ideen hascht, so wird er auch nie mit seinem Witze glänzen wollen. Ich habe ihm bemerklich gemacht, daß alle heilsamen und den Menschen wahrhaft nützlichen Ideen von Anfang an bekannt gewesen sind, daß sie zu allen Zeiten die wahren Bande der Gesellschaft ausmachen, und daß überschwänglichen Geistern, um sich auszuzeichnen, nur verderbliche und für die Menschheit verhängnißvolle Ideen übrig sind. Diese Art sich bewundern zu lassen, rührt ihn wenig. Er weiß, wo er sein Lebensglück zu finden hat, und wodurch er zum Glücke Andrer beitragen kann. Das Bereich seines Wissens dehnt sich nur auf das aus, was ihm vortheilhaft ist. Sein Weg ist schmal und scharf begrenzt. Nie versucht, ihn zu verlassen, verliert er sich unter denen, die ihn gleichfalls verfolgen, und will weder irre gehen, noch glänzen. Emil ist ein Mensch von gesundem Verstande und will nichts andres sein. Man mag ihn immerhin mit diesem Titel beleidigen wollen, er wird sich stets durch ihn geehrt fühlen.

Obgleich ihn der Wunsch zu gefallen nicht völlig gleichgültig gegen die Meinung Andrer sein läßt, so wird er doch von dieser Meinung nur das annehmen, was sich unmittelbar auf seine Person bezieht, ohne sich um die willkürlichen Werthbestimmungen zu kümmern, welche nur auf der Mode oder auf Vorurtheilen beruhen. Er wird seinen Stolz darein setzen, Alles, was er macht, gut machen zu wollen, es selbst besser machen zu wollen als ein Andrer. Im Laufe wird er der Flüchtigste, im Ringen der Stärkste, im Arbeiten der Geschickteste, beim Spiel der

Gewandteste sein wollen. Er wird sich aber nicht leicht um Vortheile bemühen, welche nicht an sich klar sind und erst durch das Urtheil Andrer bestätigt werden müssen, z. B. mehr Geist zu haben, besser zu reden, gelehrter zu sein als ein Andrer rc.; noch weniger aber um solche, welche sich überhaupt gar nicht auf die Person beziehen, wie von höherm Herkommen zu sein, für reicher gehalten zu werden, mehr Einfluß zu haben, angesehener zu sein, durch größern Prunk zu imponiren.

Da er die Menschen liebt, weil sie seines Gleichen sind, so wird er vornehmlich denen seine Liebe zuwenden, welche ihm am ähnlichsten sind, weil er sich seiner Güte bewußt ist. Und da er diese Aehnlichkeit nach der Uebereinstimmung des Geschmacks in sittlichen Dingen beurtheilt, so wird es ihn in Allem, was im guten Charakter seinen Grund hat, sehr freuen, wenn man ihm Beifall zollt. Er wird sich zwar nicht geradezu sagen: ich freue mich, daß ich Beifall finde; aber wohl: ich freue mich, daß man das billigt, was ich gut gemacht habe, ich freue mich über das, was die Leute, welche mich ehren, sich zur Ehre anrechnen; so lange sie so gesund urtheilen, ist es schön, ihre Achtung zu genießen.

Da er die Menschen nach ihren Sitten in der Welt studirt, wie er sie zuvor nach ihren Leidenschaften in der Geschichte studirte, so wird er oft Veranlassung haben, darüber nachzudenken, was dem Menschenherzen schmeichelt oder ihm wehe thut. So sehen wir ihn über die Grundsätze des Geschmacks philosophiren, ein Studium, welches ihm während dieser Epoche entspricht.

Je weiter man die Definitionen des Geschmacks herholt, desto mehr verirrt man sich. Der Geschmack ist nur die Urtheilsfähigkeit über das, was der großen Mehrzahl gefällt oder mißfällt. Geht man hierüber hinaus, so weiß man nicht mehr, was Geschmack ist. Es folgt hieraus nicht, daß es mehr Leute von Geschmack, als andre, giebt. Denn obschon die Mehrheit über jeden Gegenstand gesund urtheilt, so giebt es doch wenig Leute, welche über Alles wie jene Mehrheit urtheilen. Und obgleich das Zusammentreffen der allgemeinsten Geschmacksrichtungen den guten Geschmack ausmacht, so giebt es doch wenig Leute von Geschmack, eben so wie es wenige schöne Personen giebt, obgleich die Schönheit in der Vereinigung der allgemeinsten Gesichtszüge besteht.

Es ist zu beachten, daß es sich hier nicht um das handelt, was man um seines Nutzens willen liebt und um seines Schadens willen haßt. Der Geschmack übt sich nur an gleichgültigen Dingen, an solchen, die

nur wegen des Vergnügens, das sie gewähren, Interesse haben, nicht aber an solchen, die zu unsren Bedürfnissen gehören. Um diese zu beurtheilen, braucht man keinen Geschmack, der bloße Trieb genügt schon. Das ist es, was die reinen Entscheidungen des Geschmacks so schwierig und, wie es scheint, so willkürlich macht. Denn außer dem ihn bestimmenden Instinkte sieht man für seine Entscheidungen keinen Grund weiter. Noch sind aber seine Gesetze in sittlichen Dingen und seine Gesetze in physischen Dingen zu unterscheiden. In den letztern erscheinen die Grundsätze des Geschmacks absolut unergründlich. [Denn wer sagt uns z. B. warum dieser Gesang schön ist und ein andrer nicht? Wer giebt uns die Grundsätze für die Farben-Zusammenstellung? Wer lehrt uns, warum uns in der Abtheilung eines Rasenplatzes das Oval besser gefällt als das Rund, und bei einer Fontaine das Rund besser als das Oval?] Es ist auch eine wichtige Bemerkung, daß der Geschmack auf das Gebiet des Moralischen kommt in Allem, was an die Nachahmung grenzt*). So erklärt man sich Schönheiten, welche physische zu sein scheinen und es in Wirklichkeit gar nicht sind. Ich füge noch hinzu, daß der Geschmack auch seine localen Gesetze hat, welche ihn in tausend Dingen vom Klima, von den Sitten, der Regierungsform und andern Einrichtungen abhängig machen; und wieder andere, welche im Alter, im Geschlechte, im Charakter ihren Grund haben. Und in diesem Sinne ist es, daß man über den Geschmack nicht streiten kann.

Der Geschmack ist allen Menschen von Natur eigen. Aber nicht Alle haben ihn in gleichem Maße, er entwickelt sich nicht bei Allen bis zu demselben Grade; und bei Allen ist er aus verschiedenen Ursachen der Veränderlichkeit unterworfen. Das Maß des Geschmacks, welches man besitzen kann, hängt von der Gefühlsfähigkeit ab, die man empfangen hat. Seine Pflege und seine Bildung sind von den Gesellschaften abhängig, in denen man lebte. Erstens muß man in zahlreichen Gesellschaften leben, um viele Vergleiche anstellen zu können. Zweitens müssen es Gesellschaften des Vergnügens und Zeitvertreibs sein; denn in geschäftlichen Vereinen ist nicht das Vergnügen, sondern das Interesse bestimmend. Drittens müssen es Gesellschaften sein, in denen die Ungleichheit nicht allzu groß, und die Tyrannei der Meinung gemäßigt ist, und wo der Sinnengenuß mehr herrscht als die Eitelkeit. Denn im entgegengesetzten

*) Dies wird in einer Abhandlung über den Ursprung der Sprachen bewiesen, welche man in meinen gesammelten Schriften finden wird.

Falle erstickt die Mode den Geschmack, und man sucht nicht mehr das, was gefällt, sondern das, was auszeichnet.

Im letzten Falle ist es nicht mehr wahr, daß der gute Geschmack der der großen Mehrheit ist. Warum das? Weil der Gegenstand wechselt. Alsdann hat die Menge kein eignes Urtheil mehr, sie richtet sich mehr nach dem Urtheil derjenigen, welche sie für erleuchteter hält als sich selbst. Sie billigt nicht das, was gut ist, sondern das, was jene gebilligt haben. Wenn ihr allezeit einem jeden sein eignes Urtheil verschafft, so wird auch das, was das Angenehmste an sich ist, stets die Mehrzahl der Stimmen für sich haben.

Die Menschen bringen in ihren Werken das Schöne nur durch Nachahmung hervor. Alle echten Muster des Geschmacks finden sich in der Natur. Je mehr wir uns von dieser Lehrmeisterin entfernen, desto entstellter werden unsre Nachbildungen. Es sind also unsre Lieblingsgegenstände, welche wir zum Muster nehmen. Das Schöne der Phantasie ist der Laune und Autorität unterworfen, und ist nur noch das, was unsern Leitern gefällt.

Diejenigen, welche uns leiten, sind Künstler, Große, Reiche. Diese selbst aber werden durch ihr Interesse oder durch ihre Eitelkeit geleitet. Die Einen wollen ihren Reichthum zur Schau tragen, die Andern wollen daraus Vortheil ziehen, und so suchen sie um die Wette neue Mittel des Aufwandes. Hier richtet der große Luxus seine Herrschaft auf und macht das Schwierige und Kostbare beliebt. Dann ist das angeblich Schöne, weit entfernt die Natur nachzuahmen, nur darum schön, weil es ihr widerstreitet. Daher kommt es, daß Luxus und schlechter Geschmack unzertrennlich sind. Ueberall, wo der Geschmack mit großem Aufwand verbunden ist, ist er falsch.

Es ist besonders der Umgang beider Geschlechter, in welchem der Geschmack, sei er nun gut oder schlecht, seine bestimmte Form gewinnt. Seine Pflege ist eine nothwendige Folge des Zwecks dieser Gesellschaft. Wenn aber die Leichtigkeit des Genusses das Verlangen zu gefallen abschwächt, so muß der Geschmack ausarten; und dies scheint mir einer der augenscheinlichsten Gründe zu sein, warum der gute Geschmack mit den guten Sitten zusammenhängt.

Im Physischen und in dem, was im Urtheil der Sinne begründet ist, befragt den Geschmack der Frauen; im Moralischen aber und dem, was vom Verständniß abhängt, den der Männer. Wenn die Frauen sind, was sie sein sollen, so werden sie sich auf das beschränken, was

innerhalb ihres Gesichtskreises liegt, und stets richtig urtheilen. Aber seit sie sich zu Schiedsrichtern in der Literatur aufgeworfen haben, seitdem sie Bücher beurtheilen und mit aller Gewalt selbst solche schreiben wollen, verstehen sie sich auf nichts mehr. Schriftsteller, welche gelehrte Frauen um ihre Werke befragen, können stets sicher sein, daß sie schlecht berathen werden. Stutzer, welche sich bei ihnen für ihren Anzug Rath holen, sind stets lächerlich gekleidet. Ich werde bald Gelegenheit haben, von den wahren Talenten dieses Geschlechts und der Pflege derselben zu sprechen, sowie von denjenigen Dingen, über welche man seine Entscheidungen hören muß.

Das sind die elementaren Betrachtungen, welche ich zu Grunde legen werde, wenn ich mit meinem Emil über einen Gegenstand spreche, der ihm in seiner Lage und bei den Nachforschungen, mit welchen er beschäftigt ist, nichts weniger als gleichgültig ist. Wem sollte er gleichgültig sein? Die Kenntniß dessen, was den Menschen angenehm oder unangenehm sein kann, ist nicht allein dem nöthig, der ihrer bedarf, sondern auch dem, der ihnen nützlich sein will. Es ist selbst von Wichtigkeit, daß man ihnen gefällt, wenn man ihnen dienen will; und die Kunst zu schreiben ist nichts weniger als ein müßiges Studium, wenn man sie anwendet, um der Wahrheit Gehör zu verschaffen.

Wenn ich für die Geschmacksbildung meines Zöglings zwischen Ländern zu wählen hätte, wo die Cultur des Geschmacks noch im Entstehen ist, und zwischen andern, wo er schon entartet wäre, so würde ich der rückwärtsschreitenden Ordnung folgen. Ich würde seine Rundreise mit den letztern beginnen und den erstern beendigen. Der Grund dieser Wahl ist, daß durch eine übertriebne Feinheit, welche für Dinge empfindlich macht, die die große Mehrheit gar nicht gewahrt, der Geschmack verdorben wird. Diese Feinheit führt zu Erörterungen; denn je spitzfindiger man die Gegenstände behandelte, desto mehr vervielfältigen sie sich. Diese Spitzfindigkeit macht das Gefühl feiner, aber weniger übereinstimmend. Es bildet sich dann ein so vielfacher Geschmack als es Köpfe giebt. Durch die Streitigkeiten über den Vorzug erweitern sich die Philosophie und die Kenntnisse, und auf diese Weise lernt man denken. Die feinen Beobachtungen können nur von Leuten gemacht werden, welche sich viel in der Welt bewegt haben, indem sie erst nach allen andern auffallen und die Leute, welche wenig an zahlreiche Gesellschaften gewöhnt sind, ihre Aufmerksamkeit an den in die Augen fallenden Zügen erschöpfen. Es giebt gegenwärtig vielleicht keinen Ort in der civilisirten Welt, wo

der Geschmack im Allgemeinen schlechter wäre als in Paris. Dessenungeachtet ist es gerade diese Weltstadt, welche den guten Geschmack pflegt; und es erscheinen wenig geschätzte Bücher in Europa, deren Verfasser sich nicht in Paris gebildet haben. Wer aber glaubt, es genüge schon, die Bücher zu lesen, welche dort geschrieben werden, der irrt sich. Man lernt viel mehr aus dem Umgange mit den Schriftstellern als aus ihren Büchern. Und selbst die Schriftsteller sind es nicht, von denen man am meisten lernt: es ist der Geist der Gesellschaften, der einen denkenden Kopf entwickelt und den Gesichtskreis so viel als möglich erweitert. Hast du auch nur ein Fünkchen Genie, dann gehe auf ein Jahr nach Paris, bald wirst du es zu Allem bringen, was dir möglich ist, oder wirst es nie zu etwas bringen.

Man kann an Orten, wo schlechter Geschmack herrscht, denken lernen; aber man darf nicht wie diejenigen denken, welche diesen schlechten Geschmack haben, und das ist sehr schwer, wenn man mit ihnen zu lange umgeht. Man darf durch ihre Sorgfalt nur das urtheilende Instrument vervollkommnen lassen, muß aber vermeiden es so anzuwenden wie sie. Ich werde mich wohl hüten, Emils Urtheil bis zur Entstellung zu verfeinern. Und wenn sein Takt fein genug sein wird, daß er die Verschiedenheiten in dem Geschmacke der Menschen fühlt und vergleicht, so werde ich den seinigen auf die einfachsten Gegenstände sich fixiren lassen.

Ich werde sogar noch aus weiterer Ferne wirken, um ihm einen reinen und gesunden Geschmack zu bewahren. Im Gewühl der Zerstreuung werde ich es ermöglichen, mich mit ihm nützlich zu unterhalten; und indem ich die Unterhaltung stets auf Gegenstände lenke, die ihm gefallen, werde ich sie ihm eben so angenehm als lehrreich machen. Dies ist nun die Zeit der Lectüre angenehmer Bücher; es ist die Zeit, ihn die Rede analysiren zu lehren, und ihm alle die Schönheiten der Beredtsamkeit und des Ausdrucks zum Bewußtsein zu bringen. Sprachen um ihrer selbst willen zu lernen, will nicht viel sagen, ihr Gebrauch ist nicht so wichtig als man glaubt. Aber das Studium der Sprachen führt zu dem der allgemeinen Grammatik. Man muß Latein lernen, um gut französisch zu verstehen; muß beide Sprachen studiren und vergleichen, um die Regeln der Redekunst zu begreifen.

Es giebt überdieß eine gewisse zu Herzen gehende Einfachheit des Geschmacks, welche sich nur in den Schriften der Alten findet. In der Beredtsamkeit, in der Poesie, in jeder Gattung der Literatur, wird er

sie wiederfinden wie in der Geschichte: reich an Sachen und nüchtern im Urtheil. Unsre Schriftsteller dagegen sagen wenig mit vielen Worten. Es ist kein Mittel unser Urtheil zu bilden, wenn man uns unaufhörlich das ihrige als Gesetz aufdringt. Der Unterschied unsres Geschmacks von dem der Alten macht sich auf allen Monumenten bis auf die Grabmäler hinab bemerkbar. Die unsrigen sind mit Lobeserhebungen bedeckt, auf denen der Alten liest man nur Thaten:

Sta, viator, heroem calcas.[15])

Wenn ich auch diese Grabschrift auf einem antiken Denkmale gefunden hätte, so würde ich doch sogleich errathen haben, daß sie modern war. Denn nichts ist unter uns so allgemein, als es die Helden sind, bei den Alten aber waren sie selten. Statt zu sagen, daß ein Mann ein Held war, würden sie angegeben haben, was er gethan habe, um es zu sein. Mit der Grabschrift dieses Helden vergleiche man die des weibischen Sardanapal:

In einem Tage habe ich Tarsus und Anchialus gebaut,
und nun bin ich todt.

Welche sagt nach eurer Meinung mehr? Unser Lapidarstil mit seinem Schwulst taugt nur, um Zwerge aufzublasen. Die Alten zeigten den Mann, wie er war, und man sah, daß er ein Mann war. Um das Gedächtniß einiger auf dem Rückzuge der Zehntausend verrätherisch erschlagner Krieger zu ehren, sagt Xenophon: „Sie starben, tadellos im Kriege und in der Freundschaft." Das ist Alles. Aber bedenkt, wie voll das Herz dessen sein mußte, der dieses so kurze und so einfache Lob aussprach. Wehe dem, der es nicht hinreißend findet!

Auf dem Marmorsteine bei Thermopylä las man die Worte:

Wandrer, melde zu Sparta, daß wir hier starben,
treu seinen heilgen Gesetzen[16]).

Man sieht wohl, daß die Academie der Inschriften[17]) diese hier nicht verfaßt hat.

Ich müßte mich sehr irren, wenn mein Zögling, der den Worten so wenig Werth beilegt, nicht vor allem seine Aufmerksamkeit auf diese Verschiedenheit richten, und wenn sie keinen Einfluß auf die Wahl seiner Lektüre haben sollte. Hingerissen von der männlichen Beredtsamkeit des Demosthenes, wird er sagen: Das ist ein Redner. Liest er aber den Cicero, so wird er sprechen: Das ist ein Advokat.

Im Allgemeinen wird Emil mehr Geschmack an den Schriften der Alten als an den unsrigen finden, einfach deshalb, weil sie, als der Zeit nach die ersten, der Natur am nächsten stehen, und weil ihr Genie mehr ihnen selbst angehört. Was auch La Motte und der Abbé Terrasson sagen mögen, es giebt gar keinen wirklichen Fortschritt der Vernunft im Menschengeschlecht, weil Alles, was auf der einen Seite gewonnen wird, auf der andern wieder verloren geht. Alle Geister gehen stets von demselben Punkte aus, und da die Zeit, welche man anwendet, um zu erfahren, was Andre gedacht haben, für unser Selbstdenken-Lernen verloren geht, so hat man mehr erworbne Kenntnisse und weniger Geisteskraft. Unser Geist ist wie unser Arm geübt, Alles mit Werkzeugen zu verrichten, nichts durch sich selbst. Fontenelle sagte, daß der ganze Streit über die Alten und die Neuen sich darauf zurückführe, daß man wisse, ob die Bäume ehemals höher gewesen seien als heutzutage. Wenn sich der Ackerbau geändert hätte, so würde diese Streitfrage nicht so ungereimt sein.

Nachdem ich also mit Emil bis zu den Quellen der reinen Literatur aufgestiegen bin, zeige ich ihm auch deren Abflüsse in die Behälter der modernen Compilatoren: die Zeitschriften, Uebersetzungen und Wörterbücher. Er wirft auf dies Alles einen Blick, um nie wieder darauf zurückzukommen. Um ihn zu ergötzen, lasse ich ihn das Gewäsch der Academien anhören. Ich mache ihm bemerklich, daß jeder von denen, welche sie bilden, für sich allein mehr gilt, als in der Körperschaft. So wird er von selbst einen Schluß auf den Nutzen dieser schönen Anstalten machen.

Auch führe ich ihn ins Theater, nicht um die Sitten, sondern um den Geschmack zu studiren; denn hier vorzüglich zeigt er sich dem, welcher zu denken versteht. Laß die Vorschriften und die Moral unbeachtet, würde ich ihm sagen, hier ist nicht der Ort, um sie zu lernen. Das Theater steht nicht im Dienste der Wahrheit; es soll den Menschen schmeicheln, sie unterhalten. Es giebt keine Schule, in der man die Kunst, ihnen zu gefallen und das Menschenherz zu gewinnen, besser erlernen könnte. Das Studium des Theaters führt zu dem der Poesie. Beide haben genau denselben Zweck. Wenn er nur ein Fünkchen Geschmack für sie hat, mit welchem Vergnügen wird er dann die Sprachen der Dichter, Griechisch, Lateinisch, Italienisch lernen. Diese Studien werden für ihn Vergnügen und kein Zwang sein, und er wird darum nur um so mehr Gewinn von ihnen haben. Sie werden ihm köstlich sein in

einem Alter und unter Verhältnissen, wo das Herz sich mit solchem Reiz für jede Art von Schönheit interessirt, die zur Rührung bestimmt ist. Denkt euch, wie auf der einen Seite mein Emil, auf der andern ein lockrer Bursche eines Gymnasiums das vierte Buch der Aeneide, oder den Tibull, oder das Gastmahl des Plato liest. Welch' ein Unterschied! Wie mächtig wird das Herz des Einen von dem bewegt, was den Andern gar nicht rührt. O, guter Jüngling, halte an, höre auf zu lesen, du bist zu sehr ergriffen. Die Sprache der Liebe soll dir zwar gefallen, aber dich nicht irre leiten. Sei ein gefühlvoller Mensch, sei aber auch ein weiser Mensch. Wenn du nur eins von beidem bist, so bist du nichts. — Mag übrigens Emil in den todten Sprachen, in den schönen Wissenschaften, in der Poesie etwas lernen oder nicht, darauf kommt wenig an. Er wird darum nicht weniger werth sein, wenn er von alle dem nichts weiß, und um all diese Tändeleien handelt es sich bei seiner Erziehung nicht.

Mein Hauptzweck, indem ich ihn das Schöne jeder Art fühlen und lieben lehre, ist, seine Neigungen und seinen Geschmack auf dasselbe zu fixiren und zu verhindern, daß seine natürlichen Begierden nicht entarten, und er nicht eines Tages in seinem Reichthum die Mittel zu seinem Glücke suche, die er viel näher in sich selbst finden soll. Ich habe irgendwo gesagt, der Geschmack sei die Kunst, sich auf Kleinigkeiten zu verstehen,[18]) und das ist sehr wahr. Da aber die Annehmlichkeit des Lebens eben von einem Gewebe von Kleinigkeiten abhängt, so ist die Sorgfalt für dieselben nichts weniger als gleichgültig. Sie sind es, durch welche wir das Leben mit Gütern erfüllen lernen, die in unserm Bereiche liegen, in der ganzen Wirklichkeit, die sie für uns haben können. Ich verstehe hierunter keineswegs die sittlichen Güter, welche von einem guten Zustande des Innern abhangen, sondern allein das, was der Sinnlichkeit, der wirklichen Sinnenlust angehört, unabhängig von Vorurtheil und Meinung.

Man gestatte mir, daß ich zur bessern Entwicklung meiner Idee Emil einen Augenblick bei Seite lasse, da sein reines und unverdorbnes Herz Niemandem mehr als Regel dienen kann, und daß ich in mir selbst ein handgreiflicheres und den Sitten des Lesers näher liegendes Beispiel aufsuche.

Es giebt Stände, welche die Natur zu verändern und die ihnen angehörenden Menschen, sei es zum Bessern, sei es zum Schlechtern, umzuschaffen scheinen. Ein Feiger wird tapfer, wenn er in das

Regiment Navarra tritt. Nicht blos beim Militär nimmt man den Kastengeist an, dessen Wirkungen nicht immer zum Besten dienen. Ich habe hundertmal mit Schrecken daran gedacht, daß, wenn ich das Unglück hätte, heute in einem gewissen Lande irgend eine Stelle, die ich mir denke, zu bekleiden, ich morgen beinahe unvermeidlich ein Tyrann, ein Leuteplager, ein Volksverwüster, dem Fürsten schädlich, aller Menschlichkeit, aller Billigkeit und jeglicher Tugend feindlich sein würde.

Eben so würde ich, wenn ich reich wäre, Alles gethan haben, was nöthig ist, um es zu werden. Ich würde also unverschämt und gemein, nur für mich selbst empfindsam und zart, gegen alle Welt aber schonungslos und hart sein. Ich würde verächtlich auf das Elend des „Lumpenpacks" herabsehen, denn keinen andern Namen würde ich den Dürftigen geben, um vergessen zu machen, daß ich einst auch zu ihrer Klasse gehörte. Endlich würde ich mein Vermögen zum Werkzeug meiner Vergnügungen machen, mit denen ich einzig beschäftigt wäre, und bis dahin wäre ich, wie alle Andern.

In Einem jedoch möchte ich mich von ihnen bedeutend unterscheiden: ich würde nämlich vielmehr sinnlich und wollüstig, als stolz und eitel sein, und mich weit mehr dem Luxus der Verweichlichung als dem der Prunksucht hingeben. Ich würde mich selbst einigermaßen schämen, meinen Reichthum zu sehr sehen zu lassen, und immer den Neider zu sehen glauben, der, durch meinen Prunk in den Schatten gedrängt, seinem Nachbar ins Ohr sagte: Sieh doch diesen Schuft, wie er sich fürchtet, als solcher zu erscheinen.

Von den unermeßlichen Gütern, welche die Erde bedecken, würde ich mir aussuchen, was mir das Angenehmste wäre und was ich mir am besten zu eigen machen könnte. Der erste Gebrauch, den ich von meinem Reichthum machen würde, bestünde deswegen darin, daß ich mir Muße und Freiheit erkaufte; dem würde ich noch Gesundheit hinzufügen, wenn diese zu kaufen wäre. Aber da sie nur durch Mäßigkeit zu erlangen ist, so würde ich, da es ohne Gesundheit gar kein wahres Vergnügen im Leben giebt, mäßig sein aus Sinnlichkeit.

Ich würde auch stets der Natur so nahe als möglich bleiben, um den Sinnen zu schmeicheln, die sie mir verliehen hat, überzeugt, daß meine Genüsse um so wahrer sein werden, je natürlicher sie sind. Wo es sich um Nachahmung handelt, würde ich stets sie zum Muster nehmen, bei meinen Gelüsten würde ich ihr den Vorzug geben. Bei meinem Geschmack würde ich sie beständig zu Rathe ziehen, und diejenigen

Gerichte würde ich am liebsten essen, zu deren Bereitung sie selbst das meiste thut und welche durch die wenigsten Hände gehen, ehe sie auf den Tisch kommen. Ich würde den Fälschungen des Betrugs vorbeugen, und dem Vergnügen entgegen kommen. Meine thörichte und rohe Eßlust würde keinen Haushofmeister reich machen. Er sollte mir für mein schweres Geld kein Gift als Leckerbissen verkaufen[19]). Mein Tisch sollte keineswegs mit kostbarem Unflath und mit Aas aus fernen Welttheilen besetzt sein. Ich würde eigne Mühe nicht sparen, um meine Sinnlichkeit zu befriedigen, da diese Mühe selbst wieder ein Vergnügen ist und das erwartete erhöht. Wenn ich ein Gericht vom andern Ende der Welt kosten wollte, so würde ich wie Apicius[20]) viel lieber dorthin gehen, um es aufzusuchen, als es mir bringen lassen. Denn auch den ausgesuchtesten Speisen fehlt stets eine Würze, welche man nicht mit ihnen einführt und welche ihnen kein Koch geben kann: die Luft des Klimas, welches sie erzeugt hat.

Eben so wenig würde ich es denen nachthun, die sich nur da wohl fühlen, wo sie nicht sind, die stets die Jahreszeiten in Widerspruch mit sich selbst und die Klimate in Widerspruch mit den Jahreszeiten bringen, welche, den Sommer im Winter und den Winter im Sommer suchend, der Kälte wegen nach Italien und der Hitze wegen nach dem Norden gehen, ohne zu bedenken, daß sie die Strenge der Jahreszeiten, denen sie zu entgehen glauben, an den Orten finden, wo man gar nicht gelernt hat, sich vor ihr zu schützen. Ich würde vielmehr bleiben, wo ich bin, oder gerade entgegengesetzt handeln wie sie. Ich würde alle Annehmlichkeiten einer Jahreszeit und alle Eigenthümlichkeiten eines Klimas genießen. Ich würde mannigfache Vergnügungen und Gewohnheiten haben, die sich gar nicht ähnlich, aber die stets naturgemäß sein würden. Ich würde den Sommer in Neapel, den Winter in Petersburg verbringen, bald hingelagert in den kühlen Grotten von Tarent, einen süßen Zephyr einathmend, bald athemlos und ermüdet von den Vergnügungen des Balles im hell erleuchteten Eispalaste.

Bei meinem Tafelgeräth und meinem Zimmerschmuck würde ich durch ganz einfache Verzierungen den Wechsel der Jahreszeiten nachahmen, und alle Freuden einer jeden genießen, ohne die der folgenden vorauszunehmen. Es bereitet Mühe, aber keinen Genuß, so die Ordnung der Natur zu stören, ihr Gaben abzudringen, die sie nur ungern und mit einem Fluche beladen giebt, die weder Werth noch Geschmack haben und weder den Magen nähren noch den Gaumen kitzeln können.

Nichts ist geschmackloser als die Erstlinge. Nur mit großen Kosten bringt es ein solcher Reicher von Paris mit Hülfe seiner Oefen und Treibhäuser dahin, daß er das ganze Jahr hindurch schlechte Gemüse und schlechtes Obst auf seiner Tafel hat. Hätte ich Kirschen, wenn es friert, und duftende Melonen inmitten des Winters, mit welchem Vergnügen würde ich sie wohl kosten zu einer Zeit, wo mein Gaumen keiner Anfeuchtung und keiner Erfrischung bedarf? Würde mir in der Hitze der Hundstage die mehlige Kastanie wohl sehr angenehm sein? Würde ich sie wohl, wie sie aus der Pfanne kommt, der Johannisbeere, der Erdbeere und all den labenden Früchten vorziehen, die mir die Erde ohne so viel Mühe darbietet? Sein Kamin im Monat Januar mit einer erzwungnen Vegetation, mit blassen und geruchlosen Blumen bedecken, heißt weniger den Winter schmücken, als den Frühling seines Schmuckes berauben; heißt sich die Freude nehmen, im Walde das erste Veilchen zu suchen, die erste Knospe zu erspähen, und entzückt auszurufen: „Sterbliche, ihr seid nicht verlassen, die Natur lebt noch!"

Um gut bedient zu werden, würde ich wenige Diener haben. Das ist schon gesagt worden, es ist aber gut, es zu wiederholen. Ein Bürger hat mehr wirkliche Bedienung von seinem einzigen Diener als ein Herzog von den zehn Herren, die ihn umgeben. Hundertmal habe ich daran gedacht, wie ich an meinem Tische, mit meinem Glase neben mir, trinken kann, wenn es mir gefällt, während an einer großen Tafel erst zwanzig Stimmen nach dem Getränke rufen müßten, ehe ich meinen Durst löschen könnte. Alles, was man durch einen Andern thut, wird schlecht gemacht, wie man es auch anfangen möge. Ich würde nicht zum Kaufmann schicken, sondern selbst hingehen; ich würde selbst hingehen, damit meine Leute nicht vor mir mit ihm unterhandelten, damit ich sicherer wählen könnte und weniger theuer zu bezahlen brauchte; ich würde selbst gehen, um mir eine angenehme Bewegung zu machen und zu sehen, was um mich her vorgeht, denn das ist eine Erholung und nicht selten auch lehrreich; endlich würde ich gehen, um zu gehen, das ist doch immer etwas. Die Langeweile beginnt, wenn man gar zu viel sitzt; wer viel geht, langweilt sich wenig. Thürsteher und Lakaien sind schlechte Dolmetscher. Ich möchte nicht, daß solche Leute allezeit zwischen mir und der übrigen Welt stünden, noch möchte ich immer in einem rasselnden Wagen fahren, als wenn ich befürchtete, angeredet zu werden. Die Pferde eines Mannes, der sich seiner Beine bedient, sind stets bereit; wenn sie ermüdet oder krank sind, weiß er

es vor jedem andern, und er braucht nicht zu fürchten, daß er das Haus hüten muß, wenn es seinem Kutscher beliebt, sich unter diesem Vorwande einen guten Tag zu machen. Unterwegs lassen ihn nicht tausend Hindernisse vor Ungeduld vergehen, noch nöthigen sie ihn zu halten, in einem Augenblicke, wo er fliegen möchte. Kurz, da uns Niemand so gut bedient, als wir uns selbst, so sollte man, wäre man auch mächtiger als Alexander und reicher als Krösus, sich doch von Andern nur in dem bedienen lassen, was man nicht selbst verrichten kann.

Ich möchte keinen Palast als Wohnung haben. Denn ich würde in diesem Palaste doch nur ein Zimmer einnehmen. Jeder gemeinschaftliche Raum gehört Niemandem, und das Zimmer eines jeden meiner Leute würde mir so fremd sein, wie das meines Nachbarn. So üppig die Orientalen auch sind, so sind doch alle ihre Wohnungen und Hausgeräthe einfach. Sie betrachten das Leben als eine Reise und ihr Haus als eine Herberge. Diese Meinung behagt uns andern Reichen wenig, wir richten uns ein, als ob wir ewig leben sollten. Ich würde aber eine andre Ansicht haben, welche dieselbe Wirkung erzeugte. Wenn ich mich mit so großem Aufwande an irgend einem Orte niederließe, so würde es mir scheinen, als sei ich von allen andern verbannt und so zu sagen in meinem Palaste eingekerkert. Die Welt ist doch ein ganz netter Palast; gehört nicht Alles dem Reichen, wenn er es genießen will? Ubi bene, ibi patria[21]), das ist sein Wahlspruch. Sein Herd ist der Ort, wo das Geld Alles vermag, sein Land ist überall, wo seine Geldkiste passiren kann, wie Philipp jede Festung für sein hielt, in welche ein mit Geld beladenes Maulthier eindringen konnte*). Warum sich also mit Mauern und Thoren umgeben, als ob man nie ihren Bereich verlassen sollte? Wenn eine Epidemie, ein Krieg, ein Aufstand mich von einem Orte verjagt, so gehe ich an einen andern und finde, daß mein Haus noch früher dort angelangt ist, als ich selbst. Warum soll ich Sorge tragen, mir selbst ein solches zu errichten, da man in der ganzen Welt für mich baut? Warum, wenn man solche Eile hat zu leben, sich Genüsse in weiter Ferne bereiten, die man schon heute finden kann? Wenn man sich unaufhörlich in

*) Ein prächtig gekleideter Fremder, der zu Athen gefragt wurde, aus welchem Lande er sei, antwortete: Ich bin reich. Das war, wie mirs scheint, eine treffliche Antwort.

Widerspruch mit sich selbst setzt, so kann man sich kein angenehmes Loos bereiten. Darum tadelte Empedokles die Argentiner, daß sie Vergnügungen auf einander häuften, als wenn sie nur einen Tag zu leben hätten, und bauten, als wenn sie niemals sterben sollten[22]).

Was nützte mir übrigens auch eine solche ausgedehnte Wohnung, da ich so wenig Leute habe, um sie einzunehmen, und noch weniger Sachen, um sie auszustatten? Meine Hausgeräthe würden einfach sein wie mein Geschmack. Ich würde weder eine Gemäldegallerie noch eine Bibliothek haben, besonders wenn ich das Lesen liebte und mich auf Gemälde verstände. Denn dann würde ich wissen, daß solche Sammlungen niemals vollständig sind und der Mangel des Nichtvorhandnen größern Verdruß bereitet, als wenn man gar nichts besitzt. Hier eben schafft der Ueberfluß das Elend. Es giebt keinen, der Sammlungen veranstaltet und dies nicht erfahren hätte. Wer sich darauf versteht, sollte es nicht thun. Man hat kein Cabinet mehr, um es Andern zu zeigen, sobald man sich eines solchen für sich bedienen kann.

Das Spiel ist keineswegs ein Vergnügen des Reichen, es ist das Hülfsmittel des Müßiggängers. Meine Vergnügungen würden mich viel zu sehr in Anspruch nehmen, um mir viel Zeit zu lassen, die ich so schlecht ausfüllen könnte. Da ich einsam und arm bin, so spiele ich überhaupt gar nicht, es müßte denn bisweilen eine Partie Schach sein, und das ist schon zu viel. Wenn ich reich wäre, würde ich noch weniger spielen, und nur ein ganz niedriges Spiel, damit ich keinen sähe, der unzufrieden wäre, noch ich selbst es werde. Die Gewinnsucht kann, da sie beim Reichen kein Beweggrund zum Spiel ist, nur bei einem ganz niedern Charakter sich in Spielwuth verwandeln. Den Gewinn, den der Reiche beim Spiel machen kann, empfindet er weniger als die Verluste. Und da bei der Einrichtung der gemäßigten Spiele der Gewinn auf die Dauer wieder aufgeht, und man so im Ganzen mehr verliert als gewinnt, so kann man bei richtiger Ueberlegung sich nicht einem Vergnügen hingeben, wo Gefahren jeder Art gegen uns sind. Wer seine Eitelkeit damit nährt, vom Glücke begünstigt zu sein, kann solche Bevorzugung in viel anziehendern Dingen finden; und diese Bevorzugung zeigt sich im kleinsten Spiele nicht weniger als im großen. Geschmack am Spiele, die Frucht des Geizes und der Langenweile, kann nur ein leerer Geist und ein leeres Herz finden; und es scheint mir, als wenn ich genug Gefühl und Kenntnisse besäße, um einer solchen Ergänzung nicht zu bedürfen. Man findet selten, daß Denker großes

Gefallen am Spiele finden, da es die Gewohnheit des Denkens unterbricht oder auf unfruchtbare Combinationen lenkt. So besteht auch eine der Wohlthaten, und vielleicht die einzige, welche der Geschmack an den Wissenschaften erzeugt, darin, daß er diese schmutzige Leidenschaft ein wenig ertödtet. Man wird sich lieber darin üben, den Nutzen des Spiels zu beweisen, als sich ihm selbst zu überlassen. Ich aber würde unter Spielern diesen Nutzen bestreiten, und würde mehr Vergnügen daran finden, mich über die Verlierer lustig zu machen, als ihnen ihr Geld abzugewinnen.

Im häuslichen Leben, wie im Verkehr mit der Welt würde ich derselbe sein. Ich würde wünschen, daß mein Vermögen überall Behagen schaffe und niemals eine Ungleichheit fühlbar mache. Der Flitter des Putzes ist in tausendfacher Hinsicht unbequem. Um jede mögliche Freiheit unter den Menschen zu genießen, möchte ich mich so kleiden, daß ich in jedem Range am Platze erschiene und mich in keinem auszeichnete, daß ich ohne Verstellung und ohne Wechsel meiner Person in der Schänke zum Volke, im Palais Royal zur feinen Gesellschaft gehörig erschiene. Indem ich so mehr Herr meines Benehmens wäre, würde ich stets die Freuden eines jeden Standes in mein Bereich ziehen können. Es giebt Frauen, wie man sagt, welche vor gestickten Manschetten ihre Thüren schließen und nur Personen in Spitzenmanschetten empfangen. Ich würde demnach meinen Tag anderswo verbringen. Wenn aber diese Frauen jung und hübsch wären, so könnte ich auch bisweilen Spitzen anlegen, um allenfalls eine Nacht mit ihnen zu verleben.

Das einzige Band meiner Gesellschaften würde wechselseitige Zuneigung, Uebereinstimmung im Geschmack und Angemessenheit der Charaktere sein. Ich würde als Mensch, nicht als Reicher mich in ihnen bewegen. Nie würde ich dulden, daß ihr Reiz durch Eigennutz vergiftet würde. Wenn mein Ueberfluß mir noch einige Menschlichkeit gelassen hätte, so würde ich meine Dienste und meine Wohlthaten weit ausdehnen. Aber eine Gesellschaft möchte ich um mich haben, keinen Hof, Freunde und keine Schützlinge; ich würde nicht der Gönner, sondern der Wirth meiner Tischgenossen sein. Die Unabhängigkeit und Gleichheit würde meinen Verbindungen die ganze Reinheit des Wohlwollens lassen; und wo weder Pflicht noch Interesse irgend welchen Einfluß haben, da werden Freude und Freundschaft allein regieren.

Man erkauft sich weder seinen Freund, noch seine Geliebte. Es ist zwar leicht, Frauen zu bekommen, wenn man Geld hat; aber es ist

das Mittel, um nie von einer geliebt zu werden. Statt daß man die Liebe erkaufen könnte, wird sie vielmehr durch das Geld unfehlbar ertödtet. Wer zahlt, wird, und wäre er der liebenswürdigste Mann, schon darum, weil er zahlt, nicht lange geliebt werden. Bald wird er für einen Andern zahlen, oder dieser Andre wird vielmehr mit seinem Gelde bezahlt werden. Und bei dieser doppelten, aus Eigennutz, aus Wollust, ohne Ehre, ohne Liebe, ohne wahres Vergnügen entstandnen Verbindung bleibt das habsüchtige, untreue und elende Weib, das von dem, welchen sie liebt, ebenso behandelt wird, wie sie den Thoren behandelt, dem sie giebt, keinem von beiden etwas schuldig. Wie süß wäre es, freigebig gegen den zu sein, den man liebt, wenn nicht ein Kauf daraus würde! Ich kenne nur ein Mittel, diese Neigung gegen seine Geliebte befriedigen zu können, ohne die Liebe dabei zu vergiften: man müßte ihr Alles übergeben und sich in der Folge von ihr ernähren lassen. Aber wo ist die Frau, mit der ein solches Verfahren nicht ungereimt wäre?

Wer da sagte: „Ich besitze die Laïs, ohne daß sie mich besitzt," sprach ein Wort ohne Sinn[23]). Der Besitz, welcher nicht wechselseitig ist, ist gar keiner; es ist höchstens der Besitz des Geschlechts, nicht der des Individuums. Wo aber das Sittliche der Liebe fehlt, was ist da vom Uebrigen viel Aufhebens zu machen? Nichts ist leichter zu finden als dies. Ein Mauleseltreiber steht hierin dem Glücke näher als ein Millionär.

O, wenn man die Inconsequenzen des Lasters hinreichend enthüllen könnte, wie oft würde man finden, daß derjenige, welcher erhielt, was er begehrte, sich arg verrechnet hat. Wozu diese rohe Gier, die Unschuld zu vernichten und sich ein Opfer zu bringen mit einem jungen Gegenstande, den man hätte beschützen sollen und den man mit diesem ersten Schritte unvermeidlich in einen Abgrund des Elends reißt, aus dem er nur durch den Tod gerettet wird? Viehische Begierde, Eitelkeit, Thorheit, Verirrung, und nichts weiter. Das Vergnügen selbst ist nichts Natürliches; es ist Sache der Meinung, und zwar der elendesten Meinung, denn sie ist verbunden mit Selbstverachtung. Derjenige, welcher sich als der schlechteste unter den Menschen fühlt, fürchtet den Vergleich mit jedem andern und möchte für den ersten gelten, um weniger verhaßt zu sein. Man sehe doch, ob die Jünglinge, welche am gierigsten nach diesem eingebildeten Vergnügen sind, jemals liebenswürdig, ob sie des Gefallens werth sind, und ob sie nicht mehr Entschuldigung

verdienten, wenn sie schwer zu befriedigen wären. Nein; bei guter Gestalt, bei Verdienst und Gefühl fürchtet man die Erfahrung seiner Geliebten wenig. Mit einem gerechten Vertrauen sagt man zu ihr: Du kennst das Vergnügen — es schadet nichts! Mein Herz verspricht dir, was du noch nie gekannt hast.

Ein alter verbrauchter Satyr freilich, ohne Annehmlichkeit, ohne Zurückhaltung, ohne Achtung, ohne den geringsten Anstrich von Ehrbarkeit, unfähig und unwürdig irgend einem Weibe zu gefallen, das sich auf Liebenswürdigkeit versteht, glaubt dies Alles bei der jugendlichen Unschuld dadurch ersetzen zu können, daß er der Erfahrung zuvorkommt, und das erste Erwachen der Sinnlichkeit hervorruft. Seine letzte Hoffnung ist, unter der Gunst der Neuheit zu gefallen. Unstreitig liegt hierin der geheime Grund seiner vorübergehenden Neigung. Aber er täuscht sich. Der Abscheu, den er erregt, ist nicht weniger natürlich als es die Verlangen sind, die er erregen wollte. Er täuscht sich auch in seiner thörichten Erwartung: dieselbe Natur sorgt auch dafür, ihre Rechte wieder geltend zu machen. Jedes Mädchen, welches sich verkauft, hat sich schon zuvor vergeben; und da sie sich nach ihrer Wahl ergeben hatte, so kann sie Vergleichungen anstellen, die er fürchten muß. Er erkauft sich also ein eingebildetes Vergnügen und ist darum nicht weniger verabscheut als zuvor.

Welche Veränderung auch der Reichthum in mir hervorrufen möchte, in einem Punkte würde ich mich nicht verändern. Wenn mir auch weder Sitte noch Tugend bliebe, so würde mir wenigstens einiger Geschmack, einiger Sinn, einiges Zartgefühl bleiben, und dies würde mich davor bewahren, daß ich mein Vermögen als Narr verwendete, um Einbildungen nachzulaufen und meine Börse und mein Leben zu erschöpfen, um mich von Kindern verrathen und verspotten zu lassen. So lange ich jung wäre, würde ich die Vergnügungen der Jugend suchen. Und wenn ich sie in ihrer ganzen Wonne genießen wollte, würde ich sie nicht als reicher Mann suchen. Wenn ich bliebe, was ich bin, so wäre es ein ander Ding. Ich würde mich weislich auf Vergnügungen meines Alters beschränken; würde den Neigungen folgen, die ich befriedigen könnte, und diejenigen unterdrücken, die nur zu meiner Qual dienen möchten. Ich würde meinen grauen Bart nicht der spöttischen Verachtung junger Mädchen darbieten. Ich würde es gar nicht ertragen, zu sehen, daß meine albernen Liebkosungen ihren Ekel erregten, und ihnen auf meine Kosten Stoff zu den lächerlichsten

Erzählungen gäben; ich würde es nicht ertragen mir vorstellen zu müssen, wie sie die häßliche Wollust des alten Affen beschrieben, um sich dafür zu rächen, daß sie dieselbe hätten erdulden müssen. Wenn schlecht bezähmte Gewohnheiten meine alten Verlangen in Bedürfnisse verwandelt hätten, so würde ich sie vielleicht befriedigen, aber mit Scham, mit Erröthen vor mir selbst. Ich würde die Leidenschaft vom Bedürfnisse scheiden, mich so gut als möglich versehen, und damit hätte es sein Bewenden. Aber ich würde keine Beschäftigung mehr aus meiner Schwäche machen und möchte vor Allem keinen einzigen Zeugen derselben haben. Das menschliche Leben hat andre Freuden, wenn ihm jene fehlen. Indem man vergeblich den fliehenden nachläuft, beraubt man sich auch noch derer, die bleiben. Wechselt eure Neigungen mit den Jahren und versetzt die Lebensalter eben so wenig als die Jahreszeiten. Der Mensch muß zu allen Zeiten er selbst sein und nie gegen die Natur kämpfen. Diese eitlen Bemühungen verzehren das Leben und verhindern uns, es zu genießen.

Das Volk langweilt sich nicht; sein Leben ist ein thätiges. Wenn seine Vergnügungen auch nicht mannigfaltig sind, so sind sie dafür selten. Viele Tage der Mühe machen, daß es mit Wonne einige Festtage genießt. Die einzige Abwechselung langer Arbeit mit kurzem Vergnügen ist die Würze der Freuden dieses Standes. Die schreckliche Geißel der Reichen ist die Langeweile. Im Schooße so vieler mit schweren Kosten erkaufter Vergnügungen, inmitten so vieler Leute, die ihnen zu gefallen streben, verzehrt und tödtet sie die Langeweile. Sie verbringen ihr Leben damit, daß sie vor ihr fliehen und von ihr eingeholt werden. Wie ein unerträgliches Bleigewicht hängt sie sich ihnen an. Die Frauen besonders, welche sich nicht mehr zu beschäftigen noch zu vergnügen wissen, zehrt sie unter dem Namen Vapeurs [24]) auf. Sie verwandelt sich für sie in ein furchtbares Uebel, das ihnen bisweilen den Verstand und schließlich das Leben raubt. Ich wenigstens kenne kein schrecklicheres Loos als das einer schönen Pariserin, abgerechnet das des kleinen Liebenswürdigen, der sich an sie fesselt, sich ebenfalls in ein müßiges Weib verwandelt und so doppelt von seinem Stande entfernt, und welchen die Eitelkeit, der am meisten begünstigte Mann zu sein, die Länge der traurigsten Tage ertragen läßt, welche je ein Mensch verlebt hat.

Die Schicklichkeit, die Moden, die Gebräuche, welche aus dem Luxus und dem vornehmen Leben stammen, schränken das ganze Leben in die

Grenzen einer widerlichen Einförmigkeit ein. Die Freude, die man in den Augen Andrer genießen will, geht für Jedermann verloren: sie existirt weder für Andre noch für uns selbst*). Die Lächerlichkeit, welche die Meinung doch über Alles fürchtet, geht ihr beständig zur Seite, um sie zu tyrannisiren und zu strafen. Man wird einzig durch bestimmte, feststehende Formen lächerlich. Wer Abwechselung in seine Lagen und seine Vergnügungen zu bringen weiß, verwischt heute den Eindruck von gestern. Er ist gleich Null in den Augen der Menschen; denn er ist ganz ungetheilt zu jeder Stunde und bei jeder Sache. Meine einzige stehende Form würde diese sein: in jeder Lage würde ich mich mit keiner andern befassen, jeden Tag würde ich als für sich bestehend betrachten und als unabhängig vom vorhergehenden und vom folgenden. Da ich mit dem Volke ein Mann aus dem Volke sein würde, so würde ich auf dem Lande ein Landmann sein; und wenn ich über den Ackerbau spräche, sollte sich der Bauer nicht über mich lustig machen. Auf dem Lande würde ich mir keine Stadt bauen und inmitten einer Provinz keine Tuilerien vor mein Zimmer setzen. Am Hange eines freundlichen, schattigen Hügels würde ich eine kleine Meierei haben, ein weißes Haus mit grünen Fensterladen. Und obgleich ein Strohdach für jede Jahreszeit das beste ist, so würde ich doch bei meiner Prachtliebe zwar nicht den traurigen Schiefer, aber wohl ein Ziegeldach vorziehen, weil es ein reinlicheres und freundlicheres Ansehen hat als das Stroh. Auch deckt man in meiner Heimath die Häuser nicht anders, und so würde es mich zuweilen an die glückliche Zeit meiner Jugend erinnern. Mein Hof würde ein Hühnerhof sein, statt der Pferde würde ich einen Stall mit Kühen halten, um stets Milchspeisen haben zu können, welche ich sehr liebe. Ich hätte einen Gemüsegarten als Garten und statt des Parks einen hübschen Obstgarten, ähnlich dem, von welchem ich sogleich reden werde. Das Obst stände den Spaziergängern zu Diensten und würde von meinem Gärtner weder

---

*) Zwei Weltdamen haben, um sich den Schein zu geben, daß sie viel Vergnügen genießen, es sich zum Gesetz gemacht, nie vor fünf Uhr Morgens zu Bette zu gehen. Im strengen Winter verbringen ihre Leute die Nacht auf der Straße, um sie zu erwarten, und wissen sich kaum vor dem Erfrieren zu schützen. Eines Abends oder vielmehr eines Morgens kommt man in das Zimmer, wo diese beiden so vergnügten Personen die Stunden ungezählt verfließen lassen, und findet sie ganz allein, jede in ihrem Lehnsessel schlafend.

gezählt noch eingeerntet werden. Meine geizige Prachtliebe würde keineswegs den Augen prächtige Spaliere zur Schau stellen, welche man kaum zu berühren wagte. Diese kleine Verschwendung aber würde wenig kostspielig sein, da ich meinen Zufluchtsort in irgend einer entfernten Provinz wählen würde, wo man wenig Geld, aber viel Lebensmittel sieht und wo Ueberfluß und Armuth herrschen.

Hier würde ich eine mehr gewählte als zahlreiche Gesellschaft um mich sammeln, bestehend aus Freunden, welche das Vergnügen lieben und sich darauf verstehen, aus Frauen, welche vom Sessel sich erheben und an ländlichen Spielen Theil nehmen könnten und statt des Webschiffchens und der Karten auch zuweilen die Angelschnur, die Leimruthe, den Heurechen und den Winzerkorb in die Hand nähmen. Hier würde aller Stadtton vergessen, und als Dorfbewohner auf dem Dorfe würden wir uns einer Menge der mannigfaltigsten Vergnügungen überlassen, welche uns an jedem Abende keine andere Verlegenheit bereiteten als die Wahl für den morgenden Tag. Die Bewegung und das thätige Leben würden uns einen neuen Magen und einen neuen Geschmack verleihen. All unsre Mahlzeiten würden Schmausereien sein, bei denen der Ueberfluß besser gefiele als die Leckereien. Fröhlichkeit, ländliche Arbeiten, lustige Spiele sind die ersten Köche der Welt, und die feinen Ragouts sind eine Lächerlichkeit für Leute, welche seit Sonnenaufgang auf den Beinen sind. Das Tafelgeschirr würde weder sorgfältige Anordnung noch Eleganz zeigen; der Speisesaal würde überall sein, im Garten, in einem Boote, unter einem Baume; bisweilen weit weg, nahe einer sprudelnden Quelle, im grünen, frischen Grase, unter Erlen und Haselbüschen. Ein langer Zug fröhlicher Gäste würde singend die Vorrichtungen zum Schmause herbeitragen. Der Rasenplatz würde statt des Tisches und der Stühle, der Rand einer Quelle als Büffet dienen, der Nachtisch hinge auf den Bäumen. Die Gerichte würden ohne feststehende Ordnung aufgetragen, der Appetit überhöbe aller Umstände. Jeder würde sich offen vor jedem Andern den Vorrang geben und es in der Ordnung finden, wenn es jeder Andre eben so machte. Diese herzliche und gemäßigte Vertraulichkeit würde, ohne in Grobheit, Falschheit und Zwang auszuarten, einen schäkernden Streit hervorrufen, der hundertmal reizender wäre als alles geschliffne Wesen, und weit besser dazu diente, die Herzen zu verbinden. Kein unverschämter Bediente würde unsre Gespräche behorchen, insgeheim unser Benehmen bekriteln, mit habgierigem Blick uns die Bissen zuzählen, sich darüber

amüsiren uns aufs Trinken warten zu lassen, und darüber murren, daß wir zu lange bei Tische säßen. Wir würden selbst unsre Diener sein, um unsre eignen Herren zu sein; ein Jeder würde von Allen bedient. Die Stunden verflössen ungezählt. Die Mahlzeit würde zur Ruhezeit und würde so lange währen als die Tageshitze. Wenn nahe uns ein Bauer vorüberginge, der mit seinen Werkzeugen auf der Schulter zur Arbeit zurückkehrte, so würde ich durch einige freundliche Worte, durch ein Glas guten Weins sein Herz erfreuen, daß er freudiger sein Elend trüge. Ich aber würde die Freude empfinden, mein Innres in Bewegung zu fühlen und mir im Stillen sagen zu können: Noch bin ich ein Mensch.

Wenn irgend ein ländliches Fest die Bewohner des Ortes versammelte, so würde ich mit meiner Schaar der Erste bei ihnen sein. Sobald in meiner Nachbarschaft eine Hochzeit wäre, gesegneter vom Himmel als die in den Städten, so würde man wissen, daß ich die Freude liebe, und mich dazu einladen. Ich würde diesen guten Leuten einige Geschenke bringen, die, einfach wie sie selbst, zur Erhöhung der Festlichkeit beitrügen. Ich würde dafür dort einen unschätzbaren Lohn finden, Güter, welche unter meines Gleichen so wenig bekannt sind, Offenherzigkeit und wahres Vergnügen. Fröhlich würde ich am Ende ihres langen Tisches mit ihnen speisen, in den Refrain eines alten Volksliedes einstimmen und in ihrer Scheune mit froherm Herzen tanzen als auf dem Balle im Opernhaus.

Soweit ist Alles vortrefflich, wird man sagen, aber die Jagd? Kann man auf dem Lande sein ohne zu jagen? Ich verstehe. Ich wollte nur eine Meierei haben, und das war nicht richtig. Ich setze voraus, daß ich reich bin, bedarf also Vergnügungen ausschließlich für mich, Vergnügungen, bei denen zerstört wird. Das ist etwas ganz andres. Ich brauche Landgüter, Waldungen, Jagdaufseher, Grundzinsen, herrschaftliche Vorrechte, vor Allem Weihrauch und Weihwasser.

Vortrefflich. Aber auf diesem Landgute werde ich Nachbarn haben, welche eifersüchtig sind auf ihre Rechte und begierig, die Andrer sich anzumaßen. Unsre Aufseher werden sich raufen, vielleicht sogar die Herren selbst. Da giebt es denn Hader, Streitigkeiten, Haß, und wenigstens Processe. Das ist schon nicht sehr angenehm. Meine Lehnsleute werden mit wenig Vergnügen zusehen, wie meine Hasen ihr Getreide bearbeiten und meine Schweine ihre Bohnen. Keiner wird zwar wagen den Feind zu tödten, der ihm seine Arbeit zerstört, jeder aber

wird ihn wenigstens von seinem Felde verjagen wollen. Nachdem sie den Tag verbracht hätten, um ihr Feld zu bauen, müssten sie die Nacht damit verbringen, es zu behüten. Sie werden Hunde, Trommeln, Hörner und Schellen haben und mich mit all diesem Getöse im Schlafe stören. Ich werde wider Willen an das Elend dieser armen Leute denken müssen und nicht umhin können, mir Vorwürfe zu machen. Wenn ich die Ehre hätte ein Fürst zu sein, so würde mich dies Alles nicht mehr rühren. Aber ich, ein neuer Emporkömmling, ein neuer Reicher, werde ein Herz haben, das noch ein wenig bürgerlich fühlt.

Das ist noch nicht Alles. Der Ueberfluß an Wild wird die Jäger in Versuchung führen. Ich werde bald Wilddiebe zu bestrafen haben. Ich werde Gefängnisse, Kerkermeister, Häscher, Galeeren nöthig haben. Alles das erscheint mir entsetzlich. Die Weiber dieser Unglücklichen werden kommen und meine Thüre belagern, mich mit ihrem Geschrei belästigen; man müßte sie wohl wegjagen, müßte sie mißhandeln. Die armen Leute aber, welche nicht gewilddiebt haben, deren Ernte aber von meinem Wilde abgefressen worden ist, werden ebenfalls kommen und sich ihrerseits darüber beklagen. Die einen werden dafür gestraft, daß sie das Wild getödtet haben, die andern dafür zu Grunde gerichtet, daß sie es geschont haben: welch' traurige Alternative. Ich werde auf allen Seiten nur Elend sehen, nur Seufzer hören. Das muß doch, däucht mich, das Vergnügen gewaltig stören, nach Herzenslust Schaaren von Rebhühnern und Hasen fast vor seinen Füßen zu erlegen.

Wenn ihr eure Vergnügungen von ihren Verdrießlichkeiten befreien wollt, so nehmt ihnen alles Ausschließende. Je mehr ihr sie den Menschen gemeinsam macht, desto reiner werdet ihr sie stets genießen. Ich werde also keineswegs alles das thun, was ich soeben gesagt habe. Dagegen werde ich, ohne meine Neigungen zu ändern, dem folgen, was ich für das am wenigsten kostspielige halte. Ich werde meinen Landsitz in einem Lande aufschlagen, wo die Jagd einem jeden gestattet ist und wo ich das Vergnügen derselben ohne Verlegenheiten genießen kann. Das Wild wird dort seltner sein; aber man wird mehr Geschicklichkeit haben, es aufzusuchen, und mehr Vergnügen, es zu erlegen. Ich werde mich des Herzklopfens erinnern, welches mein Vater beim Fange des ersten Rebhuhns empfand, und der unaussprechlichen Freude, mit welcher er den Hasen fand, welchen er einen ganzen Tag lang gesucht hatte. Ja, ich behaupte, daß er, allein mit seinem Hunde, mit Flinte, Jagdtasche, Pulverhorn und seiner kleinen Beute beladen, ermüdet durch

Anstrengungen und von Dornen zerrissen, am Abend zufriedener nach Hause zurückkehrte, als all eure vornehmen Jäger, welche, gut beritten und mit zwanzig geladnen Flinten im Gefolge, nichts thaten als diese wechselten, abschossen und Alles um sich her tödteten, ohne Kunst, ohne Ruhm, und beinahe ohne Uebung. Das Vergnügen ist also nicht geringer, und die Unannehmlichkeit ist beseitigt, daß man keinen Forst zu bewachen, keinen Wilddieb zu bestrafen und keinen Unglücklichen zu quälen hat. Ist das nicht ein triftiger Grund, ihm den Vorzug zu geben? Wie dem auch sei, man quält dabei nicht die Menschen bis ins Unendliche, was einem doch auch unbehaglich werden muß. Die ewigen Verwünschungen des Volks müssen doch früher oder später den Wildbraten verbittern.

Noch einmal, die ausschließenden Vergnügungen sind der Tod des Vergnügens. Die wahren Vergnügungen sind die, welche man mit dem Volke theilt. Diejenigen, welche man für sich allein haben will, sind keine mehr. Wenn die Mauern, welche ich um meinen Park aufrichte, mir aus demselben ein trauriges Kloster machen, so habe ich mit großen Kosten weiter nichts erreicht, als mich des Vergnügens eines freien Spazierganges beraubt, und sehe mich genöthigt, ihn nun in der Ferne zu suchen. Der Dämon des Eigenthums vergiftet Alles, was er berührt. Ein Reicher will überall der Herr sein und befindet sich nicht wohl, wo er es nicht ist. So ist er gezwungen, sich allezeit selbst zu fliehen. Ich dagegen werde bei meinem Reichthume nichts Andres thun, als was ich in meiner Armuth auch gethan habe. Jetzt schon von fremdem Gute reicher, als ich es jemals durch eignes sein werde, bemächtige ich mich aus meiner ganzen Nachbarschaft alles dessen, was mir beliebt. Es giebt keinen entschiednern Eroberer, als ich es bin. Selbst fürstliches Eigenthum maße ich mir an. Ohne Unterschied ziehe ich mir jedes offne Grundstück, das mir gefällt, zu Gemüthe. Ich gebe jedem einen Namen. Ich mache das eine zu meinem Park, das andre zu meiner Terasse, und so bin ich Herr derselben. Nun gehe ich ungestraft dort spazieren; ich kehre oft dahin zurück, um meinen Besitz zu behaupten. Ich mache Gebrauch von dem Boden, so oft es mir beliebt, indem ich auf demselben gehe. Und Niemand wird mich überreden, daß der Titularherr des Grundstücks einen höhern Geldgewinn aus seinen Produkten zieht, als ich Gewinn aus seinem Boden. Will man mich mit Gräben, mit Hecken schikanieren, so verschlägt mich das wenig. Ich nehme meinen Park auf die Schultern und setze ihn anderswo nieder.

An Oertlichkeiten fehlt es nicht in der Umgebung, und ich werde meine Nachbarn lange zu plündern haben, ehe es mir an einem Zufluchtsorte fehlen wird.

Das ist eine Probe des wahren Geschmacks in der Wahl der angenehmen Vergnügungen. In solchem Geiste genießt man; alles Andre ist nur Täuschung, Chimäre, thörichte Eitelkeit. Wer sich von diesen Regeln entfernt, der wird, er sei so reich als er wolle, sein Gold zu Mist machen und niemals den Werth des Lebens erkennen.

Man wird mir ohne Zweifel einwerfen, daß dieses ja Vergnügungen sind, die im Bereiche eines jeden Menschen liegen, und daß man nicht reich zu sein braucht, um sie zu genießen. Das ist es genau, worauf ich kommen wollte. Man hat Vergnügen, wenn man solches haben will. Die Meinung allein ist es, welche Alles so schwer macht und alles Glück vor uns her scheucht. Es ist hundertmal leichter glücklich zu sein, als es zu scheinen. Ein Mann, der Geschmack hat und wahren Hochgenuß kennt, weiß mit dem Reichthume nichts anzufangen. Es genügt ihm, frei und Herr seiner selbst zu sein. Wer Gesundheit genießt und der nöthigen Lebensbedürfnisse nicht ermangelt, ist reich genug, sobald er die Güter der Meinung aus seinem Herzen reißt. Dies ist die aurea mediocritas[25]) des Horaz. Ihr Geldmenschen, sucht also eine andre Verwendung eures Ueberflusses, denn für das Vergnügen nützt er nichts. Emil wird zwar alles dieses nicht besser wissen als ich; aber da er ein reineres und gesünderes Herz hat, so wird er es noch tiefer fühlen und alle seine Beobachtungen in der Welt werden nur dazu dienen, ihn hierin zu befestigen.

Indem wir so die Zeit verbringen, suchen wir unaufhörlich Sophien und finden sie nicht. Es war wichtig, daß wir sie nicht so schnell fanden, und wir haben sie da gesucht, wo ich überzeugt war, daß sie nicht ist*).

Endlich aber drängt der Augenblick. Es wird Zeit, sie in allem Ernste zu suchen, damit Emil sich nicht ein Trugbild schaffe, das er für Sophien hält, und seinen Irrthum nicht zu spät erkenne. So lebe wohl, Paris, du berühmte Stadt, du Stadt des Geräusches, des Rauchs und Schmutzes, in der die Männer nicht mehr an Ehre, die Frauen nicht mehr an Tugend glauben! Lebe wohl, Paris! Wir suchen die Liebe, das Glück, die Unschuld. Nie werden wir dir fern genug sein können!

---

*) **Mulierem fortem quis inveniet? Procul, et de ultimis finibus pretium ejus. Prov. XXXII, 10.**[26])

Emil,

oder

über die Erziehung.

Fünftes Buch.

Wir sind nun beim letzten Akte der Jugend, noch aber nicht bei der Lösung des Knotens angekommen.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Emil ist Mensch; wir haben ihm eine Gefährtin versprochen und müssen sie ihm geben. Diese Gefährtin ist Sophie. An welchem Orte aber weilt sie? Wo werden wir sie finden? Um sie zu finden, müssen wir sie kennen. Laßt uns darum zunächst hören, was sie ist, dann werden wir leichter beurtheilen können, wo wir sie zu suchen haben. Und selbst wenn wir sie gefunden haben, wird noch nicht Alles gethan sein. „Da unser junger Herr," sagt Locke, „im Begriffe ist sich zu verheirathen, so wird es Zeit, ihn seiner Geliebten zu überlassen"[1]). Und damit endigt er sein Buch. Was mich betrifft, der ich nicht die Ehre habe, einen jungen Herrn zu erziehen, so werde ich mich hüten, hierin Locke nachzuahmen.

Sophie

oder

das Weib.

Sophie soll Weib sein, wie Emil Mann ist, das heißt, sie soll Alles besitzen, was zur Constitution ihrer Gattung und ihres Geschlechtes gehört, um ihre Stelle in der physischen und moralischen Ordnung der Dinge auszufüllen. Laßt uns also damit beginnen, die Gleichheiten und Verschiedenheiten beider Geschlechter zu untersuchen.

In Allem, was sich nicht auf das Geschlecht bezieht, ist das Weib dem Manne gleich. Es hat dieselben Organe, dieselben Bedürfnisse, dieselben Fähigkeiten. Die Maschine ist auf dieselbe Weise construirt, die Stücke derselben sind die nämlichen, das Spiel der einen ist dasselbe wie das der andern. Die Gestalt ist ähnlich, und unter welchen Beziehungen man beide auch betrachten möge, so unterscheiden sie sich nur durch ein Mehr oder Weniger.

In Allem, was sich auf das Geschlecht bezieht, haben Weib und Mann überall Aehnlichkeiten und überall Verschiedenheiten. Die Schwierigkeit ihrer Vergleichung besteht darin, zu bestimmen, was in der Constitution eines jeden das Geschlecht angeht und was nicht. Durch die vergleichende Anatomie und selbst beim bloßen Anblicke findet man zwischen ihnen allgemeine Verschiedenheiten, welche sich nicht auf das Geschlecht zu beziehen scheinen. Dessenungeachtet gehen sie dasselbe an, aber durch Verkettungen, die wir außer Stande sind zu entdecken. Wir wissen nicht, wie weit diese Verkettungen sich ausdehnen mögen. Das Einzige, was wir mit Gewißheit wissen, ist, daß alles Gemeinsame der Gattung, alles Verschiedene dem Geschlechte angehört. Unter diesem doppelten Gesichtspunkte finden wir zwischen ihnen so viele Aehnlichkeiten

und so viele Gegensätze, daß es vielleicht eines der größten Naturwunder ist, zwei in ihrer Constitution so ähnliche Wesen dennoch so verschieden zu gestalten.

Diese Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten müssen auch das Moralische beeinflussen. Die Folgerung ist offenbar, entspricht der Erfahrung und zeigt die Albernheit des Streites über den Vorzug des einen Geschlechtes vor dem andern; als ob nicht ein jedes von beiden, wenn es seiner besondern Bestimmung gemäß den Zweck der Natur zu erreichen strebt, dadurch vollkommner wäre, als wenn es dem andern mehr gliche. In dem, was sie Gemeinsames haben, sind sie einander gleich; in dem, worin sie verschieden sind, sind sie auch nicht zu vergleichen. Ein vollkommnes Weib und ein vollkommner Mann dürfen sich eben so wenig im Geiste als im Gesichte ähnlich sehen. Die Vollkommenheit aber läßt kein Mehr oder Minder zu.

In der Vereinigung beider Geschlechter trägt jedes gleich viel zum gemeinschaftlichen Zwecke bei, aber nicht auf dieselbe Weise. Aus dieser Verschiedenheit entspringt der erste wahrnehmbare Unterschied zwischen den moralischen Verhältnissen des einen und des andern Geschlechts. Das eine soll thätig und stark, das andre leidend und schwach sein. Das eine muß nothwendig wollen und können, für das andre genügt es, einen schwachen Widerstand zu leisten.

Wenn dieser Grundsatz feststeht, so folgt daraus, daß das Weib besonders geschaffen ist, um dem Manne zu gefallen. Daß der Mann seinerseits dem Weibe gefalle, ist nicht so unmittelbar nothwendig. Sein Verdienst liegt in seiner Macht; er gefällt dadurch allein, daß er stark ist. Ich gebe zu, daß hierauf nicht das Gesetz der Liebe beruht, wohl aber das der Natur, das älter ist als die Liebe selbst.

Wenn die Frau geschaffen ist, um zu gefallen und unterworfen zu werden, so soll sie sich dem Manne angenehm machen, statt ihn herauszufordern. Ihre Gewalt über ihn beruht in ihren Reizen. Durch diese soll sie ihn zwingen, sich seiner Macht bewußt zu werden und sie auszuüben. Die sicherste Kunst, um diese Macht zu beleben, ist, sie durch Widerstand nöthig zu machen. Dann vereinigt sich die Selbstliebe mit dem Verlangen, und jene frohlockt über den Sieg, welchen ihm dieses errungen hat. So entsteht der Angriff und die Vertheidigung, die Kühnheit des einen Geschlechts und die Furchtsamkeit des andern, endlich die Bescheidenheit und Scham, mit welcher die Natur den Schwachen bewaffnete, um den Starken zu unterjochen.

Wer möchte wohl glauben, daß die Natur ohne Unterschied beiden Geschlechtern ein gleiches Entgegenkommen vorgeschrieben habe, und daß dasjenige von beiden, bei welchem sich das Verlangen zuerst erzeugt, auch dasjenige sein müsse, welches es zuerst an den Tag legt? Welch' seltsame Verwirrung des Urtheils! Da das Unternehmen für beide Geschlechter so verschiedene Folgen hat, ist es wohl naturgemäß, daß beide die gleiche Kühnheit haben sollten sich ihm hinzugeben? Wie kann man übersehen, daß bei so großer Verschiedenheit des gemeinsamen Einsatzes bald der Untergang beider Spielenden erfolgen und das Menschengeschlecht durch dieselben Mittel zu Grunde gerichtet werden müßte, welche zu seiner Erhaltung bestimmt sind, wenn die Zurückhaltung nicht dem Einen die Mäßigkeit auferlegte, welche die Natur dem Andern auferlegt hat? Wenn es bei der Leichtigkeit, mit welcher die Frauen die Sinnlichkeit der Männer erregen und im Grunde ihres Herzens die Reste eines beinahe erloschenen Temperamentes noch zu erwecken vermögen, auf Erden irgend ein unglückliches Klima gäbe, wo die Philosophie diesen Brauch eingeführt hätte, so würden, besonders wenn es heiße Länder wären, wo mehr Frauen als Männer geboren werden, diese von jenen tyrannisirt werden, ihnen zum Opfer fallen, und ohne sich jemals vertheidigen zu können sich in den Tod gerissen sehen.

Wenn die Weibchen der Thiere nicht dieselbe Schamhaftigkeit besitzen, was folgt daraus? Sie haben nicht wie die Frau ein fortdauerndes Verlangen, welchem jene Scham zum Zügel dient. Das Verlangen kommt bei ihnen nur mit dem Bedürfnisse. Ist das Bedürfniß befriedigt, so schwindet das Verlangen. Sie weisen das Männchen nicht aus Verstellung, sondern in vollem Ernste zurück*). Sie thun das gerade Gegentheil von dem, was die Tochter des August that, sie nehmen keine Reisenden mehr auf, wenn das Schiff seine Ladung hat. Selbst wenn sie in Freiheit sind, ist die Zeit ihrer Geneigtheit kurz und schnell vorübergehend. Der Instinkt treibt sie an, und der Instinkt hält sie zurück. Wo wäre der Ersatz dieses negativen Instinktes beim Weibe, wenn ihm das Schamgefühl genommen würde? Warten wollen, bis es

*) Ich habe schon bemerkt, daß Weigerung aus Ziererei und Neckerei beinahe allen Weibchen, selbst unter den Thieren, gemein ist, selbst dann, wenn sie am meisten geneigt sind, sich zu ergeben. Wer dies nicht zugestehen will, kann niemals ihr Benehmen beobachtet haben.

nichts mehr nach dem Manne fragt, hieße warten, bis es zu nichts mehr nützt.

Das höchste Wesen hat das Menschengeschlecht in Allem erheben wollen. Indem es dem Manne Neigungen ohne Maß verlieh, gab es ihm gleichzeitig das Gesetz, welches dieselben regelt, damit er frei sei und sich selbst beherrsche. Indem es ihn unmäßigen Leidenschaften überließ, vereinigte es mit diesen Leidenschaften die Vernunft, um sie zu regieren. Und indem es dem Weibe unbegrenztes Verlangen gab, gesellte es zu diesem Verlangen die Scham, um es im Zaume zu halten. Zum Ueberfluß verlieh es dem guten Gebrauch seiner Fähigkeiten noch eine thatsächliche Belohnung, nämlich das Wohlgefallen, was man am Anständigen findet, sobald man es zur Regel in seinen Handlungen gemacht hat. Dies Alles scheint mir den Instinkt der Thiere wohl aufzuwiegen.

Möge nun das Weib die Verlangen des Mannes theilen oder nicht, mag es sie befriedigen oder nicht, so weist es ihn doch beständig zurück, vertheidigt sich beständig, aber nicht immer mit derselben Kraft und folglich auch nicht mit demselben Erfolge. Soll der Angreifende siegen, so muß die Angegriffene es zulassen oder veranstalten; denn wie viel vorzügliche Mittel besitzt sie nicht, um den Angreifenden zum Gebrauch seiner Kraft zu zwingen. Die freieste und süßeste aller Handlungen läßt gar keine wirkliche Gewaltthätigkeit zu. Natur und Vernunft widersetzen sich derselben: die Natur, indem sie der Schwächern so viel Kraft verlieh, um widerstehen zu können, wenn es ihr gefällt; die Vernunft, indem eine thatsächliche Vergewaltigung nicht nur die brutalste, sondern auch die ihrem Zwecke am meisten widerstrebende aller Handlungen ist, sei es, weil der Mann so seiner Gefährtin den Krieg erklärt und sie berechtigt, ihre Person und ihre Freiheit, selbst auf Kosten seines Lebens zu vertheidigen, sei es, weil sie allein den Zustand, in dem sie sich befindet, zu beurtheilen vermag, und weil kein Kind einen Vater haben würde, wenn jeder Mann sich dessen Rechte anmaßen könnte.

Eine dritte Folge der eigenthümlichen Constitution beider Geschlechter wäre somit die, daß der Stärkere dem Anscheine nach der Herr ist, in der That aber von der Schwächern abhängt, und das nicht etwa durch eine leichtfertige Sitte der Galanterie, noch durch eine stolze Großmuth des Beschützers, sondern nach einem unabänderlichen Naturgesetze, welches dem Weibe eine größere Leichtigkeit gab, Verlangen zu erregen, als dem Manne, sie zu befriedigen. So machte es diesen, möge er es anstellen

wie er wolle, abhängig von der Geneigtheit des Weibes, und zwang ihn, daß er auch seinerseits ihm zu gefallen suche, damit ihm das Weib auch einräume der Stärkere zu sein. Das Süßeste bei seinem Siege aber ist für den Mann die Ungewißheit, ob die Schwäche der Stärke gewichen ist, oder ob es der Wille war, der sich ergab. Die gewöhnliche List des Weibes ist auch, diese Ungewißheit beständig zu erhalten. Der Geist der Frauen entspricht hierin vollkommen ihrer Körperbeschaffenheit: statt zu erröthen über ihre Schwäche, rühmen sie sich derselben; ihre zarten Muskeln sind ohne Widerstandskraft; sie stellen sich, als könnten sie nicht die leichteste Last aufheben; ja sie würden sich schämen, stark zu sein. Warum das? Es geschieht nicht blos, um zart zu erscheinen, es liegt eine schlauere Vorsicht zu Grunde. Sie machen im Voraus den Entschuldigungen Raum und dem Rechte, nach Bedürfniß schwach zu sein.

Der Fortschritt der durch unsre Laster erworbenen Einsichten hat in diesem Punkte die alten Ansichten unter uns gar sehr geändert. Man spricht bei uns nicht mehr von Vergewaltigungen, seit dieselben so wenig nöthig sind und die Männer nicht mehr daran glauben,*) während sie doch im grauen Alterthume bei Griechen und Juden sehr gewöhnlich waren. Denn eben diese Meinungen sind in der Einfachheit der Natur begründet, und einzig die Zügellosigkeit hat sie vertilgen können. Wenn man in unsern Tagen weniger Akte der Gewalt anführt, so rührt dies sicherlich nicht daher, daß die Menschen enthaltsamer geworden sind, sondern daher, weil sie weniger Leichtgläubigkeit besitzen und weil jetzt die Klagen, welche ehedem unter den einfachen Völkern Glauben gefunden hatten, nur das Gelächter der Spötter erregen würden. Man thut besser, wenn man schweigt. Im fünften Buche Mosis[2]) giebt es ein Gesetz, nach dem ein mißbrauchtes Mädchen mit dem Verführer bestraft wurde, wenn der Frevel in einer Stadt begangen worden war. Aber wenn er auf dem Felde oder an einem entlegenen Orte verübt worden war, so wurde der Mann allein bestraft. „Denn," sagt das Gesetz, „er fand sie auf dem Felde, und die vertrauete Dirne schrie und war

---

*) Es kann ein solches Mißverhältniß zwischen Alter und Kraft geben, daß eine thatsächliche Vergewaltigung stattfindet. Da ich aber hier von dem in der Ordnung der Natur begründeten relativen Zustande beider Geschlechter spreche, so fasse ich sie beide in dem gemeinsamen Verhältnisse, welches diesen Zustand bildet.

Niemand, der ihr half.“ Diese nachsichtige Deutung lehrte die Mädchen, sich nicht an besuchten Orten überraschen zu lassen.

Die Wirkung dieser Verschiedenheit der Meinungen auf die Sitten ist in die Augen springend. Die moderne Galanterie ist ihr Werk. Da die Männer finden, daß ihre Freuden mehr von dem Willen des schönen Geschlechts abhängen, als sie geglaubt hatten, so nehmen sie diesen Willen durch Gefälligkeiten gefangen, wofür sie dann auch hinlänglich entschädigt werden.

Man beachte, wie uns das Physische unmerklich zum Moralischen leitet und wie aus der groben Vereinigung der Geschlechter allmählich die süßen Gesetze der Liebe entstehen. Die Frauen herrschen keineswegs, weil es die Männer zugegeben haben, sondern weil es die Natur so will. Diese Herrschaft gehörte ihnen schon, noch ehe sie dieselbe zu besitzen schienen. Derselbe Herkules, der den fünfzig Töchtern des Thespius Gewalt angethan zu haben meinte, wurde dennoch gezwungen, bei der Omphale zu spinnen, und der starke Simson war nicht so stark als Delila. Die Frauen besitzen diese Herrschaft, und sie kann ihnen nicht genommen werden, selbst wenn sie dieselbe mißbrauchen. Wenn sie ihre Herrschaft jemals verlieren könnten, so würden sie dieselbe schon längst verloren haben.

Was die Folgen der geschlechtlichen Verhältnisse betrifft, so giebt es gar keine Gleichstellung zwischen beiden Geschlechtern. Den Mann nehmen jene Verhältnisse nur auf gewisse Augenblicke in Anspruch, das Weib dagegen ihr ganzes Leben oder doch wenigstens ihre ganze Jugend hindurch. Alles erinnert es unaufhörlich an sein Geschlecht, und um seine Pflichten gehörig zu erfüllen, muß es eine Körperbeschaffenheit haben, die denselben entspricht. Während der Schwangerschaft muß sich die Frau schonen, im Kindbett bedarf sie der Ruhe, um ihre Kinder stillen zu können, einer weichlichen, sitzenden Lebensweise; und um sie aufzuziehen bedarf sie der Geduld und zarten Neigung, eines Eifers und einer Liebe, die sich durch nichts zurückschrecken lassen. Sie bildet das Band zwischen ihnen und ihrem Vater; sie allein erweckt in ihm die Liebe zu denselben und giebt ihm das Vertrauen, daß er sie wirklich die Seinen nennen darf. Welche Zärtlichkeit, welche Sorgfalt ist nöthig, um die ganze Familie in Eintracht zu erhalten. Und schließlich soll dies Alles nicht das Werk ihrer Tugend, sondern das ihrer Neigungen sein, ohne welche das Menschengeschlecht längst erloschen wäre.

Die Strenge der gegenseitigen Pflichten beider Geschlechter ist nicht dieselbe, und kann es nicht sein. Wenn sich das Weib darauf hin über eine ungerechte Ungleichheit zwischen sich und dem Manne beklagt, so ist sie im Unrechte. Diese Ungleichheit ist keineswegs eine menschliche Einrichtung, wenigstens ist sie kein Werk des Vorurtheils, sondern der Vernunft. Dasjenige Geschlecht, welchem die Kinder von der Natur zur Bewahrung anvertraut worden sind, muß dem andern für dieselben bürgen. Ohne Zweifel ist keinem Menschen gestattet, seine Treue zu verletzen, und jeder untreue Mann, der sein Weib des einzigen Lohnes der schweren Pflichten ihres Geschlechts beraubt, ist ein ungerechter Mensch und ein Barbar. Aber die untreue Frau thut noch mehr, sie löst die Familie auf und zerreißt alle Bande der Natur. Indem sie ihrem Manne Kinder giebt, welche nicht ihm gehören, verräth sie den einen wie die andern und fügt Verrätherei zur Untreue. Es ist kaum abzusehen, welche Unordnungen und Verbrechen hieraus entstehen müssen. Wenn es einen entsetzlichen Zustand in der Welt giebt, so ist es der eines unglücklichen Vaters, der, ohne Vertrauen in sein Weib, nicht wagt, sich den süßesten Gefühlen seines Herzens zu überlassen, welcher, indem er sein Kind umarmt, nicht weiß, ob er das Kind eines Andern umfängt, den Lohn seiner Entehrung, den Räuber des Guts seiner eignen Kinder. Was anders ist dann noch die Familie, als eine Vereinigung geheimer Feinde, welche ein schuldbeladnes Weib gegen einander waffnet, indem es sie zwingt, einander zum Scheine zu lieben.

Es ist also nicht nur wichtig, daß die Frau treu ist, sondern daß sie auch von ihrem Manne, von ihrer Umgebung, von aller Welt dafür gehalten wird. Es ist wichtig, daß sie sittsam, aufmerksam, zurückhaltend ist, und in den Augen Andrer wie in ihrem eignen Gewissen das Zeugniß ihrer Tugend liest. Wenn es endlich wichtig ist, daß ein Vater seine Kinder liebt, so ist es auch wichtig, daß er ihre Mutter achtet. Dieses sind die Gründe, welche selbst den Schein unter die Zahl der Pflichten eines Weibes stellen und ihr Ehre und Ruf eben so unerläßlich machen als die Keuschheit selbst. Aus diesen Grundsätzen, im Verein mit dem moralischen Unterschiede der Geschlechter, ergiebt sich ein neuer Beweggrund der Pflicht und Schicklichkeit, welcher besonders den Frauen die peinlichste Aufmerksamkeit auf ihre Führung, ihr Benehmen und ihre Haltung vorschreibt. Aufs Gerathewohl behaupten, daß beide Geschlechter einander gleich, und ihre Verpflichtungen dieselben seien, heißt

sich in leeren Declamationen verlieren, heißt nichts sagen, so lange man nicht auf das Obige geantwortet hat.

Ist es nicht eine schöne Art zu schließen, wenn man so allgemeinen und wohlbegründeten Gesetzen Ausnahmen gegenüberstellt? Die Weiber, sagt man, bekommen ja nicht immer Kinder. Nein, aber ihre eigentliche Bestimmung ist, daß sie solche bekommen. Wie? Weil es in der Welt vielleicht hundert große Städte giebt, wo die Frauen in Folge ihres ausschweifenden Lebens wenig Kinder bekommen, behauptet ihr, daß dies das natürliche Verhältniß sei? Und was würde aus euren Städten werden, wenn die entferntern Landbezirke, wo die Frauen einfacher und züchtiger leben, nicht die Unfruchtbarkeit jener Damen ausglichen? In wie vielen Provinzen gelten nicht die Frauen, welche vier oder fünf Kinder haben, für unfruchtbar!*) Was liegt endlich daran, daß diese oder jene Frau wenige Kinder bekommt? Ist es darum weniger Bestimmung der Frau, Mutter zu werden? Sollen nicht die allgemeinen Naturgesetze sowohl als die Sitten für diesen Zustand sorgen?

Wenn aber auch die Zwischenräume zwischen den Schwangerschaften so groß wären, als man voraussetzt, wird dann ein Weib wohl ohne Gefahr und Wagniß so ungestüm und ins Gegentheil umschlagend ihre Lebensweise ändern? Wird sie heute stillen und morgen in den Krieg ziehen können? Wird sie Temperament und Neigungen ändern wie ein Chamäleon seine Farben? Wird sie plötzlich, aus dem Schatten der Zurückgezogenheit und häuslichen Sorgfalt tretend, sich dem Ungemach der Witterung, den Anstrengungen, den Beschwerden, den Gefahren des Krieges aussetzen können? Wird sie bald furchtsam**), bald tapfer, bald zart und bald stark sein? Wenn die zu Paris erzogenen Jünglinge nur mit Mühe das Kriegshandwerk aushalten, wie sollen es Frauen, die niemals der Sonnenhitze getrotzt haben und kaum wissen, was marschiren heißt, es nach fünfzig Jahren Verweichlichung ertragen? Werden sie

---

*) Ohne dem würde das Geschlecht nothwendig untergehen. Wenn es sich erhalten soll, muß, Alles in Anschlag gebracht, jede Frau ohngefähr vier Kinder gebären. Denn von den Kindern, welche geboren werden, sterben ohngefähr die Hälfte, ehe sie selbst Kinder haben können, und zwei sind nöthig, um Vater und Mutter zu ersetzen. Man sehe sich um, ob die Städte eine solche Bevölkerung liefere.

**) Die Furchtsamkeit der Frauen ist noch ein natürlicher Instinkt gegen die doppelte Gefahr, welche ihnen während ihrer Schwangerschaft droht.

sich diesem harten Stande in einem Alter widmen, wo ihn die Männer aufgeben?

Es giebt Länder, wo die Frauen fast ohne Mühe gebären und beinahe ohne Sorgfalt ihre Kinder ernähren. Ich gebe das zu. Aber in denselben Ländern gehen die Männer beständig halb nackt, schlagen die wilden Thiere zu Boden, tragen ein Boot wie einen Ranzen, machen Jagdzüge von sieben bis acht hundert Meilen, schlafen unter freiem Himmel auf dem Boden, ertragen unglaubliche Beschwerden und verbringen mehrere Tage ohne zu essen. Wenn die Frauen stark werden, so werden die Männer noch stärker; wenn die Männer sich verweichlichen, so verweichlichen sich die Frauen noch mehr. Wenn zwei Größen um ein Gleiches verändert werden, so bleibt die Differenz dieselbe.

Plato theilt in seiner Republik den Frauen dieselben Uebungen zu wie den Männern. Das glaube ich wohl. Da er seinem Staate die abgesonderten Familien genommen hat, und nicht mehr weiß, was er mit den Frauen anfangen soll, so sieht er sich genöthigt, Männer aus ihnen zu machen. Dieses herrliche Genie hatte Alles berechnet, Alles vorgesehen. Er kam einem Einwurfe zuvor, an den vielleicht Niemand gedacht hätte, aber denjenigen, welchen man ihm macht, hat er schlecht gelöst. Ich spreche nicht von jener vergeblichen Gemeinschaft der Frauen, um deren willen er so oft getadelt worden ist, aber von Leuten, die damit bewiesen, daß sie ihn gar nicht gelesen hatten. Ich spreche von jenem gesellschaftlichen Durcheinander, welches überall die beiden Geschlechter in denselben Beschäftigungen, denselben Arbeiten zusammenwirft und unfehlbar die unerträglichsten Mißbräuche erzeugen muß; ich spreche von jener Zerrüttung der süßesten natürlichen Gefühle, die einem einzigen erkünstelten Gefühle geopfert werden, das ohne sie gar nicht bestehen kann. Als wenn es nicht einer natürlichen Bindung bedurfte, um die Bande des Vertrags zu knüpfen! Als wenn die Liebe, die man für seine Angehörigen empfindet, nicht das Princip derjenigen wäre, die man dem Staate schuldet! Als wenn nicht durch das kleine Vaterland, die Familie, sich das Herz erst an das große Vaterland kettete! Als wenn es nicht der gute Sohn, der gute Gatte, der gute Vater wäre, welcher den guten Bürger bildet!

Sobald einmal bewiesen ist, daß Mann und Weib nach Charakter und Temperament weder gleich gebildet sind, noch sein dürfen, so folgt hieraus, daß sie auch nicht dieselbe Erziehung erhalten können. Den Richtungen der Natur folgend, sollen sie in Uebereinstimmung handeln,

aber nicht dasselbe thun. Der Zweck ihrer Arbeiten ist derselbe, die Arbeiten aber sind verschieden, und folglich auch die Neigungen, welche sie leiten. Nachdem wir versucht haben, einen Mann nach der Natur zu erziehen, so laßt uns, damit unser Werk nicht unvollkommen bleibe, sehen, wie das Weib zu bilden ist, das diesem Manne entspricht.

Wollt ihr stets gut geleitet sein, dann folgt den Weisungen der Natur. Alles, was das Geschlecht charakterisirt, muß als ihr Werk respectirt werden. Ihr sagt unaufhörlich: die Frauen haben diesen und jenen Fehler, den wir nicht haben. Euer Stolz täuscht euch. Was an euch Fehler sein würden, sind an ihnen gute Eigenschaften. Alles würde weniger gut gehen, wenn sie dieselben nicht besäßen. Verhindert, daß diese angeblichen Fehler ausarten, aber hütet euch wohl, sie zu vernichten.

Die Frauen wiederum schreien unablässig darüber, daß wir sie zur Eitelkeit und Gefallsucht erziehen, daß wir sie unaufhörlich mit Kindereien unterhalten, um desto leichter Herren zu bleiben. Sie schreiben uns die Fehler zu, deren wir sie beschuldigen. Welche Thorheit! Seit wann sind es die Männer, welche sich in die Mädchenerziehung mischen? Wer hindert die Mütter, ihre Töchter zu erziehen, wie es ihnen gefällt? Sie haben keine hohen Schulen. Freilich ein großes Unglück. Wollte Gott, daß es auch keine für Knaben gäbe; sie würden dann vernünftiger und ehrbarer erzogen werden. Wer zwingt denn eure Töchter, ihre Zeit mit Tändeleien zu verlieren? Wer läßt sie gegen ihren Willen ihr halbes Leben mit ihrer Toilette verbringen, wie ihr? Hindert man euch, sie nach eurem Belieben zu unterrichten und unterrichten zu lassen? Ist es unsre Schuld, daß sie uns gefallen, wenn sie schön sind, daß sie uns mit ihrem Liebäugeln verführen, daß die Kunst, welche ihr sie lehrt, uns anzieht und schmeichelt, daß wir sie gern geschmackvoll gekleidet sehen, daß wir sie ruhig die Waffen schleifen lassen, mit denen sie uns unterjochen? Wohlan, faßt den Entschluß, sie als Männer zu erziehen, diese werden von Herzen gern zustimmen. Je mehr sie ihnen gleichen wollen, desto weniger werden sie dieselben beherrschen, und dann erst werden die Männer in der That die Herren werden.

Die beiden Geschlechtern gemeinsamen Fähigkeiten sind allesammt nicht gleichmäßig vertheilt, aber im Ganzen genommen gleichen sie sich aus. Das Weib gilt mehr als Weib, und weniger als Mann. Ueberall, wo es seine Rechte geltend macht, ist es im Vortheil; überall, wo es sich die unsern anmaßen will, zieht es den Kürzern. Man kann dieser allgemeinen Wahrheit nur durch Ausnahmen widersprechen, und das ist

die ständige Weise der Schlußfolgerung bei den galanten Vertheidigern des schönen Geschlechts.

Im Weibe die männlichen Eigenschaften pflegen und die ihm eigenthümlichen vernachlässigen, heißt doch offenbar zu ihrem Nachtheile arbeiten. Die schlauen Frauen sehen dies auch nur zu gut ein, um sich hintergehen zu lassen. Indem sie sich unsre Vortheile anzueignen suchen, geben sie doch darum die ihrigen nicht auf. Da aber beide unvereinbar sind, so folgt hieraus, daß die Frauen die einen wie die andern nicht recht behaupten können. Sie bleiben unter ihrem eignen Standpunkte, ohne sich zum unsrigen zu erheben, und verlieren die Hälfte ihres Werthes. Glaube mir, verständige Mutter und mache aus deiner Tochter keinen ehrbaren Mann, als wolltest du die Natur Lügen strafen. Mache aus ihr ein ehrbares Weib und sei versichert, daß sie als solches mehr Werth hat, an sich und für uns.

Folgt aber hieraus, daß sie in Unwissenheit über Alles und beschränkt auf die bloße Führung des Hauswesens erzogen werden soll? Wird der Mann seine Gefährtin zu seiner Magd machen? Wird er sich neben ihr des größten Reizes der Gesellschaft berauben? Wird er, um sie besser unterwerfen zu können, bewirken, daß sie nichts fühlt und nichts weiß? Wird er einen wahrhaften Automaten aus ihr machen? Nein, sicherlich nicht. So hat es die Natur nicht geboten, die dem Weibe einen so anziehenden und feinen Geist verlieh. Sie will im Gegentheil, daß das Weib denke, daß es urtheile, daß es liebe, daß es Kenntnisse erwerbe, daß es seinen Geist pflege wie seinen Körper. Das sind die Waffen, welche ihm die Natur als Ersatz für die ihm versagte Stärke gegeben hat, um die unsrige zu lenken. Es soll sehr viel lernen, aber nur das, was ihm zu wissen ziemt.

Mag ich nun die eigenthümliche Bestimmung des Geschlechts ins Auge fassen, oder seine Neigungen beachten, oder seine Pflichten aufzählen, so kommt doch Alles gleichmäßig dahin zusammen, mir die ihm angemessene Erziehung anzuzeigen. Das Weib und der Mann sind für einander geschaffen, aber ihre gegenseitige Abhängigkeit ist nicht gleich. Der Mann ist durch seine Verlangen vom Weibe abhängig; das Weib ist vom Manne abhängig durch ihre Verlangen und ihre Bedürfnisse. Wir würden eher ohne die Frauen, als diese ohne uns bestehen. Wenn sie ihre Lebensbedürfnisse haben und in ihrem Hausstande bleiben sollen, ist es nöthig, daß wir ihnen dieselben geben, daß wir sie ihnen geben wollen, daß wir sie derselben würdig erachten. Sie sind abhängig von

unsrem Urtheile, von dem Werthe, den wir auf ihr Verdienst legen, dem Werthe, den wir ihren Reizen und Tugenden zuerkennen. Selbst nach dem Gesetze der Natur sind die Frauen, sowohl was sie selbst als ihre Kinder betrifft, von dem Urtheile der Männer abhängig. Es genügt nicht, daß sie schätzenswerth sind, sie müssen auch geschätzt werden. Es genügt ihnen nicht, schön zu sein, sie müssen auch gefallen. Es genügt ihnen nicht, weise zu sein, sie müssen auch dafür anerkannt werden. Ihre Ehre beruht nicht allein in ihrem Betragen, sondern in ihrem Rufe, und es ist unmöglich, daß ein Weib, welches für ehrlos gilt, jemals ehrenhaft sein kann. Ein Mann, der Recht thut, hängt nur von sich selbst ab und kann dem öffentlichen Urtheile trotzen. Ein Weib aber, was Recht thut, erfüllt ihre Aufgabe nur zur Hälfte, und das, was man von ihr denkt, ist für sie nicht weniger wichtig, als das, was sie wirklich ist. Hieraus folgt, daß das System ihrer Erziehung in dieser Rücksicht dem unsrigen entgegengesetzt sein muß. Die Meinung ist das Grab der Tugend beim Manne, und ihr Thron beim Weibe.

Von der guten Constitution der Mütter hängt anfänglich die der Kinder ab. Von der Sorgfalt der Frauen ist die erste Erziehung der Männer abhängig. Von Frauen hängen ferner ihre Sitten, ihre Leidenschaften, ihre Neigungen, ihre Freuden, ja selbst ihr Glück ab. So soll sich die ganze Erziehung der Frauen auf die Männer beziehen. Ihnen zu gefallen, ihnen zu nützen, sich bei ihnen beliebt und von ihnen geehrt zu machen, sie in der Jugend zu erziehen, und für sie zu sorgen, wenn sie erwachsen sind, ihnen zu rathen, sie zu trösten, ihnen das Leben angenehm zu machen und zu versüßen: das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, und das ist es, was man sie von Kindheit an lehren soll. So lange man nicht bis zu diesem Principe aufsteigt, entfernt man sich vom Ziele, und alle Vorschriften, welche man ihnen giebt, werden weder zu ihrem noch zu unsrem Glücke dienen.

Obgleich aber jede Frau den Männern gefallen will, und es wollen soll, so ist es doch noch ein großer Unterschied, ob sie einem Manne von Verdienst, einem wahrhaft liebenswürdigen Manne, oder ob sie jenen süßen Herrchen gefallen will, welche ihr eignes Geschlecht sowohl, als dasjenige, welches sie nachahmen, entehren. Weder Natur noch Vernunft können das Weib veranlassen in den Männern das Weibische zu lieben, und eben so wenig darf es Manneswise annehmen, wenn es von Männern geliebt sein will.

Sobald die Frau also jenen bescheidenen und gesetzten Ton, der ihrem Geschlechte eigen ist, aufgiebt, und das Wesen jener Narren annimmt, entsagt sie ihrer Bestimmung statt ihr zu folgen und beraubt sich selbst der Rechte, die sie sich anzueignen gedachte. „Aber“, sagen sie, „wenn wir es nicht so machen, gefallen wir ja den Männern nicht.“ Das ist eine Lüge. Man muß Närrin sein, um einen Narren zu lieben. Das Verlangen, jenen Leuten zu gefallen, zeigt den Geschmack derer, die sich ihnen überlassen. Wenn es noch gar keine leichtfertigen Männer gäbe, würden sie sich beeilen, solche zu machen. Die Leichtfertigkeiten der Männer sind vielmehr ihr Werk, als die der Frauen das Werk der Männer sind. Die Frau, welche wirkliche Männer liebt und ihnen gefallen will, ergreift die Mittel, welche zum Zwecke führen. Das Weib ist als solches gefallsüchtig. Aber seine Koketterie wechselt Form und Gegenstand nach seinen Ansichten. Regelt diese Ansichten der Natur gemäß, so wird das Weib die ihm entsprechende Erziehung bekommen.

Die kleinen Mädchen lieben beinahe von ihrer Geburt an den Putz. Sie sind nicht damit zufrieden hübsch zu sein, sie wollen auch, daß man sie so finde. Man sieht an ihren kleinen Manieren, daß diese Sorgfalt sie schon beschäftigt. Und kaum sind sie im Stande, das zu verstehen, was man spricht, so kann man sie schon dadurch lenken, daß man ihnen sagt, was die Leute von ihnen denken werden. Es fehlt viel, daß derselbe Beweggrund, den man ungeschickter Weise auch für Knaben vorgeschlagen hat, auf diese dieselbe Herrschaft ausüben sollte. Wenn sie nur unabhängig sind und sich lustig machen können, kümmern sie sich wenig darum, was man von ihnen denkt. Nur mit der Zeit und mit Mühe unterwirft man sie demselben Gesetze.

Von welcher Seite den kleinen Mädchen diese erste Lehre auch kommen mag, so ist sie doch sehr gut. Und da der Körper so zu sagen früher geboren wird als die Seele, so soll die erste Pflege auch auf den Körper sich richten. Diese Ordnung ist zwar beiden Geschlechtern gemein, aber der Zweck der Pflege ist ein verschiedener. Beim einen ist dieser Zweck die Entwicklung der Kräfte, beim andern die Entfaltung der Anmuth; nicht als wenn diese Eigenschaften jedem Geschlechte ausschließlich angehören sollten, sondern nur die Ordnung ist eine umgekehrte. Das Weib bedarf ziemlich viel Kraft, um Alles, was sie thut, mit Anmuth auszuführen. Der Mann hinwieder bedarf schon viel Geschicklichkeit, um Alles, was er thut, mit Leichtigkeit zu verrichten.

Mit der äußersten Verweichlichung der Frauen beginnt die der Männer. Die Frauen sollen nicht vollkräftig sein, wie sie, aber für sie, damit die Männer, welche von ihnen geboren werden, es auch sind. Hierin sind die Klöster, wo die Pfleglinge eine grobe Kost erhalten, aber viel umher laufen und springen, in freier Luft und in den Gärten spielen, dem väterlichen Hause vorzuziehen, wo die Tochter eine zarte Kost hat, beständig geschmeichelt oder ausgescholten wird, wo sie beständig unter den Augen ihrer Mutter in einem fest verschlossnen Zimmer sitzt, sich weder zu erheben, noch zu gehen, noch zu sprechen, noch zu athmen wagt und keinen freien Augenblick hat, um zu spielen, zu springen, zu laufen, zu schreien und sich dem natürlichen Muthwillen ihres Alters zu überlassen. Beständig entweder gefährliche Nachsicht oder übelverstandne Strenge, nie aber eine vernunftgemäße Behandlung. So kommt es, daß man Körper und Seele der Jugend verdirbt.

Die spartanischen Mädchen übten sich wie die Knaben in kriegerischen Spielen, nicht um in den Krieg zu ziehen, sondern um eines Tages Kinder zu gebären, die fähig wären, Beschwerden zu ertragen. Ich stimme dem nicht bei; um dem Staate Soldaten zu geben, ist es gar nicht nöthig, daß die Mütter die Muskete getragen und das preußische Exercitium durchgemacht haben. Aber ich finde, daß im Allgemeinen die griechische Erziehung in diesem Stücke sehr verständig war. Die jungen Mädchen erschienen oft vor der Oeffentlichkeit, nicht mit Knaben vermischt, sondern unter sich versammelt. Es gab beinahe kein Fest, kein Opfer, keine Ceremonie, wo man nicht Schaaren von Mädchen der ersten Bürger sah, die mit Blumen bekränzt waren, Hymnen sangen, in Chören tanzten, Körbe, Vasen, Opferschalen trugen, und den verdorbnen Sinnen der Griechen ein reizendes Schauspiel boten, das geeignet war, den schlimmen Folgen ihrer unanständigen Gymnastik die Wage zu halten. Welchen Eindruck dieser Brauch aber auch auf das Herz der Männer gemacht haben mag, so war er doch immer ausgezeichnet, um dem weiblichen Geschlechte in der Jugend durch angenehme, mäßige und heilsame Uebungen eine gute Körperbeschaffenheit zu geben, und durch das beständige Verlangen zu gefallen den Geschmack zu schärfen und zu bilden, ohne jemals die Sittlichkeit einer Gefahr auszusetzen.

Sobald diese jungen Mädchen sich verheiratheten, sah man sie nicht mehr an der Oeffentlichkeit. In ihren Häusern eingeschlossen, beschränkten sie all ihre Sorgfalt auf ihren Haushalt und ihre Familie. Das ist die Lebensart, welche Natur und Vernunft diesem Geschlechte vorschreiben.

Von diesen Müttern wurden auch die gesündesten, die kräftigsten, die schönsten Kinder der Erde geboren. Und trotz des schlimmen Rufes einiger Inseln, steht es fest, daß von allen Völkern der Erde, selbst die Römer nicht ausgenommen, keins genannt wird, wo die Frauen zugleich weiser und liebenswürdiger, und wo Sittlichkeit und Schönheit besser vereinigt gewesen, als im alten Griechenland.

Man weiß, daß die Bequemlichkeit der Kleidung, welche den Körper gar nicht beengte, wesentlich dazu beitrug, ihm bei beiden Geschlechtern jene schönen Verhältnisse zu geben, welche man an ihren Statuen sieht. Diese dienen noch heute als Vorbilder der Kunst, da die entstellte Natur aufgehört hat, solche unter uns zu erzeugen. Von all jenen gothischen Fesseln, jener Menge von Bändern, welche alle unsre Glieder zusammengepreßt halten, wußten sie nichts. Ihre Frauen kannten den Gebrauch der Schnürbrüste nicht, durch welche die unsrigen ihre Taille vielmehr verunstalten als hervorheben. Ich kann nicht begreifen, wie dieser Mißbrauch, der in England bis zum Unbegreiflichen getrieben wird, nicht endlich zur Entartung des Geschlechts führen soll, und ich behaupte selbst, daß die Schönheit, welche man darin findet, von einem schlechten Geschmacke zeugt. Es ist doch wahrhaftig nicht angenehm, eine Frau zu sehen, die wie eine Wespe in zwei Stücke geschnitten ist; es beleidigt das Auge und läßt die Einbildungskraft seufzen. Die Zartheit der Taille hat, wie alles Uebrige, ihre Verhältnisse, ihr Maß; über dasselbe hinaus gehen, ist sicherlich ein Fehler. Dieser Fehler müßte selbst beim nackten Körper ins Auge fallen, warum sollte er unter den Kleidern zur Schönheit werden?

Ich mag nicht auf die Gründe dringen, aus welchen die Frauen darauf beharren, sich so zu bepanzern. Ich gebe zu, daß ein herabfallender Busen, ein starker Leib rc. an einem Mädchen von zwanzig Jahren mißfällt. Aber bei einer Frau von dreißig Jahren ist es nicht mehr anstößig. Und da wir uns zum Trotze zu jeder Zeit das sein müssen, was der Natur gefällt, auch das Auge des Mannes sich hierin nicht täuscht, so sind diese Mängel in jedem Alter weniger mißfällig, als die alberne Verstellung einer Kleinen von vierzig Jahren.

Alles, was die Natur hindert und einzwängt, stammt aus einem schlechten Geschmacke. Dies gilt vom Schmuck des Körpers eben so wohl, als von der Zierde des Geistes. Das Leben, die Gesundheit, die Vernunft, das Wohlbefinden sollen vor allem andern vorgehen. Es giebt keine Anmuth ohne Ungezwungenheit. Zartheit ist keine Mattigkeit, und

man muß nicht ungesund sein, um zu gefallen. Man erregt Mitleid, wenn man leidet; aber Freude und Verlangen suchen die Frische und die Gesundheit.

Die Kinder beider Geschlechter haben viele gemeinsamen Vergnügungen, und das soll so sein. Haben sie diese nicht auch, wenn sie erwachsen sind? Sie haben auch ihre eigenthümlichen Neigungen, durch welche sie sich unterscheiden. Die Knaben suchen Bewegung und Lärm: Trommeln, Kreisel, kleine Kutschen. Die Mädchen lieben mehr das, was in die Augen fällt und zum Schmuck dient: Spiegel, Geschmeide, Flitter, vor Allem aber Puppen. Die Puppe ist das besondere Spielzeug dieses Geschlechts, und hier zeigt sich ganz offenbar sein entschiedner Geschmack an seiner Bestimmung. Das Sinnliche der Kunst zu gefallen liegt im Putz; es ist Alles, was Kinder von dieser Kunst pflegen können.

Man beobachte nur ein kleines Mädchen, wie es den ganzen Tag mit seiner Puppe verbringt, wie es ihr unaufhörlich die Kleider wechselt, sie hundert- und aber hundertmal an- und auskleidet, beständig neue Combinationen des Aufputzes aufsucht, ob gut oder schlecht passend, darauf kommt nichts an. Den Fingern fehlt noch die Geschicklichkeit, der Geschmack ist noch nicht entwickelt, wohl aber schon die Neigung sich zu zeigen. Bei dieser beständigen Beschäftigung verfließt ihm die Zeit, ohne daß es daran de kt. Die Stunden verfließen, und es merkt nichts davon. Selbst die Mahlzeit wird vergessen, es hungert mehr nach Putz als nach Nahrung. Aber, sagt ihr, es putzt ja seine Puppe und nicht seine Person. Ganz recht; es sieht seine Puppe, und sich sieht es nicht; es kann nichts für sich selbst thun, denn es ist noch nicht entwickelt, hat weder Talent noch Kraft, es ist selbst noch nichts, geht ganz in seiner Puppe auf und verlegt in sie seine ganze Gefallsucht. Es wird ihr dieselbe nicht auf immer überlassen, es wartet nur auf den Augenblick, um selbst seine Puppe zu werden.

Das ist also die erste ganz entschiedene Neigung. Ihr habt ihr nur zu folgen, um sie zu regeln. Es ist sicher, daß die Kleine keinen höhern Wunsch hat, als ihre Puppe schmücken, ihr Aermelschleifchen, ein Halstuch, Falbeln und Spitzen machen zu können. Durch das Alles wird sie so entschieden abhängig von dem Belieben Andrer, daß es ihr weit bequemer sein würde, wenn sie jene Dinge selbst arbeiten könnte. Hieraus ergiebt sich auch der Anlaß des ersten Unterrichts, den man ihr ertheilt. Es sind keine Aufgaben, die man ihr stellt, es sind Gefälligkeiten, die man ihr erzeigt. In der That lernen fast alle kleinen Mädchen nur

mit Widerwillen lesen und schreiben, während sie stets sehr gern mit der Nadel arbeiten lernen. Sie stellen sich dabei vor, daß sie groß seien, und denken mit Vergnügen daran, daß diese Geschicklichkeit ihnen eines Tages dazu dienen kann sich zu putzen.

Ist dieser erste Weg einmal eröffnet, so ist es leicht, ihm zu folgen. Das Nähen, Sticken und Spitzenklöppeln kommt von selbst. Wollstickereien auf Kanevas sind weniger nach ihrem Geschmack. Die Möbel liegen ihnen zu fern, sie beziehen sich nicht auf die Person, sondern hangen von dem Dafürhalten Andrer ab. Wollstickereien sind Unterhaltung für Frauen; kleine Mädchen finden nie an ihnen ein großes Gefallen.

Diese freiwilligen Beschäftigungen werden sich leicht bis zum Zeichnen erweitern, denn diese Kunst ist gar nicht gleichgültig für die, sich mit Geschmack zu kleiden. Aber ich möchte durchaus nicht, daß man sie Landschaften, noch weniger, daß man sie Figuren zeichnen ließe. Blätter, Früchte, Blumen, Gewänder, Alles was dazu dienen kann, dem Anzuge ein elegantes Aeußere zu geben und sich selbst ein Stickmuster zu entwerfen, wenn sich kein passendes findet: das ist für sie genügend. Ueberhaupt, wenn es schon für den Mann wichtig ist, daß er sich auf das Studium nützlicher Kenntnisse beschränkt, so ist es für das Weib noch viel wichtiger. Denn da das Leben desselben, obgleich weniger mühevoll, doch weit emsiger dem Dienen gewidmet ist oder sein soll, da es mehr von verschiedenen Sorgen unterbrochen ist, so darf sie sich nicht nach ihrem Belieben irgend einem Talente widmen zum Nachtheile ihrer Pflichten.

Was man auch Lächerliches darüber sagen mag, der gesunde Verstand ist beiden Geschlechtern gemein. Die Mädchen sind im Allgemeinen lenksamer als die Knaben, und man muß selbst immer mehr Autorität auf sie ausüben, wie ich sogleich zeigen werde. Daraus folgt aber nicht, daß man von ihnen irgend etwas erzwingen soll, dessen Nutzen sie nicht einsehen. Die Kunst der Mütter ist, ihnen diesen Nutzen in Allem, was sie ihnen vorschreiben, zu zeigen, und das ist um so leichter, als das Verständniß sich bei den Mädchen früher entwickelt als bei den Knaben. Diese Regel verbannt von ihrem Geschlechte sowohl als von dem unsrigen nicht nur alles müßige Lernen, das nichts Nützliches bezweckt und diejenigen, welche sich ihm widmen, darum Andern nicht einmal angenehmer macht, sondern auch alles Andre, dessen Nutzen in diesem Alter noch nicht einleuchtet, da das Kind in ein späteres Alter

sich noch nicht versetzen kann. Wenn ich nicht will, daß man einen Knaben zwinge, Lesen zu lernen, so will ich noch weniger, daß man ein Mädchen dazu zwinge, bevor man ihm vollkommen fühlbar gemacht hat, wozu das Lesen nützt. Nach der gewöhnlichen Art, ihnen diesen Nutzen zu zeigen, folgt man vielmehr seiner eignen Idee, als der des Kindes. Wo liegt nach alledem die Nothwendigkeit, daß ein Mädchen so frühzeitig lesen und schreiben lerne? Wird sie so bald eine Haushaltung zu verwalten haben? Es giebt nur sehr wenige, welche keinen Mißbrauch mit dieser verhängnißvollen Kunst treiben, und alle sind zu neugierig, als daß sie dieselbe nicht lernten, ohne daß man sie dazu zwingt, sobald sie nur Muße und Gelegenheit haben. Vielleicht sollten sie zuerst rechnen lernen, denn nichts Andres zeigt sich jederzeit so offenbar nützlich, nichts bedarf einer längern Uebung und nichts läßt so wenig den Irrthum zu als das Rechnen. Wenn die Kleine ihre Kirschen zum Frühstück nicht eher bekäme, als nachdem sie eine Rechenaufgabe gelöst, so bin ich gut dafür, daß sie vortrefflich rechnen lernen würde.

Ich kenne ein junges Mädchen, welches viel früher schreiben als lesen lernte, und mit der Nadel zu schreiben begann, ehe es mit der Feder schrieb. Von allen Schriftzeichen wollte es anfangs nur O machen. Es schrieb unaufhörlich große und kleine O, O von allen Größen, die einen in die andern und von der Rechten zur Linken hin. Unglücklicherweise sah sich das Kind eines Tages bei dieser nützlichen Beschäftigung im Spiegel, und als es sah, daß die gekrümmte Haltung dabei ihr einen schlechten Anstand gab, warf sie als zweite Minerva die Feder weg und wollte keine O mehr schreiben. Ihr Bruder schrieb eben so wenig gern als sie; ihn aber verdroß der Zwang und keineswegs das schlechte Ansehen, das er beim Schreiben erhielt. Man schlug nun einen andern Weg ein, um das Mädchen zum Schreiben zurückzubringen. Das Kind war sauber und eitel und wollte durchaus nicht leiden, daß die Schwestern sich seiner Wäsche bedienten. Bisher hatte man sie ihm gezeichnet, wollte dies aber nicht länger mehr thun. So mußte es lernen, sie selbst zu zeichnen. Was weiter geschah, liegt auf der Hand.

Rechtfertigt stets die Dienstleistungen, die ihr jungen Mädchen auflegt, aber legt ihnen beständig solche auf. Müßiggang und Unlenksamkeit sind für sie die beiden gefährlichsten Fehler, die am schwersten zu heilen sind, sobald man sie einreißen läßt. Mädchen müssen umsichtig und arbeitsam sein. Das ist aber noch nicht Alles, sie müssen auch frühzeitig eingeschränkt werden. Dieses Unglück, wenn es ein solches ist,

ist von ihrem Geschlechte unzertrennlich. Niemals können sie sich demselben entziehen, ohne viel größere Uebel erdulden zu müssen. Ihr ganzes Leben lang sind sie dem dauerndsten und drückendsten Zwange unterworfen, dem der Wohlanständigkeit. Sie müssen darum gleich anfangs an den Zwang gewöhnt werden, damit er ihnen nie beschwerlich falle, müssen all ihre Launen beherrschen lernen, um sie dem Willen eines Andern zu unterwerfen. Wenn sie beständig arbeiten wollten, müßte man sie bisweilen zwingen, nichts zu thun. Zerstreutheit, Leichtfertigkeit, Unbeständigkeit sind die Fehler, welche sich leicht aus den ersten verkehrten Neigungen erzeugen, sobald man ihnen beständig nachgiebt. Um dieser Verirrung zuvorzukommen, lehrt sie vor Allem sich überwinden. Bei unsern unsinnigen Einrichtungen ist das Leben einer ehrbaren Frau ein beständiger Kampf mit sich selbst. Doch ist es billig, daß dieses Geschlecht die Pein der Uebel theilt, die es uns verursacht hat.

Verhindert, daß die Mädchen bei ihren Beschäftigungen sich langweilen und bei ihren Spielen leidenschaftlich werden, wie dies bei der gewöhnlichen Erziehung stets der Fall ist. Hier versetzt man, wie Fenelon sagt, alle Langeweile auf die eine, alles Vergnügen auf die andre Seite. Der erste dieser beiden Uebelstände wird dann nicht eintreten, wenn man die obigen Regeln befolgt, es sei denn, daß die Personen, von denen das Kind umgeben ist, ihm mißfallen. Ein kleines Mädchen, welches seine Mutter oder seine Erzieherin liebt, wird den ganzen Tag ohne Langeweile an ihrer Seite arbeiten. Schon das Plaudern allein wird es für allen Zwang entschädigen. Wenn ihm aber seine Erzieherin unausstehlich ist, so wird ihm Alles, was es unter ihren Augen thut, ekelhaft sein. Schwerlich wird aus Mädchen, denen es nicht bei ihrer Mutter besser gefällt, als bei irgend Jemand in der Welt, etwas Gutes werden. Aber um ihre wahren Gefühle beurtheilen zu können, muß man sie beobachten und sich nicht auf das verlassen, was sie sagen. Denn sie schmeicheln, sind gleißnerisch und wissen sich zur rechten Zeit zu verstellen. Eben so wenig darf man ihnen gebieten, ihre Mutter zu lieben. Die Liebe läßt sich durch kein Pflichtgebot befehlen, und hier hilft der Zwang zu gar nichts. Die Anhänglichkeit, die Sorgfalt, die bloße Gewohnheit bewirken, daß die Mutter vom Kinde geliebt wird, so lange sie nichts thut, was ihr seinen Haß zuzieht. Selbst der Zwang, in welchem sie die Tochter hält, wird, richtig angewandt, nur diese Liebe erhöhen, statt sie zu schwächen. Denn die Abhängigkeit ist ein den

Frauen natürlicher Zustand, und die Mädchen fühlen sich zum Gehorchen geschaffen.

Aus demselben Grunde, warum sie wenig Freiheit haben oder haben sollen, genießen sie die, welche man ihnen läßt, bis zum Uebermaße. Alles übertreibend, überlassen sie sich ihren Spielen mit noch mehr Ungestüm als die Knaben. Das ist der zweite Uebelstand, von dem ich eben gesprochen habe. Dieses Ungestüm muß gemäßigt werden, denn es ist die Ursache vieler den Frauen eigenthümlicher Laster, wie des Eigensinns und der Eingenommenheit von sich selbst. In Folge derselben ist heute eine Frau über das entzückt, was sie morgen gar nicht ansieht. Die Unbeständigkeit in ihren Neigungen wird ihnen eben so verderblich als das Uebermaß in denselben, und beide entspringen aus derselben Quelle. Nehmt ihnen nicht ihren Frohsinn, ihr Lachen, ihr Geräusch, ihre lärmenden Spiele; aber verhindert, daß sie sich am einen übersättigen, um zum andern hinüber zu laufen. Duldet nicht, daß sie auch nur einen Augenblick in ihrem Leben den Zügel nicht mehr kennen. Gewöhnt sie, sich mitten im Spiele unterbrechen zu lassen und ohne Murren irgend eine Dienstleistung zu übernehmen. Noch genügt hierin die bloße Gewöhnung, weil sie nur die Natur unterstützt.

Aus diesem gewöhnten Zwange entsteht eine Lenksamkeit, deren das Weib ihr ganzes Leben hindurch bedarf. Denn es ist beständig einem Manne oder dem Urtheile der Männer unterworfen, und nie ist ihm gestattet, sich über dieses Urtheil zu erheben. Die erste und wichtigste Eigenschaft einer Frau ist die Sanftmuth. Geschaffen, um einem so unvollkommnen, oft so lasterhaften, nie aber fehlerlosen Wesen zu gehorchen, wie der Mann ist, muß die Frau früh schon selbst Ungerechtigkeit erdulden und die Härte ihres Gatten ertragen lernen, ohne sich zu beklagen. Nicht um seinet-, sondern um ihrer selbst willen muß sie sanft sein. Die Bitterkeit und Hartnäckigkeit der Frauen vergrößern stets nur ihre Uebel und die Mißhandlungen des Mannes. Er fühlt, daß es nicht diese Waffen sind, mit denen er besiegt werden soll. Der Himmel hat den Frauen nicht darum jenes einschmeichelnde, liebliche Wesen gegeben, daß sie zänkisch werden, hat sie nicht darum schwach geschaffen, daß sie herrisch sein sollen, hat ihnen die sanfte Stimme nicht geschenkt zum Schelten, nicht jene zarten Gesichtszüge gebildet, daß sie durch Zorn entstellt würden. Wenn sie sich ärgern, so vergessen sie sich. Oft wohl haben sie ein Recht, sich zu beklagen, aber sie haben stets Unrecht, wenn sie keifen. Ein Jeder soll den Ton seines Geschlechts

bewahren. Ist der Gatte gar zu sanftmüthig, so kann die Frau leicht frech werden. Sofern aber der Mann nur kein Ungeheuer ist, wird die Sanftmuth einer Frau ihn wieder zurechtbringen und früher oder später über ihn triumphiren.

Die Töchter sollen stets gehorsam, die Mütter aber nicht immer unerbittlich sein. Um ein junges Mädchen lenksam zu machen, braucht man sie nicht unglücklich zu machen, um sie bescheiden zu machen, hat man nicht nöthig, sie herabzuwürdigen. Ich würde ihr im Gegentheil bisweilen eine kleine List hingehen lassen, die sie anwendete, nicht um sich der Strafe für ihren Ungehorsam zu entziehen, sondern um sich des Gehorchens zu überheben. Es ist nicht nöthig, ihr die Abhängigkeit lästig zu machen, es genügt, daß sie dieselbe fühlt. Die List ist eine natürliche Anlage ihres Geschlechts, und überzeugt, daß alle Naturanlagen an sich gut und berechtigt sind, bin ich der Meinung, daß man auch diese wie jede andre pflegen soll. Nur den Mißbrauch hat man zu verhüten.

Ich berufe mich bezüglich der Wahrheit dieser Bemerkung auf jeden aufrichtigen Beobachter. Ich will durchaus nicht, daß man hierin die Frauen selbst ausforsche, denn unsre drückenden Einrichtungen könnten sie zwingen, ihren Geist zu schärfen. Man prüfe aber nur die Mädchen, die kleinen Mädchen, welche so zu sagen erst zu leben anfangen. Man vergleiche sie mit kleinen Knaben vom selben Alter, und ich will unbestreitbar Unrecht haben, wenn diese, gegen jene gehalten, nicht schwerfällig, unbesonnen, dumm erscheinen. Man erlaube mir nur ein Beispiel anzuführen, das ganz der kindlichen Einfalt entnommen ist.

Es ist ganz gewöhnlich, daß man den Kindern verbietet, bei Tische etwas zu fordern. Denn man glaubt in der Erziehung seinen Zweck nicht besser erreichen zu können, als wenn man die Kinder mit unnützen Vorschriften überladet, wie wenn ein Stückchen von dem oder jenem nicht leicht gewährt oder verweigert*) würde, ohne daß das arme Kind von seiner durch die Erwartung gereizten Lüsternheit zu Tode gemartert wird. Allbekannt ist die List eines kleinen Knaben, der demselben Gesetze unterworfen war, und sich etwas Salz ausbat, als man ihn bei Tische vergessen hatte. Ich will nichts darüber sagen, daß man dennoch hätte mit ihm schelten können, weil er direct Salz, indirect aber Fleisch

*) Ein Kind wird ungezogen, wenn es dadurch seine Rechnung findet. Es wird aber nie zweimal dasselbe verlangen, wenn die erste Antwort stets unwiderruflich ist.

gefordert hatte. Denn das Uebersehen war etwas so Grausames, daß ich nicht glauben kann, man würde ihn gestraft haben, wenn er das Gebot geradezu verletzt und ohne Rückhalt gesagt hätte, ihn hungre. Man sehe aber, wie sich ein kleines sechsjähriges Mädchen in meiner Gegenwart in einem weit schwierigern Falle benahm. Auch diesem Kinde war auf's Strengste verboten, weder unmittelbar noch mittelbar etwas zu fordern. Der Ungehorsam würde aber hier unverzeihlich gewesen sein, weil das Kind von allen Gerichten gegessen hatte, mit Ausnahme eines einzigen. Von diesem hatte man vergessen ihm zu geben, aber gerade nach ihm gelüstete es sehr.

Um nun jene Vergeßlichkeit bemerkbar zu machen, ohne des Ungehorsams bezüchtigt werden zu können, musterte die Kleine mit vorgehaltenem Finger alle Gerichte und sagte, so wie sie auf die einzelnen zeigte, ganz laut: „Hiervon habe ich gegessen, hiervon habe ich gegessen.“ Das eine Gericht aber, von dem sie nicht bekommen hatte, überging sie so auffallend mit Stillschweigen, daß jemand es bemerkte und sie fragte: „Und hast du nicht auch von diesem gegessen?“ „O nein, erwiederte leise die kleine Feinschmeckerin und schlug die Augen nieder. Ich will nichts weiter hinzufügen. Man vergleiche: dieses ist die List eines Mädchens, jenes die eines Knaben.

Alles was ist, ist gut, und kein allgemeines Gesetz ist schlecht. Diese dem weiblichen Geschlechte verliehene eigenthümliche List ist eine sehr billige Entschädigung für seinen Mangel an Stärke. Ohne sie würde die Frau nicht die Gefährtin des Mannes, sondern seine Sklavin sein. Durch dieses überlegne Talent bleibt sie seines Gleichen und regiert ihn, indem sie ihm gehorcht. Das Weib hat Alles gegen sich: unsre Fehler, seine Furchtsamkeit, seine Schwäche. Es hat für sich nur seine List und seine Schönheit. Ist es nicht recht, daß es beide pflegt? Die Schönheit aber ist nicht allgemein; tausend Umstände zerstören sie, mit den Jahren nimmt sie ab, selbst die Gewohnheit vernichtet ihre Wirkung. Der Geist allein ist die wahre Hülfsquelle dieses Geschlechts; nicht jener Narrengeist, auf den man in der Welt so großen Werth legt, und der zum Lebensglücke nicht das Geringste beiträgt, sondern der Geist seines Standes, die Kunst aus dem unsern Vortheil zu ziehen und sich unsrer eignen Vortheile zu bemächtigen. Man weiß nicht, wie nützlich diese List der Frauen uns selbst ist, wie viel sie zum Reize des Umgangs beider Geschlechter mit einander beiträgt, wie sehr sie dazu dient, die Unbändigkeit der Kinder niederzuhalten, wie sehr sie die Rohheit der

Männer beschränkt, wie häufig sie eine gute Haushaltung behauptet, welche ohnedem durch Zwietracht zu Grunde gehen würde. Ich weiß wohl, daß verschlagene und schlechte Weiber sie mißbrauchen. Aber was mißbrauchte das Laster nicht? Laßt uns also nicht ein Werkzeug des Glücks zerstören, weil die Schlechten sich bisweilen desselben bedienen, um zu schaden.

Durch seinen Anzug kann man wohl glänzen, gefallen aber kann man nur durch seine Person. Unsere Kleidung ist nicht unser Selbst. Oft verunziert sie uns, wenn sie zu gesucht ist, und oft sind gerade diejenigen, welche am meisten ihren Anzug bemerklich machen wollen, auch die, welche man am wenigsten beachtet. Die Erziehung der Mädchen ist in diesem Punkte geradezu widersinnig. Man verspricht ihnen Putz als Belohnung und läßt sie so den gesuchten Schmuck lieb gewinnen. „Wie schön ist sie," sagt man dem Kinde, wenn es recht aufgeputzt ist. Man sollte ganz im Gegentheil den Kindern begreiflich machen, daß so viel Putz nur gemacht ist, um Fehler zu verdecken, und daß der wahre Triumph der Schönheit nur darin besteht, daß sie durch sich selbst glänzt. Die Liebe zur Mode zeugt von schlechtem Geschmack. Denn da die Gesichter nicht mit ihr wechseln und die Gestalt dieselbe bleibt, so wird das, was einmal kleidete, auch stets gut stehen.

Wenn ich ein junges Mädchen in ihrem Putze sich brüsten sähe, so würde ich über die so versteckte Gestalt und über das, was man von dieser denken könnte, unruhig erscheinen. Ich würde sagen: Alle diese Zierrathen putzen zu sehr, es ist schade; glaubt ihr wohl, daß sie auch einfachere vertragen würde? ist sie wohl schön genug, um dieses und jenes entbehren zu können? Vielleicht wird sie dann die erste sein, welche bittet, man möge dieses Stück Schmuck wegnehmen und dann urtheilen. Dann wäre wo möglich Beifall zu zollen. Ich würde sie dann am meisten loben, wenn sie am einfachsten gekleidet ist. Wenn sie so ihren Staat nur als eine Ergänzung für die Anmuth der Person und als ein schweigendes Eingeständniß betrachten würde, daß sie, um zu gefallen, eines solchen Hülfsmittels bedürfe, so würde sie gewiß nicht mehr stolz auf ihre Kleidung, sondern demüthig wegen derselben sein. Wäre sie dann einmal mehr geputzt als gewöhnlich und hörte sagen: „Wie schön sie ist!" so würde sie erröthen vor Verdruß.

Uebrigens giebt es wohl Gestalten, welche des Putzes bedürfen, aber keine, welche einen reichen Schmuck nöthig haben. Einen Putz, welcher zu Grunde richtet, fordert nur die Eitelkeit des Ranges, nicht die der

Person; er ist einzig das Werk des Vorurtheils. Die wahre Gefallsucht liebt wohl bisweilen das Gesuchte, aber nie die Pracht, und Juno kleidete sich viel prächtiger als Venus. „Da du sie nicht hast schön machen können, hast du sie reich gemacht,“ sagte Apelles zu einem schlechten Maler, welcher die Helena mit Putz überladen gemalt hatte. Ich habe ebenfalls bemerkt, daß die prachtvollsten Kleider meist häßliche Frauen ankündigen; es kann somit keine ungeschicktere Eitelkeit geben. Gebt einem jungen Mädchen von Geschmack, das die Mode verachtet, Bänder, Flor, Mousseline und Blumen, und sie wird sich ohne Diamanten, ohne Flitter, ohne Spitzen*) einen Anzug fertigen, der sie hundertmal reizender macht, als all der glänzende Prunk eines Duchapt.

Da das Gute auch beständig gut ist, und man immer so gut als möglich sein muß, so wählen die Frauen, welche sich auf den Anzug verstehen, auch nur das Gute. Da sie bei diesem bleiben und nicht alle Tage wechseln, so sind sie weniger beschäftigt, als diejenigen, welche nicht wissen, woran sie sich halten sollen. Eine wahrhaft sorgfältige Kleidung bedarf des Putztisches nur wenig. Junge Mädchen haben selten reich versehene Putztische. Arbeit, Unterricht füllen ihren Tag aus. Dessenungeachtet sind sie im Allgemeinen, die Schminke ausgenommen, mit derselben Sorgfalt nnd oft mit größerem Geschmacke gekleidet als die Damen. Das Uebermaß der Toilette ist nicht das, wofür man es hält; es hat viel mehr in der Langenweile als in der Eitelkeit seinen Grund. Eine Frau, welche sechs Stunden an ihrem Putztische verbringt, weiß sehr wohl, daß sie darum nicht besser gekleidet ist, als die, welche nur eine halbe Stunde an ihm verbracht hat. Aber es ist dabei eben so viel von der tödtlich langen Zeit verflossen, und es ist doch besser, sich mit sich selbst zu unterhalten, als sich an allem Andern zu langweilen. Was sollte man von Mittag bis neun Uhr mit dem Leben anfangen, wenn die Toilette nicht wäre? Man sammelt seine Kammerfrauen um sich und amüsirt sich damit, sie ungeduldig zu machen, das ist doch wenigstens etwas. Man vermeidet mit dem Gatten, der nur zu dieser Zeit kommen darf, unter vier Augen sich zu unterhalten; das ist noch weit mehr. Und dann kommen die Kaufleute, die Kunsthändler,

---

*) Frauen, deren Haut weiß genug ist, daß sie der Spitzen entbehren könnten, würden die Andern sehr verdrießlich machen, wenn sie keine trügen. Fast immer sind es die Häßlichen, welche die Moden aufbringen, und die Schönen sind thöricht genug, sich denselben zu unterwerfen.

die feinen Herrchen, die galanten Schriftsteller, die Verse, die Lieder, die Theaterstücke. Ohne die Toilette könnte man unmöglich alles dies so hübsch vereinigen. Der einzige wirkliche Gewinn dabei ist, daß man etwas mehr von sich sehen lassen kann, als wenn man angekleidet ist. Aber dieser Vortheil ist vielleicht nicht so groß als man denkt, und die Frauen vom Putztische gewinnen nicht so viel, als sie wohl meinen. Gebt dem Weibe unbedenklich eine weibliche Erziehung. Schafft, daß sie die Sorgen ihres Geschlechtes lieb gewinnt, daß sie sittsam ist, über ihre Wirthschaft zu wachen und in ihrem Hause sich zu beschäftigen versteht. Die lange Toilette wird dann von selbst wegfallen und die Frau doch nach dem besten Geschmacke gekleidet sein.

Das erste, was die jungen Mädchen bemerken, wenn sie heranwachsen, ist, daß alle diese äußern Reizmittel nicht genügen, wenn sie nicht andere in ihrer Person haben. Nie kann man sich Schönheit geben, auch ist man nicht sobald im Stande, sich ein ansprechendes Wesen zu erwerben. Aber man kann schon frühzeitig seinen Geberden etwas Angenehmes, seiner Stimme einen einschmeichelnden Accent, seinem Körper eine Haltung geben, kann mit Leichtigkeit gehen, gefällige Stellungen sich aneignen und überall seinen Vortheil ersehen. Die Stimme erweitert und festigt sich und bekömmt Metall. Die Arme entwickeln sich, der Gang wird sicher, und man wird gewahr, daß es eine Kunst giebt, sich bemerkbar zu machen, was man auch für Kleider anhaben möge. Von jetzt ab handelt es sich nicht mehr blos um Nadel und Geschicklichkeit. Neue Talente zeigen sich und machen schon ihren Nutzen bemerkbar.

Ich weiß, die strengen Lehrer wollen nicht, daß man die Mädchen singen, tanzen oder irgend eine der angenehmen Künste lehrt. Das kommt mir spaßhaft vor. Wer soll es denn dann lernen? Die Knaben? Wem kommen diese Geschicklichkeiten vorzugsweise zu, dem Mann oder der Frau? „Niemandem", werden sie antworten. „Weltliche Lieder sind eben so viele Verbrechen; der Tanz ist eine Erfindung des Teufels. Ein junges Mädchen soll nur am Arbeiten und Beten seine Freude haben." Nun, das sind doch seltsame Vergnügungen für ein Kind von zehn Jahren! Ich meinerseits fürchte sehr, daß alle diese kleinen Heiligen, welche man zwingt, ihre Kindheit mit Beten hinzubringen, ihre Jugend mit ganz andern Dingen verbringen, und wenn sie verheirathet sind, die Zeit aufs Beste wieder einholen, welche sie verloren zu haben glauben. Ich meine, daß man eben sowohl berücksichtigen muß, was dem Alter als was dem Geschlechte entsprechend ist; daß ein junges Mädchen nicht

leben soll wie seine Großmutter; daß es lebhaft, lustig, muthwillig sein, singen und tanzen soll, so viel ihm beliebt, daß es alle unschuldigen Freuden seines Alters genießen soll. Die Zeit wird nur zu bald kommen, wo es gesetzt sein und eine ernstere Haltung annehmen muß.

Ist denn aber dieser Wechsel selbst etwas wirklich Nothwendiges? Ist er nicht vielleicht auch eine Frucht unsrer Vorurtheile? Indem man die ehrbaren Frauen solchen traurigen Pflichten unterwarf, hat man aus der Ehe Alles verbannt, was sie den Männern angenehm machen konnte. Darf man sich wundern, wenn das wortkarge Wesen der Frauen die Männer verscheucht und wenig geneigt macht, ihre Frauen in einem so mißfälligen Zustande zu umarmen? Indem das Christenthum alle Pflichten zu hoch spannt, macht es sie unausführbar und nutzlos. Wenn es den Frauen Gesang, Tanz und alle weltlichen Vergnügungen verbietet, macht es sie verdrießlich, zänkisch, unerträglich in ihren Häusern. Es giebt keine Religion, nach der die Ehe so strengen Pflichten unterworfen wäre, und keine, wo eine so heilige Verbindung in gleicher Weise verachtet wäre. Man hat so viel gethan, um die Frauen zu verhindern, liebenswürdig zu sein, daß man dadurch die Männer gleichgültig gegen sie gemacht hat. Das sollen sie nicht sein, höre ich sagen. Ich aber sage, daß sie es werden müssen, denn schließlich sind die Christen doch auch Menschen. Ich verlange, daß eine junge Engländerin mit gleicher Sorgfalt die angenehmen Eigenschaften pflege, um ihrem einstigen Gatten zu gefallen, wie sie eine junge Albaneserin pflegt für den Harem zu Ispahan. Die Männer, wird man entgegnen, kümmern sich nicht allzusehr um diese Talente. Das mag ganz wahr sein, wenn diese Talente nicht angewandt werden, um ihnen zu gefallen, sondern nur als Lockspeise dienen, um junge Unverschämte anzuziehen, welche sie entehren. Aber glaubt ihr nicht, daß ein liebenswürdiges und verständiges Weib, das mit ähnlichen Talenten geschmückt wäre und sie nur dem Vergnügen ihres Gatten widmete, das Glück seines Lebens erhöhen und ihn verhindern würde, seine Erhebung auswärts zu suchen, wenn er erschöpft sein Zimmer verläßt. Giebt es denn gar keine so glücklich vereinigten Familien, in denen jedes das Seine zum gemeinschaftlichen Vergnügen beiträgt? Wer will behaupten, daß das Vertrauen und die damit verbundene Vertraulichkeit, daß die Unschuld und die Süßigkeit der Freuden, die man in ihnen genießt, nicht das Geräuschvolle der öffentlichen Vergnügungen vollständig ersetzen?

Man hat die angenehmen Talente zu sehr in Kunst verwandelt, hat sie zu sehr geregelt, hat Grundsätze und Vorschriften für alle ersonnen. So macht man der Jugend langweilig, was nur Vergnügen und scherzhaftes Spiel sein soll. Ich kann mir nichts Lächerlicheres vorstellen, als einen Tanzmeister oder Singlehrer, der sich mit finstrer Miene jungen Leuten naht, die nur zum Lachen geneigt sind, und der beim Unterrichte in seiner frivolen Kunst einen so pedantischen und würdevollen Ton annimmt, als wenn es sich um den Katechismus handelte. Hängt denn zum Beispiel die Gesangeskunst von der geschriebnen Musik ab? Kann man nicht seine Stimme beugsam und fest machen, kann man nicht mit Geschmack singen, ja selbst den Gesang begleiten lernen, ohne eine einzige Note zu kennen? Paßt dieselbe Sangesweise für jede Stimme, dieselbe Methode für jeden Geist? Man wird mich niemals glauben machen, daß dieselben Stellungen, dieselben Schritte, dieselben Bewegungen, dieselben Geberden, dieselben Tänze für eine kleine lebhafte und pikante Brünette und eine schlanke, schöne Blondine mit schmachtendem Auge sich schicken. Wenn ich also einen Lehrer sehe, der allen beiden genau denselben Unterricht giebt, so sage ich: dieser Mensch folgt seiner Routine, versteht aber nichts von seiner Kunst.

Man wirft die Frage auf, ob Mädchen Erzieher oder Erzieherinnen haben sollen. Ich weiß es nicht. Ich wünschte allerdings, daß sie weder der einen noch der andern bedürften, daß sie frei das lernten, wozu sie so viel Neigung haben, und daß man nicht unaufhörlich in unsern Städten so viele aufgeputzte Possenreißer umherirren sähe. Ich kann kaum glauben, daß der Umgang mit solchen Leuten den jungen Mädchen nicht eben so schädlich, als ihr Unterricht ihnen nutzlos seine sollte; daß das Geschwätz, der Ton, das Wesen dieser Menschen ihren Schülerinnen nicht zuerst Geschmack an gehaltlosen Dingen beibringen sollte, die ihnen so wichtig sind, und welche die jungen Mädchen nach dem Beispiele ihrer Lehrer nicht eben zögern werden, zu ihrer Hauptbeschäftigung zu machen.

In den Künsten, welche nur die Annehmlichkeit zum Zweck haben, kann den jungen Mädchen Alles als Lehrer dienen: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Freunde, Gouvernanten, der Spiegel, vorzüglich aber der eigne Geschmack. Man darf ihnen gar keinen Unterricht anbieten, sie müssen ihn vielmehr selbst fordern. Man darf durchaus keine Aufgabe aus einer Belohnung machen. Gerade bei diesem Unterricht ist der erste Erfolg der, daß man Erfolg erzielen will. Wenn es aber durchaus ein regelrechter Unterricht sein muß, so würde ich keineswegs

etwas über das Geschlecht derer, die ihn zu ertheilen haben, festsetzen. Ich weiß nicht, ob es nöthig ist, daß ein Tanzmeister seine junge Schülerin bei der zarten, weißen Hand faßt, daß er ihr den Rock aufschürzt, die Augen aufschlagen, die Arme ausbreiten und den klopfenden Busen erheben lehrt. Aber das weiß ich, daß ich um Alles in der Welt jener Tanzmeister nicht sein möchte.

Durch Fleiß und Talent bildet sich der Geschmack. Durch den Geschmack öffnet sich der Geist unmerklich den Ideen des Schönen jeder Art und schließlich auch den damit zusammenhangenden moralischen Begriffen. Es ist dies vielleicht einer der Gründe, warum das Gefühl für das Schickliche und Ehrbare sich bei den Mädchen früher entwickelt als bei den Knaben. Denn wer da glauben wollte, daß dies frühzeitige Gefühl das Werk der Erzieherinnen wäre, der müßte die Tournüre ihrer Lektionen und den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes sehr wenig kennen. Die Gabe zu reden nimmt in der Kunst zu gefallen den ersten Rang ein. Nur durch sie kann man zu den Reizen, an welche sich die Sinne bereits gewöhnt haben, neue fügen. Es ist der Geist, welcher den Körper nicht nur belebt, sondern auch gewissermaßen erneut. Die wechselnden Gefühle und Ideen sind es, welche der Physiognomie Leben und Mannigfaltigkeit verleihen. Die Rede aber, welche der Geist einflößt, ist es, welche die Aufmerksamkeit gespannt erhält und lange Zeit dasselbe Interesse für denselben Gegenstand bewahrt. Aus all diesen Gründen, glaube ich, eignen sich die Mädchen so schnell das angenehme Geplauder an, legen sie selbst Accent in ihre Rede, ehe sie noch daran denken; aus eben diesen Gründen hören die Männer ihnen so gern zu, noch ehe die Mädchen wissen, warum. Sie erspähen den ersten Moment jener Intelligenz, um so denjenigen der Gefühle zu ergründen.

Die Frauen haben eine geschmeidige Zunge. Sie sprechen früher, leichter und angenehmer als die Männer. Man beschuldigt sie auch, daß sie mehr sprächen. Allein das soll so sein, und ich möchte diesen Tadel in ein Lob verwandeln. Mund und Augen haben bei ihnen dieselbe Lebendigkeit und zwar aus demselben Grunde. Der Mann sagt das, was er weiß, die Frau das, was gefällt. Um zu reden, braucht ersterer Kenntnisse, letztere Geschmack. Zum Hauptgegenstande soll der Eine das Nützliche, die Andere das Angenehme haben. Als gemeinsame Formen dürfen beide nur die der Wahrheit haben.

Man darf also das Geplauder der Mädchen nicht wie das der Knaben durch die harte Frage: was nützt das? im Zaume halten; wohl aber durch eine andre, welche nicht leichter zu beantworten ist: wie wird sich das ausnehmen? In dem zarten Alter, wo sie Gutes und Böses noch nicht zu unterscheiden vermögen, sind sie Niemandes Richter und sollen es sich zum Gesetz machen, stets nur das zu sagen, was denen angenehm ist, mit welchen sie sprechen. Die Ausübung dieser Regel wird aber dadurch so schwer, daß sie stets der obersten Regel, nie eine Unwahrheit zu sagen, untergeordnet bleibt.

Ich sehe zwar noch viele andre Schwierigkeiten, aber sie entstehen erst in einem reiferen Alter. Für jetzt gilt es nur, wahr ohne grob zu sein. Aber da den jungen Mädchen die Grobheit von Natur widerstrebt, so lehrt sie die Erziehung leicht vermeiden. Beim Verkehr in der Welt bemerke ich im Allgemeinen, daß die Höflichkeit der Männer mehr dienstfertig, die der Frauen mehr einschmeichelnd ist. Dieser Unterschied ist ein natürlicher und kein gemachter. Der Mann scheint euch mehr dienen, die Frau mehr gefallen zu wollen. Daraus folgt, daß, abgesehen vom Charakter der Frauen, ihre Höflichkeit weniger falsch ist als die unsrige, da sie ihnen nur von ihrem angebornen Instinkte eingegeben wird. Aber wenn ein Mann sich stellt, als ob er mein Interesse vor seinem eignen im Auge habe, so weiß ich, daß er lügt, mag er nun seiner Lüge einen Anstrich geben, welchen er will. Es kostet demnach den Frauen nicht eben viel, höflich zu sein, und somit auch den Mädchen nicht viel, es zu werden. Den ersten Unterricht ertheilt die Natur, die Kunst hat dieser nur zu folgen und nach unsern Gebräuchen zu entscheiden, in welcher Form sie sich zeigen soll. Mit ihrer Höflichkeit untereinander ist es etwas ganz andres. Hier zeigen sie ein so erzwungnes Wesen und eine so kalte Aufmerksamkeit, daß man sieht, sie geben sich keine große Mühe zu verbergen, wie sie sich wechselseitig beengen; sie erscheinen aufrichtig in ihrer Lüge, indem sie dieselbe nicht eben zu verdecken suchen. Dessenungeachtet schließen junge Mädchen bisweilen die aufrichtigsten Freundschaften. In ihrem Alter vertritt der Frohsinn die Stelle des guten Gemüths; zufrieden mit sich selbst, sind sie zufrieden mit aller Welt. Auch steht es fest, daß sie sich in Gegenwart von Männern aus vollerem Herzen küssen und mit größerer Anmuth liebkosen, weil sie stolz darauf sind, ungestraft die Lüsternheit jener durch den Anschein von Gunstbezeugungen reizen zu können, um welche sie sich wohl beneidet wissen.

Wenn man schon Knaben keine vorwitzigen Fragen erlauben darf, so muß man sie mit noch viel größerem Rechte den Mädchen untersagen, denn ihre befriedigte oder schlecht getäuschte Neugier kann sehr wohl noch eine andre Folge haben, da ihr Scharfsinn die Geheimnisse ahnt, welche man ihnen verbirgt, und ihre Schlauheit sie entdeckt. Ohne ihre Fragen zu dulden, möchte ich aber, daß man sie selbst viel fragte, daß man dafür sorgte, sie sprechen zu lassen, daß man sie dazu anreizte, um sie im leichten Sprechen zu üben und sie schlagfertig zu machen, daß man ihren Geist entfessele und ihre Zunge löse, soweit dies ohne Gefahr geschehen kann. Wenn diese Gespräche immer auf das Heitere gerichtet, aber mit Kunst im Zaum gehalten und gut geleitet würden, so müßten sie eine reizende Unterhaltung für dieses Alter abgeben und könnten den unschuldigen Herzen der jungen Mädchen die ersten und vielleicht nützlichsten Lehren der Moral einprägen, die sie in ihrem Leben erhalten. Denn man könnte sie hier unter dem Reize des Vergnügens und der Eitelkeit lehren, welchen Eigenschaften die Männer in Wahrheit ihre Achtung zollen, und worin der Ruhm und das Glück einer achtbaren Frau besteht.

Wenn Knaben sich keinen richtigen Begriff von der Religion machen können, so sieht man wohl ein, daß dieser Begriff noch weit mehr die Fassungskraft der Mädchen übersteigen muß. Aber eben deshalb möchte ich mit diesen früher von derselben reden. Denn wenn man warten müßte, bis sie im Stande wären, diese tiefen Fragen methodisch zu erörtern, so liefe man Gefahr, niemals mit ihnen davon reden zu können. Die Vernunft des Weibes ist eine praktische Vernunft, welche sie sehr geschickt die Mittel zur Erreichung eines bekannten Zieles, nicht aber dieses Ziel selbst finden läßt. Das gesellige Verhältniß beider Geschlechter ist bewundernswerth. Aus dieser Geselligkeit entsteht ein moralisches Wesen, von welchem die Frau das Auge, der Mann der Arm ist. Beide sind aber so von einander abhängig, daß der Mann es ist, welcher die Frau lehrt, was sie sehen, und die Frau, welche den Mann lehrt, was er thun soll. Wenn die Frau eben so gut wie der Mann bis zu den Principien aufsteigen könnte, und wenn der Mann eben so gut wie sie es verstünde in das Einzelne einzudringen, so würden beide beständig von einander unabhängig sein, in einer ewigen Zwietracht leben, und eine Geselligkeit könnte zwischen ihnen nicht bestehen. Aber in der Harmonie, welche zwischen beiden herrscht, dient Alles einem gemeinsamen Zwecke. Man weiß nicht, welches am meisten dazu beiträgt. Jedes

folgt dem Anstoß des Andern, jedes gehorcht, und alle beide sind Herren.

Eben deshalb, weil das Benehmen der Frau der öffentlichen Meinung unterworfen ist, ist auch ihr Glaube der Autorität unterworfen. Jede Tochter soll die Religion ihrer Mutter haben, und jedes Weib die ihres Mannes. Wenn diese Religion eine falsche wäre, so würde die Fügsamkeit, welcher Mutter und Tochter nach Ordnung der Natur unterworfen sind, vor Gott die Sünde des Irrthums austilgen. Außer Stande, hierin selbst zu urtheilen, soll sie die Entscheidung des Vaters und des Gatten als die der Kirche annehmen.

Da die Frauen ihre Glaubensregel nicht aus sich allein nehmen können, so können Evidenz und Vernunft nicht die Grenzen derselben bilden. Durch tausend fremdartige Einflüsse fortgerissen, stehen die Frauen stets diesseits oder jenseits des Wahren. Beständig ins Extreme verfallend, sind sie entweder Freigeister oder Betschwestern. Nie sieht man, daß sie Weisheit und Frömmigkeit zu vereinigen wüßten. Die Quelle dieses Uebels liegt nicht allein im überspannten Charakter ihres Geschlechts, sondern auch in der schlecht geregelten Autorität des unsrigen. Die Zügellosigkeit der Sitten führt zur Verachtung dieser Autorität, das Schrecken der Reue macht sie tyrannisch. So thut man beständig entweder zu viel oder zu wenig.

Da also die Autorität über die Religion der Frauen zu entscheiden hat, so handelt es sich nicht sowohl darum, ihnen die Gründe für das, was man zu glauben hat, auseinander zu setzen, als vielmehr darum, ihnen das, was geglaubt wird, klar darzulegen. Denn der Glaube an dunkle Ideen ist die erste Quelle des Fanatismus, und ein erzwungner Glaube an alberne Dinge führt zum Irrsinn oder zum Unglauben. Ich weiß nicht, wozu unsre Katechismen am meisten beitragen, ob mehr zur Gottlosigkeit oder mehr zum Fanatismus. Das weiß ich aber sicher, daß sie nothwendig zur einen oder zum andern führen.

Um junge Mädchen in der Religion zu unterrichten, mache man erstlich nie aus ihr einen Gegenstand der Trauer und des Zwangs, nie eine Aufgabe oder eine Pflicht. Laßt sie deshalb nie etwas auf Religion Bezügliches auswendig lernen, nicht einmal Gebete. Begnügt euch damit, regelmäßig in ihrer Gegenwart zu beten, zwingt sie aber nicht es mit euch zu thun. Die Gebete seien kurz, Jesu Vorschrift gemäß. Verrichtet sie stets mit Sammlung und gebührender Ehrfurcht. Bedenkt, daß, wenn wir vom höchsten Wesen fordern, es solle uns mit Aufmerk-

samkeit hören, es doch wohl billig ist, daß wir aufmerksam sind auf das, was wir ihm sagen.

Es kommt weniger darauf an, daß junge Mädchen ihre Religion frühzeitig kennen, als vielmehr, daß sie dieselbe recht kennen, und vor Allem, daß sie sie lieben. Wenn ihr sie ihnen lästig macht, wenn ihr ihnen Gott beständig als über sie entrüstet darstellt, wenn ihr ihnen in seinem Namen tausend beschwerliche Verpflichtungen auflegt, welche sie euch niemals erfüllen sehen: was können sie dann anders denken, als daß das Lernen des Katechismus und das Gebet zu Gott nur Pflichten für kleine Mädchen sind, was anders wünschen, als erwachsen zu sein, um sich wie ihr von all der Unterwürfigkeit loszusagen? Beispiele, Beispiele! Ohne diese richtet man bei Kindern gar nichts aus.

Wenn ihr sie die Glaubensartikel lehrt, so thut dies in Form eines directen Unterrichts, nicht durch Fragen und Antworten. Denn sie sollen stets nur das antworten, was sie denken, nie das, was man ihnen dictirt. Alle Katechismusantworten sind widersinnig, denn es ist der Schüler, welcher den Lehrer unterrichtet. Ja es sind selbst Lügen im Munde der Kinder; denn diese erklären, was sie gar nicht verstehen, und versichern, was sie nicht zu glauben vermögen. Man zeige mir den hochverständigsten Mann, der nicht lügt, sobald er seinen Katechismus sagt.

Die erste Frage, welche ich in dem unsrigen sehe, lautet: Wer hat dich geschaffen und zur Welt gebracht? Obgleich nun die Kleine fest glaubt, daß dies ihre Mutter gewesen, antwortet sie doch ohne Zögern: Gott. Das Einzige, was sie hierbei einsieht, ist, daß sie auf eine Frage, von welcher sie nicht eben viel versteht, eine Antwort giebt, von welcher sie gar nichts versteht.

Ich wünschte, daß ein Mann, welcher den Entwicklungsgang des kindlichen Geistes kennt, einen Katechismus für Kinder verfaßte. Es würde dies vielleicht das nützlichste Buch sein, was je geschrieben worden ist, und das würde nach meiner Meinung nicht eben die geringste Ehre sein, die es seinem Verfasser brächte. So viel steht wenigstens fest, daß, wenn dies Buch gut wäre, es den unsrigen nicht sehr ähnlich sehen würde.

Ein solcher Katechismus würde nur dann gut sein, wenn das Kind über die einzelnen Fragen eigne Antworten zu geben hätte und dieselben nicht lernen müßte, und, wohl verstanden, wenn es zuweilen in den Fall käme, seinerseits Fragen zu stellen. Um das, was ich sagen will, verständlich zu machen, bedürfte es einer Art von Musterdarstellung, und

ich fühle sehr wohl, was mir fehlt, um eine solche bieten zu können. Ich will wenigstens versuchen eine oberflächliche Idee davon zu geben.

Ich denke mir also, daß jener neue Katechismus, um zur ersten Frage unsres jetzigen zu kommen, ohngefähr folgendermaßen anfangen müßte.

Die Erzieherin.

Kannst du dich der Zeit erinnern, da deine Mutter ein Mädchen war?

Die Kleine.

Nein, meine Liebe.

Die Erzieherin.

Warum aber nicht? Du, die du ein so gutes Gedächtniß hast?

Die Kleine.

Weil ich noch nicht geboren war.

Die Erzieherin.

Du hast also nicht immer gelebt?

Die Kleine.

Nein

Die Erzieherin.

Wirst du immerdar leben?

Die Kleine.

Ja.

Die Erzieherin.

Bist du jung oder alt?

Die Kleine.

Ich bin jung.

Die Erzieherin.

Ist deine Großmutter jung oder alt?

Die Kleine.

Sie ist alt.

Die Erzieherin.

Ist sie jung gewesen?

Die Kleine.

Ja.

Die Erzieherin.

Warum ist sie es jetzt nicht mehr?

Die Kleine.

Weil sie gealtert hat.

Die Erzieherin.

Wirst du auch alt werden wie sie?

Die Kleine.

Ich weiß es nicht*).

Die Erzieherin.

Wo sind deine Kleider vom vorigen Jahre?

Die Kleine.

Man hat sie aufgetrennt.

Die Erzieherin.

Und warum hat man sie aufgetrennt?

Die Kleine.

Weil sie mir zu klein waren.

Die Erzieherin.

Und warum waren sie dir zu klein?

Die Kleine.

Weil ich gewachsen bin.

Die Erzieherin.

Wirst du noch wachsen?

*) Wenn überall da, wo ich „ich weiß es nicht“ setze, die Kleine anders antworten sollte, so darf man ihrer Antwort nicht trauen und muß sie dieselbe sorgfältig erläutern lassen.

Die Kleine.

Ei freilich.

Die Erzieherin.

Und was werden die erwachsenen Mädchen?

Die Kleine.

Sie werden Frauen.

Die Erzieherin.

Und was werden die Frauen?

Die Kleine.

Sie werden Mütter.

Die Erzieherin.

Und die Mütter, was werden diese?

Die Kleine.

Sie werden alt.

Die Erzieherin.

Du wirst also auch alt?

Die Kleine.

Wenn ich Mutter werde.

Die Erzieherin.

Und was werden die alten Leute?

Die Kleine.

Ich weiß es nicht.

Die Erzieherin.

Was ist aus deinem Großvater geworden?

Die Kleine.

Er ist gestorben*).

*) Die Kleine wird das sagen, weil sie es so gehört hat. Aber man muß sich vergewissern, ob sie auch eine richtige Vorstellung vom Tode hat, denn diese Vorstellung ist weder so einfach, noch liegt sie so im Bereich der kindlichen Fassungskraft, als man

Die Erzieherin.

Und warum ist er gestorben?

Die Kleine.

Weil er alt war.

Die Erzieherin.

Was geschieht also mit den alten Leuten?

Die Kleine.

Sie sterben.

Die Erzieherin.

Du aber, wenn du alt sein wirst, was . . . .

Die Kleine (sie unterbrechend.)

Ach, meine Liebe, ich will nicht sterben.

Die Erzieherin.

Mein liebes Kind, Niemand will sterben, und doch stirbt Jedermann.

Die Kleine.

Wie? Wird meine Mutter auch sterben?

Die Erzieherin.

Wie alle Welt. Die Frauen werden so gut alt wie die Männer, und das Alter führt zum Tode.

Die Kleine.

Was muß man thun, um recht spät alt zu werden?

Die Erzieherin.

Vernünftig leben, so lange man jung ist.

---

gemeinhin denkt. Man kann in dem kleinen Gedichte „Abel" ein Beispiel von der Art und Weise sehen, wie man diese Vorstellung geben soll. Dieses reizende Werk athmet eine köstliche Einfalt, die man sich nicht genug zu eigen machen kann, wenn man sich mit Kindern unterhält.

Die Kleine.

Dann, meine Liebe, werde ich stets vernünftig leben.

Die Erzieherin.

Um so besser für dich. Aber glaubst du dann immerdar leben zu können?

Die Kleine.

Wenn ich ganz, ganz alt werde . . .

Die Erzieherin.

Nun dann?

Die Kleine.

Nun, wenn man so alt ist, sagen Sie, muß man sterben.

Die Erzieherin.

Du wirst also auch einmal sterben?

Die Kleine.

Leider! ja.

Die Erzieherin.

Wer lebte denn vor dir?

Die Kleine.

Mein Vater und meine Mutter.

Die Erzieherin.

Wer aber lebte vor diesen?

Die Kleine.

Ihr Vater und ihre Mutter.

Die Erzieherin.

Wer wird nach Dir leben?

Die Kleine.

Meine Kinder.

Die Erzieherin.

Und wer wird nach diesen leben?

Die Kleine.

Ihre Kinder.

u. s. w. u. s. w.

Wenn man diesen Weg verfolgt, so findet man durch klare Folgerungen, wie bei allen Dingen, einen Anfang und ein Ende für das Menschengeschlecht, d. h. einen Vater und eine Mutter, welche weder Vater noch Mutter gehabt haben, und Kinder, welche keine Kinder haben werden*). So wird erst nach einer langen Folge ähnlicher Fragen die erste Frage des Katechismus genügend vorbereitet: nur dann erst kann man sie thun, und das Kind kann sie verstehn. Aber von da ab zur zweiten Frage, welche so zu sagen die Definition des göttlichen Wesens ist, welch' ein ungeheurer Sprung! Wann wird dieser Zwischenraum ausgefüllt werden? Gott ist ein Geist! Und was ist nun ein Geist? Soll ich den des Kindes in jene dunkle Metaphysik verwickeln, aus der sich selbst Männer nur mit so großer Mühe herausfinden? Es ist nicht Sache eines kleinen Mädchens, diese Fragen zu lösen, höchstens kann es sie thun. Dann würde ich ihm einfach antworten: „Du fragst mich, was Gott ist. Das ist nicht leicht zu sagen; denn man kann Gott weder hören, noch sehen, noch fühlen; man erkennt ihn nur aus seinen Werken. Um beurtheilen zu können, was er ist, lerne erst kennen, was er gethan hat."

Wenn unsre Glaubenssätze auch alle gleich wahr sind, so sind sie doch nicht alle gleich wichtig. Es ist für die Ehre Gottes etwas sehr Gleichgültiges, daß wir sie in allen Dingen erkennen. Aber es ist für die menschliche Gesellschaft und für jedes Glied derselben wichtig, daß jeder Mensch die Pflichten gegen seinen Nächsten und sich selbst erkennt und erfüllt, welche ihm das göttliche Gesetz auflegt. Das ist es, was wir einander unaufhörlich lehren müssen, und das ist es besonders, worin Väter und Mütter gehalten sind, ihre Kinder zu unterrichten. Ob eine Jungfrau die Mutter ihres Schöpfers ist, ob sie Gott geboren oder nur einen Menschen, mit welchem sich Gott vereinigt, ob Vater und Sohn gleiches Wesens oder nur einander ähnlich sind, ob der heilige Geist von einem von beiden, die einander gleich sind, oder ob er von beiden zugleich ausgeht: das sind Fragen, deren Entscheidung mir für das Menschengeschlecht eben so unwichtig erscheint, als ob man weiß, an welchem Tage man Ostern feiern muß, ob man den Rosenkranz beten, fasten, sich des Fleisches enthalten, in der Kirche Latein oder die

*) Der Begriff der Ewigkeit läßt sich mit Zustimmung der Vernunft nicht auf das Menschengeschlecht anwenden. Jede in Wirklichkeit verwandelte numerische Folge ist mit dieser Idee unvereinbar.

Landessprache sprechen, ob man die Wände mit Bildern schmücken, ob man die Messe lesen oder hören und ob man nicht heirathen soll. Denke doch ein Jeder hierüber, wie er will. Ich weiß gar nicht, wie dies Andre interessiren kann; mich wenigstens interessirt es nicht im geringsten. Was mich aber und alle meine Mitmenschen interessirt, ist, daß ein Jeder wisse, es giebt einen Lenker der menschlichen Geschicke, dessen Kinder wir alle sind, welcher uns Allen gebietet, gerecht zu sein, einander zu lieben, wohlthätig und barmherzig zu sein, unsre Verpflichtungen gegen Jedermann zu erfüllen, selbst gegen unsre und seine Feinde; daß das scheinbare Glück dieses Lebens ein Nichts ist; daß es ein andres Leben nach diesem Leben giebt, in welchem dieses höchste Wesen die Guten belohnen, die Bösen bestrafen wird. Diese und ähnliche Glaubenssätze müssen der Jugend gelehrt und allen Bürgern eingeprägt werden. Wer sie bekämpft, verdient ohne Zweifel Strafe; denn er ist ein Störer der Ordnung und ein Feind der Gesellschaft. Wer aber über sie hinausgeht und uns seinen besonderen Meinungen unterwerfen will, kommt auf dem entgegengesetzten Wege zum selben Ziele. Um eine Ordnung nach seiner Weise einzuführen, stört er den Frieden. In seinem verwegenen Stolze macht er sich zum Dolmetscher der Gottheit, fordert in seinem Namen die Huldigung und Verehrung der Menschen, und macht sich selbst zum Gott, so viel er an seiner Stelle kann. Man sollte ihn als Gotteslästerer bestrafen, wenn man ihn nicht um seiner Intoleranz willen strafen wollte.

Laßt also alle jene geheimnißvollen Glaubenssätze, welche für uns nur Worte ohne Begriffe sind, laßt alle jene bizarren Lehren bei Seite, deren eitles Studium bei denen, welche sich ihnen ergeben, die Stelle der Tugend vertritt und vielmehr dazu dient, sie zu Narren als zu guten Menschen zu machen. Haltet eure Kinder beständig in dem engen Kreise derjenigen Glaubenssätze, welche sich auf das Sittliche beziehen. Ueberzeugt sie davon, daß uns nichts weiter zu wissen nütze ist als das, was uns lehrt rechtschaffen zu handeln. Macht um Alles aus euren Töchtern keine Theologen und Philosophen. Belehrt sie nur über diejenigen himmlischen Dinge, welche zur menschlichen Weisheit dienen. Gewöhnt sie, sich stets unter den Augen Gottes zu wissen, ihn als Zeugen ihrer Handlungen, ihrer Gedanken, ihrer Tugend, ihrer Freuden anzusehen; das Gute zu thun ohne Gepränge, nur weil er es liebt; das Unrecht zu leiden ohne Murren, weil er uns dafür entschädigen wird; kurz, alle Tage ihres Lebens das zu sein, was sie einst gewesen zu sein

wünschen, wenn sie vor ihm erscheinen müssen. Das ist die wahre Religion, das ist die einzige, die keines Mißbrauchs, keiner Gottlosigkeit, keines Fanatismus fähig ist. Man predige erhabnere so viel man wolle, ich wenigstens werde keine andre anerkennen.

Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß bis zu dem Alter, wo die Vernunft sich aufhellt und das erwachende Gefühl das Gewissen reden läßt, für die jungen Leute das gut oder schlecht ist, was ihre Umgebung als solches ansieht. Was man ihnen befiehlt, ist gut, was man ihnen verbietet, ist schlecht. Mehr brauchen sie davon nicht zu wissen. Man sieht aber hieraus, wie die Wahl der Personen, von welchen die jungen Mädchen umgeben sind und welche eine gewisse Autorität über sie haben sollen, für sie von noch größerer Wichtigkeit ist, als für die Knaben. Endlich kommt der Augenblick, wo sie selbst zu urtheilen beginnen und dann ist es Zeit, den Plan ihrer Erziehung zu ändern.

Ich habe hierüber bis jetzt vielleicht zu viel gesagt. Wohin bringen wir aber die Frauen, wenn wir ihnen nur die allgemeinen Vorurtheile zum Gesetze geben? Wir wollen das Geschlecht, welches uns beherrscht, und welches uns Ehre macht, wenn wir es nicht erniedrigen, nicht herabsetzen. Es besteht für das ganze Menschengeschlecht ein Gesetz, welches älter ist, als jede Meinung. Auf die unwandelbare Leitung dieses Gesetzes sollen sich alle andern beziehen. Es richtet das Vorurtheil selbst, und nur insoweit als menschliche Werthschätzung mit ihm übereinstimmt, soll diese Werthschätzung Autorität für uns sein.

Dieses Gesetz ist das innere Gefühl. Ich will nicht wiederholen, was ich darüber schon früher gesagt habe. Es genüge die Bemerkung, daß wenn diese beiden Gesetze bei der weiblichen Erziehung nicht zusammen wirken, dieselbe stets mangelhaft sein wird. Das Gefühl ohne die Meinung giebt den Frauen nicht jene Zartheit der Seele, welche die guten Sitten mit der Ehre der Welt schmückt. Die Meinung aber ohne das Gefühl wird stets die Frauen falsch und unsittlich machen und den Schein an Stelle der Tugend setzen.

Es ist deshalb von Wichtigkeit für sie, daß ein Seelenvermögen gepflegt wird, welches als Schiedsrichter zwischen beiden Führern dient, welches das Gewissen nicht irre leiten läßt und die Irrthümer des Vorurtheils zurückweist. Dieses Vermögen ist die Vernunft. Aber welche Fragen erheben sich bei diesem Worte! Sind denn die Frauen eines richtigen Gebrauchs der Vernunft fähig? Ist es wichtig, daß sie die

Vernunft pflegen? Werden sie dieselbe mit Erfolg pflegen? Hat diese Pflege einen Nutzen für die Aufgaben ihres Berufs? Ist sie mit der ihnen ziemenden Einfalt vereinbar?

Die verschiedene Weise, in welcher diese Fragen aufgeworfen und gelöst werden, hat in die entgegengesetzten Extreme verfallen lassen. Während die Einen die Frau darauf beschränken, daß sie in Gesellschaft ihrer Mägde näht und spinnt und so selbst nur die erste Magd ihres Herrn wird, wollen die Andern ihr nicht nur ihre Rechte sichern, sondern auch noch die unsern sich anmaßen lassen. Denn sie über uns stehen lassen in den ihrem Geschlechte gehörigen Eigenschaften, und sie uns gleich stellen mit Rücksicht auf die übrigen, was ist das anders, als auf die Frau den Vorrang übertragen, welche die Natur dem Manne verliehen hat?

Die Vernunft, welche den Mann zur Erkenntniß seiner Pflichten führt, ist ziemlich einfach. Die Vernunft aber, welche die Frau zur Erkenntniß der ihrigen leitet, ist etwas noch Einfacheres. Der Gehorsam und die Treue, welche sie ihrem Manne, die Zärtlichkeit und Sorgfalt, welche sie ihren Kindern schuldet, sind so natürliche und so offenbare Folgen ihrer Stellung, daß sie, ohne unredlich zu sein, dem sie leitenden innern Gefühle ihre Zustimmung nicht versagen, noch die Pflicht in ihrer noch unverdorbnen Neigung verkennen kann.

Ich möchte es nicht ohne Unterschied tadeln, wenn eine Frau allein auf die Arbeiten ihres Geschlechts beschränkt würde, und wenn man sie in tiefer Unwissenheit über alles Andre erhielte. Aber dann müßten die öffentlichen Sitten sehr einfach und rein sein, oder das Weib ein sehr zurückgezognes Leben führen. In großen Städten oder unter verdorbnen Männern würde ein solches Weib nur zu leicht zu verführen sein. Oft würde ihre Tugend nur vom Zufalle abhängen. In unserm philosophischen Jahrhundert braucht sie eine solche, welche die Probe besteht. Sie muß schon im voraus wissen, sowohl was man ihr sagen kann, als auch was sie darüber zu denken hat.

Da sie überdies noch dem Urtheile der Männer unterworfen ist, soll sie sich deren Achtung verdienen, soll vor Allem die ihres Gatten erwerben. Nicht nur ihre Person soll er lieben, sondern auch ihr Betragen billigen. Sie soll vor der Oeffentlichkeit die Wahl rechtfertigen, die er getroffen hat, und den Gatten geehrt machen durch die Ehre, welche man der Gattin erweist. Wie aber soll sie dies Alles ermöglichen, ohne von unsren Einrichtungen, unsern Gebräuchen etwas zu wissen, ohne die

Quelle der menschlichen Urtheile, noch die Leidenschaften, welche sie bestimmen, zu kennen? Eben weil sie zugleich von ihrem eignen Gewissen und von der Meinung Andrer abhängig ist, muß sie lernen, beide mit einander zu vergleichen, sie zu vereinbaren und dem ersten nur dann den Vorzug zu ertheilen, wenn beide einander widersprechen. Sie wird Richterin ihrer Richter und entscheidet, wenn sie sich ihnen zu unterwerfen und wenn sie dieselben abzuweisen hat. Bevor sie ihre Vorurtheile verwirft oder zuläßt, wägt sie dieselben ab, lernt zu ihrer Quelle aufsteigen, ihnen vorbeugen und sie zu ihren Gunsten zu wenden. Sie trägt Sorge, sich niemals Tadel zuzuziehen, wenn die Pflicht es ihr verstattet, ihn zu vermeiden. Nichts von alledem kann geschehen ohne Pflege ihres Geistes und ihrer Vernunft.

Ich komme beständig auf mein Princip zurück, und es gewährt mir die Lösung aller Schwierigkeiten. Ich studire das, was ist, suche seine Ursache, und finde schließlich, daß Alles, was ist, auch gut ist. Ich trete in ein offnes Haus, dessen Herr und Herrin gemeinschaftlich die Wirthe machen. Beide haben dieselbe Erziehung genossen, beide sind gleich höflich, beide besitzen gleicherweise Geschmack und Geist, beide sind vom selben Wunsche beseelt, ihre Gäste gut aufzunehmen und zufrieden mit ihrem Aufenthalte zu entlassen. Der Mann unterläßt nichts, um in Allem aufmerksam zu sein: er geht, kommt, macht die Runde und bemüht sich auf jede mögliche Weise; er möchte ganz Aufmerksamkeit sein. Die Frau bleibt auf ihrer Stelle. Ein kleiner Kreis sammelt sich um sie und scheint sie der übrigen Gesellschaft zu verbergen. Dessenungeachtet geht nichts vor, was sie nicht bemerkte, Niemand geht, mit dem sie nicht gesprochen hätte. Sie hat nichts von dem vergessen, was Jedermann interessiren könnte. Keinem hat sie etwas gesagt, was ihm nicht angenehm wäre, und ohne die Ordnung im entferntesten zu verletzen, hat sie den Geringsten in der Gesellschaft so wenig vergessen wie den ersten. Es ist aufgetragen worden, und man setzt sich zu Tische. Der Mann kennt die Personen, welche zusammen passen und setzt sie demgemäß. Die Frau wird, ohne irgend etwas davon zu wissen, sich doch nicht irren. Sie hat schon aus den Blicken, aus dem Benehmen alles Uebereinstimmende herausgelesen, und Jeder findet seinen Platz nach seinem Wunsche gewählt. Ich erwähne nicht, daß beim Aufwarten Niemand vergessen wird. Da der Herr des Hauses selbst die Runde macht, so wird Niemand vergessen werden können. Aber die Frau erräth, was ein Jeder gern möchte, und bietet es ihm demgemäß an. Indem sie

mit ihrem Nachbar spricht, gleitet ihr Blick bis ans Ende der Tafel. Sie weiß den, welcher nicht ißt, weil ihn nicht hungert, genau von dem zu unterscheiden, welcher nicht zuzulangen und nichts zu fordern wagt, weil er unbeholfen oder schüchtern ist. Jeder glaubt, wenn er vom Tische aufsteht, daß sie nur an ihn gedacht habe. Keiner denkt, daß sie Zeit gehabt haben könne, auch nur einen einzigen Bissen zu essen; in Wahrheit aber hat sie mehr als irgend Jemand gegessen.

Wenn Alles fort ist, unterhalten sich Mann und Frau von dem, was sich zugetragen. Der Mann berichtet, was man ihm erzählt hat, was diejenigen gesagt und gethan haben, mit welchen er sich unterhalten hat. Wenn die Frau hierin auch nicht immer so genau ist, so hat sie dafür bemerkt, was am andern Ende des Saales ganz leise gesprochen worden ist. Sie weiß, was dieser und jener gedacht hat, was diese und jene Aeußerung, diese und jene Geberde zu bedeuten hatte. Kaum eine sprechende Bewegung ist gemacht worden, für die sie nicht eine Deutung bereit hätte, die fast stets mit der Wahrheit übereinstimmt.

Dieselbe Geistesgewandtheit, welche eine Frau von der feinen Gesellschaft in der Kunst offnes Haus zu halten glänzen läßt, läßt auch eine Kokette in der Kunst glänzen, mehrere Anbeter zu unterhalten. Das Benehmen der Koketterie erfordert nur noch eine feinere Unterscheidungsgabe als das der Höflichkeit. Denn wenn eine feine Frau nur gegen jedermann höflich ist, so hat sie jederzeit genug gethan. Eine Kokette aber würde durch diese ungeschickte Einförmigkeit bald ihre Herrschaft verlieren. Eben damit, daß sie alle ihre Liebhaber sich verpflichten wollte, würde sie dieselben alle zurückstoßen. In der Gesellschaft wohl gefallen die Manieren, welche man einem Jeden gegenüber beobachtet; wird man nur anständig behandelt, so achtet man auch nicht so genau auf etwaige Bevorzugungen. In der Liebe aber ist eine Gunst, welche keine ausschließliche ist, eine Beleidigung. Einem empfindlichen Manne wird es hundertmal lieber sein, wenn er für sich allein schnöde behandelt wird, als wenn er mit allen andern die Liebkosungen theilen soll; das Schlimmste, was ihm begegnen kann, ist, nicht ausgezeichnet zu werden. Will sich eine Frau also mehrere Liebhaber erhalten, so gilt es, einen jeden zu überzeugen, daß sie ihn bevorzuge, gilt es, ihn davon angesichts aller Uebrigen zu überzeugen, welche sie eben so unter seinen Augen davon überzeugt.

Wollt ihr eine verlegene Persönlichkeit sehen, so stellt einen Mann zwischen zwei Frauen, mit deren jeder er ein geheimes Liebesverhältniß

hat und betrachtet nun, welch' traurige Figur er spielt. Stellt im selben Falle eine Frau zwischen zwei Männer (sicherlich wird die Gelegenheit dazu sich nicht seltner bieten), und ihr werdet erstaunen über die Gewandtheit, mit welcher sie beide täuscht und bewirkt, daß ein Jeder sich über den Andern lustig macht. Bezeigte sie gegen Jeden dasselbe Vertrauen, nähme sie gegen jeden denselben vertraulichen Ton an, wie sollten sie sich auch nur einen Augenblick täuschen lassen? Wenn sie beide gleich behandelte, würde sie dann nicht zeigen, daß sie gleiches Anrecht auf sie hätten? O, wie viel besser weiß sie es anzufangen. Statt sie auf dieselbe Weise zu behandeln, stellt sie sich, als ob sie zwischen beiden einen Unterschied mache. Sie weiß es so fein einzurichten, daß derjenige, welchem sie schmeichelt, glaubt, es geschehe aus Zärtlichkeit, und der andre, welchen sie schnöde behandelt, meint, es sei verletzte Liebe. So ist jeder mit seinem Theile zufrieden, sie sieht jeden mit ihrer Person beschäftigt, während sie sich in Wirklichkeit nur mit sich selbst beschäftigt.

Bei dem allgemeinen Verlangen zu gefallen, bietet die Koketterie auch ähnliche Mittel dar. Launen würden nur zurückstoßen, wenn sie nicht klüglich angewandt würden, und nur dadurch, daß sie dieselben mit Kunst vertheilt, schmiedet sie die stärksten Ketten für ihre Sklaven.

Usa ogn' arte la donna, onde sia colto
Nella sua rete alcun novello amante;
Nè con tutti, nè sempre un stesso volto
Serba; mà cangia à tempo atto e sembiante[3]).

Wovon anders hängt diese ganze Kunst ab, als von feinen und unablässigen Beobachtungen, welche die Frau in jedem Augenblicke sehen lassen, was in den Herzen der Männer vorgeht, und welche sie in den Stand setzen bei jeder geheimen Bewegung, die sie bemerken, die nöthige Kraft anzuwenden, um sie entweder aufzuhalten oder zu beschleunigen. Läßt sich diese Kunst erlernen? Nein; sie ist den Frauen angeboren. Jede von ihnen besitzt sie, und nie haben sie die Männer im selben Maße. Es ist eine der Geschlechts-Eigenthümlichkeiten. Geistesgegenwart, Scharfblick, feine Beobachtungsgabe: das sind die Wissenschaften des Weibes, und in der Gewandtheit, sich dieselben zu Nutze zu machen, besteht ihr Talent.

So ist es, und wir haben gesehen, warum es so sein soll. Die Frauen sind falsch, sagt man uns. Sie werden es erst. Die ihnen eigne Gabe ist die Gewandtheit und nicht die Falschheit. In den wahren

Neigungen ihres Geschlechts sind sie nicht falsch, selbst wenn sie lügen. Warum befragt ihr ihren Mund, wenn dieser es nicht ist, der sprechen soll? Befragt ihre Augen, ihre Gesichtsfarbe, ihren Athem, ihr schüchternes Wesen, ihren sanften Widerstand: das ist die Sprache, welche die Natur ihnen gab, um euch zu antworten. Der Mund sagt beständig „nein", und soll es sagen. Aber der Accent, den er mit diesem Worte verbindet, ist nicht immer derselbe, und dieser Accent versteht nicht zu lügen. Hat die Frau nicht dieselben Bedürfnisse wie der Mann, ohne dasselbe Recht zu haben, sie zu äußern? Ihr Schicksal würde zu grausam sein, wenn sie selbst bei ihren berechtigten Wünschen nicht eine Sprache hätte, die gleichbedeutend ist mit der, welche sie nicht zu führen wagt. Muß ihre Schamhaftigkeit sie unglücklich machen? Muß sie nicht eine Kunst besitzen ihre Neigungen mitzutheilen, ohne sie selbst aufzudecken? Welcher Geschicklichkeit bedarf es nicht, um zu bewirken, daß man ihr das raubt, was sie zu geben glüht! Wie wichtig ist für sie nicht das Erlernen der Kunst, das Herz des Mannes zu rühren, ohne daß sie an ihn zu denken scheint. Wie reizend ist nicht die Erzählung vom Apfel der Galatea und ihrer ungeschickten Flucht[4]). Was sollte sie noch weiter hinzufügen? Soll sie dem Schäfer, der ihr zwischen die Weiden folgt, auch noch sagen, daß sie nur geflohen sei, um ihn anzulocken. Sie würde dann lügen, so zu sagen; denn alsdann würde sie ihn nicht angelockt haben. Je zurückhaltender eine Frau ist, desto mehr Kunst muß sie auch anwenden, selbst ihrem Gatten gegenüber. Ja, ich behaupte, je mehr man die Koketterie in Schranken hält, desto mehr macht man etwas Sittsames und Wahres aus ihr, man macht aus ihr ein Gesetz der Ehrbarkeit.

Die Tugend ist nur eine, sagte sehr richtig einer meiner Gegner zu mir; man kann sie nicht zerlegen, um einen Theil zuzulassen, einen andern zu verwerfen. Wenn man liebt, so liebt man in seiner ganzen Vollständigkeit. Den Gefühlen, welche man nicht haben darf, versagt man sein Herz, so lange man kann, seinen Mund aber beständig. Das moralisch Wahre ist nicht das, was ist, sondern das, was gut ist. Das Schlechte sollte gar nicht sein, und soll gar nicht zugestanden werden, besonders wenn dieses Zugeständniß ihm eine Wirkung verleiht, welche es ohnedem nicht gehabt hätte. Wenn ich versucht gewesen wäre zu stehlen, und durch mein Zugeständniß einen andern in Versuchung gebracht hätte, mein Mitschuldiger zu werden, wäre dann nicht eben die Offenbarung meiner Versuchung dasselbe, als wenn ich ihr unterlegen wäre? Warum sagt ihr, daß die Schamhaftigkeit die Frauen falsch

mache? Sind diejenigen, welche sie am meisten verloren haben, wahrer als die andern? Weit gefehlt; sie sind tausendmal falscher. Man kommt zu diesem Grade der Verdorbenheit nur durch die Macht der Laster, welche man alle behält und welche nur mit Hülfe der Intrigue und der Lüge herrschen*). Im Gegentheil sind diejenigen, welche noch Schamhaftigkeit besitzen, welche sich nicht mit ihren Fehlern brüsten, welche ihre Verlangen selbst denen, die sie einflößten, zu verbergen wissen und welchen ihre Geständnisse nur mit Mühe entrissen werden können, auch anderweitig die wahrsten, die aufrichtigsten, die beständigsten in allen ihren Verbindungen, und die, auf deren Treue im Allgemeinen am sichersten zu rechnen ist.

Ich weiß nur eine einzige als Ausnahme zu diesen Bemerkungen anzuführen: Fräulein von Lanclos. Und Fräulein von Lanclos hat auch für ein Wunder gegolten. Man sagt, daß sie bei ihrer Mißachtung der Tugenden ihres Geschlechts diejenigen des unsern bewahrt hatte. Man rühmt ihre Freimüthigkeit, ihre Aufrichtigkeit, ihre Sicherheit in der Unterhaltung, ihre Treue in der Freundschaft; und um das Gemälde ihres Ruhmes zu vollenden, sagt man, sie habe sich zum Manne gemacht. Meinetwegen! Aber bei all diesem Ruhme hätte ich doch diesen Mann weder zu meinem Freunde noch zu meiner Geliebten haben mögen.

Alles hier Gesagte liegt unserm Gegenstande nicht so fern, als es scheinen mag. Ich sehe, wohin die Grundsätze der neuern Philosophie führen, welche die Schamhaftigkeit und angebliche Falschheit des weiblichen Geschlechtes ins Lächerliche ziehen. Ich sehe aber auch, daß die sicherste Wirkung dieser Philosophie die sein wird, daß sie den Frauen

*) Ich weiß, daß Frauen, welche sich in einem gewissen Punkte offen ergeben haben, gerade durch diese Offenheit sich Geltung verschaffen wollen und schwören, daß, diesen einen Punkt ausgenommen, nichts Tadelnswerthes an ihnen zu finden sei. Aber ich weiß auch sehr wohl, daß sie nur Thoren haben davon überzeugen können. Ist ihnen der stärkste Zügel ihres Geschlechts genommen, was bleibt ihnen dann noch, um sie zurückzuhalten? Und welche Ehre kann ihnen noch etwas gelten, wenn sie der ihnen eigenthümlich angehörigen entsagt haben? Wenn sie einmal ihre Leidenschaften des Zwanges entbunden haben, so haben sie dann kein Interesse mehr, ihnen zu widerstehen. **Nec foemina, amissa pudicitia, alia abnuerit.** [5]) Hat wohl jemals ein Autor das menschliche Herz bei beiden Geschlechtern besser gekannt, als der, welcher dies gesagt hat?

unsres Jahrhunderts das Wenige der Ehrbarkeit nehmen wird, das sie noch besitzen.

Nach diesen Betrachtungen, glaube ich, läßt sich im Allgemeinen bestimmen, welche Art von Bildung dem Geiste der Frauen entspricht, und auf welche Gegenstände man ihr Nachdenken von Jugend auf zu richten hat.

Ich habe schon gesagt, daß die Pflichten dieses Geschlechtes leichter einzusehen als zu erfüllen sind. Das erste, was das Weib zu lernen hat, ist, seine Pflichten durch Betrachtung ihrer Vortheile zu lieben; denn das ist das einzige Mittel, sie ihm leicht zu machen. Jeder Stand und jedes Lebensalter hat seine Pflichten. Man erkennt die seinigen sehr bald, wenn man sie nur liebt. Ehre deinen Stand als Frau, und du wirst in jedem Range, den dir der Himmel angewiesen, stets ein braves Weib sein. Das Wesentlichste ist, daß wir das sind, was uns die Natur gemacht hat. Man ist beständig nur zu sehr das, wozu uns die Menschen machen wollen.

Die Erforschung der abstracten und speculativen Wahrheiten, der Principien, der Axiome in den Wissenschaften, Alles, was dazu dient, die Ideen zu verallgemeinern, gehört nicht in das Bereich des Weibes. Alle seine Studien sollen sich auf das Praktische beziehen. Ihre Sache ist es, die Grundsätze anzuwenden, welche der Mann gefunden hat, an ihr ist es, die Beobachtungen anzustellen, welche den Mann zur Aufstellung seiner Principien führen. Alle Betrachtungen des Weibes, welche sich nicht unmittelbar auf seine eignen Pflichten beziehen, sollen auf das Studium der Männer oder auf die angenehmen Kenntnisse gerichtet sein, welche nur den Geschmack zum Gegenstande haben. Denn die Werke des Genie's liegen außerhalb ihres Bereichs. Eben so wenig haben sie die genügende Genauigkeit und Aufmerksamkeit, um in den exacten Wissenschaften Erfolg haben zu können. Was die Naturwissenschaften anbelangt, so gehören diese für dasjenige Geschlecht, welches das thätigste ist, sich am meisten in der Natur bewegt und so die meisten Gegenstände sieht. Dem Geschlechte, welches die meiste Kraft hat und sie am meisten ausübt, ziemt es über die Verhältnisse der Sinnenwesen und die Naturgesetze zu urtheilen. Das Weib ist schwach, sieht nicht, was draußen vorgeht, schätzt und beurtheilt die bewegenden Kräfte, welche es in Thätigkeit setzen kann, um für seine Schwäche Ersatz zu haben, und diese bewegenden Kräfte sind die Leidenschaften der Männer. Sein Getriebe hierin ist stärker als das unsrige, alle seine Hebel sind in

Thätigkeit, um das Herz zu bewegen. Zu Allem, was sein Geschlecht nicht selbst ausführen kann, was ihm aber nothwendig und angenehm ist, bedarf es der Kunst, es uns wollen zu lassen. Es muß also den Mann bis in sein Innerstes erforschen, nicht durch Abstraction das Innere des Mannes im Allgemeinen, sondern das Innere der Männer, welche es umgeben, das Innere derjenigen, welchen es unterworfen ist, sei es durch das Gesetz oder durch die Meinung. Es muß aus den Reden, den Handlungen, den Blicken, den Geberden der Männer ihre Gefühle erforschen lernen. Es muß durch seine Reden, seine Handlungen, seine Blicke und seine Geberden ihnen die Gefühle einzuflößen verstehen, welche ihm gefallen, ohne daß es nur daran zu denken scheint. Der Mann wird besser als sie über das menschliche Herz philosophiren können; das Weib aber wird besser als er im Herzen der Menschen zu lesen verstehen. Das Weib muß so zu sagen die Experimental-Moral erfinden, und wir Männer müssen sie in ein System bringen. Das Weib hat mehr Geist, der Mann mehr Genie. Das Weib beobachtet, und der Mann schließt. Aus dieser Vereinigung entspringt die klarste Erkenntniß und die vollkommenste Wissenschaft, welche der Menschengeist durch sich selbst erwerben kann; mit einem Wort, die sicherste Kenntniß seiner selbst und Andrer, welche menschliche Fähigkeit zu erlangen vermag. Auf diese Weise trägt die Kunst unabläßig zur Vervollkommnung des uns von der Natur gegebenen Werkzeuges bei.

Die Welt ist das Buch der Frauen. Wenn sie schlecht darin lesen, so ist es ihre Schuld, oder irgend eine Leidenschaft verblendet sie. Dessenungeachtet ist die ächte Familienmutter, weit entfernt eine Weltdame zu sein, in ihrem Hause eben nicht weniger abgeschlossen, als eine Nonne in ihrem Kloster. Man sollte es darum mit den jungen Mädchen, welche heirathen, eben so machen, wie man es mit denen macht oder doch machen sollte, welche man in's Kloster schickt. Man sollte ihnen nämlich die Vergnügen zeigen, welche sie aufgeben, ehe man sie denselben entsagen läßt, damit das falsche Bild, welches sie sich von den ihnen unbekannten Freuden machen, dereinst nicht ihre Herzen irre führen und das Glück ihrer Einsamkeit stören möge. In Frankreich leben die jungen Mädchen in den Klöstern, und die Frauen ziehen in der Welt umher. Bei den Alten war es das gerade Gegentheil. Die Mädchen hatten, wie ich schon gesagt habe, viele öffentliche Spiele und Feste, und die Frauen lebten zurückgezogen. Dieser Gebrauch war vernünftiger und erhielt die Sitten besser aufrecht. Eine gewisse Koketterie

ist den heirathsfähigen Mädchen erlaubt; sich vergnügen ist ihnen das Wichtigste. Die Frauen haben andre Sorgen als sie; sie haben keinen Mann mehr zu suchen. Aber sie würden mit dieser Reform ihre Rechnung nicht finden, und unglücklicherweise geben sie den Ton an. Ihr Mütter, macht aus euren Töchtern wenigstens eure Gefährtinnen. Gebt ihnen einen geraden Sinn und ein rechtschaffnes Herz, und dann verbergt ihnen nichts, was ein keusches Auge sehen darf. Bälle, Festlichkeiten, Spiele, selbst das Theater, Alles, was schlecht erkannt für ein unerfahrnes Mädchen so verführerisch werden kann, mag ohne Gefahr gesunden Augen geboten werden. Je besser sie solche lärmenden Vergnügungen sehen, desto früher werden sie derselben überdrüssig werden.

Ich höre das Geschrei, welches man gegen mich erhebt: „Welches Mädchen kann solchem gefährlichen Beispiele widerstehen? Kaum haben sie die Welt gesehen, so wendet sich ihr Kopf überall hin. Nicht eine einzige von ihnen will sie aufgeben.“ Das kann wohl sein. Habt ihr sie aber auch, bevor ihr ihnen dieses trügerische Gemälde zeigtet, gehörig vorbereitet, damit sie es ohne Aufregung sehen können? Habt ihr sie mit den Gegenständen gehörig bekannt gemacht, welche es darstellt? Habt ihr ihnen deutlich gezeigt, was diese in Wirklichkeit sind? Habt ihr sie gehörig gewaffnet gegen die Täuschungen der Eitelkeit? Habt ihr ihren jungen Herzen den Geschmack am wahren Vergnügen eingepflanzt, das sich in diesem Tumulte nie findet? Welche Vorsicht habt ihr angewandt, welche Maßregeln getroffen, um sie vor dem falschen, irre leitenden Geschmacke zu bewahren? Statt ihren Geist gegen die Herrschaft der allgemeinen Vorurtheile zu rüsten, habt ihr dieselben genährt. Ihr habt ihnen im Voraus alle die leichtfertigen Vergnügungen, welche sie finden werden, lieb gemacht. Ihr laßt sie dieselben noch liebgewinnen, indem sie sich ihnen hingeben. Ein junges in die Welt eintretendes Mädchen hat keine andere Führerin als seine Mutter, die oft eine größere Närrin ist als die Tochter selbst und ihr die Dinge in keinem andern Lichte zeigen kann, als sie diese selbst sieht. Ihr Beispiel, das selbst mächtiger ist als die Vernunft, rechtfertigt ihr Kind in seinen eignen Augen, und die Autorität der Mutter ist für die Tochter eine Entschuldigung, gegen die sich nichts einwenden läßt. Wenn ich will, daß die Mutter ihre Tochter in die Welt einführen soll, so setze ich dabei voraus, daß sie ihr diese so zeigt, wie sie ist.

Das Uebel beginnt aber noch früher. Die Klöster sind die wahren Schulen der Koketterie, nicht von jenem ehrbaren Streben zu gefallen, von

welchem ich gesprochen habe, sondern von demjenigen, welches alle Verkehrtheiten der Frauen erzeugt und aus ihnen die überspanntesten geschniegelten Frauenzimmer macht. Verlassen die jungen Mädchen das Kloster, um mit einem Schritte in die lärmenden Gesellschaften einzutreten, so fühlen sie sich sogleich ganz an ihrem Platze. Sie sind erzogen worden, um hier zu leben; darf man sich also wundern, wenn sie sich hier wohl fühlen? Ich will das, was ich sogleich sagen werde, nicht als Behauptung hinstellen, aus Besorgniß, ich möchte ein Vorurtheil für eine Beobachtung halten. Aber es scheint mir, als ob man in protestantischen Ländern eine größere Anhänglichkeit an die Familie, würdigere Gattinnen und zärtlichere Mütter fände, als in den katholischen. Und wenn dem so ist, so kann man nicht zweifeln, daß dieser Unterschied zum Theil der Kloster-Erziehung zuzuschreiben ist.

Um das friedliche häusliche Leben lieben zu können, muß man es kennen, muß seine Süßigkeit von Kindheit an genossen haben. Nur im väterlichen Hause gewinnt man Geschmack am eignen Hause, und jede Frau, welche nicht von ihrer Mutter erzogen worden ist, wird nie gern ihre Kinder erziehen mögen. Unglücklicherweise giebt es in den großen Städten keine häusliche Erziehung mehr. Die Gesellschaft ist hier so groß und so gemischt, daß keine Zufluchtsstätte mehr übrig bleibt und man selbst im eignen Hause in der Oeffentlichkeit ist. Weil man mit aller Welt lebt, hat man keine Familie mehr; kaum kennt man seine Angehörigen. Man sieht sie nur als Fremde, und die Einfalt der häuslichen Sitten erlischt mit der süßen Vertraulichkeit, in welcher ihr Reiz besteht. So saugt man mit der Muttermilch den Geschmack an den Vergnügungen des Jahrhunderts und an den Grundsätzen ein, die man in ihm herrschen sieht.

Man legt den Töchtern einen scheinbaren Zwang auf, um Thoren zu finden, welche sie ihres äußerlichen Anstandes halben heirathen. Aber studirt nur einen Augenblick diese jungen Personen. Unter ihrem erzwungnen Wesen verbergen sie nur schlecht die Lüsternheit, welche sie verzehrt, und schon liest man in ihren Blicken das brennende Verlangen, es ihren Müttern nachzuthun. Nicht ein Gatte ist es, nach dem sie Verlangen tragen, sondern die Privilegien der Ehe sind es. Was braucht man auch einen Gatten, wenn man so viele Hülfsmittel hat, um seiner entbehren zu können? Aber man bedarf seiner, um eben diese Hülfs-

mittel verdecken zu können*) Sittsamkeit wohnt auf dem Antlitze, und Ungebundenheit im Grunde des Herzens. Jene erheuchelte Sittsamkeit selbst ist ein Anzeichen derselben, man erheuchelt sie nur, um sich ihrer in Wirklichkeit um so leichter entledigen zu können. Ihr Frauen von Paris und London, verzeiht mir, ich bitte. Kein Ort schließt die Wunder aus; ich selbst aber habe noch keins gekannt. Wenn eine Einzige unter euch ein wahrhaft ehrbares Herz hat, dann verstehe ich nichts von unsern Einrichtungen.

Alle diese verschiedenen Erziehungsarten überliefern gleichmäßig die jungen Mädchen dem Geschmacke an den Vergnügungen der großen Welt und den Leidenschaften, welche bald aus diesem Geschmacke entspringen. In den großen Städten beginnt die Verdorbenheit mit dem Leben, in den kleinen mit dem Alter der Vernunft. Die jungen Mädchen aus der Provinz, die man die glückliche Einfachheit ihrer Sitten verachten gelehrt hat, eilen nach Paris, um an der Verderbniß der unsrigen Theil zu nehmen. Das Laster, geschmückt mit dem schönen Namen des Talents, ist der einzige Zweck ihrer Reise. Sie schämen sich bei ihrer Ankunft, der edlen Ausgelassenheit der Großstädterinnen so fern zu stehen, und säumen nicht, sich einer Bewohnerin der Hauptstadt würdig zu zeigen. Wo beginnt nun nach eurer Meinung das Uebel, da, wo man es plant, oder da, wo man es ausführt?

Ich will nicht, daß eine vernünftige Mutter aus der Provinz ihre Tochter nach Paris bringen soll, um ihr jene für die Andern so verderblichen Gemälde zu zeigen. Wenn dies aber geschähe, so behaupte ich: entweder ist die Tochter schlecht erzogen, oder diese Gemälde werden wenig Gefahr für sie haben. Wer Geschmack, Verstand und Liebe für das Ehrbare hat, findet sie nicht so anziehend, als sie es für diejenigen sind, welche sich von ihnen bezaubern lassen. Man bemerkt allerdings in Paris junge sinnlose Frauenzimmer, welche in aller Eile den Ton der großen Welt annehmen und sich auf sechs Monate in Aufnahme bringen, um sich dafür den Rest ihres Lebens auszischen zu lassen. Wer bemerkt aber diejenigen, welche von all diesem Lärm zurückgeschreckt, in ihre Provinz zurückkehren, zufrieden mit ihrem Loose, nachdem sie es

---

*) Des Menschen Weg in seiner Jugend war eins von den vier Dingen, welche der Weise nicht begreifen konnte; das fünfte war die Schamlosigkeit der Ehebrecherin, Quae comedit, et tergens os suum dicit: Non sum operata malum. Prov. XXX, 20.[6])

mit dem beneideten jener andern verglichen haben? Wie viele junge Frauen habe ich gesehen, welche ihr Mann, um ihnen willfährig zu sein und weil er die Mittel besaß, sich dort niederzulassen, nach der Hauptstadt führte, und die ihn selbst wieder von ihr abwendeten, fröhlicher gingen, als sie gekommen waren und mit Zärtlichkeit am Tage vor ihrer Abreise sagten: Ach, wir wollen in unser Landhaus zurückkehren, man lebt dort glücklicher, als hier in den Palästen. Man weiß nicht, wie viel Gute noch übrig sind, die ihre Kniee nicht vor dem Götzen gebeugt haben und die seinen unsinnigen Cultus verachten. Nur die Närrinnen machen Aufsehen, die weisen Frauen bleiben unbemerkt.

Wenn trotz der allgemeinen Verderbniß, trotz der überall verbreiteten Vorurtheile, und trotz der schlechten Erziehung dennoch viele Mädchen sich ein probehaltiges Urtheil bewahren, so frage ich: was würde aus diesem Urtheile geworden sein, wenn es durch einen guten Unterricht genährt, oder besser gesagt nicht durch einen fehlerhaften Unterricht gestört worden wäre? Denn Alles beruht zuletzt darauf, daß man das natürliche Gefühl bewahrt oder wiederherstellt. Damit ist durchaus nicht gesagt, daß ihr eure jungen Töchter mit vielen Ermahnungen langweilen, und große Sittenpredigten herbeten sollt. Das Moralisiren ist für beide Geschlechter der Tod aller guten Erziehung. Diese traurigen Lektionen dienen zu nichts weiter, als daß sie diejenigen, welche sie ertheilen, und dasjenige, was sie enthalten, verhaßt machen. Wenn man mit jungen Mädchen spricht, soll man ihnen nicht vor ihren Pflichten bange machen, und so das Joch erschweren, das ihnen die Natur aufgelegt hat. Wenn ihr ihnen ihre Pflichten auseinandersetzt, so seid kurz und deutlich. Macht sie nicht glauben, daß die Ausübung derselben etwas Verdrießliches sei. Nur kein düsteres Gesicht, keine Amtsmiene! Was zu Herzen gehen soll, muß von Herzen kommen. Der Katechismus ihrer Moral muß eben so kurz und eben so klar sein wie der Katechismus ihrer Religion, aber nicht so ernst wie dieser. Zeigt ihnen, daß gerade in ihren Pflichten die Quelle ihrer Freuden und der Grund ihrer Rechte liegt. Ist es denn so beschwerlich, zu lieben, um wieder geliebt zu werden, sich liebenswürdig zu machen, um glücklich zu sein, sich geachtet zu machen, um Gehorsam zu finden, Ehre zu erweisen, um Ehre zu genießen? Wie schön sind doch diese Rechte! Wie achtungswerth sind sie! Wie theuer werden sie dem Herzen des Mannes sein, wenn die Frau sie geltend zu machen versteht! Man braucht gar nicht die

Jahre und das Alter abzuwarten, um sie zu genießen. Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden. Kaum entwickeln sich ihre Reize, so herrscht sie schon durch die Sanftmuth ihres Charakters und macht ihre Bescheidenheit Ehrfurcht gebietend. Welcher gefühllose Mann, welcher Barbar sänftigte nicht sein wildes Wesen und nähme eine aufmerksamere Weise an, wenn er vor einem sechzehnjährigen, liebenswürdigen und verständigen Mädchen steht, das wenig spricht, welches zuhört, Schicklichkeit in seinem Anstande, Ehrbarkeit in seiner Rede hat, dessen Schönheit es weder sein Geschlecht, noch seine Jugend vergessen läßt, welches selbst durch seine Schüchternheit zu fesseln weiß, und sich die Achtung erwirbt, die es selbst Jedermann erweist?

Obschon diese Merkmale äußerliche sind, so sind sie doch keineswegs unbedeutend. Sie sind durchaus nicht auf den bloßen Sinnenreiz gegründet. Sie gehen aus dem innern Gefühle des Mannes hervor, daß alle Frauen die natürlichen Richter des Verdienstes der Männer sind. Wer möchte wohl von den Frauen mißachtet sein? Niemand in der Welt, nicht einmal derjenige, welcher sie nicht mehr lieben will. Ja ich selbst, der ich ihnen so harte Wahrheiten sage, glaubt ihr wohl, daß ich ihr Urtheil für etwas so Gleichgültiges halte? Nein, ihr Beifall ist mir theurer als der eurige, meine Leser, die ihr oft mehr Weiber seid, als sie. Wenn ich auch ihre Sitten verachte, so will ich doch ihre Gerechtigkeit noch in Ehren halten. Es kümmert mich wenig, ob sie mich hassen, wenn ich sie nur zwinge, daß sie mich achten.

Wie viel Großes würde man mit diesen Mitteln ausrichten, wenn man sie ins Werk zu setzen verstände. Unglücklich das Zeitalter, wo die Frauen ihr Uebergewicht verlieren, und ihre Urtheile über die Männer nichts mehr vermögen. Es ist der höchste Grad der Verderbniß. Alle gesitteten Völker haben die Frauen geachtet. Seht Sparta, seht die Deutschen, seht Rom an, Rom, den Sitz des Ruhmes und der Tugend, wenn diese jemals einen solchen auf Erden gehabt haben. Hier war es, wo die Frauen die Heldenthaten der großen Feldherrn ehrten, wo sie die Väter des Vaterlandes öffentlich beweinten, wo ihre Gelübde und ihre Trauer geheiligt waren wie das feierlichste Urtheil der Republik. Alle großen Umwälzungen entstanden hier durch Frauen. Durch eine Frau gewann Rom seine Freiheit, durch eine Frau erlangten die Plebejer das Consulat, durch eine Frau endigte die Tyrannei der Decemviren, durch Frauen wurde Rom gerettet aus den Händen eines Geächteten. Ihr zierlichen Franzosen, was hättet ihr wohl angegeben,

wenn ihr diesen lächerlichen Aufzug vor euren Spötteraugen hättet vorüberziehen sehen? Ihr hättet ihn mit eurem Hohngelächter begleitet. Mit wie verschiedenen Augen sehen wir doch ein und denselben Gegenstand an! Und vielleicht haben wir Alle Recht. Bildet diesen Aufzug aus schönen Französinnen, und ich kenne nichts Anstößigeres. Aber denkt ihn euch aus Römerinnen bestehend, und ihr werdet Alle die Augen der Völker und das Herz eines Coriolan haben.

Ich gehe noch weiter und behaupte, daß die Tugend der Liebe nicht weniger günstig ist, als den übrigen Rechten der Natur, und daß die Autorität der Geliebten durch sie nicht weniger gewinnt, als die der Gattin und Mutter. Es giebt gar keine wahre Liebe ohne Begeisterung, und keine Begeisterung ohne einen Gegenstand von wirklicher oder erträumter Vollkommenheit, die dann immer in der Einbildungskraft vorhanden sein wird. Was soll die Liebenden entflammen, für welche diese Vollkommenheit nicht mehr besteht, und welche in denen, die sie lieben, nur den Gegenstand ihrer Sinnenlust sehen? Nein, auf diese Weise erwärmt sich das Herz nicht, noch überläßt es sich dem hohen Entzücken, welches den süßen Wahnsinn des Liebenden und den Reiz seiner Leidenschaft ausmacht. Ich gebe zu, daß in der Liebe Alles nur Täuschung ist. Das Wirkliche aber in ihr sind die Gefühle, mit denen sie uns für das wahrhaft Schöne belebt, das sie uns lieben läßt. Dieses Schöne liegt gar nicht in dem geliebten Gegenstande, es ist das Werk unsres Irrthums, wird man sagen. Gut, aber was liegt daran? Opfert man darum weniger alle seine niedern Gefühle diesem eingebildeten Vorbilde auf? Wird unser Herz darum weniger von den Tugenden durchdrungen, die wir dem geliebten Gegenstande leihen? Reißt man sich darum weniger los von der Niedrigkeit des menschlichen Ich? Wo ist der wahre Liebende, der nicht bereit ist, sein Leben für seine Geliebte zu opfern? Und wo ist die grobe und sinnliche Leidenschaft in einem Menschen, der sterben will? Wir spotten über die galanten Ritter des Mittelalters. Warum aber? Weil sie die Liebe kannten, wir aber nur noch die Ausschweifung kennen. Als jene ritterlichen Grundsätze anfingen lächerlich zu werden, war dieser Wechsel weniger das Werk der Vernunft als das der schlechten Sitten.

In welchem Jahrhundert es auch sei, die natürlichen Verhältnisse ändern sich niemals, das Schickliche oder Unschickliche, welches aus ihnen folgt, bleibt dasselbe, die Vorurtheile unter dem grundlosen Namen der Vernunft ändern nur ihren äußern Schein. Immer wird es groß

und schön sein, sich selbst zu beherrschen, sei es auch, um phantastischen Meinungen zu gehorchen. Und die wahren Beweggründe der Ehre werden stets zum Herzen einer jeden Frau sprechen, welche Urtheil hat und ihr Lebensglück in ihrem Stande zu suchen weiß. Vor allem muß die Keuschheit die köstlichste Tugend eines schönen Weibes sein, welches nur einigen Seelenadel besitzt. Indem sie die ganze Welt zu ihren Füßen sieht, triumphirt sie über Alles und über sich selbst. In ihrem eignen Herzen errichtet sie sich einen Thron, vor welchem Alles seine Huldigungen darbringt. Die zärtlichen oder eifersüchtigen, immer aber ehrfurchtsvollen Gefühle beider Geschlechter, die allgemeine und die eigne Achtung vergelten ihr unaufhörlich im Tribut des Ruhms die Kämpfe weniger Augenblicke. Die Entbehrungen sind nur vorübergehend, aber der Lohn ist ein bleibender. Welch' ein Genuß für eine edle Seele, daß der Stolz der Tugend sich mit der Schönheit vereint! Verwirklicht eine Romanheldin, und sie wird köstlichere Freuden genießen als alle Laïs und Kleopatra. Und wenn auch ihre Schönheit nicht mehr sein wird, so werden doch ihre Freuden und ihr Ruhm noch bleiben. Sie allein wird sich noch am Vergangnen freuen.

[Wenn der Weg, den ich hier vorzeichne, angenehm ist, um so besser; er ist dann der sicherste, denn er liegt in der Ordnung der Natur, und nur auf ihm werdet ihr zum Ziele kommen.]

Je größer und beschwerlicher die Pflichten sind, desto offenbarer und stärker müssen die Gründe sein, auf denen man sie erbaut. Es giebt eine gewisse fromme Sprache über die wichtigsten Dinge, welche man den jungen Mädchen bis zum Ueberdrusse wiederholt, ohne dadurch zu überzeugen. Diese Sprache, welche ihren Ideen so wenig entspricht und auf welche sie insgeheim so geringen Werth legen, erzeugt bei ihnen jene Leichtigkeit, sich ihren Neigungen zu überlassen, da ihnen zur Bekämpfung derselben die aus der Sache selbst hervorgehenden Gründe fehlen. Ein Mädchen von verständiger und frommer Erziehung hat sicherlich starke Waffen gegen die Versuchungen. Diejenige aber, deren Herz oder vielmehr deren Ohren man einzig mit frommem Geschwätze anfüllt, wird unfehlbar die Beute des ersten geschickten und dreisten Verführers. Nie wird ein junges und schönes Mädchen ihren Körper gering schätzen, nie wird sie sich aufrichtig über die großen Sünden betrüben, welche ihre Schönheit sie hat begehen lassen, nie wird sie aufrichtig vor Gott beweinen, daß sie ein Gegenstand fremder Lüsternheit wird, nie wird sie bei sich selbst glauben können, daß das süßeste Gefühl

des Herzens eine Erfindung des Teufels ist. Gebt ihre andere innere Gründe, die ihr entsprechen, denn diese dringen nicht durch. Noch schlimmer ist es, wenn man, wie dies eben nicht selten ist, Widersprüche in ihre Vorstellungen bringt und nachdem man das Mädchen gedemüthigt und ihren Körper mit seinen Reizen als von Sündenschmutz befleckt dargestellt hat, eben denselben Körper, den man so verächtlich gemacht hat, in der Folge als Tempel Jesu Christi heilig gehalten wissen will. Allzuhohe und allzuniedrige Ideen sind gleich ungenügend und können sich nicht vereinigen. Ein Grund muß dem Alter und dem Geschlechte entsprechend sein. Die Betrachtung über die Pflichten hat nur dann Kraft, wenn man Beweggründe zu ihrer Erfüllung damit verbindet.

Quae quia non liceat non facit, illa facit[7]).

Man sollte kaum glauben, daß Ovid es ist, welcher ein so strenges Urtheil fällt.

Wollt ihr also jungen Mädchen Liebe zu den Sitten einflößen, dann sagt ihnen nicht unaufhörlich: „seid sittsam“, sondern verleiht ihnen ein Interesse, es zu werden. Bewirkt, daß sie den Werth der Sittsamkeit empfinden, und ihr werdet ihnen Liebe zu derselben verschaffen. Es genügt nicht, dieses Interesse an eine ferne Zukunft zu verweisen. Zeigt es ihnen im Augenblicke selbst, in den Verhältnissen ihres Alters, im Charakter ihrer Liebhaber. Schildert ihnen den rechtschaffnen Mann, den Mann von Verdienst. Lehrt sie denselben kennen und lieben, und um ihretwillen lieben. Beweist ihnen, daß sie dieser Mann allein, sei es als Freund, sei es als Gatte oder Geliebter, glücklich machen kann. Rückt ihnen die Tugend mit Hülfe der Vernunft näher. Bringt ihnen zum Bewußtsein, daß die Herrschaft ihres Geschlechts und alle seine Vortheile nicht allein von ihrem eignen Betragen, ihrer eignen Sittlichkeit abhangen, sondern auch noch von der der Männer; daß das Weib wenig Macht hat über schlechte und niedrige Seelen, und daß man seiner Geliebten nur dann dienen kann, wenn man der Tugend zu dienen versteht. Wenn ihr ihnen dann die Sitten unsrer Zeit schildert, so seid versichert, daß ihr ihnen aufrichtigen Widerwillen einflößen werdet. Zeigt ihnen die Modemenschen, und sie werden dieselben verachten. Ihr braucht ihnen nur Abneigung gegen ihre Grundsätze, Abscheu vor ihren Gefühlen und Verachtung ihrer leeren Galanterieen einzuflößen. Dann werdet ihr ein edleres Streben in ihnen erzeugen, das, über große und starke Seelen zu herrschen, wie die Spartanerinnen nur über Männer gebieten wollten. Eine kecke, freche, ränkesüchtige

Frau, welche ihre Liebhaber nur durch Koketterie anzulocken und durch Vergünstigungen zu erhalten weiß, läßt sie wie Diener nur in niedrigem und gemeinem Dienste gehorchen. In wichtigen und ernsten Dingen hat sie keine Autorität über dieselben. Eine Frau aber, die zugleich ehrbar, liebenswürdig und weise ist, die den Ihrigen Achtung abzwingt, die Zurückhaltung und Sittsamkeit besitzt, mit einem Worte, eine Frau, welche die Liebe durch die Achtung unterhält, schickt sie auf einen Wink bis ans Ende der Welt, in den Kampf, in den Ruhm, in den Tod, wohin es ihr gefällt*). Diese Herrschaft scheint mir doch eine schöne und wohl der Mühe werth zu sein, sie zu erkaufen.

In diesem Geiste ist Sophie erzogen worden, mehr mit Sorgfalt als mit Mühe, und mehr dadurch, daß man ihrer Neigung folgte, als daß man derselben entgegen war. Wir wollen jetzt ein Wort über ihre Person sagen, nach dem Bilde, welches ich dem Emil von ihr entworfen habe, und nach der Idee, die er selbst von der Frau hat, welche ihn zu beglücken vermag.

Ich kann nicht genug wiederholen, daß ich alle Wunder bei Seite lasse. Emil ist kein solches, und Sophie ist es eben so wenig. Emil ist Mann, und Sophie ist Weib: das ist ihr ganzer Ruhm. In der Vermengung der Geschlechter, die bei uns herrscht, ist es freilich beinahe ein Wunder, dem seinigen anzugehören.

Sophie hat gute Anlagen und ein gutes Gemüth. Sie hat ein sehr gefühlvolles Herz, und ihre außerordentliche Empfindsamkeit verleiht ihr zuweilen eine Lebhaftigkeit der Phantasie, welche schwer zu mäßigen ist. Sie hat weniger einen scharfen als einen eindringenden Verstand, einen leichten, doch nicht immer gleichen Humor, eine gewöhnliche, aber

---

*) Brantome erzählt, daß zur Zeit Franz I. ein junges Mädchen einen sehr geschwätzigen Liebhaber hatte und ihm ein unbedingtes und unbegrenztes Stillschweigen auflegte. Er beobachtete dasselbe zwei volle Jahre so getreulich, daß man glaubte, er sei durch Krankheit stumm geworden. Eines Tages rühmte sich die Geliebte, die aber in jener Zeit, wo die Liebe geheim gehalten wurde, als solche nicht bekannt war, in öffentlicher Gesellschaft, daß sie ihn auf der Stelle heilen wolle, und sie that es mit dem einzigen Worte: „Rede“! Liegt nicht etwas Großes und Heroisches in dieser Liebe? Was hätte die Philosophie eines Pythagoras mit all ihrem Prunke Größeres leisten können? Welche Frau von heutzutage würde auf eine ähnliche Schweigsamkeit rechnen dürfen, und wollte sie dieselbe mit dem höchsten Preise bezahlen, den sie darauf setzen könnte?

angenehme Gestalt, eine Gesichtsbildung, welche Seele verspricht und nicht lügt. Man kann sich ihr gleichgültig nahen, sie aber nicht ohne Erregung verlassen. Andre haben gute Eigenschaften, welche ihr fehlen; noch Andre besitzen in höherm Maße, was sie besitzt: aber Keine hat besser vereinte Eigenschaften, um einen glücklichen Charakter zu bilden. Sie weiß selbst aus ihren Fehlern Vortheil zu ziehen, und wenn sie vollkommner wäre, würde sie weit weniger gefallen.

Sophie ist nicht schön. Aber neben ihr vergessen die Männer die schönen Frauen, und die schönen Frauen sind unzufrieden mit sich selbst. Auf den ersten Blick erscheint sie kaum hübsch, aber je länger man sie sieht, desto mehr verschönt sie sich. Sie gewinnt, wo viele Andre verlieren, und verliert nicht wieder, was sie gewonnen hat. Es giebt wohl schönere Augen, einen schönern Mund, eine imposantere Gestalt; aber eine einnehmendere Figur, eine schönere Hautfarbe, eine weißere Hand, einen niedlichern Fuß, einen sanfteren Blick, eine gewinnendere Physiognomie giebt es nicht. Sie ist anziehend, ohne blendend zu sein, sie ist reizend, ohne daß man sagen kann, warum.

Sophie liebt den Schmuck, und versteht sich darauf. Ihre Mutter hat kein andres Kammermädchen als sie. Sie hat viel Geschmack, um sich vortheilhaft zu kleiden. Aber sie haßt den reichen Putz. An ihrer Kleidung sieht man stets Einfachheit mit Eleganz gepaart. Sie liebt durchaus nicht das Glänzende, wohl aber das Gefällige. Sie weiß nicht, welches die Modefarben sind, kennt aber wunderbar genau diejenigen, welche ihr gut stehen. Es giebt kein junges Mädchen, welches mit geringerer Sorgfalt gekleidet zu sein scheint, und doch hat keine einen ausgewähltern Anzug als sie. Obgleich kein Stück zufällig ist, scheint doch nirgends eine Spur von Kunst. Ihr Putz ist sehr bescheiden dem Ansehen nach, aber von Gefallen erregender Wirkung. Sie stellt ihre Reize nicht zur Schau, sie verdeckt dieselben, weiß aber dabei zu bewirken, daß man sie ahnt. Wenn man sie sieht, wird man sagen: „Fürwahr, ein sittsames und verständiges Mädchen!" Bleibt man länger in ihrer Nähe, dann schweifen die vom Herzen geleiteten Blicke über ihre ganze Person hin, und können sich nicht von ihr losreißen. Man möchte sagen, daß dieser ganze so einfache Anzug nur angelegt sei, um von der Phantasie Stück für Stück wieder weggenommen zu werden.

Sophie hat natürliche Talente. Sie kennt dieselben und hat sie nicht vernachlässigt. Aber da es ihr an Gelegenheit gefehlt hat, viel Kunst auf ihre Cultur zu verwenden, so hat sie sich damit begnügt,

Landessprache sprechen, ob man die Wände mit Bildern schmücken, ob man die Messe lesen oder hören und ob man nicht heirathen soll. Denke doch ein Jeder hierüber, wie er will. Ich weiß gar nicht, wie dies Andre interessiren kann; mich wenigstens interessirt es nicht im geringsten. Was mich aber und alle meine Mitmenschen interessirt, ist, daß ein Jeder wisse, es giebt einen Lenker der menschlichen Geschicke, dessen Kinder wir alle sind, welcher uns Allen gebietet, gerecht zu sein, einander zu lieben, wohlthätig und barmherzig zu sein, unsre Verpflichtungen gegen Jedermann zu erfüllen, selbst gegen unsre und seine Feinde; daß das scheinbare Glück dieses Lebens ein Nichts ist; daß es ein andres Leben nach diesem Leben giebt, in welchem dieses höchste Wesen die Guten belohnen, die Bösen bestrafen wird. Diese und ähnliche Glaubenssätze müssen der Jugend gelehrt und allen Bürgern eingeprägt werden. Wer sie bekämpft, verdient ohne Zweifel Strafe; denn er ist ein Störer der Ordnung und ein Feind der Gesellschaft. Wer aber über sie hinausgeht und uns seinen besonderen Meinungen unterwerfen will, kommt auf dem entgegengesetzten Wege zum selben Ziele. Um eine Ordnung nach seiner Weise einzuführen, stört er den Frieden. In seinem verwegenen Stolze macht er sich zum Dolmetscher der Gottheit, fordert in seinem Namen die Huldigung und Verehrung der Menschen, und macht sich selbst zum Gott, so viel er an seiner Stelle kann. Man sollte ihn als Gotteslästerer bestrafen, wenn man ihn nicht um seiner Intoleranz willen strafen wollte.

Laßt also alle jene geheimnißvollen Glaubenssätze, welche für uns nur Worte ohne Begriffe sind, laßt alle jene bizarren Lehren bei Seite, deren eitles Studium bei denen, welche sich ihnen ergeben, die Stelle der Tugend vertritt und vielmehr dazu dient, sie zu Narren als zu guten Menschen zu machen. Haltet eure Kinder beständig in dem engen Kreise derjenigen Glaubenssätze, welche sich auf das Sittliche beziehen. Ueberzeugt sie davon, daß uns nichts weiter zu wissen nütze ist als das, was uns lehrt rechtschaffen zu handeln. Macht um Alles aus euren Töchtern keine Theologen und Philosophen. Belehrt sie nur über diejenigen himmlischen Dinge, welche zur menschlichen Weisheit dienen. Gewöhnt sie, sich stets unter den Augen Gottes zu wissen, ihn als Zeugen ihrer Handlungen, ihrer Gedanken, ihrer Tugend, ihrer Freuden anzusehen; das Gute zu thun ohne Gepränge, nur weil er es liebt; das Unrecht zu leiden ohne Murren, weil er uns dafür entschädigen wird; kurz, alle Tage ihres Lebens das zu sein, was sie einst gewesen zu sein

wünschen, wenn sie vor ihm erscheinen müssen. Das ist die wahre Religion, das ist die einzige, die keines Mißbrauchs, keiner Gottlosigkeit, keines Fanatismus fähig ist. Man predige erhabnere so viel man wolle, ich wenigstens werde keine andre anerkennen.

Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß bis zu dem Alter, wo die Vernunft sich aufhellt und das erwachende Gefühl das Gewissen reden läßt, für die jungen Leute das gut oder schlecht ist, was ihre Umgebung als solches ansieht. Was man ihnen befiehlt, ist gut, was man ihnen verbietet, ist schlecht. Mehr brauchen sie davon nicht zu wissen. Man sieht aber hieraus, wie die Wahl der Personen, von welchen die jungen Mädchen umgeben sind und welche eine gewisse Autorität über sie haben sollen, für sie von noch größerer Wichtigkeit ist, als für die Knaben. Endlich kommt der Augenblick, wo sie selbst zu urtheilen beginnen und dann ist es Zeit, den Plan ihrer Erziehung zu ändern.

Ich habe hierüber bis jetzt vielleicht zu viel gesagt. Wohin bringen wir aber die Frauen, wenn wir ihnen nur die allgemeinen Vorurtheile zum Gesetze geben? Wir wollen das Geschlecht, welches uns beherrscht, und welches uns Ehre macht, wenn wir es nicht erniedrigen, nicht herabsetzen. Es besteht für das ganze Menschengeschlecht ein Gesetz, welches älter ist, als jede Meinung. Auf die unwandelbare Leitung dieses Gesetzes sollen sich alle andern beziehen. Es richtet das Vorurtheil selbst, und nur insoweit als menschliche Werthschätzung mit ihm übereinstimmt, soll diese Werthschätzung Autorität für uns sein.

Dieses Gesetz ist das innere Gefühl. Ich will nicht wiederholen, was ich darüber schon früher gesagt habe. Es genüge die Bemerkung, daß wenn diese beiden Gesetze bei der weiblichen Erziehung nicht zusammen wirken, dieselbe stets mangelhaft sein wird. Das Gefühl ohne die Meinung giebt den Frauen nicht jene Zartheit der Seele, welche die guten Sitten mit der Ehre der Welt schmückt. Die Meinung aber ohne das Gefühl wird stets die Frauen falsch und unsittlich machen und den Schein an Stelle der Tugend setzen.

Es ist deshalb von Wichtigkeit für sie, daß ein Seelenvermögen gepflegt wird, welches als Schiedsrichter zwischen beiden Führern dient, welches das Gewissen nicht irre leiten läßt und die Irrthümer des Vorurtheils zurückweist. Dieses Vermögen ist die Vernunft. Aber welche Fragen erheben sich bei diesem Worte! Sind denn die Frauen eines richtigen Gebrauchs der Vernunft fähig? Ist es wichtig, daß sie die

Vernunft pflegen? Werden sie dieselbe mit Erfolg pflegen? Hat diese Pflege einen Nutzen für die Aufgaben ihres Berufs? Ist sie mit der ihnen ziemenden Einfalt vereinbar?

Die verschiedene Weise, in welcher diese Fragen aufgeworfen und gelöst werden, hat in die entgegengesetzten Extreme verfallen lassen. Während die Einen die Frau darauf beschränken, daß sie in Gesellschaft ihrer Mägde näht und spinnt und so selbst nur die erste Magd ihres Herrn wird, wollen die Andern ihr nicht nur ihre Rechte sichern, sondern auch noch die unsern sich anmaßen lassen. Denn sie über uns stehen lassen in den ihrem Geschlechte gehörigen Eigenschaften, und sie uns gleich stellen mit Rücksicht auf die übrigen, was ist das anders, als auf die Frau den Vorrang übertragen, welche die Natur dem Manne verliehen hat?

Die Vernunft, welche den Mann zur Erkenntniß seiner Pflichten führt, ist ziemlich einfach. Die Vernunft aber, welche die Frau zur Erkenntniß der ihrigen leitet, ist etwas noch Einfacheres. Der Gehorsam und die Treue, welche sie ihrem Manne, die Zärtlichkeit und Sorgfalt, welche sie ihren Kindern schuldet, sind so natürliche und so offenbare Folgen ihrer Stellung, daß sie, ohne unredlich zu sein, dem sie leitenden innern Gefühle ihre Zustimmung nicht versagen, noch die Pflicht in ihrer noch unverdorbnen Neigung verkennen kann.

Ich möchte es nicht ohne Unterschied tadeln, wenn eine Frau allein auf die Arbeiten ihres Geschlechts beschränkt würde, und wenn man sie in tiefer Unwissenheit über alles Andre erhielte. Aber dann müßten die öffentlichen Sitten sehr einfach und rein sein, oder das Weib ein sehr zurückgezognes Leben führen. In großen Städten oder unter verdorbnen Männern würde ein solches Weib nur zu leicht zu verführen sein. Oft würde ihre Tugend nur vom Zufalle abhängen. In unserm philosophischen Jahrhundert braucht sie eine solche, welche die Probe besteht. Sie muß schon im voraus wissen, sowohl was man ihr sagen kann, als auch was sie darüber zu denken hat.

Da sie überdies noch dem Urtheile der Männer unterworfen ist, soll sie sich deren Achtung verdienen, soll vor Allem die ihres Gatten erwerben. Nicht nur ihre Person soll er lieben, sondern auch ihr Betragen billigen. Sie soll vor der Oeffentlichkeit die Wahl rechtfertigen, die er getroffen hat, und den Gatten geehrt machen durch die Ehre, welche man der Gattin erweist. Wie aber soll sie dies Alles ermöglichen, ohne von unsren Einrichtungen, unsern Gebräuchen etwas zu wissen, ohne die

Quelle der menschlichen Urtheile, noch die Leidenschaften, welche sie bestimmen, zu kennen? Eben weil sie zugleich von ihrem eignen Gewissen und von der Meinung Andrer abhängig ist, muß sie lernen, beide mit einander zu vergleichen, sie zu vereinbaren und dem ersten nur dann den Vorzug zu ertheilen, wenn beide einander widersprechen. Sie wird Richterin ihrer Richter und entscheidet, wenn sie sich ihnen zu unterwerfen und wenn sie dieselben abzuweisen hat. Bevor sie ihre Vorurtheile verwirft oder zuläßt, wägt sie dieselben ab, lernt zu ihrer Quelle aufsteigen, ihnen vorbeugen und sie zu ihren Gunsten zu wenden. Sie trägt Sorge, sich niemals Tadel zuzuziehen, wenn die Pflicht es ihr verstattet, ihn zu vermeiden. Nichts von alledem kann geschehen ohne Pflege ihres Geistes und ihrer Vernunft.

Ich komme beständig auf mein Princip zurück, und es gewährt mir die Lösung aller Schwierigkeiten. Ich studire das, was ist, suche seine Ursache, und finde schließlich, daß Alles, was ist, auch gut ist. Ich trete in ein offnes Haus, dessen Herr und Herrin gemeinschaftlich die Wirthe machen. Beide haben dieselbe Erziehung genossen, beide sind gleich höflich, beide besitzen gleicherweise Geschmack und Geist, beide sind vom selben Wunsche beseelt, ihre Gäste gut aufzunehmen und zufrieden mit ihrem Aufenthalte zu entlassen. Der Mann unterläßt nichts, um in Allem aufmerksam zu sein: er geht, kommt, macht die Runde und bemüht sich auf jede mögliche Weise; er möchte ganz Aufmerksamkeit sein. Die Frau bleibt auf ihrer Stelle. Ein kleiner Kreis sammelt sich um sie und scheint sie der übrigen Gesellschaft zu verbergen. Dessenungeachtet geht nichts vor, was sie nicht bemerkte, Niemand geht, mit dem sie nicht gesprochen hätte. Sie hat nichts von dem vergessen, was Jedermann interessiren könnte. Keinem hat sie etwas gesagt, was ihm nicht angenehm wäre, und ohne die Ordnung im entferntesten zu verletzen, hat sie den Geringsten in der Gesellschaft so wenig vergessen wie den ersten. Es ist aufgetragen worden, und man setzt sich zu Tische. Der Mann kennt die Personen, welche zusammen passen und setzt sie demgemäß. Die Frau wird, ohne irgend etwas davon zu wissen, sich doch nicht irren. Sie hat schon aus den Blicken, aus dem Benehmen alles Uebereinstimmende herausgelesen, und Jeder findet seinen Platz nach seinem Wunsche gewählt. Ich erwähne nicht, daß beim Aufwarten Niemand vergessen wird. Da der Herr des Hauses selbst die Runde macht, so wird Niemand vergessen werden können. Aber die Frau erräth, was ein Jeder gern möchte, und bietet es ihm demgemäß an. Indem sie

mit ihrem Nachbar spricht, gleitet ihr Blick bis ans Ende der Tafel. Sie weiß den, welcher nicht ißt, weil ihn nicht hungert, genau von dem zu unterscheiden, welcher nicht zuzulangen und nichts zu fordern wagt, weil er unbeholfen oder schüchtern ist. Jeder glaubt, wenn er vom Tische aufsteht, daß sie nur an ihn gedacht habe. Keiner denkt, daß sie Zeit gehabt haben könne, auch nur einen einzigen Bissen zu essen; in Wahrheit aber hat sie mehr als irgend Jemand gegessen.

Wenn Alles fort ist, unterhalten sich Mann und Frau von dem, was sich zugetragen. Der Mann berichtet, was man ihm erzählt hat, was diejenigen gesagt und gethan haben, mit welchen er sich unterhalten hat. Wenn die Frau hierin auch nicht immer so genau ist, so hat sie dafür bemerkt, was am andern Ende des Saales ganz leise gesprochen worden ist. Sie weiß, was dieser und jener gedacht hat, was diese und jene Aeußerung, diese und jene Geberde zu bedeuten hatte. Kaum eine sprechende Bewegung ist gemacht worden, für die sie nicht eine Deutung bereit hätte, die fast stets mit der Wahrheit übereinstimmt.

Dieselbe Geistesgewandtheit, welche eine Frau von der feinen Gesellschaft in der Kunst offnes Haus zu halten glänzen läßt, läßt auch eine Kokette in der Kunst glänzen, mehrere Anbeter zu unterhalten. Das Benehmen der Koketterie erfordert nur noch eine feinere Unterscheidungsgabe als das der Höflichkeit. Denn wenn eine feine Frau nur gegen jedermann höflich ist, so hat sie jederzeit genug gethan. Eine Kokette aber würde durch diese ungeschickte Einförmigkeit bald ihre Herrschaft verlieren. Eben damit, daß sie alle ihre Liebhaber sich verpflichten wollte, würde sie dieselben alle zurückstoßen. In der Gesellschaft wohl gefallen die Manieren, welche man einem Jeden gegenüber beobachtet; wird man nur anständig behandelt, so achtet man auch nicht so genau auf etwaige Bevorzugungen. In der Liebe aber ist eine Gunst, welche keine ausschließliche ist, eine Beleidigung. Einem empfindlichen Manne wird es hundertmal lieber sein, wenn er für sich allein schnöde behandelt wird, als wenn er mit allen andern die Liebkosungen theilen soll; das Schlimmste, was ihm begegnen kann, ist, nicht ausgezeichnet zu werden. Will sich eine Frau also mehrere Liebhaber erhalten, so gilt es, einen jeden zu überzeugen, daß sie ihn bevorzuge, gilt es, ihn davon angesichts aller Uebrigen zu überzeugen, welche sie eben so unter seinen Augen davon überzeugt.

Wollt ihr eine verlegene Persönlichkeit sehen, so stellt einen Mann zwischen zwei Frauen, mit deren jeder er ein geheimes Liebesverhältniß

hat und betrachtet nun, welch' traurige Figur er spielt. Stellt im selben Falle eine Frau zwischen zwei Männer (sicherlich wird die Gelegenheit dazu sich nicht seltner bieten), und ihr werdet erstaunen über die Gewandtheit, mit welcher sie beide täuscht und bewirkt, daß ein Jeder sich über den Andern lustig macht. Bezeigte sie gegen Jeden dasselbe Vertrauen, nähme sie gegen jeden denselben vertraulichen Ton an, wie sollten sie sich auch nur einen Augenblick täuschen lassen? Wenn sie beide gleich behandelte, würde sie dann nicht zeigen, daß sie gleiches Anrecht auf sie hätten? O, wie viel besser weiß sie es anzufangen. Statt sie auf dieselbe Weise zu behandeln, stellt sie sich, als ob sie zwischen beiden einen Unterschied mache. Sie weiß es so fein einzurichten, daß derjenige, welchem sie schmeichelt, glaubt, es geschehe aus Zärtlichkeit, und der andre, welchen sie schnöde behandelt, meint, es sei verletzte Liebe. So ist jeder mit seinem Theile zufrieden, sie sieht jeden mit ihrer Person beschäftigt, während sie sich in Wirklichkeit nur mit sich selbst beschäftigt.

Bei dem allgemeinen Verlangen zu gefallen, bietet die Koketterie auch ähnliche Mittel dar. Launen würden nur zurückstoßen, wenn sie nicht klüglich angewandt würden, und nur dadurch, daß sie dieselben mit Kunst vertheilt, schmiedet sie die stärksten Ketten für ihre Sklaven.

Usa ogn' arte la donna, onde sia colto
Nella sua rete alcun novello amante;
Nè con tutti, nè sempre un stesso volto
Serba; mà cangia à tempo atto e sembiante[3]).

Wovon anders hängt diese ganze Kunst ab, als von feinen und unabläßigen Beobachtungen, welche die Frau in jedem Augenblicke sehen lassen, was in den Herzen der Männer vorgeht, und welche sie in den Stand setzen bei jeder geheimen Bewegung, die sie bemerken, die nöthige Kraft anzuwenden, um sie entweder aufzuhalten oder zu beschleunigen. Läßt sich diese Kunst erlernen? Nein; sie ist den Frauen angeboren. Jede von ihnen besitzt sie, und nie haben sie die Männer im selben Maße. Es ist eine der Geschlechts-Eigenthümlichkeiten. Geistesgegenwart, Scharfblick, feine Beobachtungsgabe: das sind die Wissenschaften des Weibes, und in der Gewandtheit, sich dieselben zu Nutze zu machen, besteht ihr Talent.

So ist es, und wir haben gesehen, warum es so sein soll. Die Frauen sind falsch, sagt man uns. Sie werden es erst. Die ihnen eigne Gabe ist die Gewandtheit und nicht die Falschheit. In den wahren

Neigungen ihres Geschlechts sind sie nicht falsch, selbst wenn sie lügen. Warum befragt ihr ihren Mund, wenn dieser es nicht ist, der sprechen soll? Befragt ihre Augen, ihre Gesichtsfarbe, ihren Athem, ihr schüchternes Wesen, ihren sanften Widerstand: das ist die Sprache, welche die Natur ihnen gab, um euch zu antworten. Der Mund sagt beständig „nein", und soll es sagen. Aber der Accent, den er mit diesem Worte verbindet, ist nicht immer derselbe, und dieser Accent versteht nicht zu lügen. Hat die Frau nicht dieselben Bedürfnisse wie der Mann, ohne dasselbe Recht zu haben, sie zu äußern? Ihr Schicksal würde zu grausam sein, wenn sie selbst bei ihren berechtigten Wünschen nicht eine Sprache hätte, die gleichbedeutend ist mit der, welche sie nicht zu führen wagt. Muß ihre Schamhaftigkeit sie unglücklich machen? Muß sie nicht eine Kunst besitzen ihre Neigungen mitzutheilen, ohne sie selbst aufzudecken? Welcher Geschicklichkeit bedarf es nicht, um zu bewirken, daß man ihr das raubt, was sie zu geben glüht! Wie wichtig ist für sie nicht das Erlernen der Kunst, das Herz des Mannes zu rühren, ohne daß sie an ihn zu denken scheint. Wie reizend ist nicht die Erzählung vom Apfel der Galatea und ihrer ungeschickten Flucht [4]). Was sollte sie noch weiter hinzufügen? Soll sie dem Schäfer, der ihr zwischen die Weiden folgt, auch noch sagen, daß sie nur geflohen sei, um ihn anzulocken. Sie würde dann lügen, so zu sagen; denn alsdann würde sie ihn nicht angelockt haben. Je zurückhaltender eine Frau ist, desto mehr Kunst muß sie auch anwenden, selbst ihrem Gatten gegenüber. Ja, ich behaupte, je mehr man die Koketterie in Schranken hält, desto mehr macht man etwas Sittsames und Wahres aus ihr, man macht aus ihr ein Gesetz der Ehrbarkeit.

Die Tugend ist nur eine, sagte sehr richtig einer meiner Gegner zu mir; man kann sie nicht zerlegen, um einen Theil zuzulassen, einen andern zu verwerfen. Wenn man liebt, so liebt man in seiner ganzen Vollständigkeit. Den Gefühlen, welche man nicht haben darf, versagt man sein Herz, so lange man kann, seinen Mund aber beständig. Das moralisch Wahre ist nicht das, was ist, sondern das, was gut ist. Das Schlechte sollte gar nicht sein, und soll gar nicht zugestanden werden, besonders wenn dieses Zugeständniß ihm eine Wirkung verleiht, welche es ohnedem nicht gehabt hätte. Wenn ich versucht gewesen wäre zu stehlen, und durch mein Zugeständniß einen andern in Versuchung gebracht hätte, mein Mitschuldiger zu werden, wäre dann nicht eben die Offenbarung meiner Versuchung dasselbe, als wenn ich ihr unterlegen wäre? Warum sagt ihr, daß die Schamhaftigkeit die Frauen falsch

mache? Sind diejenigen, welche sie am meisten verloren haben, wahrer als die andern? Weit gefehlt; sie sind tausendmal falscher. Man kommt zu diesem Grade der Verdorbenheit nur durch die Macht der Laster, welche man alle behält und welche nur mit Hülfe der Intrigue und der Lüge herrschen*). Im Gegentheil sind diejenigen, welche noch Schamhaftigkeit besitzen, welche sich nicht mit ihren Fehlern brüsten, welche ihre Verlangen selbst denen, die sie einflößten, zu verbergen wissen und welchen ihre Geständnisse nur mit Mühe entrissen werden können, auch anderweitig die wahrsten, die aufrichtigsten, die beständigsten in allen ihren Verbindungen, und die, auf deren Treue im Allgemeinen am sichersten zu rechnen ist.

Ich weiß nur eine einzige als Ausnahme zu diesen Bemerkungen anzuführen: Fräulein von Lanclos. Und Fräulein von Lanclos hat auch für ein Wunder gegolten. Man sagt, daß sie bei ihrer Mißachtung der Tugenden ihres Geschlechts diejenigen des unsern bewahrt hatte. Man rühmt ihre Freimüthigkeit, ihre Aufrichtigkeit, ihre Sicherheit in der Unterhaltung, ihre Treue in der Freundschaft; und um das Gemälde ihres Ruhmes zu vollenden, sagt man, sie habe sich zum Manne gemacht. Meinetwegen! Aber bei all diesem Ruhme hätte ich doch diesen Mann weder zu meinem Freunde noch zu meiner Geliebten haben mögen.

Alles hier Gesagte liegt unserm Gegenstande nicht so fern, als es scheinen mag. Ich sehe, wohin die Grundsätze der neuern Philosophie führen, welche die Schamhaftigkeit und angebliche Falschheit des weiblichen Geschlechtes ins Lächerliche ziehen. Ich sehe aber auch, daß die sicherste Wirkung dieser Philosophie die sein wird, daß sie den Frauen

*) Ich weiß, daß Frauen, welche sich in einem gewissen Punkte offen ergeben haben, gerade durch diese Offenheit sich Geltung verschaffen wollen und schwören, daß, diesen einen Punkt ausgenommen, nichts Tadelnswerthes an ihnen zu finden sei. Aber ich weiß auch sehr wohl, daß sie nur Thoren haben davon überzeugen können. Ist ihnen der stärkste Zügel ihres Geschlechts genommen, was bleibt ihnen dann noch, um sie zurückzuhalten? Und welche Ehre kann ihnen noch etwas gelten, wenn sie der ihnen eigenthümlich angehörigen entsagt haben? Wenn sie einmal ihre Leidenschaften des Zwanges entbunden haben, so haben sie dann kein Interesse mehr, ihnen zu widerstehen. **Nec foemina, amissa pudicitia, alia abnuerit.**[5]) Hat wohl jemals ein Autor das menschliche Herz bei beiden Geschlechtern besser gekannt, als der, welcher dies gesagt hat?

unsres Jahrhunderts das Wenige der Ehrbarkeit nehmen wird, das sie noch besitzen.

Nach diesen Betrachtungen, glaube ich, läßt sich im Allgemeinen bestimmen, welche Art von Bildung dem Geiste der Frauen entspricht, und auf welche Gegenstände man ihr Nachdenken von Jugend auf zu richten hat.

Ich habe schon gesagt, daß die Pflichten dieses Geschlechtes leichter einzusehen als zu erfüllen sind. Das erste, was das Weib zu lernen hat, ist, seine Pflichten durch Betrachtung ihrer Vortheile zu lieben; denn das ist das einzige Mittel, sie ihm leicht zu machen. Jeder Stand und jedes Lebensalter hat seine Pflichten. Man erkennt die seinigen sehr bald, wenn man sie nur liebt. Ehre deinen Stand als Frau, und du wirst in jedem Range, den dir der Himmel angewiesen, stets ein braves Weib sein. Das Wesentlichste ist, daß wir das sind, was uns die Natur gemacht hat. Man ist beständig nur zu sehr das, wozu uns die Menschen machen wollen.

Die Erforschung der abstracten und speculativen Wahrheiten, der Principien, der Axiome in den Wissenschaften, Alles, was dazu dient, die Ideen zu verallgemeinern, gehört nicht in das Bereich des Weibes. Alle seine Studien sollen sich auf das Praktische beziehen. Ihre Sache ist es, die Grundsätze anzuwenden, welche der Mann gefunden hat, an ihr ist es, die Beobachtungen anzustellen, welche den Mann zur Aufstellung seiner Principien führen. Alle Betrachtungen des Weibes, welche sich nicht unmittelbar auf seine eignen Pflichten beziehen, sollen auf das Studium der Männer oder auf die angenehmen Kenntnisse gerichtet sein, welche nur den Geschmack zum Gegenstande haben. Denn die Werke des Genie's liegen außerhalb ihres Bereichs. Eben so wenig haben sie die genügende Genauigkeit und Aufmerksamkeit, um in den exacten Wissenschaften Erfolg haben zu können. Was die Naturwissenschaften anbelangt, so gehören diese für dasjenige Geschlecht, welches das thätigste ist, sich am meisten in der Natur bewegt und so die meisten Gegenstände sieht. Dem Geschlechte, welches die meiste Kraft hat und sie am meisten ausübt, ziemt es über die Verhältnisse der Sinnenwesen und die Naturgesetze zu urtheilen. Das Weib ist schwach, sieht nicht, was draußen vorgeht, schätzt und beurtheilt die bewegenden Kräfte, welche es in Thätigkeit setzen kann, um für seine Schwäche Ersatz zu haben, und diese bewegenden Kräfte sind die Leidenschaften der Männer. Sein Getriebe hierin ist stärker als das unsrige, alle seine Hebel sind in

Thätigkeit, um das Herz zu bewegen. Zu Allem, was sein Geschlecht nicht selbst ausführen kann, was ihm aber nothwendig und angenehm ist, bedarf es der Kunst, es uns wollen zu lassen. Es muß also den Mann bis in sein Innerstes erforschen, nicht durch Abstraction das Innere des Mannes im Allgemeinen, sondern das Innere der Männer, welche es umgeben, das Innere derjenigen, welchen es unterworfen ist, sei es durch das Gesetz oder durch die Meinung. Es muß aus den Reden, den Handlungen, den Blicken, den Geberden der Männer ihre Gefühle erforschen lernen. Es muß durch seine Reden, seine Handlungen, seine Blicke und seine Geberden ihnen die Gefühle einzuflößen verstehen, welche ihm gefallen, ohne daß es nur daran zu denken scheint. Der Mann wird besser als sie über das menschliche Herz philosophiren können; das Weib aber wird besser als er im Herzen der Menschen zu lesen verstehen. Das Weib muß so zu sagen die Experimental-Moral erfinden, und wir Männer müssen sie in ein System bringen. Das Weib hat mehr Geist, der Mann mehr Genie. Das Weib beobachtet, und der Mann schließt. Aus dieser Vereinigung entspringt die klarste Erkenntniß und die vollkommenste Wissenschaft, welche der Menschengeist durch sich selbst erwerben kann; mit einem Wort, die sicherste Kenntniß seiner selbst und Andrer, welche menschliche Fähigkeit zu erlangen vermag. Auf diese Weise trägt die Kunst unablässig zur Vervollkommnung des uns von der Natur gegebenen Werkzeuges bei.

Die Welt ist das Buch der Frauen. Wenn sie schlecht darin lesen, so ist es ihre Schuld, oder irgend eine Leidenschaft verblendet sie. Dessenungeachtet ist die ächte Familienmutter, weit entfernt eine Weltdame zu sein, in ihrem Hause eben nicht weniger abgeschlossen, als eine Nonne in ihrem Kloster. Man sollte es darum mit den jungen Mädchen, welche heirathen, eben so machen, wie man es mit denen macht oder doch machen sollte, welche man in's Kloster schickt. Man sollte ihnen nämlich die Vergnügen zeigen, welche sie aufgeben, ehe man sie denselben entsagen läßt, damit das falsche Bild, welches sie sich von den ihnen unbekannten Freuden machen, dereinst nicht ihre Herzen irre führen und das Glück ihrer Einsamkeit stören möge. In Frankreich leben die jungen Mädchen in den Klöstern, und die Frauen ziehen in der Welt umher. Bei den Alten war es das gerade Gegentheil. Die Mädchen hatten, wie ich schon gesagt habe, viele öffentliche Spiele und Feste, und die Frauen lebten zurückgezogen. Dieser Gebrauch war vernünftiger und erhielt die Sitten besser aufrecht. Eine gewisse Koketterie

ist den heirathsfähigen Mädchen erlaubt; sich vergnügen ist ihnen das Wichtigste. Die Frauen haben andre Sorgen als sie; sie haben keinen Mann mehr zu suchen. Aber sie würden mit dieser Reform ihre Rechnung nicht finden, und unglücklicherweise geben sie den Ton an. Ihr Mütter, macht aus euren Töchtern wenigstens eure Gefährtinnen. Gebt ihnen einen geraden Sinn und ein rechtschaffnes Herz, und dann verbergt ihnen nichts, was ein keusches Auge sehen darf. Bälle, Festlichkeiten, Spiele, selbst das Theater, Alles, was schlecht erkannt für ein unerfahrnes Mädchen so verführerisch werden kann, mag ohne Gefahr gesunden Augen geboten werden. Je besser sie solche lärmenden Vergnügungen sehen, desto früher werden sie derselben überdrüssig werden.

Ich höre das Geschrei, welches man gegen mich erhebt: „Welches Mädchen kann solchem gefährlichen Beispiele widerstehen? Kaum haben sie die Welt gesehen, so wendet sich ihr Kopf überall hin. Nicht eine einzige von ihnen will sie aufgeben." Das kann wohl sein. Habt ihr sie aber auch, bevor ihr ihnen dieses trügerische Gemälde zeigtet, gehörig vorbereitet, damit sie es ohne Aufregung sehen können? Habt ihr sie mit den Gegenständen gehörig bekannt gemacht, welche es darstellt? Habt ihr ihnen deutlich gezeigt, was diese in Wirklichkeit sind? Habt ihr sie gehörig gewaffnet gegen die Täuschungen der Eitelkeit? Habt ihr ihren jungen Herzen den Geschmack am wahren Vergnügen eingepflanzt, das sich in diesem Tumulte nie findet? Welche Vorsicht habt ihr angewandt, welche Maßregeln getroffen, um sie vor dem falschen, irre leitenden Geschmacke zu bewahren? Statt ihren Geist gegen die Herrschaft der allgemeinen Vorurtheile zu rüsten, habt ihr dieselben genährt. Ihr habt ihnen im Voraus alle die leichtfertigen Vergnügungen, welche sie finden werden, lieb gemacht. Ihr laßt sie dieselben noch liebgewinnen, indem sie sich ihnen hingeben. Ein junges in die Welt eintretendes Mädchen hat keine andere Führerin als seine Mutter, die oft eine größere Närrin ist als die Tochter selbst und ihr die Dinge in keinem andern Lichte zeigen kann, als sie diese selbst sieht. Ihr Beispiel, das selbst mächtiger ist als die Vernunft, rechtfertigt ihr Kind in seinen eignen Augen, und die Autorität der Mutter ist für die Tochter eine Entschuldigung, gegen die sich nichts einwenden läßt. Wenn ich will, daß die Mutter ihre Tochter in die Welt einführen soll, so setze ich dabei voraus, daß sie ihr diese so zeigt, wie sie ist.

Das Uebel beginnt aber noch früher. Die Klöster sind die wahren Schulen der Koketterie, nicht von jenem ehrbaren Streben zu gefallen, von

welchem ich gesprochen habe, sondern von demjenigen, welches alle Verkehrtheiten der Frauen erzeugt und aus ihnen die überspanntesten geschniegelten Frauenzimmer macht. Verlassen die jungen Mädchen das Kloster, um mit einem Schritte in die lärmenden Gesellschaften einzutreten, so fühlen sie sich sogleich ganz an ihrem Platze. Sie sind erzogen worden, um hier zu leben; darf man sich also wundern, wenn sie sich hier wohl fühlen? Ich will das, was ich sogleich sagen werde, nicht als Behauptung hinstellen, aus Besorgniß, ich möchte ein Vorurtheil für eine Beobachtung halten. Aber es scheint mir, als ob man in protestantischen Ländern eine größere Anhänglichkeit an die Familie, würdigere Gattinnen und zärtlichere Mütter fände, als in den katholischen. Und wenn dem so ist, so kann man nicht zweifeln, daß dieser Unterschied zum Theil der Kloster-Erziehung zuzuschreiben ist.

Um das friedliche häusliche Leben lieben zu können, muß man es kennen, muß seine Süßigkeit von Kindheit an genossen haben. Nur im väterlichen Hause gewinnt man Geschmack am eignen Hause, und jede Frau, welche nicht von ihrer Mutter erzogen worden ist, wird nie gern ihre Kinder erziehen mögen. Unglücklicherweise giebt es in den großen Städten keine häusliche Erziehung mehr. Die Gesellschaft ist hier so groß und so gemischt, daß keine Zufluchtsstätte mehr übrig bleibt und man selbst im eignen Hause in der Oeffentlichkeit ist. Weil man mit aller Welt lebt, hat man keine Familie mehr; kaum kennt man seine Angehörigen. Man sieht sie nur als Fremde, und die Einfalt der häuslichen Sitten erlischt mit der süßen Vertraulichkeit, in welcher ihr Reiz besteht. So saugt man mit der Muttermilch den Geschmack an den Vergnügungen des Jahrhunderts und an den Grundsätzen ein, die man in ihm herrschen sieht.

Man legt den Töchtern einen scheinbaren Zwang auf, um Thoren zu finden, welche sie ihres äußerlichen Anstandes halben heirathen. Aber studirt nur einen Augenblick diese jungen Personen. Unter ihrem erzwungnen Wesen verbergen sie nur schlecht die Lüsternheit, welche sie verzehrt, und schon liest man in ihren Blicken das brennende Verlangen, es ihren Müttern nachzuthun. Nicht ein Gatte ist es, nach dem sie Verlangen tragen, sondern die Privilegien der Ehe sind es. Was braucht man auch einen Gatten, wenn man so viele Hülfsmittel hat, um seiner entbehren zu können? Aber man bedarf seiner, um eben diese Hülfs-

mittel verdecken zu können*) Sittsamkeit wohnt auf dem Antlitze, und Ungebundenheit im Grunde des Herzens. Jene erheuchelte Sittsamkeit selbst ist ein Anzeichen derselben, man erheuchelt sie nur, um sich ihrer in Wirklichkeit um so leichter entledigen zu können. Ihr Frauen von Paris und London, verzeiht mir, ich bitte. Kein Ort schließt die Wunder aus; ich selbst aber habe noch keins gekannt. Wenn eine Einzige unter euch ein wahrhaft ehrbares Herz hat, dann verstehe ich nichts von unsern Einrichtungen.

Alle diese verschiedenen Erziehungsarten überliefern gleichmäßig die jungen Mädchen dem Geschmacke an den Vergnügungen der großen Welt und den Leidenschaften, welche bald aus diesem Geschmacke entspringen. In den großen Städten beginnt die Verdorbenheit mit dem Leben, in den kleinen mit dem Alter der Vernunft. Die jungen Mädchen aus der Provinz, die man die glückliche Einfachheit ihrer Sitten verachten gelehrt hat, eilen nach Paris, um an der Verderbniß der unsrigen Theil zu nehmen. Das Laster, geschmückt mit dem schönen Namen des Talents, ist der einzige Zweck ihrer Reise. Sie schämen sich bei ihrer Ankunft, der edlen Ausgelassenheit der Großstädterinnen so fern zu stehen, und säumen nicht, sich einer Bewohnerin der Hauptstadt würdig zu zeigen. Wo beginnt nun nach eurer Meinung das Uebel, da, wo man es plant, oder da, wo man es ausführt?

Ich will nicht, daß eine vernünftige Mutter aus der Provinz ihre Tochter nach Paris bringen soll, um ihr jene für die Andern so verderblichen Gemälde zu zeigen. Wenn dies aber geschähe, so behaupte ich: entweder ist die Tochter schlecht erzogen, oder diese Gemälde werden wenig Gefahr für sie haben. Wer Geschmack, Verstand und Liebe für das Ehrbare hat, findet sie nicht so anziehend, als sie es für diejenigen sind, welche sich von ihnen bezaubern lassen. Man bemerkt allerdings in Paris junge sinnlose Frauenzimmer, welche in aller Eile den Ton der großen Welt annehmen und sich auf sechs Monate in Aufnahme bringen, um sich dafür den Rest ihres Lebens auszischen zu lassen. Wer bemerkt aber diejenigen, welche von all diesem Lärm zurückgeschreckt, in ihre Provinz zurückkehren, zufrieden mit ihrem Loose, nachdem sie es

---

*) Des Menschen Weg in seiner Jugend war eins von den vier Dingen, welche der Weise nicht begreifen konnte; das fünfte war die Schamlosigkeit der Ehebrecherin. **Quae comedit, et tergens os suum dicit: Non sum operata malum. Prov. XXX, 20.**[6])

mit dem beneideten jener andern verglichen haben? Wie viele junge Frauen habe ich gesehen, welche ihr Mann, um ihnen willfährig zu sein und weil er die Mittel besaß, sich dort niederzulassen, nach der Hauptstadt führte, und die ihn selbst wieder von ihr abwendeten, fröhlicher gingen, als sie gekommen waren und mit Zärtlichkeit am Tage vor ihrer Abreise sagten: Ach, wir wollen in unser Landhaus zurückkehren, man lebt dort glücklicher, als hier in den Palästen. Man weiß nicht, wie viel Gute noch übrig sind, die ihre Kniee nicht vor dem Götzen gebeugt haben und die seinen unsinnigen Cultus verachten. Nur die Närrinnen machen Aufsehen, die weisen Frauen bleiben unbemerkt.

Wenn trotz der allgemeinen Verderbniß, trotz der überall verbreiteten Vorurtheile, und trotz der schlechten Erziehung dennoch viele Mädchen sich ein probehaltiges Urtheil bewahren, so frage ich: was würde aus diesem Urtheile geworden sein, wenn es durch einen guten Unterricht genährt, oder besser gesagt nicht durch einen fehlerhaften Unterricht gestört worden wäre? Denn Alles beruht zuletzt darauf, daß man das natürliche Gefühl bewahrt oder wiederherstellt. Damit ist durchaus nicht gesagt, daß ihr eure jungen Töchter mit vielen Ermahnungen langweilen, und große Sittenpredigten herbeten sollt. Das Moralisiren ist für beide Geschlechter der Tod aller guten Erziehung. Diese traurigen Lektionen dienen zu nichts weiter, als daß sie diejenigen, welche sie ertheilen, und dasjenige, was sie enthalten, verhaßt machen. Wenn man mit jungen Mädchen spricht, soll man ihnen nicht vor ihren Pflichten bange machen, und so das Joch erschweren, das ihnen die Natur aufgelegt hat. Wenn ihr ihnen ihre Pflichten auseinandersetzt, so seid kurz und deutlich. Macht sie nicht glauben, daß die Ausübung derselben etwas Verdrießliches sei. Nur kein düsteres Gesicht, keine Amtsmiene! Was zu Herzen gehen soll, muß von Herzen kommen. Der Katechismus ihrer Moral muß eben so kurz und eben so klar sein wie der Katechismus ihrer Religion, aber nicht so ernst wie dieser. Zeigt ihnen, daß gerade in ihren Pflichten die Quelle ihrer Freuden und der Grund ihrer Rechte liegt. Ist es denn so beschwerlich, zu lieben, um wieder geliebt zu werden, sich liebenswürdig zu machen, um glücklich zu sein, sich geachtet zu machen, um Gehorsam zu finden, Ehre zu erweisen, um Ehre zu genießen? Wie schön sind doch diese Rechte! Wie achtungswerth sind sie! Wie theuer werden sie dem Herzen des Mannes sein, wenn die Frau sie geltend zu machen versteht! Man braucht gar nicht die

Jahre und das Alter abzuwarten, um sie zu genießen. Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden. Kaum entwickeln sich ihre Reize, so herrscht sie schon durch die Sanftmuth ihres Charakters und macht ihre Bescheidenheit Ehrfurcht gebietend. Welcher gefühllose Mann, welcher Barbar sänftigte nicht sein wildes Wesen und nähme eine aufmerksamere Weise an, wenn er vor einem sechzehnjährigen, liebenswürdigen und verständigen Mädchen steht, das wenig spricht, welches zuhört, Schicklichkeit in seinem Anstande, Ehrbarkeit in seiner Rede hat, dessen Schönheit es weder sein Geschlecht, noch seine Jugend vergessen läßt, welches selbst durch seine Schüchternheit zu fesseln weiß, und sich die Achtung erwirbt, die es selbst Jedermann erweist?

Obschon diese Merkmale äußerliche sind, so sind sie doch keineswegs unbedeutend. Sie sind durchaus nicht auf den bloßen Sinnenreiz gegründet. Sie gehen aus dem innern Gefühle des Mannes hervor, daß alle Frauen die natürlichen Richter des Verdienstes der Männer sind. Wer möchte wohl von den Frauen mißachtet sein? Niemand in der Welt, nicht einmal derjenige, welcher sie nicht mehr lieben will. Ja ich selbst, der ich ihnen so harte Wahrheiten sage, glaubt ihr wohl, daß ich ihr Urtheil für etwas so Gleichgültiges halte? Nein, ihr Beifall ist mir theurer als der eurige, meine Leser, die ihr oft mehr Weiber seid, als sie. Wenn ich auch ihre Sitten verachte, so will ich doch ihre Gerechtigkeit noch in Ehren halten. Es kümmert mich wenig, ob sie mich hassen, wenn ich sie nur zwinge, daß sie mich achten.

Wie viel Großes würde man mit diesen Mitteln ausrichten, wenn man sie ins Werk zu setzen verstände. Unglücklich das Zeitalter, wo die Frauen ihr Uebergewicht verlieren, und ihre Urtheile über die Männer nichts mehr vermögen. Es ist der höchste Grad der Verderbniß. Alle gesitteten Völker haben die Frauen geachtet. Seht Sparta, seht die Deutschen, seht Rom an, Rom, den Sitz des Ruhmes und der Tugend, wenn diese jemals einen solchen auf Erden gehabt haben. Hier war es, wo die Frauen die Heldenthaten der großen Feldherrn ehrten, wo sie die Väter des Vaterlandes öffentlich beweinten, wo ihre Gelübde und ihre Trauer geheiligt waren wie das feierlichste Urtheil der Republik. Alle großen Umwälzungen entstanden hier durch Frauen. Durch eine Frau gewann Rom seine Freiheit, durch eine Frau erlangten die Plebejer das Consulat, durch eine Frau endigte die Tyrannei der Decemviren, durch Frauen wurde Rom gerettet aus den Händen eines Geächteten. Ihr zierlichen Franzosen, was hättet ihr wohl angegeben,

wenn ihr diesen lächerlichen Aufzug vor euren Spötteraugen hättet vorüberziehen sehen? Ihr hättet ihn mit eurem Hohngelächter begleitet. Mit wie verschiedenen Augen sehen wir doch ein und denselben Gegenstand an! Und vielleicht haben wir Alle Recht. Bildet diesen Aufzug aus schönen Französinnen, und ich kenne nichts Anstößigeres. Aber denkt ihn euch aus Römerinnen bestehend, und ihr werdet Alle die Augen der Völker und das Herz eines Coriolan haben.

Ich gehe noch weiter und behaupte, daß die Tugend der Liebe nicht weniger günstig ist, als den übrigen Rechten der Natur, und daß die Autorität der Geliebten durch sie nicht weniger gewinnt, als die der Gattin und Mutter. Es giebt gar keine wahre Liebe ohne Begeisterung, und keine Begeisterung ohne einen Gegenstand von wirklicher oder erträumter Vollkommenheit, die dann immer in der Einbildungskraft vorhanden sein wird. Was soll die Liebenden entflammen, für welche diese Vollkommenheit nicht mehr besteht, und welche in denen, die sie lieben, nur den Gegenstand ihrer Sinnenlust sehen? Nein, auf diese Weise erwärmt sich das Herz nicht, noch überläßt es sich dem hohen Entzücken, welches den süßen Wahnsinn des Liebenden und den Reiz seiner Leidenschaft ausmacht. Ich gebe zu, daß in der Liebe Alles nur Täuschung ist. Das Wirkliche aber in ihr sind die Gefühle, mit denen sie uns für das wahrhaft Schöne belebt, das sie uns lieben läßt. Dieses Schöne liegt gar nicht in dem geliebten Gegenstande, es ist das Werk unsres Irrthums, wird man sagen. Gut, aber was liegt daran? Opfert man darum weniger alle seine niedern Gefühle diesem eingebildeten Vorbilde auf? Wird unser Herz darum weniger von den Tugenden durchdrungen, die wir dem geliebten Gegenstande leihen? Reißt man sich darum weniger los von der Niedrigkeit des menschlichen Ich? Wo ist der wahre Liebende, der nicht bereit ist, sein Leben für seine Geliebte zu opfern? Und wo ist die grobe und sinnliche Leidenschaft in einem Menschen, der sterben will? Wir spotten über die galanten Ritter des Mittelalters. Warum aber? Weil sie die Liebe kannten, wir aber nur noch die Ausschweifung kennen. Als jene ritterlichen Grundsätze anfingen lächerlich zu werden, war dieser Wechsel weniger das Werk der Vernunft als das der schlechten Sitten.

In welchem Jahrhundert es auch sei, die natürlichen Verhältnisse ändern sich niemals, das Schickliche oder Unschickliche, welches aus ihnen folgt, bleibt dasselbe, die Vorurtheile unter dem grundlosen Namen der Vernunft ändern nur ihren äußern Schein. Immer wird es groß

und schön sein, sich selbst zu beherrschen, sei es auch, um phantastischen Meinungen zu gehorchen. Und die wahren Beweggründe der Ehre werden stets zum Herzen einer jeden Frau sprechen, welche Urtheil hat und ihr Lebensglück in ihrem Stande zu suchen weiß. Vor allem muß die Keuschheit die köstlichste Tugend eines schönen Weibes sein, welches nur einigen Seelenadel besitzt. Indem sie die ganze Welt zu ihren Füßen sieht, triumphirt sie über Alles und über sich selbst. In ihrem eignen Herzen errichtet sie sich einen Thron, vor welchem Alles seine Huldigungen darbringt. Die zärtlichen oder eifersüchtigen, immer aber ehrfurchtsvollen Gefühle beider Geschlechter, die allgemeine und die eigne Achtung vergelten ihr unaufhörlich im Tribut des Ruhms die Kämpfe weniger Augenblicke. Die Entbehrungen sind nur vorübergehend, aber der Lohn ist ein bleibender. Welch' ein Genuß für eine edle Seele, daß der Stolz der Tugend sich mit der Schönheit vereint! Verwirklicht eine Romanheldin, und sie wird köstlichere Freuden genießen als alle Laïs und Kleopatra. Und wenn auch ihre Schönheit nicht mehr sein wird, so werden doch ihre Freuden und ihr Ruhm noch bleiben. Sie allein wird sich noch am Vergangnen freuen.

[Wenn der Weg, den ich hier vorzeichne, angenehm ist, um so besser; er ist dann der sicherste, denn er liegt in der Ordnung der Natur, und nur auf ihm werdet ihr zum Ziele kommen.]

Je größer und beschwerlicher die Pflichten sind, desto offenbarer und stärker müssen die Gründe sein, auf denen man sie erbaut. Es giebt eine gewisse fromme Sprache über die wichtigsten Dinge, welche man den jungen Mädchen bis zum Ueberdrusse wiederholt, ohne dadurch zu überzeugen. Diese Sprache, welche ihren Ideen so wenig entspricht und auf welche sie insgeheim so geringen Werth legen, erzeugt bei ihnen jene Leichtigkeit, sich ihren Neigungen zu überlassen, da ihnen zur Bekämpfung derselben die aus der Sache selbst hervorgehenden Gründe fehlen. Ein Mädchen von verständiger und frommer Erziehung hat sicherlich starke Waffen gegen die Versuchungen. Diejenige aber, deren Herz oder vielmehr deren Ohren man einzig mit frommem Geschwätze anfüllt, wird unfehlbar die Beute des ersten geschickten und dreisten Verführers. Nie wird ein junges und schönes Mädchen ihren Körper gering schätzen, nie wird sie sich aufrichtig über die großen Sünden betrüben, welche ihre Schönheit sie hat begehen lassen, nie wird sie aufrichtig vor Gott beweinen, daß sie ein Gegenstand fremder Lüsternheit wird, nie wird sie bei sich selbst glauben können, daß das süßeste Gefühl

des Herzens eine Erfindung des Teufels ist. Gebt ihre andere innere Gründe, die ihr entsprechen, denn diese dringen nicht durch. Noch schlimmer ist es, wenn man, wie dies eben nicht selten ist, Widersprüche in ihre Vorstellungen bringt und nachdem man das Mädchen gedemüthigt und ihren Körper mit seinen Reizen als von Sündenschmutz befleckt dargestellt hat, eben denselben Körper, den man so verächtlich gemacht hat, in der Folge als Tempel Jesu Christi heilig gehalten wissen will. Allzuhohe und allzuniedrige Ideen sind gleich ungenügend und können sich nicht vereinigen. Ein Grund muß dem Alter und dem Geschlechte entsprechend sein. Die Betrachtung über die Pflichten hat nur dann Kraft, wenn man Beweggründe zu ihrer Erfüllung damit verbindet.

Quae quia non liceat non facit, illa facit[7]).

Man sollte kaum glauben, daß Ovid es ist, welcher ein so strenges Urtheil fällt.

Wollt ihr also jungen Mädchen Liebe zu den Sitten einflößen, dann sagt ihnen nicht unaufhörlich: „seid sittsam“, sondern verleiht ihnen ein Interesse, es zu werden. Bewirkt, daß sie den Werth der Sittsamkeit empfinden, und ihr werdet ihnen Liebe zu derselben verschaffen. Es genügt nicht, dieses Interesse an eine ferne Zukunft zu verweisen. Zeigt es ihnen im Augenblicke selbst, in den Verhältnissen ihres Alters, im Charakter ihrer Liebhaber. Schildert ihnen den rechtschaffnen Mann, den Mann von Verdienst. Lehrt sie denselben kennen und lieben, und um ihretwillen lieben. Beweist ihnen, daß sie dieser Mann allein, sei es als Freund, sei es als Gatte oder Geliebter, glücklich machen kann. Rückt ihnen die Tugend mit Hülfe der Vernunft näher. Bringt ihnen zum Bewußtsein, daß die Herrschaft ihres Geschlechts und alle seine Vortheile nicht allein von ihrem eignen Betragen, ihrer eignen Sittlichkeit abhangen, sondern auch noch von der der Männer; daß das Weib wenig Macht hat über schlechte und niedrige Seelen, und daß man seiner Geliebten nur dann dienen kann, wenn man der Tugend zu dienen versteht. Wenn ihr ihnen dann die Sitten unsrer Zeit schildert, so seid versichert, daß ihr ihnen aufrichtigen Widerwillen einflößen werdet. Zeigt ihnen die Modemenschen, und sie werden dieselben verachten. Ihr braucht ihnen nur Abneigung gegen ihre Grundsätze, Abscheu vor ihren Gefühlen und Verachtung ihrer leeren Galanterieen einzuflößen. Dann werdet ihr ein edleres Streben in ihnen erzeugen, das, über große und starke Seelen zu herrschen, wie die Spartanerinnen nur über Männer gebieten wollten. Eine kecke, freche, ränkesüchtige

Frau, welche ihre Liebhaber nur durch Koketterie anzulocken und durch Vergünstigungen zu erhalten weiß, läßt sie wie Diener nur in niedrigem und gemeinem Dienste gehorchen. In wichtigen und ernsten Dingen hat sie keine Autorität über dieselben. Eine Frau aber, die zugleich ehrbar, liebenswürdig und weise ist, die den Ihrigen Achtung abzwingt, die Zurückhaltung und Sittsamkeit besitzt, mit einem Worte, eine Frau, welche die Liebe durch die Achtung unterhält, schickt sie auf einen Wink bis ans Ende der Welt, in den Kampf, in den Ruhm, in den Tod, wohin es ihr gefällt*). Diese Herrschaft scheint mir doch eine schöne und wohl der Mühe werth zu sein, sie zu erkaufen.

In diesem Geiste ist Sophie erzogen worden, mehr mit Sorgfalt als mit Mühe, und mehr dadurch, daß man ihrer Neigung folgte, als daß man derselben entgegen war. Wir wollen jetzt ein Wort über ihre Person sagen, nach dem Bilde, welches ich dem Emil von ihr entworfen habe, und nach der Idee, die er selbst von der Frau hat, welche ihn zu beglücken vermag.

Ich kann nicht genug wiederholen, daß ich alle Wunder bei Seite lasse. Emil ist kein solches, und Sophie ist es eben so wenig. Emil ist Mann, und Sophie ist Weib: das ist ihr ganzer Ruhm. In der Vermengung der Geschlechter, die bei uns herrscht, ist es freilich beinahe ein Wunder, dem seinigen anzugehören.

Sophie hat gute Anlagen und ein gutes Gemüth. Sie hat ein sehr gefühlvolles Herz, und ihre außerordentliche Empfindsamkeit verleiht ihr zuweilen eine Lebhaftigkeit der Phantasie, welche schwer zu mäßigen ist. Sie hat weniger einen scharfen als einen eindringenden Verstand, einen leichten, doch nicht immer gleichen Humor, eine gewöhnliche, aber

---

*) Brantome erzählt, daß zur Zeit Franz I. ein junges Mädchen einen sehr geschwätzigen Liebhaber hatte und ihm ein unbedingtes und unbegrenztes Stillschweigen auflegte. Er beobachtete dasselbe zwei volle Jahre so getreulich, daß man glaubte, er sei durch Krankheit stumm geworden. Eines Tages rühmte sich die Geliebte, die aber in jener Zeit, wo die Liebe geheim gehalten wurde, als solche nicht bekannt war, in öffentlicher Gesellschaft, daß sie ihn auf der Stelle heilen wolle, und sie that es mit dem einzigen Worte: „Rede“! Liegt nicht etwas Großes und Heroisches in dieser Liebe? Was hätte die Philosophie eines Pythagoras mit all ihrem Prunke Größeres leisten können? Welche Frau von heutzutage würde auf eine ähnliche Schweigsamkeit rechnen dürfen, und wollte sie dieselbe mit dem höchsten Preise bezahlen, den sie darauf setzen könnte?

angenehme Gestalt, eine Gesichtsbildung, welche Seele verspricht und nicht lügt. Man kann sich ihr gleichgültig nahen, sie aber nicht ohne Erregung verlassen. Andre haben gute Eigenschaften, welche ihr fehlen; noch Andre besitzen in höherm Maße, was sie besitzt: aber Keine hat besser vereinte Eigenschaften, um einen glücklichen Charakter zu bilden. Sie weiß selbst aus ihren Fehlern Vortheil zu ziehen, und wenn sie vollkommner wäre, würde sie weit weniger gefallen.

Sophie ist nicht schön. Aber neben ihr vergessen die Männer die schönen Frauen, und die schönen Frauen sind unzufrieden mit sich selbst. Auf den ersten Blick erscheint sie kaum hübsch, aber je länger man sie sieht, desto mehr verschönt sie sich. Sie gewinnt, wo viele Andre verlieren, und verliert nicht wieder, was sie gewonnen hat. Es giebt wohl schönere Augen, einen schönern Mund, eine imposantere Gestalt; aber eine einnehmendere Figur, eine schönere Hautfarbe, eine weißere Hand, einen niedlichern Fuß, einen sanfteren Blick, eine gewinnendere Physiognomie giebt es nicht. Sie ist anziehend, ohne blendend zu sein, sie ist reizend, ohne daß man sagen kann, warum.

Sophie liebt den Schmuck, und versteht sich darauf. Ihre Mutter hat kein andres Kammermädchen als sie. Sie hat viel Geschmack, um sich vortheilhaft zu kleiden. Aber sie haßt den reichen Putz. An ihrer Kleidung sieht man stets Einfachheit mit Eleganz gepaart. Sie liebt durchaus nicht das Glänzende, wohl aber das Gefällige. Sie weiß nicht, welches die Modefarben sind, kennt aber wunderbar genau diejenigen, welche ihr gut stehen. Es giebt kein junges Mädchen, welches mit geringerer Sorgfalt gekleidet zu sein scheint, und doch hat keine einen ausgewähltern Anzug als sie. Obgleich kein Stück zufällig ist, scheint doch nirgends eine Spur von Kunst. Ihr Putz ist sehr bescheiden dem Ansehen nach, aber von Gefallen erregender Wirkung. Sie stellt ihre Reize nicht zur Schau, sie verdeckt dieselben, weiß aber dabei zu bewirken, daß man sie ahnt. Wenn man sie sieht, wird man sagen: „Fürwahr, ein sittsames und verständiges Mädchen!“ Bleibt man länger in ihrer Nähe, dann schweifen die vom Herzen geleiteten Blicke über ihre ganze Person hin, und können sich nicht von ihr losreißen. Man möchte sagen, daß dieser ganze so einfache Anzug nur angelegt sei, um von der Phantasie Stück für Stück wieder weggenommen zu werden.

Sophie hat natürliche Talente. Sie kennt dieselben und hat sie nicht vernachlässigt. Aber da es ihr an Gelegenheit gefehlt hat, viel Kunst auf ihre Cultur zu verwenden, so hat sie sich damit begnügt,

ihre hübsche Stimme in reinem und geschmackvollem Gesange, ihre kleinen Füße in leichtem, flüchtigen und anmuthigen Gange zu üben und alle Formen, welche die Höflichkeit gebietet, ohne Zwang und Ungeschicklichkeit auszuführen. Uebrigens hat sie nur ihren Vater zum Singlehrer, ihre Mutter zur Tanzlehrerin gehabt, und ein Organist aus der Nachbarschaft hat ihr einigen Unterricht im Accompagnement auf dem Claviere ertheilt, welches sie seitdem für sich allein weiter getrieben hat. Anfangs dachte sie nur daran ihre weiße Hand mit Vortheil auf den schwarzen Tasten sehen zu lassen[8]); weiterhin fand sie, daß der scharfe und spröde Ton des Claviers den Ton ihrer Stimme sanfter mache; allmählich wurde sie für die Harmonie empfänglich, und als sie heranwuchs, begann sie endlich die Reize des Ausdrucks zu fühlen und die Musik um ihrer selbst willen zu lieben. Es ist aber bei ihr dies vielmehr eine Neigung, als ein Talent, und sie versteht kein auf Noten gesetztes Lied zu entziffern.

Was Sophie am besten versteht, und was man sie mit der größten Sorgfalt gelehrt hat, das sind die weiblichen Handarbeiten, selbst diejenigen, auf welche man sonst nicht verfällt, wie das Schneiden und Nähen ihrer Kleider. Es giebt keine Nadelarbeit, welche sie nicht zu fertigen verstünde und nicht mit Vergnügen machte. Die Arbeit aber, welche sie jeder andern vorzieht, ist das Spitzenklöppeln, weil keine andre eine so schöne Körperhaltung veranlaßt und die Finger in solch' anmuthiger und leichter Bewegung übt. Eben so hat sie sich aller Einzelheiten der Hauswirthschaft befleißigt. Sie besorgt die Küche und die Tafel. Sie kennt den Preis der Eßwaaren und weiß ihre Güte zu beurtheilen. Sie versteht vortrefflich die Rechnung zu führen und dient ihrer Mutter statt des Haushofmeisters. Geschaffen, um einst selbst Mutter zu werden, lernt sie ihr künftiges Haus verwalten, indem sie das ihres Vaters verwaltet. Sie kann die Diener in ihren Verrichtungen unterstützen und thut es stets ganz willig. Man kann niemals das gehörig anordnen, was man nicht selbst zu machen versteht; das ist der Grund, warum ihre Mutter sie auf diese Weise beschäftigt. Sophie selbst denkt nicht auf so weit hinaus. Ihre oberste Pflicht ist die der Tochter, und es ist jetzt die einzige, welche sie zu erfüllen denkt. Ihre einzige Absicht ist, ihrer Mutter zu dienen und ihr einen Theil ihrer Sorgen abzunehmen. Allerdings verrichtet sie nicht Alles mit demselben Vergnügen. So liebt sie z. B., obgleich sie Feinschmeckerin ist, doch nicht die Arbeiten der Küche. Das Einzelne derselben hat etwas, was

ihr widerstrebt; sie findet dort nie genug Sauberkeit. Sie besitzt hierin eine übertriebne Zartheit, und diese zum Aeußersten getriebene Zartheit ist einer ihrer Fehler geworden. Sie würde eher das ganze Mittagessen ins Feuer laufen lassen als ihre Manschette beschmutzen. Sie hat aus demselben Grunde nie die Aufsicht über den Garten haben wollen. Die Erde erschien ihr unreinlich, und sobald sie den Dünger nur sah, glaubte sie seinen Geruch schon zu empfinden.

Diesen Fehler hat sie dem Unterrichte ihrer Mutter zuzuschreiben. Nach deren Meinung ist die Reinlichkeit eine der ersten Pflichten des Weibes, eine specielle, unabweisbare und von der Natur ihr selbst auferlegte Pflicht. Es giebt kein widerlicheres Ding in der Welt als ein unreinliches Weib, und ein Mann, dem sie widerlich ist, wird nie Unrecht haben. Die Mutter hat der Tochter von Kind auf so viel von dieser Pflicht vorgepredigt, sie hat sie so sehr zur Reinlichkeit in Bezug auf ihre Person sowohl als auf ihre Kleider, ihr Zimmer, ihre Arbeit, ihre Toilette angehalten, daß alle diese Aufmerksamkeiten, zur Gewohnheit geworden, einen ziemlich großen Theil ihrer Zeit allein für sich in Anspruch nehmen und auch in dem übrigen noch überwiegen. Etwas gut zu machen, ist somit nur ihre zweite Sorge; ihre erste ist, es reinlich zu machen.

Dessenungeachtet ist dies alles nicht in eitle Affectation und in Verweichlichung ausgeartet. Die übertriebne Verfeinerung des Luxus gilt ihr nichts. Nie kommt andres als einfaches Wasser in ihr Zimmer. Sie kennt kein andres Parfüm als das der Blumen, und nie wird ihr Gatte etwas Köstlicheres athmen als ihren Odem. Endlich läßt sie die Aufmerksamkeit, welche sie auf das Aeußerliche verwendet, nicht vergessen, daß sie ihr Leben und ihre Zeit edleren Sorgen zu widmen hat. Jene übertriebne körperliche Reinlichkeit, welche die Seele besudelt, ist ihr unbekannt oder verächtlich. Sophie ist mehr als reinlich, sie ist rein.

Ich habe schon gesagt, daß Sophie Feinschmeckerin war. Sie war es von Natur; aber durch Gewohnheit ist sie mäßig geworden, und jetzt ist sie es aus Sittsamkeit. Es ist hierin nicht mit den Mädchen wie mit den Knaben, daß man sie durch Feinschmeckerei leiten kann. Diese Neigung ist durchaus nicht ohne Folgen für das weibliche Geschlecht; es ist zu gefährlich, sie ihm zu lassen. Wenn Sophie als kleines Kind allein in das Kabinet ihrer Mutter kam, so verließ sie dasselbe niemals leer und war betreffs der überzuckerten Mandeln und Bonbons nicht immer von probehaltiger Aufrichtigkeit. Ihre Mutter

überraschte sie, gab ihr Verweise, strafte sie, ließ sie fasten. Schließlich kam sie damit zum Ziele, daß sie die Kleine überredete, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und vom vielen Essen bekomme man einen starken Leib. So besserte sich Sophie. Als sie heranwuchs, bekam sie andre Neigungen, welche sie von dieser niedrigen Sinnlichkeit ablenkten. Bei Frauen wie bei Männern hört die Feinschmeckerei auf ein herrschendes Laster zu sein, sobald das Herz sich regt. Sophie hat den ihrem Geschlechte eignen Geschmack bewahrt. Sie liebt Milchspeisen und Süßigkeiten, liebt das Gebackne und die Zwischengerichte, macht sich aber aus dem Fleische sehr wenig. Sie hat niemals Wein oder starke Liqueure gekostet. Ueberdieß ißt sie von Allem nur sehr mäßig. Ihr Geschlecht hat weniger schwere Arbeiten als das unsrige und bedarf deshalb auch nicht so sehr des Ersatzes. In Allem liebt sie das Gute und weiß es zu genießen. Doch kann sie sich auch dem anbequemen, was nicht so gut ist, ohne daß ihr eine solche Entbehrung schwer fällt.

Sophiens Geist ist angenehm, ohne glänzend, zuverlässig, ohne tief zu sein; ein Geist, von dem man nichts zu sagen weiß, weil er niemals größer oder kleiner als der eigne erscheint. Doch gefällt ihr Geist einem Jeden, der mit ihr spricht, obschon er nicht der Idee gemäß geschmückt ist, welche wir von der Geistespflege der Frauen haben. Denn der ihrige hat sich keineswegs durch Lektüre, sondern einzig durch den Umgang mit Vater und Mutter, durch eigne Betrachtungen und durch die Beobachtungen gebildet, welche sie in dem kleinen Stück Welt, das sie gesehen, angestellt hat. Sophie ist von Natur heiter, und war in ihrer Kindheit selbst muthwillig. Aber allmählich hat ihre Mutter Sorge getragen, ihr leichtsinniges Wesen zu dämpfen, aus Besorgniß, daß bald ein Wechsel sie zu plötzlich über den Augenblick belehren möchte, der es nöthig gemacht hätte. Sie wurde nun sittsam und selbst zurückhaltend noch vor der Zeit. Und jetzt, wo diese Zeit gekommen ist, wird es ihr leichter, den einmal angenommenen Ton zu bewahren, als es ihr sein würde, ihn erst anzunehmen, ohne den Grund dieses Wechsels zu verrathen. Reizend ist es zu sehen, wie sie zuweilen in ihre frühere Gewohnheit verfällt und sich der Lebhaftigkeit ihrer Kindheit überläßt, dann plötzlich zu sich kommt, stille wird, die Augen niederschlägt und erröthet. Der Zwischenraum zwischen beiden Lebensaltern muß wohl ein wenig Antheil an jedem von beiden haben.

Sophie hat zu große Empfindsamkeit, um sich eine vollkommne Gleichheit der Stimmung zu bewahren, aber sie hat zu viel Herzensgüte,

daß diese Empfindsamkeit Andern lästig werden könnte. Nur sie allein empfindet das Unangenehme. Wenn man ein einziges Wort sagt, welches sie verletzt, so wird sie zwar nicht schmollen, aber das Herz wird ihr zu eng werden. Sie wird heimlich zu entkommen suchen, um weinen zu können. Wenn inmitten ihrer Thränen Vater oder Mutter sie rufen und nur ein Wort sagen, so wird sie augenblicklich kommen, um zu spielen und zu lachen, während sie sich bemüht, geschickt die Augen zu trocknen und das Schluchzen zu unterdrücken.

Sie ist nicht ganz ohne Eigensinn. Wenn ihre Laune ein wenig zu weit getrieben wird, so artet sie in Widerspenstigkeit aus. Dann ist sie geneigt sich zu vergessen. Läßt man ihr aber Zeit sich zu besinnen, so wird die Art und Weise, wie sie ihr Unrecht gut zu machen sucht, beinahe zum Verdienst für sie werden. Wenn man sie straft, so ist sie lenksam und unterwürfig, und man sieht, daß sie sich weniger der Strafe als ihres Fehlers schämt. Sagt man ihr nichts, so wird sie niemals unterlassen, ihren Fehler selbst zu verbessern, und zwar so offen und mit solcher Anmuth, daß es unmöglich ist, ihr weiter noch zu grollen. Sie würde in Gegenwart des untersten Dieners den Boden küssen, ohne daß ihr diese Erniedrigung die geringste Mühe machte; und sobald man ihr verziehen hat, zeigen ihre Freude und ihre Liebkosungen, von welcher Last ihr gutes Herz befreit ist. Kurz, sie trägt mit Geduld das Unrecht Andrer, und macht mit Vergnügen das ihrige wieder gut. Dies ist das liebenswürdigste Gemüth ihres Geschlechts, so lange wir es noch nicht verdorben haben. Das Weib ist geschaffen, um dem Manne nachzugeben und selbst seine Ungerechtigkeit zu ertragen. Nie wird man einen Knaben auf denselben Punkt bringen. Sein innres Gefühl erhebt und empört sich gegen die Ungerechtigkeit; die Natur hat ihn nicht geschaffen es zu erdulden.

Gravem
Pelidae stomachum cedere nescii.[9])

Sophie hat Religion, aber eine vernünftige und einfache Religion mit wenigen Glaubenssätzen und noch weniger Andachtsübungen; oder vielmehr, da sie nur die Moral als Hauptübung kennt, so widmet sie ihr ganzes Leben dem Gottesdienste, indem sie das Gute thut. Bei allem Unterrichte, welchen ihr ihre Eltern über diesen Gegenstand ertheilten, haben sie sie an eine achtungsvolle Unterwerfung gewöhnt und ihr beständig gesagt: „Meine Tochter, diese Kenntnisse entsprechen deinem

Alter nicht; hierin wird dich einmal dein Gemahl unterrichten, wenn es Zeit sein wird.“ Statt ihr lange Reden über die Frömmigkeit zu halten, haben sie sich übrigens damit begnügt, sie ihr durch ihr eignes Beispiel zu predigen, und dieses Beispiel ist tief in ihr Herz gegraben.

Sophie liebt die Tugend. Diese Liebe ist ihr zur herrschenden Leidenschaft geworden. Sie liebt sie, weil es nichts Schöneres giebt als die Tugend. Sie liebt sie, weil die Tugend den Ruhm des Weibes ausmacht, und weil ein tugendhaftes Weib ihr fast einem Engel gleich scheint. Sie liebt sie als den einzigen Weg zum wahren Glück, und weil sie im Leben eines Weibes ohne Tugend nur Elend, Verlassenheit, Unglück, Schande und Schmach sieht. Sie liebt sie endlich, weil die Tugend ihrem ehrwürdigen Vater und ihrer zärtlichen und würdigen Mutter theuer ist. Diesen genügt es nicht, durch ihre eigne Tugend glücklich zu sein, sie wollen es auch durch die ihrer Tochter sein, und das erste Glück dieser selbst besteht wieder in der Hoffnung, das ihrer Eltern zu schaffen. All diese Gefühle flößen ihr eine Begeisterung ein, welche die Seele erhebt und alle ihre kleinen Neigungen einer so edlen Leidenschaft unterwirft. Sophie wird bis zu ihrem letzten Athemzuge keusch und ehrbar sein. Sie hat es im Grunde ihres Herzens geschworen, und hat es zu einer Zeit geschworen, wo sie schon wußte, was es kostet, einen solchen Schwur zu halten; sie hat es geschworen, als sie ihre Worte wieder hätte zurücknehmen müssen, wenn sie geschaffen wäre, von den Sinnen beherrscht zu werden.

Sophie hat nicht das Glück eine liebenswürdige Französin zu sein, die, kalt durch ihr Temperament und kokett durch ihre Eitelkeit, vielmehr glänzen als gefallen will, nur den Zeitvertreib sucht und nicht die Freude. Sie wird verzehrt von dem Bedürfniß zu lieben; es zerstreut und beunruhigt ihr Herz inmitten der Festlichkeiten. Sie hat ihre frühere Fröhlichkeit verloren; die muthwilligen Spiele sagen ihr nicht mehr zu; statt Langeweile von der Einsamkeit zu befürchten, sucht sie diese sogar auf. Sie gedenkt hier desjenigen, der ihr die Einsamkeit versüßen soll. Alle Gleichgültigen sind ihr lästig. Sie braucht Niemanden, der ihr den Hof macht, aber Einen, der sie liebt. Sie möchte lieber einem einzigen Ehrenmanne gefallen, und ihm beständig gefallen, als zu ihren Gunsten das Geschrei der Mode erregen, welches einen Tag währt und am nächsten sich in Hohngelächter verwandelt.

Die Frauen haben ein viel früher entwickeltes Urtheil als die Männer. Da sie beinahe von Kind auf in einem gewissen Vertheidigungs-

zustande sind, und ein so schwer zu bewahrendes Gut zu verwalten haben, so muß ihnen nothwendiger Weise das Gute und das Böse früher bekannt sein. Sophie, die in Allem voraus ist, weil ihr Temperament sie dazu treibt, hat auch ein früher gebildetes Urtheil als andre Mädchen ihres Alters. Hierin liegt nichts so Außerordentliches; die Zeit der Reife ist nicht überall dieselbe.

Sophie ist von den Pflichten und Rechten ihres Geschlechts wie des unsrigen unterrichtet. Sie kennt die Fehler der Männer und die Laster der Frauen; sie kennt aber auch die entgegengesetzten Eigenschaften und Tugenden, und alle sind im Grunde ihres Herzens eingegraben. Man kann gar keine höhere Idee von einer ehrbaren Frau haben, als die, welche sie hat, aber diese Idee schreckt sie nicht. Allerdings denkt sie mit größerem Wohlgefallen an einen Ehrenmann, einen Mann von Verdienst. Sie fühlt, daß sie für einen solchen Mann geschaffen, daß sie seiner würdig ist und daß sie ihm dasselbe Glück bereiten kann, welches sie von ihm genießen wird. Sie fühlt, daß sie ihn recht wohl herausfinden wird, und daß er sich nur zu zeigen braucht.

Die Frauen sind die natürlichen Richter des Verdienstes der Männer, wie diese es vom Verdienste der Frauen sind. Das ist ein wechselseitiges Recht, und die einen wie die andern kennen es wohl. Sophie kennt dieses Recht und übt es aus, wennschon mit der Bescheidenheit, welche ihrer Jugend, ihrer Erfahrung und ihrem Stande entspricht. Sie urtheilt nur über das, was in ihrem Bereiche liegt, und nur dann, wenn es zur Entwicklung irgend eines nützlichen Grundsatzes führt. Von Abwesenden, besonders wenn es Frauen sind, spricht sie nur mit der größten Behutsamkeit. Sie bedenkt, daß es verläumderisch und satirisch macht, wenn Frauen über ihr eignes Geschlecht sprechen. So lange sie sich darauf beschränken, über das unsrige zu sprechen, liegt daran nichts Unbilliges. Sophie hält sich also in diesen Schranken. Was aber die Frauen betrifft, so spricht sie von ihnen nur, um das Gute zu sagen, was sie von ihnen kennt. Es ist eine Ehre, welche sie ihrem Geschlechte zu erweisen glaubt. Von denen sie aber nichts Gutes zu sagen weiß, spricht sie überhaupt gar nicht, und so versteht man sie doch.

Sophie hat wenig Weltkenntniß. Aber sie ist zuvorkommend, aufmerksam und zeigt Anmuth in ihrem ganzen Thun. Ein glückliches Naturell nützt ihr mehr als alle Kunst. Sie besitzt eine gewisse Feinheit, welche an keine Formel gebunden und keiner Mode unterworfen ist, welche nicht mit dieser wechselt, nichts um eines üblichen Brauches

willen thut, sondern nur aus dem wahren Verlangen zu gefallen entspringt und darum auch gefällt. Sie kennt die nichtssagenden Höflichkeitsbezeigungen nicht, und erfindet eben so wenig gewähltere. Sie sagt nicht, daß sie unendlich verbunden sei, daß man ihr viel Ehre erzeige, daß man sich nicht bemühen möge u. dgl. Noch weniger läßt sie sich's einfallen, Redensarten zu drechseln. Eine Aufmerksamkeit, eine erwiesene Höflichkeit erwiedert sie durch eine Verbeugung oder ein einfaches: „ich danke Ihnen". Aber dieses Wort wiegt in ihrem Munde wohl ein andres auf. Für einen wahrhaften Dienst läßt sie ihr Herz sprechen, und dieses findet kein Kompliment. Sie hat nie geduldet, daß der französische Ton sie dem Joche der Ziererei unterwerfe, wie beim Gehen aus einem Zimmer in das andre ihre Hand auf den Arm eines Sechzigjährigen zu legen, den sie selbst gern unterstützen möchte. Wenn ein nach Moschus duftender Galan ihr diesen ungereimten Dienst anbietet, so läßt sie den dienstbeflissenen Arm auf der Treppe, schwingt sich mit zwei Sprüngen ins Zimmer und sagt, sie sei nicht lahm. Und obschon sie nicht groß ist, so hat sie doch niemals hohe Absätze tragen mögen; ihr Fuß ist zierlich genug, als daß sie deren bedürfte.

Schweigen und Ehrerbietung beobachtet sie nicht nur Frauen, sondern auch Männern gegenüber, welche verheirathet oder älter sind als sie. Sie wird stets nur auf Befehl einen Platz über denselben einnehmen, und ihn mit ihrem tieferen sobald als möglich wieder vertauschen. Denn sie weiß, daß die Rechte des Alters vor denen des Geschlechtes den Vorrang haben, weil das Alter den Anspruch der Weisheit für sich hat, welche vor Allem geehrt werden soll.

Mit jungen Leuten ihres Alters ist es etwas Anderes. Um ihnen zu imponiren, bedarf es eines andern Tones, und sie weiß denselben zu treffen, ohne die ihr ziemende Bescheidenheit zu vergessen. Sind jene Leute selbst bescheiden und zurückhaltend, so wird sie gern ihnen gegenüber die liebenswürdige Vertraulichkeit der Jugend bewahren. Ihre unschuldvollen Unterhaltungen werden muthwillig, aber anständig sein. Wenn sie ernst werden, dann verlangt sie, daß sie auch nützlich seien. Arten sie aber in Abgeschmacktheiten aus, so wird sie dieselben bald abbrechen; denn sie verachtet das geckenhafte Geschwätz der Galanterie, als beleidigend für ihr Geschlecht. Sie weiß sehr wohl, daß der Mann, welchen sie sucht, solches Geschwätz nicht kennt, und nie wird sie freiwillig von einem Andern dulden, was dem nicht entspricht, dessen Bild im Grunde ihres Herzens eingezeichnet ist. Die hohe Meinung, welche sie

von den Rechten ihres Geschlechts hat, die Hoheit ihrer Seele, welche ihr die Reinheit ihrer Gefühle verleiht, jene Thatkraft der Tugend, welche sie in sich selbst verspürt und welche ihr Achtung in ihren eignen Augen verleiht, bewirken, daß sie nur mit gerechtem Unwillen die süßlichen Reden anhört, mit denen man sie zu unterhalten meint. Sie nimmt sie nicht etwa mit scheinbarem Zorne auf, aber mit einem ironischen Beifall, der außer Fassung bringt, oder mit einem kalten Tone, dessen man sich nicht versehen hat. Mag nur ein schöner Phöbus seine Artigkeiten auskramen und geistvoll ihren Geist, ihre Schönheit, ihre Anmuth, das unschätzbare Glück ihr zu gefallen, preisen, so ist sie das Mädchen dazu, um ihn zu unterbrechen und höflich zu sagen: „Mein Herr, ich fürchte sehr, daß ich dies Alles besser weiß als Sie. Wenn wir nichts Merkwürdigeres zu sagen wissen, so glaube ich, daß wir unsre Unterhaltung hiermit endigen können". Mit diesen Worten eine tiefe Verbeugung machen und alsbald sich zwanzig Schritt von ihm befinden: das ist für sie nur das Werk eines Augenblicks. Fragt nur eure süßen Herren, ob es so leicht ist, sein Geschwätz vor einem so widerhaarigen Wesen auszukramen.

Hiermit soll indessen gar nicht gesagt sein, daß sie ihr Lob nicht liebe, vorausgesetzt, daß dasselbe aufrichtig ist und sie glauben kann, man denkt in der That so, wie man von ihr spricht. Wenn man von ihrem Verdienste ergriffen erscheinen will, so muß man erst eignes Verdienst zeigen. Eine auf Achtung gegründete Huldigung kann wohl ihrem stolzen Herzen schmeicheln, aber alle Spöttelei der Galanterie muß ihm widerstreben. Sophie ist nicht geschaffen, um die kleinen Talente eines Narren zu üben.

Bei einer so großen Reife des Urtheils und in jeder Hinsicht wie ein zwanzigjähriges Mädchen entwickelt, wird Sophie schon in ihrem fünfzehnten Jahre von ihren Eltern nicht mehr als Kind behandelt. Kaum bemerken sie in ihr die erste Beunruhigung der Jugend, so werden sie sich beeilen, derselben zuvorzukommen, ehe sie weitere Fortschritte macht. Sie werden sie mit zarten und vernünftigen Gesprächen unterhalten. Denn zarte und verständige Gespräche entsprechen ihrem Alter und ihrem Charakter. Wenn ihr Charakter so ist, wie ich ihn mir vorstelle, warum sollte dann ihr Vater nicht ohngefähr folgendermaßen zu ihr sagen:

„Sophie, du bist jetzt ein erwachsenes Mädchen; man wird dies nicht, um es immer zu bleiben. Wir wünschen, daß du glücklich wirst.

Wir wollen es um unsertwillen, denn unser Glück ist von dem deinigen abhängig. Das Glück eines ehrbaren Mädchens ist, das eines ehrbaren Mannes zu begründen. Wir müssen also darauf denken dich zu verheirathen. Wir müssen bald darauf denken, denn von der Ehe hängt das Geschick des Lebens ab, und man hat nie zu viel Zeit, daran zu denken".

„Nichts ist schwerer als die Wahl eines guten Gatten, es wäre denn die einer guten Frau. Sophie, du wirst dieses seltne Weib sein, du wirst der Ruhm unsres Lebens und das Glück unsrer alten Tage werden. Aber welches auch dein Verdienst sein mag, so wird es doch auf Erden nicht an Männern fehlen, deren Verdienst noch größer ist als das deinige. Es giebt keinen, dem es nicht Ehre machte, Dich zu besitzen, es giebt ihrer viele, deren Besitz dir noch zu höherer Ehre gereichen würde. Es handelt sich nun darum, aus dieser Zahl einen zu finden, der dir gefällt, ihn kennen zu lernen und dich mit ihm bekannt zu machen".

„Das höchste Eheglück hängt von so vielen zusammenstimmenden Verhältnissen ab, daß es Thorheit wäre, sie alle vereint haben zu wollen. Man muß sich zunächst der wichtigsten versichern; wenn sich die andern dazu finden, so macht man sich dieselben zu Nutze, finden sie sich nicht, so leistet man auf sie Verzicht. Es giebt kein vollkommnes Glück auf Erden. Aber das größte Unglück und dasjenige, welches man stets vermeiden kann, ist das aus eigner Schuld".

„Es giebt von Natur zusammenstimmende Verhältnisse, ferner solche, welche von menschlichen Einrichtungen, aber auch solche, welche allein von der Meinung abhangen. Ueber die beiden letztern haben die Eltern, über die erstern nur die Kinder zu entscheiden. Bei den Ehen, welche auf das Ansehen der Eltern hin gestiftet werden, läßt man sich nur durch die zusammenstimmenden Verhältnisse, soweit sie auf menschliche Einrichtungen und Meinungen gegründet sind, bestimmen. Man heirathet nicht um der Person, sondern um der Verhältnisse und des Vermögens willen. Aber beide sind dem Wechsel unterworfen; die Personen allein bleiben stets, sie tragen sich überall mit hin[10]). Dem Vermögen zum Trotz sind es nur die persönlichen Eigenschaften, welche eine Ehe glücklich oder unglücklich machen können".

„Deine Mutter war von Stande, ich war reich. Dies waren die einzigen Betrachtungen, welche unsre Eltern bei unsrer Vereinigung in's Auge faßten. Ich habe meine Güter, sie hat ihren Namen verloren.

Was hilft es heute der von ihrer Familie Vergessnen, daß sie als Edelfräulein geboren ist? Aber die Vereinigung unsrer Herzen hat uns in unserm Mißgeschick über Alles getröstet. Die Uebereinstimmung unsrer Neigungen hat uns diese Zurückgezogenheit erwählen lassen. Wir leben hier glücklich in unsrer Armuth, wir sind uns einander Alles. Sophie ist unser gemeinsamer Schatz. Wir preisen den Himmel, daß er uns diesen gegeben und uns alles Uebrige genommen hat. Sieh, mein Kind, wohin uns die Vorsehung geleitet. Die Verhältnisse, welche unsern Ehebund schlossen, sind verschwunden; wir sind nur noch durch die glücklich, welche für Nichts geachtet wurden".

„Es ist Sache der künftigen Gatten, sich einander zu wählen. Gegenseitige Neigung soll ihr erstes Band sein. Ihre Augen, ihre Herzen sollen ihnen als erste Führer dienen. Denn da es nach ihrer Vereinigung ihre höchste Pflicht ist, einander zu lieben, und da es nicht von uns abhängt, uns einander zu lieben oder nicht zu lieben, so setzt diese Pflicht nothwendig die andere voraus, daß man sich liebt, ehe man sich vereinigt. Das ist ein Naturrecht, welches durch Nichts aufgehoben werden kann. Diejenigen, welche es durch so viele bürgerlichen Gesetze beschränkten, haben mehr eine scheinbare Ordnung als das Eheglück und die Sitten der Bürger berücksichtigt. Du siehst, liebe Sophie, daß wir dir keine schwere Moral predigen. Sie bezweckt nur, dich zur Herrin deiner selbst zu machen, und dir die Wahl deines Gatten ganz allein überlassen zu können".

„Nachdem du nun unsre Gründe gehört hast, warum wir dir volle Freiheit lassen, ziemt es sich auch, von denen zu reden, welche du beachten mußt, um diese Freiheit weislich zu benutzen. Meine Tochter, du bist gut und verständig, redlich und fromm, hast die Talente, welche einer ehrbaren Frau entsprechen, und bist nicht ohne Annehmlichkeiten. Aber du bist arm. Du besitzest die schätzenswerthesten Güter, aber es fehlen dir diejenigen, welche man am meisten schätzt. Strebe deshalb nicht nach dem, was du nicht erlangen kannst, und regle deinen Ehrgeiz, nicht nach deinen Urtheilen noch nach den unsrigen, sondern nach der Meinung der Menschen. Wenn es sich um Gleichstellung nach dem Verdienste handelte, so weiß ich nicht, wo ich deinen Hoffnungen Grenzen setzen müßte. Aber erhebe sie nicht über deine Verhältnisse und vergiß nicht, daß du nach diesen auf der niedersten Stufe stehst. Möglich, daß ein Mann, der deiner würdig ist, diese Ungleichheit nicht als ein Hinderniß ansieht. Dann mußt du thun, was er nicht thun wird. Sophie

muß dann ihre Mutter nachahmen und nur in eine Familie heirathen, welche sich eine Ehre daraus macht. Du hast uns nie im Ueberfluß gesehen, du bist während der Zeit unsrer Armuth geboren. Du hast sie uns versüßt und theilst sie ohne Mühe. Glaube mir, Sophie, und trachte nie nach Gütern, welche uns der Himmel genommen hat, den wir darum preisen. Wir haben das Glück erst genossen, nachdem wir unsern Reichthum verloren hatten".

„Du bist zu liebenswürdig, um Niemandem zu gefallen, und dein Elend ist nicht derart, daß du einem Ehrenmanne damit Verlegenheit bereiten könntest. Du wirst gesucht werden und möglicher Weise von solchen, deren Werth dem deinigen nicht entspricht. Wenn sie sich dir als das zeigten, was sie sind, so würdest du sie nach ihrem Werthe schätzen. All ihr Prunk würde dich nicht lange täuschen. Aber obschon du ein gutes Urtheil hast und dich auf wahres Verdienst verstehst, so fehlt dir doch noch die Erfahrung, und du weißt nicht, bis wie weit die Menschen sich verstellen können. Ein gewandter Schurke kann deine Neigungen studiren, um dich zu verführen, und vor dir Tugenden erheucheln, welche er gar nicht hat. Er würde dich verderben, Sophie, ehe du es gewahr würdest, und du würdest deinen Irrthum nur erkennen, um ihn zu beweinen. Der gefährlichste aller Fallstricke und der einzige, den die Vernunft nicht vermeiden kann, ist der der Sinnlichkeit. Wenn du jemals das Unglück haben solltest, in ihn zu verfallen, so würdest du nur Täuschungen und Hirngespinnste um dich sehen, dein Auge würde geblendet, dein Urtheil getrübt, dein Wille bestochen werden, dein Irrthum selbst würde dir theuer sein. Und wenn du auch im Stande wärest, ihn zu erkennen, so würdest du ihn doch nicht aufgeben wollen. Meine Tochter, ich übergebe dich Sophiens Vernunft, nicht die Neigung ihres Herzens ist es, der ich dich überlasse. So lange du bei kaltem Blute bist, bleibe dein eigner Richter; sobald du aber liebst, übergieb dich der Sorgfalt deiner Mutter".

„Ich schlage dir ein Uebereinkommen vor, welches dir unsre Achtung zeigen und die natürliche Ordnung zwischen uns wieder herstellen soll. Die Eltern wählen den Gatten für ihre Tochter und fragen diese nur der Form wegen: so ist es bei uns Brauch. Wir wollen davon das völlige Gegentheil thun: du sollst wählen und uns um Rath fragen. Uebe also dein Recht aus, Sophie; mache von ihm einen freien und weisen Gebrauch. Der Gatte, der dir gebührt, soll von dir selbst, und nicht von uns erwählt sein. Aber uns kommt es zu, darüber zu urtheilen,

ob du dich mit Rücksicht auf die passenden Verhältnisse täuschst, und ob du nicht vielleicht, ohne es zu wissen, etwas andres thust, als du thun willst. Geburt, Vermögen, Rang, Meinung sollen sich nicht in unser Urtheil mischen. Nimm einen ehrenhaften Mann, dessen Persönlichkeit dir gefällt und dessen Charakter dir entspricht; wer er sonst auch sei, wir werden ihn als unsern Schwiegersohn aufnehmen. Sein Vermögen wird stets groß genug sein, wenn er zwei Arme, gute Sitten und Liebe zu seiner Familie hat. Sein Stand wird stets hoch genug sein, wenn er ihn durch seine Tugend adelt. Und wenn alle Welt uns tadelt, was liegt daran? Wir suchen nicht den öffentlichen Beifall, uns genügt dein Glück".

Leser, ich weiß nicht, welche Wirkung eine solche Rede auf die nach eurer Weise erzognen Mädchen haben würde. Was Sophien betrifft, so wird sie kein Wort darauf erwiedern können. Scham und Zartgefühl würden es ihr nicht leicht machen, sich auszusprechen. Aber ich bin überzeugt, daß ihr diese Worte auf Lebenszeit im Herzen eingegraben bleiben, und daß, so lange man noch auf irgend einen menschlichen Entschluß rechnen kann, es der Sophiens ist, sich der Achtung ihrer Eltern würdig zu machen.

Laßt uns den schlimmsten Fall annehmen und ihr ein feuriges Temperament verleihen, das ihr ein langes Warten peinlich macht: so sage ich dennoch, daß ihr Urtheil, ihre Kenntnisse, ihr Geschmack, ihre Zartheit, und besonders die Gefühle, mit denen ihr Herz von Kindheit an genährt worden, dem Ungestüm ihrer Sinne ein Gegengewicht halten werden, welches genügt, um sie zu besiegen oder ihnen doch wenigstens lange Zeit zu widerstehen. Sie würde eher als Märtyrerin ihres Zustandes sterben, als ihre Eltern damit betrüben, einen Mann ohne Verdienst zu heirathen und sich dem Unglück einer unpassenden Ehe auszusetzen. Selbst die ihr geschenkte Freiheit dient nur als neue Erhebung ihrer Seele und macht sie bedenklicher bei der Wahl ihres Herrn. Bei dem Feuer einer Italienerin und der Empfindsamkeit einer Engländerin, besitzt sie, um Herz und Sinne im Zaume zu halten, den Stolz einer Spanierin, die, selbst wenn sie einen Geliebten sucht, nicht leicht den findet, welchen sie ihrer würdig erachtet.

Es ist nicht eines jeden Sache, zu fühlen, welche Spannkraft die Liebe zum Ehrbaren der Seele zu geben vermag, und welche Stärke man in sich findet, wenn man aufrichtig tugendhaft sein will. Es giebt Menschen, denen alles Große ein Hirngespinnst erscheint und die mit

ihrem niedern und gemeinen Verstande nicht begreifen können, was selbst die Narrheit der Tugend noch über die menschlichen Leidenschaften vermag. Man darf zu solchen Leuten nur in Beispielen reden; um so schlimmer für sie, wenn sie darauf beharren, dieselben zu leugnen. Wenn ich ihnen sagte, daß Sophie gar kein erdichtetes Wesen ist, daß nur ihr Name meine Erfindung, daß aber ihre Erziehung, ihre Sitten, ihr Charakter, selbst ihre Gestalt in Wirklichkeit existirt haben, und daß das Andenken an sie noch jetzt einer ganzen ehrbaren Familie Thränen kostet, so würden sie sicherlich nichts davon glauben. Was wage ich aber schließlich, wenn ich ohne Umschweif die Geschichte eines Mädchens vollende, welches Sophien so ähnlich war, daß diese Geschichte auch die ihrige sein könnte, ohne daß dies befremden dürfte? Ob man sie für wahr hält oder nicht, darauf kommt wenig an. Ich werde dann, wenn man will, Erdichtungen erzählt, aber doch dabei stets meine Methode dargelegt haben und stets meinem Ziele zugeschritten sein.

Das junge Mädchen hatte bei dem Temperamente, welches ich soeben Sophien zuschrieb, alles sonstige Uebereinstimmende, was ihr denselben Namen erwerben könnte, und ich lasse ihr ihn auch. Nach der mitgetheilten Unterredung schickten die Eltern, weil sie glaubten, daß in dem kleinen Dörfchen, welches sie bewohnten, sich nicht so leicht eine Partie darbieten würde, ihre Tochter nach der Stadt, um einen Winter bei einer Tante zu verbringen, welche man insgeheim über den Zweck der Reise unterrichtet hatte. Denn die stolze Sophie trug im Grunde ihres Herzens den edlen Ehrgeiz, sich selbst besiegen zu wollen; und obschon sich ein gewisses Bedürfniß nach einem Gatten in ihr regte, so würde sie doch eher als Jungfrau gestorben sein, als sich entschlossen haben, sich einen zu suchen.

Den Absichten ihrer Eltern entsprechend führte die Tante sie in verschiedenen Häusern ein, besuchte mit ihr Gesellschaften, Festlichkeiten, ließ sie die Welt, oder vielmehr ließ die Welt sie sehen, denn Sophie kümmerte sich wenig um all dies Geräusch. Man bemerkte übrigens, daß sie Jünglinge von angenehmer Gestalt und anständigem und bescheidenem Wesen nicht floh. Selbst bei ihrer Zurückhaltung besaß sie eine gewisse Kunst, dieselben an sich zu ziehen, welche der Koketterie nicht ganz unähnlich war. Nachdem sie sich aber zwei- oder dreimal mit ihnen unterhalten hatte, war sie ihrer überdrüssig geworden. Bald setzte sie an Stelle jenes gebietenden Wesens, welches die Huldigungen anzunehmen scheint [und welches die erste Vergünstigung ihres Geschlechts

ist], ein demüthigeres Benehmen und eine mehr zurückstoßende Höflichkeit. Beständig aufmerksam auf sich selbst, verstattete sie ihnen keine Gelegenheit mehr, ihr den geringsten Dienst zu erweisen. Dies war deutlich genug gesagt, daß sie ihre Geliebte nicht sein wolle.

Niemals haben gefühlvolle Herzen die geräuschvollen Vergnügungen geliebt, das eitle und unfruchtbare Glück solcher Menschen, die nichts fühlen und die meinen, sein Leben betäuben heiße es genießen. Als Sophie nicht fand, was sie suchte, und auch daran verzweifelte es jemals zu finden, langweilte sie sich in der Stadt. Sie liebte ihre Eltern zärtlich, nichts entschädigte sie für die Trennung von ihnen, nichts war geeignet, ihr dieselben vergessen zu machen. Sie kehrte zu ihnen zurück, lange vor dem zu ihrer Rückkehr bestimmten Zeitpunkte.

Kaum hatte sie ihre Beschäftigungen im väterlichen Hause wieder aufgenommen, als man sah, daß sie wohl dasselbe Benehmen beobachte, daß aber ihre Laune eine andre geworden war. Sie zeigte Zerstreutheit, Ungeduld, war traurig und träumerisch, verbarg sich, um zu weinen. Anfangs glaubte man, sie liebe und schäme sich dessen. Man sprach mit ihr darüber, aber sie wies es zurück. Sie behauptete, Niemanden gesehen zu haben, der ihr Herz habe rühren können, und Sophie log nie.

Indessen nahm ihre Niedergeschlagenheit unabläßig zu, und ihre Gesundheit begann zu leiden. Ihre Mutter, von diesem Wechsel beunruhigt, entschloß sich endlich, die Ursache ihres Kummers zu erforschen. Sie nahm Sophien bei Seite und wandte jene einschmeichelnde Sprache, jene unwiderstehliche Zärtlichkeit an, welche nur die Mutterliebe einzugeben vermag. „Meine Tochter, du, die ich unter dem Herzen getragen habe und die ich beständig im Herzen trage, ergieße das Geheimniß des deinigen in den Schooß deiner Mutter. Welches sind denn die Geheimnisse, die eine Mutter nicht wissen darf? Wer soll deine Schmerzen mit dir beweinen, wer soll sie theilen, wer dich trösten, wenn nicht Vater und Mutter? Ach, mein Kind, soll ich über deinem Schmerze sterben, ohne ihn zu kennen?"

Weit entfernt, ihren Kummer ihrer Mutter zu verbergen, wollte das junge Mädchen sie vielmehr zu ihrer Trösterin und Vertrauten machen. Allein die Scham verhinderte sie zu reden, und ihre Bescheidenheit fand keine Worte, um einen Zustand zu beschreiben, den sie ihrer so wenig würdig hielt als die Bewegung, welche wider ihren Willen ihre Sinne beunruhigte. Ihre Scham selbst diente der Mutter endlich als Anzeichen, und sie entriß ihr jenes demüthigende Geständniß. Statt

sie durch ungerechte Vorwürfe zu kränken, tröstete sie ihre Tochter, klagte und weinte mit ihr. Sie war zu verständig, um ihr ein Uebel als Verbrechen anzurechnen, das doch nur die Tugend so grausam machte. Warum aber ohne Noth ein Uebel tragen, dessen Heilung so leicht und so erlaubt war? Warum machte sie keinen Gebrauch von der ihr geschenkten Freiheit? Warum nahm sie keinen Gatten? Warum wählte sie sich keinen? Wußte sie nicht, daß ihr Schicksal nur von ihr allein abhängig war, und daß ihre Wahl, wie sie auch hätte ausfallen mögen, gebilligt worden sein würde, da sie nur eine schickliche hätte treffen können? Man hatte sie nach der Stadt geschickt, und sie hatte nicht dort bleiben wollen, mehrere Partien hatten sich ihr dargeboten, und sie hatte alle ausgeschlagen. Worauf wartete sie denn? Was wollte sie? Welch' unerklärlicher Widerspruch!

Die Antwort war einfach. Wenn es sich nur um einen Beistand für die Jugend handelte, so würde die Wahl bald getroffen sein. Aber ein Herr fürs ganze Leben wählt sich nicht so leicht, und da man diese beiden Wahlen nicht trennen kann, so muß man wohl warten und oft seine Jugend verlieren, ehe man den Mann findet, mit dem man sein Leben verbringen will. Dies war der Fall mit Sophien. Sie bedurfte eines Geliebten, dieser Geliebte aber sollte ihr Gatte sein; und wegen des Herzens, das dem ihrigen nöthig war, war der eine beinahe so schwer zu finden als der andre. Alle jene glänzenden Jünglinge hatten nur das passende Alter, alles Uebrige aber fehlte ihnen. Ihr oberflächlicher Geist, ihre Eitelkeit, ihr Geschwätz, ihre regellosen Sitten, ihre leichtfertigen Nachahmungen ekelten sie an. Sie suchte einen Mann und fand nur Affen. Sie suchte ein Herz und fand keins.

„Wie unglücklich bin ich“, sagte sie zu ihrer Mutter; „ich habe das Bedürfniß zu lieben, und sehe nichts, was mir gefällt. Mein Herz stößt mich von Allen zurück, zu welchen meine Sinne mich hinziehen. Ich sehe nicht Einen, der meine Verlangen erregt, und sie nicht zugleich unterdrückte. Neigung ohne Achtung kann nicht von Dauer sein. Ach, unter ihnen ist kein Mann, wie Sophie einen braucht. Sein herrliches Bild ist schon zu lange ihrer Seele eingeprägt. Nur ihn kann sie lieben, nur ihn kann sie glücklich machen, nur mit ihm allein kann sie glücklich werden. Sie will sich lieber verzehren im unablässigen Kampfe, will lieber unglücklich und ledig sterben als verzweifelt an der Seite eines Mannes, den sie nicht lieben und selbst nur unglücklich machen würde. Es ist besser, nicht mehr zu leben, als nur zu leben, um zu leiden“.

Betroffen durch diese Sonderbarkeiten, fand sie die Mutter zu seltsam, um nicht ein Geheimniß dahinter zu vermuthen. Sophie war weder geziert noch lächerlich. Wie hatte diese übertriebne Zartsinnigkeit ihrem Wesen entsprechen können, ihr, die von Jugend auf daran gewöhnt worden, sich in die Leute zu schicken, mit denen sie zu leben hatte und aus der Noth eine Tugend zu machen? Das Bild jenes liebenswürdigen Mannes, von dem sie so bezaubert war, und welches in all' ihren Unterhaltungen immer wieder kehrte, ließ die Mutter vermuthen, daß jene Laune irgend einen andern Grund habe, welchen sie noch nicht kenne und welchen Sophie ihr verhehle. Die Unglückliche, von ihrem geheimen Kummer zu Boden gedrückt, suchte nur ihr Herz auszuschütten. Ihre Mutter dringt in sie; sie stockt. Endlich ergiebt sie sich, sie geht ohne ein Wort zu sagen, und kehrt im nächsten Augenblicke mit einem Buche in der Hand zurück. „Bedaure deine unglückliche Tochter; für ihren Schmerz giebt es kein Heilmittel, ihre Thränen können niemals trocknen. Du willst ihre Ursache wissen. Nun wohl, hier ist sie!“ Mit diesen Worten wirft sie ein Buch auf den Tisch. Die Mutter nimmt es auf und öffnet es: es waren Telemachs Abenteuer [11]). Anfangs begreift sie nichts von diesem Räthsel. Durch Fragen und dunkle Antworten erkennt sie endlich mit leicht begreiflichem Erstaunen, daß ihre Tochter die Rivalin der Eucharis ist.

Sophie liebte den Telemach, und liebte ihn mit unheilbarer Leidenschaft. Als ihre Eltern diese fixe Idee erfuhren, lachten sie darüber und wollten sie wieder zur Vernunft bringen. Allein sie täuschten sich. Das Recht war nicht ganz auf ihrer Seite; Sophie hatte ebenso wohl Recht, und wußte dasselbe geltend zu machen. Wie oft brachte sie ihre Eltern zum Schweigen, indem sie deren eigne Gründe gegen sie kehrte, ihnen zeigte, wie sie all dies Unheil selber angerichtet hätten, weil sie ihre Tochter nicht für einen Mann ihres Jahrhunderts erzogen hätten; daß sie nothwendig habe die Denkungsweise ihres Gatten annehmen, oder ihm die ihrige mittheilen müssen; daß man ihr das erstere durch ihre Erziehung unmöglich gemacht und daß das letztere genau das sei, was sie suche. „Gebt mir“, sagte sie, „einen Mann, der von diesen Grundsätzen durchdrungen ist, oder dem ich sie einflößen kann, und ich werde ihn heirathen. Warum mir aber bis dahin grollen? Bedauert mich. Ich bin unglücklich, aber keine Närrin. Hängt das Herz vom Willen ab? Hat dies mein Vater nicht selbst bestritten? Ist es meine Schuld, wenn ich das liebe, was nicht ist? Ich bin keine Träumerin.

Ich will keinen Fürsten, ich suche keinen Telemach, ich weiß, daß er nur eine erdichtete Person ist: aber ich suche einen, der ihm ähnlich ist. Und warum sollte es einen solchen nicht geben, da ich doch bin, ich, die ich ein Herz habe, das dem seinen so ähnlich schlägt? Nein, entehrt die Menschheit nicht so weit. Glaubt nicht, daß ein liebenswürdiger und tugendhafter Mann nur ein Hirngespinnst sei. Er ist, er lebt, er sucht mich vielleicht, sucht eine Seele, die er lieben kann. Aber wer ist er? Wo ist er? Ich weiß es nicht. Keiner von denen, die ich bis jetzt gesehen habe, ist es; und sicherlich wird es keiner von denen sein, die ich noch sehen werde. Ach, meine Mutter, warum hast du mir die Tugend so lieb gemacht? Wenn ich nur sie lieben kann, dann ist die Schuld weniger die meine als die eurige.

Soll ich meine traurige Erzählung bis zur Katastrophe weiter führen. Soll ich die langen Zwiste angeben, welche ihr vorausgingen? Soll ich schildern, wie eine ungeduldige Mutter ihre frühern Liebkosungen in Strenge verwandelt; soll ich einen erzürnten Vater darstellen, der seiner frühern Versprechen vergißt und die tugendhafteste Tochter wie eine Wahnwitzige behandelt? Soll ich endlich die Unglückliche schildern, die sich nur fester an ihr Traumbild klammert, um der Verfolgungen willen, die sie seinethalben erduldet, während sie langsamen Schrittes dem Tode entgegengeht und in dem Augenblicke ins Grab steigt, als man sie zum Altar zu führen gedachte? Nein, ich lasse diese traurigen Schilderungen bei Seite. Ich brauche nicht so weit zu gehen, um ein wie mirs scheint hinreichend schlagendes Beispiel zu geben, daß trotz der von den Sitten unsres Jahrhunderts erzeugten Vorurtheile die Begeisterung für das Gute und Schöne den Frauen nicht fremder ist als den Männern, und daß es nichts giebt, was man unter der Leitung der Natur von ihnen nicht eben so gut erlangen könne, als von uns.

Man unterbricht mich hier mit der Frage, ob es die Natur ist, welche uns vorschreibt, unmäßige Wünsche mit Aufbietung solcher Anstrengungen zu unterdrücken. Ich antworte: Nein, aber eben so wenig ist es die Natur, welche uns solche unmäßigen Wünsche eingiebt. Ja, Alles, was nicht von ihr stammt, ist gegen sie; ich habe das hundertmal erfahren.

Laßt uns nun zur Sophie unsres Emil zurückkehren. Laßt uns die Schilderung dieses liebenswürdigen Mädchens wieder aufnehmen, um ihr eine weniger lebhafte Einbildungskraft und ein glücklicheres Geschick zu verleihen. Ich wollte eine gewöhnliche Frau zeichnen, und indem ich

ihre Seele erhob, störte ich ihre Vernunft. Ich selbst habe mich verirrt. Laßt uns wieder einlenken. Sophie hat nur ein gutes Gemüth in einer gewöhnlichen Seele. Alles was sie mehr hat als andre Frauen, ist nur das Werk ihrer Erziehung.

Ich habe mir vorgenommen, in diesem Buche alles Ausführbare zu sagen und jedem die Wahl dessen zu überlassen, was von dem angegebenen Guten in seinem Bereiche liegt. Ich habe vom Anfang an daran gedacht, von ferne schon Emils Gefährtin zu bilden und sie für einander und mit einander zu erziehen. Aber bei weiterem Nachdenken fand ich, daß alle diese vorzeitigen Veranstaltungen unverständig sind, und daß es einfältig ist, zwei Kinder zur Vereinigung mit einander zu bestimmen, ehe man weiß, ob diese Vereinigung der Ordnung der Natur entsprechend ist, und ob ihre wechselseitigen Beziehungen die Schließung eines solchen Bundes zulassen. Man darf nicht verwechseln, was im Zustande der Wildheit natürlich ist, und was es im Zustande der Civilisation ist. Im erstern Naturzustande paßt eine jede Frau für jeden Mann, weil die einen wie die andern noch in ihrem ursprünglichen gemeinsamen Zustande sind. Im zweiten aber, wo jeder Charakter sich unter dem Einflusse der bürgerlichen Einrichtungen entwickelt und jeder Geist seine eigenthümliche und entschiedene Form erhalten hat, nicht allein durch die Erziehung, sondern auch durch ein gut oder schlecht geleitetes Zusammentreffen der Naturanlagen mit der Erziehung, kann man beide nur dann für einander wählen, wenn man sie einander nahe bringt, um sehen zu können, ob sie in jeder Hinsicht für einander passen, oder wenigstens um diejenige Wahl, welche die meiste Uebereinstimmung gewährt, treffen zu können.

Das Böse ist nun, daß bei der Entwickelung der Charaktere der gesellschaftliche Zustand Rangesunterschiede macht, und daß bei der großen Unähnlichkeit der beiden Ordnungen die Charaktere um so mehr zusammengeworfen werden, je mehr man die Verhältnisse unterscheidet. Daher die unpassenden Ehen und alle die Sittenverwilderungen, welche daraus entstehen. Man sieht hier nach ganz augenscheinlicher Folge, wie die natürlichen Gefühle um so mehr beeinträchtigt werden, je weiter man sich von der Gleichheit entfernt. Je größer die Kluft zwischen Hohen und Niedrigen wird, desto mehr lockert sich das eheliche Band. Je mehr Reiche und Arme es giebt, desto weniger Väter und Gatten

giebt es. Weder Herr noch Sklave haben eine Familie mehr, jeder von beiden faßt nur noch seinen Stand ins Auge.

Wollt ihr diesen Uebelstand verhindern und glückliche Ehen gründen, so erstickt die Vorurtheile, vergeßt die menschlichen Einrichtungen und fragt die Natur um Rath. Vereinigt nicht Leute, die nur in einer gegebenen gesellschaftlichen Stellung zu einander passen, und wenn diese Stellung wechseln sollte, nichts Passendes für einander mehr haben. Vereinigt dagegen solche, die in jeder Lage, in welcher sie sich befinden, in jedem Lande, welches sie bewohnen mögen, und auf jeder Rangstufe, welche sie einnehmen werden, mit einander harmoniren. Ich sage nicht, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse für die Ehe gleichgültig sind, aber ich behaupte, daß der Einfluß der natürlichen Beziehungen sie derart überwiegt, daß er allein es ist, welcher das Geschick des Lebens entscheidet und daß es eine Uebereinstimmung der Neigungen, Gemüthsstimmungen, Gefühle und Charaktere giebt, die einen weisen Vater, sei er Fürst, sei er Monarch, verpflichten sollte, seinem Sohne ohne Bedenken das Mädchen zu geben, mit welchem er in alledem übereinstimmt, wenn sie auch aus unehrbarer Familie, wenn es die Tochter des Scharfrichters wäre. Ja, ich behaupte, wenn auch alles erdenkbare Unglück auf zwei trefflich vereinte Gatten fallen sollte, so würden sie doch, wenn sie mit einander weinten, ein wahrhafteres Glück genießen, als wenn sie im Besitz aller Güter der Erde, ihre Herzen aber durch Zwietracht vergiftet wären.

Statt also schon von Kindheit an meinem Emil eine Gattin zu bestimmen, habe ich gewartet, bis ich die kennen lernte, die für ihn paßt. Nicht ich habe also diese Bestimmung getroffen, sondern die Natur selbst. Meine Sache ist es, die Wahl zu finden, die ihr Werk ist. Meine Sache ist es, sage ich, nicht die des Vaters. Denn als er mir seinen Sohn anvertraute, hat er mir seine Stelle eingeräumt, mir sein Recht abgetreten. Ich bin Emil's wahrer Vater, denn ich bin es, der ihn zum Menschen gemacht hat. Ich würde es ausgeschlagen haben, ihn zu erziehen, wenn ich nicht Herr seiner, d. h. meiner Wahl bei seiner Verheirathung hätte sein sollen. Nur die Freude daran, einen Menschen glücklich zu machen, kann die Mühe lohnen, die es gekostet hat, um ihn in den Stand zu setzen es zu werden.

Glaubt aber eben so wenig, daß ich so lange gewartet hätte eine Gattin für Emil zu finden, bis ich Anstalten machte, sie zu suchen. Dieses angebliche Suchen ist nur ein Vorwand, um ihn mit den Frauen

bekannt zu machen, damit er den Werth derjenigen fühlen kann, die für ihn bestimmt ist. Sophie ist schon lange gefunden. Vielleicht hat sie Emil schon gesehen, aber er wird sie nicht eher wieder erkennen, als bis es Zeit ist.

Obwohl die Gleichheit des Standes kein wesentliches Erforderniß bei der Ehe ist, so verleiht doch diese Gleichheit im Verein mit den andern passenden Verhältnissen diesen einen neuen Werth. Sie wiegt keine einzige auf, aber giebt den Ausschlag, wenn alles Andre gleich ist.

Wenn ein Mann nicht Monarch ist, so kann er sich nicht aus jedem Stande eine Gattin suchen. Denn wenn er auch selbst keine Vorurtheile hat, so wird er sie doch bei den Uebrigen finden. Es könnte so wohl manches Mädchen für ihn passend sein, die er darum doch nicht erhalten würde. Es giebt also Grundsätze der Klugheit, welche einen verständigen Vater bei seinem Suchen beschränken müssen. Er darf seinen Zögling nicht über seinen Stand verheirathen wollen, denn das hängt nicht von ihm ab. Und wenn er es könnte, sollte er es nicht einmal wollen; denn was kümmert einen Jüngling, wenigstens den meinigen, der Rang? Wenn er sich dessenungeachtet über seinen Stand erhebt, so setzt er sich tausend wirklichen Uebeln aus, die er sein ganzes Leben hindurch empfinden wird. Ich sage selbst, daß er nicht einmal Güter verschiedener Natur gegen einander abwägen soll, wie Adel und Geld, denn jedes von beiden erhöht den Werth des andern weit weniger, als es von ihm Störung erleidet. Ueberdieß wird man sich nie in einer gemeinsamen Schätzung vereinigen, und der Vorzug, den Jeder seinem Gute beilegt, stiftet Zwietracht zwischen den beiden Familien, oft sogar zwischen den Eheleuten selbst.

Es ist noch ein großer Unterschied in der Stiftung der Ehe, ob der Mann über oder unter seinen Stand heirathet. Der erste Fall ist ganz und gar vernunftwidrig; der zweite ist der Vernunft entsprechender. Da die Familie nur durch ihr Haupt mit der Gesellschaft zusammenhängt, so ist es der Stand des Familienhauptes, welcher den der ganzen Familie bestimmt. Wenn er sich unter seinen Stand verheirathet, so steigt er nicht herab, sondern hebt seine Frau empor. Nimmt er dagegen eine Frau höhern Standes, so zieht er dieselbe herab, ohne sich zu erheben. Im ersten Falle also hat er Vortheil ohne einen Nachtheil, im zweiten hat er Nachtheil ohne Vortheil. Ueberdieß liegt es in der Ordnung der Natur, daß das Weib dem Manne gehorcht. Wenn er es also aus einem niedern Stande wählt, so vereinigt sich die Ordnung

der Natur mit der bürgerlichen Ordnung, und Alles geht gut. Das Gegentheil tritt ein, wenn er sich eine Frau höhern Standes nimmt; alsdann kommt er in die Alternative, entweder sein Recht zu verletzen oder seine Dankbarkeit zu vergessen, entweder undankbar oder verächtlich zu werden. Dann beansprucht die Frau Autorität und macht sich zum Tyrannen ihres Herrn, und der zum Sklaven gewordne Herr sieht in sich das lächerlichste und elendeste aller Geschöpfe. So ist es mit den unglücklichen Günstlingen, welche die asiatischen Könige mit ihrer Verbindung ehren und quälen, und die, wie man sagt, nur vom Fußende her in das Bett kommen dürfen, wenn sie bei ihren Frauen schlafen wollen.

Ich mache mich darauf gefaßt, daß viele Leser sich erinnern, wie ich dem Weibe ein natürliches Talent, den Mann zu beherrschen, zugeschrieben habe, und daß sie mich nun hier des Widerspruchs zeihen werden. Doch sie irren sich. Es ist ein großer Unterschied, ob man sich das Recht der Herrschaft anmaßt, oder ob man den regiert, welcher befiehlt. Die Herrschaft des Weibes ist eine Herrschaft der Sanftmuth, der Gewandtheit und der Gefälligkeit. Ihre Befehle sind ihre Liebkosungen, ihre Drohungen sind Thränen. Sie soll im Hause herrschen, wie ein Minister im Staate, indem sie sich das befehlen läßt, was sie thun will. In diesem Sinne steht es fest, daß die besten Haushaltungen diejenigen sind, wo die Frau das größte Ansehen hat. Aber wenn sie die Stimme ihres Herrn nicht kennen will, wenn sie seine Rechte sich anmaßen und selbst befehlen will, so entsteht aus dieser Verkehrung der natürlichen Ordnung nur Elend, Aergerniß und Ehrlosigkeit.

Es bleibt uns also nur die Wahl zwischen unsers Gleichen und unter uns Stehenden; und ich glaube, daß in Ansehung der letzten noch eine gewisse Einschränkung zu machen ist. Denn es ist schwer, aus der Hefe des Volks eine Gattin zu finden, welche fähig ist, das Glück eines ehrbaren Mannes zu gründen. Nicht etwa, als wenn man im niedersten Stande lasterhafter wäre, als im höchsten, sondern weil man dort nur einen geringen Begriff vom Schönen und Ehrbaren hat, und weil die Ungerechtigkeit der obern Stände selbst ihre Laster den untern als das Rechtmäßige darstellt.

Von Natur denkt der Mensch nicht eben viel. Denken ist eine Kunst, die man lernt wie jede andere, und schwieriger selbst als alle andern. Ich kenne für beide Geschlechter nur zwei wirklich unterschiedene Klassen: die eine Klasse denkt, die andere nicht. Und dieser Unterschied

stammt beinahe einzig aus der Erziehung. Ein Mann aus der ersten dieser beiden Klassen soll niemals in die zweite heirathen; denn der größte Reiz des Umganges fehlt dem seinigen, wenn er ein Weib hat und gezwungen ist allein zu denken. Leute, welche genau ihr ganzes Leben damit verbringen, um ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, haben keinen andern Begriff als den von ihrer Arbeit oder ihrem Vortheil, und ihr ganzer Geist scheint in ihren Armen zu wohnen. Diese Unwissenheit schadet weder ihrer Rechtschaffenheit noch ihren Sitten, oft ist sie ihnen selbst förderlich. Oft findet man sich mit seinen Pflichten ab, wenn man über sie denkt, und setzt schließlich ein Geschwätz an Stelle der Sache selbst. Das Gewissen ist der erleuchtetste aller Philosophen. Man braucht Cicero's Officien nicht zu kennen, um ein rechtschaffner Mensch zu sein, und die ehrbarste Frau von der Welt weiß vielleicht am wenigsten, was Ehrbarkeit ist. Aber darum ist es doch nicht weniger wahr, daß ein gebildeter Geist allein den Umgang angenehm macht; und es ist etwas Trauriges, wenn ein Familienvater, der Sinn für Häuslichkeit hat, in seinem Hause auf sich selbst beschränkt ist und sich Niemandem verständlich machen kann.

Wie soll überdieß eine Frau, die nicht gewöhnt ist zu denken, ihre Kinder erziehen? Wie soll sie unterscheiden, was diesen frommt? Wie soll sie dieselben zur Tugend geneigt machen, die sie selbst nicht kennt, wie für das Verdienst, von dem sie gar keinen Begriff hat? Sie wird ihnen nur schmeicheln oder drohen können, wird sie unverschämt oder furchtsam machen. Sie wird aus ihnen nur Zieraffen oder unbesonnene Gassenjungen bilden, niemals aber liebenswürdige noch verständige Kinder.

Es ist deshalb einem Manne von Bildung nicht angemessen, sich ein Weib zu nehmen, die keine Bildung hat, folglich auch in einen Stand zu heirathen, wo man keine haben kann. Noch hundertmal lieber aber würde ich ein einfach und gewöhnlich erzogenes Mädchen nehmen, als eine Gelehrte und einen Schöngeist, die in ihrem Hause einen literarischen Gerichtshof errichten würde, dessen Präsident sie wäre. Ein weiblicher Schöngeist ist die Geißel des Gatten, der Kinder, der Freunde, der Diener, ja aller Welt. Von dem erhabnen Standpunkte ihres Genies schaut sie mit Verachtung auf ihre Pflichten als Weib herab und will sich stets zum Manne machen nach der Weise des Fräuleins von Lenclos. Auswärts wird sie stets lächerlich gemacht und mit vollem Rechte kriti-

sirt, denn beides kann nicht fehlen, wenn man seinen Stand verläßt und für den, in welchen man sich eindrängen will, gar nicht geschaffen ist. Alle diese Frauen von hohen Talenten können nur den Thoren imponiren. Man kennt immer den Künstler oder den Freund, der bei ihrer Arbeit die Feder oder den Pinsel führt. Man kennt den verschwiegnen Schriftsteller, welcher ihnen insgeheim ihre Orakel dictirt. All dieser Schwindel ist einer ehrbaren Frau unwürdig. Wenn sie wirkliches Talent hätte, so würde ihre Anmaßung dasselbe herabsetzen. Ihre Würde besteht darin, unwissend zu sein; ihr Ruhm liegt in der Achtung ihres Gatten, ihre Freuden sind das Glück ihrer Familie. Leser, ich berufe mich auf dich selbst. Sei aufrichtig: welche Frau flößt dir, wenn du in ihr Zimmer trittst, eine bessere Meinung von sich ein, welche wirst du mit höherer Achtung anreden: die, welche du mit den Arbeiten ihres Geschlechts beschäftigt siehst, mit der Sorge für ihren Haushalt, umgeben von den Kleidungsstücken ihrer Kinder, — oder die, welche du am Putztische antriffst, wie sie Verse macht, von Zeitschriften aller Art und mit Blättchen, die mit allen möglichen Farben bemalt sind, umgeben? Jedes gelehrte Mädchen wird lebenslang sitzen bleiben, wenn es nur verständige Männer auf Erden geben wird:

Quaeris cur nolim te ducere, Galla? diserta es[12]).

Nach diesen Betrachtungen ist die äußere Gestalt ins Auge zu fassen. Sie ist das erste, was auffällt, und das letzte, was man berücksichtigen sollte, obwohl sie nicht etwa für Nichts zu achten ist. Die große Schönheit sollte, wie mirs scheint, bei der Eheschließung eher vermieden als gesucht werden. Die Schönheit verliert sehr schnell durch den Besitz, nach sechs Wochen gilt sie dem Besitzenden nichts mehr, aber ihre Gefahren dauern so lange wie sie selbst. Wenn eine schöne Frau nicht ein Engel ist, so ist ihr Gatte der unglücklichste der Menschen. Und wenn sie ein Engel wäre, wie kann sie verhindern, daß er nicht unaufhörlich von Feinden umgeben ist? Wenn die äußerste Häßlichkeit nicht ekelhaft wäre, so würde ich sie der größten Schönheit vorziehen. Denn nach kurzer Zeit ist die eine wie die andre für den Gatten nichts mehr, die Schönheit wird eine Unbequemlichkeit, die Häßlichkeit ein Vortheil. Ekel erregende Häßlichkeit aber ist das größte Unglück. Statt daß sich dieses Gefühl verwischen sollte, nimmt es beständig zu und verwandelt sich in Haß. Eine solche Ehe wird zur Hölle; besser todt als so verheirathet.

In Allem, selbst die Schönheit nicht ausgenommen, sucht das Mittelmäßige. Eine angenehme und einnehmende Gestalt, welche nicht Liebe, sondern Wohlwollen einflößt, ist das, was man vorziehen soll. Sie ist für den Mann ohne Nachtheil, und der Vortheil derselben kommt beiden Gatten zu Gute. Die Anmuth nutzt sich nicht so schnell ab wie die Schönheit, sie hat Leben, sie erneuert sich unaufhörlich und nach dreißig Jahren in der Ehe gefällt ein ehrbares, anmuthiges Weib ihrem Manne eben so wie am ersten Tage.

Das sind die Betrachtungen, welche mich bei der Wahl Sophiens geleitet haben. Da sie eben so wie Emil ein Naturkind ist, so ist sie mehr als jede andre für ihn geschaffen. Sie wird die Frau eines Mannes sein. Sie steht ihm gleich nach Geburt und Verdienst, aber unter ihm nach dem Vermögen. Sie bezaubert nicht auf den ersten Blick, gefällt aber mit jedem Tage mehr. Ihr größter Reiz wirkt nur allmählich. Er entfaltet sich nur in der Vertrautheit des Umganges, und ihr Gemahl wird ihn mehr empfinden, als irgend ein andrer Mensch in der Welt. Ihre Erziehung ist weder glänzend noch vernachlässigt. Sie hat Geschmack ohne Gelehrsamkeit, Talente ohne Kunst, Urtheil ohne Kenntnisse. Ihr Geist weiß nichts, ist aber fürs Wissen empfänglich. Er ist ein gut zubereiteter Boden, der nur des Samenkornes wartet, um Früchte zu tragen. Sie kennt kein Buch außer den Barrême[13]) und den Telemach, welcher ihr zufällig in die Hände fiel. Aber kann sie als Mädchen, das fähig war, sich für Telemach zu begeistern, ein Herz ohne Gefühl, einen Geist ohne Klugheit haben? O liebenswürdige Unwissende! Glücklich derjenige, welcher bestimmt ist, dich zu unterrichten! Sie wird nicht der Lehrer ihres Mannes, sondern sein Schüler sein. Statt ihn ihren Neigungen unterwerfen zu wollen, wird sie die seinigen annehmen. So wird sie ihm theurer sein, als wenn sie gelehrt wäre. Er wird das Vergnügen haben, sie in Allem zu unterrichten. Es ist endlich Zeit, daß sie einander sehen; wir wollen uns darum bemühen, sie einander zu nähern.

Wir verlassen Paris, traurig und nachdenkend. Diese Heimath der Schwätzer ist nicht unser Mittelpunkt. Emil wirft einen Blick der Verachtung auf die große Stadt und sagt mit Verdruß: „Wie viel Tage mit nutzlosem Suchen verloren! Ach, hier ist es nicht, wo die Gattin nach meinem Herzen weilt. Mein Freund, Sie wissen es wohl. Aber meine Zeit gilt Ihnen nichts, und meine Schmerzen schaffen Ihnen keine Leiden". Ich fasse ihn fest ins Auge und sage ihm ohne Aufregung:

„Emil, glaubst du das, was du da sagst?“ Ganz verwirrt fällt er mir sogleich um den Hals und drückt mich in seine Arme, ohne ein Wort zu sagen. Das ist stets seine Antwort, wenn er Unrecht hat.

So ziehen wir durchs Land, in Wahrheit irrende Ritter; nicht um auf Abenteuer auszugehen wie jene, wir fliehen sie im Gegentheil, indem wir Paris verlassen; aber wohl um ihre ungleiche Irrfahrt nachzuahmen, bald den Pferden beide Sporen gebend, bald langsamen Schrittes dahinziehend. Wer meine Verfahrungsweise verfolgt hat, wird den Geist derselben endlich einsehen. Auch denke ich mir, daß keiner meiner Leser insoweit vom herrschenden Gebrauche eingenommen ist, um vorauszusetzen, daß wir beide schlafend in einem wohl verschloßnen Postwagen sitzen und dahin fahren, ohne etwas zu sehen, ohne etwas zu beobachten, so den Zwischenraum vom Orte der Abfahrt bis zu dem der Ankunft zu Nichts für uns machen und in der Eile unsrer Reise Zeit verlieren, um solche zu gewinnen.

Man sagt, das Leben sei kurz, und ich sehe, daß man sich anstrengt, es kurz zu machen. Man versteht die Zeit nicht zu benutzen und beklagt sich, daß sie so schnell entfliehe; und doch sehe ich, daß sie nach der Menschen Meinung noch zu langsam dahinfließt. Beständig erfüllt von dem Ziele, das sie erstreben, sehen sie mit Verdruß auf den Zwischenraum, der sie noch von demselben trennt. Der Eine wünscht, daß es morgen, der Andre, daß ein Monat, der Dritte, daß zehn Jahre verflossen seien. Niemand will heute leben, Niemand ist zufrieden mit der gegenwärtigen Stunde, Alle finden, daß sie zu langsam vorüber geht. Wenn sie sich beklagen, daß die Zeit zu schnell verfließe, so lügen sie. Sie würden es gern bezahlen, wenn sie ihren Lauf beschleunigen könnten. Sie würden gern ihr Vermögen daran wenden, wenn sie ihr ganzes Leben verschlingen könnten; und es giebt vielleicht keinen Einzigen, der seine Jahre nicht auf wenige Stunden abgekürzt hätte, wenn es in seiner Macht gestanden, diejenigen wegzunehmen, welche ihm wegen Langeweile lästig waren, und diejenigen, welche bei seiner Ungeduld ihn von einem ersehnten Augenblicke trennten. So verbringt man die Hälfte seines Lebens, indem man von Paris nach Versailles, von Versailles nach Paris, von der Stadt aufs Land, vom Lande in die Stadt und von einem Viertel ins andre zieht. Man würde sehr verlegen wegen seiner Zeit sein, wenn man nicht das Geheimniß besäße, sie auf diese Weise zu verlieren, und sich besonders deshalb von seinen Geschäften zu entfernen, um sich damit beschäftigen zu können, sie zu suchen. Man glaubt

die Zeit zu gewinnen, die man mehr darauf verwendet, und die man anderweitig gar nicht zu verwerthen wüßte. Oder im Gegentheil, man eilt auch wohl, um zu eilen, und fährt mit der Post, blos um mit ihr wieder zurückkehren zu können. Sterbliche, werdet ihr nie aufhören die Natur zu verleumden? Warum beklagt ihr euch, daß das Leben so kurz sei, da es doch nach eurem Wunsche noch nicht kurz genug ist? Wenn ein einziger unter euch ist, der seine Begierden so zu mäßigen weiß, daß er niemals wünschte, die Zeit möge verfließen, so wird sie dieser nicht für zu kurz halten. Leben und genießen wird für ihn dasselbe sein; und sollte er auch jung sterben, so wird er doch nicht anders sterben als seines Lebens satt.

Wenn ich von meiner Methode auch nur diesen einen Vortheil hätte, so müßte ich sie darum schon einer jeden andern vorziehen. Ich habe meinen Emil nicht zum Wünschen und Erwarten erzogen, sondern zum Genießen. Und wenn seine Wünsche über die Gegenwart hinausgehen, so geschieht es doch nicht mit jener ungestümen Hitze, daß ihm die Zwischenzeit lästig würde. Er genießt nicht allein das Vergnügen des Wünschens, sondern auch das, dem erwünschten Gegenstande entgegen zu gehen. Seine Leidenschaften sind so gemäßigt, daß er stets mehr da sein wird, wo er ist, als da, wo er sein wird.

Wir reisen also nicht wie die Kuriere, sondern wie die Wanderer. Wir denken nicht blos an die beiden Endpunkte unsrer Reise, sondern auch an den Zwischenraum, welcher sie trennt. Die Reise selbst ist ein Vergnügen für uns. Wir reisen ja nicht elend sitzend und wie eingekerkert in einem kleinen fest verschloßnen Käfige, nicht mit der Weichlichkeit und in der Ruhe der Weiber. Wir berauben uns nicht der freien Luft, noch des Anblicks der uns umgebenden Gegenstände, noch der Gemächlichkeit einer ruhigen Betrachtung, nach unserm Gefallen, so oft es uns beliebt. Emil wird nie in einen Postwagen kommen, und nie mit der Post reisen, er müßte denn Eile haben. Aber worin könnte Emil jemals solche Eile haben? Nur in einem, im Lebensgenuß. Soll ich noch hinzufügen: im Gutesthun? Nein, denn das eben heißt ja das Leben genießen.

Ich kenne nur eine Art des Reisens, welche angenehmer ist als das Reisen zu Pferde, es ist das Reisen zu Fuß. Man bricht auf, wenn es einem gefällt, hält sich nach Belieben auf, legt so viel oder so wenig zurück, als man will. Man betrachtet das ganze Land; man wendet sich zur Rechten, zur Linken. Man prüft Alles, was gefällt, hält bei

allen Aussichtspunkten an. Bemerke ich einen Fluß, so wandre ich sein Ufer entlang; einen dichten Wald, so wandle ich in seinem Schatten; eine Grotte, so trete ich in sie ein; einen Steinbruch, so untersuche ich das Gestein. Ueberall, wo es mir gefällt, bleibe ich. Sobald ich mich langweile, gehe ich. Ich bin weder von den Pferden, noch vom Postillon abhängig. Ich brauche nicht die fahrbaren Straßen, die bequemsten Wege aufzusuchen. Ich komme überall hin, wo ein Mensch hinkommen kann, ich sehe Alles, was ein Mensch sehen kann; und da ich nur von mir selbst abhängig bin, so genieße ich alle Freiheit, die ein Mensch genießen kann. Wenn schlechtes Wetter mich aufhält und Langeweile mich beschleicht, dann nehme ich Pferde. Wenn ich ermüd. . . , Aber Emil ermüdet eben nicht. Er ist kräftig; und warum sollte er ermüden, er hat ja nie so eilig. Wenn er aber irgendwo anhält, wie könnte er dann Langeweile haben? Er trägt beständig bei sich, was ihm Vergnügen macht. Er tritt in die Werkstätte eines Meisters ein und arbeitet. Er setzt seine Arme in Bewegung, um seine Füße ruhen zu lassen.

Zu Fuße reisen heißt reisen wie Thales, Plato und Pythagoras. Ich kann kaum begreifen, wie ein Philosoph sich entschließen kann anders zu reisen, und wie er sich der Erforschung der Reichthümer berauben kann, auf welche sein Fuß tritt und welche die Erde verschwenderisch seinem Blicke darbietet. Wer, der den Ackerbau ein wenig liebt, möchte nicht die Erzeugnisse, die dem Klima der Orte eigenthümlich sind, welche er durchzieht, so wie ihre Kultur kennen lernen? Wer kann, wenn er nur ein wenig Geschmack an der Naturgeschichte hat, über einen Boden hinschreiten, ohne ihn zu untersuchen, an einem Felsen vorübergehen, ohne ein Stück abzuschlagen, über Berge ziehen, ohne Pflanzen zu sammeln, an Kieseln vorübergehen, ohne nach Fossilien zu suchen? Eure Stubenphilosophen studiren die Naturgeschichte in den Naturalienkabinetten; sie haben allerhand Spielereien, wissen Namen, aber haben keinen Begriff von der Natur. Aber das Kabinet Emils ist unendlich reichhaltiger als die Sammlungen aller Könige, sein Kabinet ist die ganze Erde. Ein jeder Gegenstand hat hier seine richtige Stelle. Der Naturalist, der für dieses Kabinet Sorge trägt, hat Alles in die schönste Ordnung gebracht. Daubenton[14]) würde es nicht besser machen.

Welch mannigfache Vergnügen vereint man nicht bei dieser angenehmen Art zu reisen, ohne noch zu berechnen, daß die Gesundheit dadurch gestärkt und die Laune erheitert wird. Ich habe stets bemerkt, wie die Leute, welche in schönen, weichen Wagen reisen, träumerisch, verstimmt,

mürrisch oder leidend waren, die Fußgänger dagegen heiter, leicht und mit Allem zufrieden. Wie lacht das Herz, wenn man sich der Herberge naht! Wie schmackhaft erscheint das einfachste Mahl! Mit welcher Wonne ruht man am Tische aus! Wie herrlich schläft man auch in schlechtem Bette! Wer nur ankommen will, der kann mit der Post fahren, wer aber reisen will, der muß zu Fuße gehen.

Wenn Sophie, noch ehe wir fünfzig Stunden auf diese Weise zurückgelegt haben, nicht vergessen ist, so bin ich entweder nicht sehr geschickt, oder Emil hat sehr wenig Wißbegierde. Denn bei so vielen elementaren Kenntnissen ist es schwer, daß er nicht versucht sein sollte, sich deren noch mehr anzueignen. Man ist nur in dem Maße wißbegierig als man Kenntnisse besitzt. Emil aber weiß gerade genug, um lernen zu wollen.

Während so ein Gegenstand den andern anzieht, kommen wir beständig vorwärts. Ich habe für unsre erste Reise ein fernes Ziel gesetzt. Der Vorwand hierzu liegt nahe. Da wir Paris verlassen, müssen wir ein Weib in der Ferne suchen.

Eines Tages haben wir uns mehr als gewöhnlich in den Thälern, in den Bergen, wo man keinen Weg gewahrt, verirrt, und können den unsrigen nicht wieder finden. Das thut indeß nichts, denn jeder Weg, auf dem man ankommt, ist uns recht. Irgendwo muß man jedoch ankommen, wenn man Hunger hat. Glücklicherweise begegnen wir einem Bauer, der uns in seine Strohhütte führt. Wir verzehren mit großem Appetit sein einfaches Mahl. Als er uns so ermüdet, so hungrig sieht, spricht er: „Wenn euch der gute Gott auf die andre Seite des Berges geführt hätte, so würdet ihr besser aufgenommen worden sein . . . Ihr würdet ein Haus des Friedens gefunden haben . . . und so liebreiche Leute . . . so gute Leute . . . Sie haben kein bessres Herz als ich, sind aber reicher, obschon man sagt, daß sie es ehedem noch weit mehr gewesen seien . . . Nun, sie brauchen, Gott sei Dank, nicht zu darben; und die ganze Gegend genießt von dem, was ihnen geblieben ist“.

Als Emil von diesen guten Leuten hört, schwillt ihm das Herz. „Mein Freund“, sagt er, indem er mich ansieht, „laß uns in das Haus gehen, dessen Bewohner von der Nachbarschaft gesegnet werden. Ich möchte sie gerne sehen. Vielleicht freuen sie sich auch, uns kennen zu lernen. Ich bin überzeugt, daß sie uns gut aufnehmen werden. Wenn sie zu den Unsrigen gehören, dann werden wir auch die Ihrigen sein.

Nachdem uns das Haus gehörig beschrieben worden, brechen wir auf und irren im Walde umher. Ein heftiger Regen überrascht uns

auf dem Wege. Er hält uns wohl auf, aber nicht zurück. Endlich finden wir uns wieder zurecht, und am Abend kommen wir bei dem beschriebenen Hause an. Es ist das einzige Gebäude des Dörfchens, zu dem es gehört, welches bei all seiner Einfachheit ein gewisses Ansehen hat. Wir melden uns an und erbitten uns Beherbergung. Man führt uns zum Hausherrn. Er fragt uns aus, aber mit Höflichkeit. Ohne ihm den Zweck unsrer Reise zu sagen, erzählen wir ihm die Ursache unsres Umwegs. Er hat aus der Zeit seines frühern Ueberflusses sich die Fähigkeit bewahrt, aus dem Benehmen der Menschen ihren Stand zu erkennen. Wer in der großen Welt gelebt hat, irrt sich hierin selten. Auf diesen Paß hin werden wir angenommen.

Man weist uns ein sehr kleines, aber sauberes und bequemes Zimmer an. Man macht uns hier Feuer an, wir finden Leinenzeug und frische Leibwäsche, Alles, was wir brauchen. Wie, sagt Emil ganz erstaunt, sollte man nicht glauben, wir wären angemeldet worden? O, wie der Bauer recht gehabt hat. Welche Aufmerksamkeit, welche Güte! welche Vorsicht! Und noch dazu für Unbekannte! Man glaubt sich in Homer's Zeit versetzt. Empfinde dies Alles, sage ich zu ihm, aber erstaune nicht darüber. Ueberall, wo die Fremden selten sind, sind sie willkommen. Nichts macht gastfreundlicher, als wenn man nur selten Gelegenheit hat, es zu sein. Das Zuströmen der Gäste ist es, was die Gastfreundschaft zerstört. Zu Homers Zeiten reiste man nicht viel, und die Wanderer wurden überall wohl aufgenommen. Wir sind vielleicht die einzigen Fremden, welche man seit Jahr und Tag hier gesehen hat. Das thut nichts, erwiederte er; das eben ist ein Lob, daß man der Gäste entbehren kann, und sie doch stets gut aufnimmt.

Nachdem wir uns getrocknet und unsern Anzug in Ordnung gebracht haben, suchen wir den Herrn des Hauses wieder auf. Er stellt uns seiner Frau vor. Sie empfängt uns nicht nur mit Höflichkeit, sondern mit Güte. Emil genießt die Ehre, von ihr besonders ins Auge gefaßt zu werden. Eine Mutter in ihrem Falle sieht selten ohne Unruhe oder wenigstens ohne Neugierde einen Jüngling seines Alters ins Haus treten.

Man beeilt sich uns zu Liebe mit dem Abendessen. Beim Eintritt in das Speisezimmer sehen wir fünf Gedecke. Wir setzen uns, und ein Platz bleibt leer. Jetzt tritt ein junges Mädchen ein, macht eine tiefe Verbeugung und setzt sich bescheiden ohne zu sprechen. Emil, mit Essen und Antworten beschäftigt, grüßt sie, spricht und ißt. Der Hauptzweck seiner Reise liegt seinen Gedanken so fern, daß er sich noch weit vom

Ziele glaubt. Die Unterhaltung dreht sich um das Verirren der Wandrer. Mein Herr, sagt der Herr des Hauses zu ihm, Sie scheinen ein liebenswürdiger und verständiger Mann zu sein. Sie erinnern mich, wie Sie durchnäßt und ermüdet mit Ihrem Führer hier angekommen sind, an die Ankunft des Telemach und Mentor auf der Insel der Calypso. Wenigstens erwiedert Emil, finden wir hier die Gastfreundschaft der Calypso. Sein Mentor fügt hinzu: Und die Reize der Eucharis. Emil aber kennt wohl die Odyssee, hat jedoch den Telemach nicht gelesen. Er weiß also nichts von der Eucharis. Das junge Mädchen aber erröthet bis an die Stirn, schlägt die Augen nieder und wagt nicht zu athmen. Die Mutter bemerkt ihre Verlegenheit, giebt dem Vater ein Zeichen, und dieser lenkt die Unterhaltung auf etwas Andres. Indem er von seiner Einsamkeit spricht, kommt er unmerklich auf die Begebenheiten, welche dieselbe hervorgerufen, auf die Unglücksfälle seines Lebens, die Standhaftigkeit seiner Gattin, den Trost, welchen sie in ihrer Vereinigung gefunden, das ruhige und friedliche Leben, welches sie in ihrer Zurückgezogenheit führen, — Alles, ohne der Jungfrau nur mit einem Worte zu gedenken. Das Ganze bildet eine angenehme und rührende Erzählung, welche man nicht ohne Interesse mit anhören kann. Emil hört, bewegt und gerührt, auf zu essen, um zuzuhören. Als endlich der ehrenhafteste der Männer sich mit der größten Freude über die Liebe der würdigsten aller Frauen verbreitet, drückt der junge Wandrer, aufs höchste ergriffen, die Hand des Gatten, die er erfaßt, und mit der andern nimmt er die Hand der Frau, neigt sich in leidenschaftlicher Bewegung auf dieselbe und benetzt sie mit Thränen. Alles ist entzückt von der kindlichen Lebhaftigkeit des Jünglings. Die Jungfrau aber, empfänglicher als irgend Jemand für dies Zeichen seines guten Herzens, glaubt den Telemach zu sehen, wie er vom Unglück des Philoktet ergriffen ist. Verstohlen wirft sie ihre Blicke auf ihn, um seine Gestalt zu prüfen, und findet nichts, was den Vergleich Lügen strafte. In seinem ungezwungnen Wesen liegt Freimüthigkeit ohne Anmaßung. Er ist lebhaft, ohne unbesonnen zu sein. Sein Gefühl giebt seinem Blicke etwas so Sanftes, seinen Zügen etwas Rührendes. Als das junge Mädchen ihn weinen sieht, ist sie nahe daran, ihre Thränen mit den seinigen zu vermischen. Selbst bei diesem schönen Vorwande hält eine geheime Scham sie davon zurück. Schon macht sie sich Vorwürfe über die Thräne, die ihrem Auge entschlüpfen will, als sei es ein Unrecht, für seine Familie Thränen zu vergießen.

Die Mutter, welche seit Beginn der Mahlzeit ihre Tochter unaufhörlich beobachtet hat, sieht ihre Beklemmung und befreit sie von derselben, indem sie sie mit einem Auftrage wegschickt. Doch schon in der nächsten Minute kommt das Mädchen zurück, aber noch so wenig gefaßt, daß ihre Aufwallung Aller Augen sichtbar ist. Da spricht die Mutter sanft zu ihr: Sophie, sammle dich; wirst du gar nicht aufhören über das Unglück deiner Eltern zu weinen? Du, welche sie darum tröstet, solltest nicht niedergeschlagner sein als sie selbst.

Bei dem Namen Sophie hättet ihr Emil erbeben sehen sollen. Betroffen von einem so theuren Namen, fährt er plötzlich aus seinem Schlafe auf und wirft einen scharfen Blick auf die, welche ihn zu führen wagt. Sophie, o Sophie! bist du es, welche mein Herz sucht? Bist du es, welche mein Herz liebt? Er beobachtet sie, betrachtet sie mit einer Art Furcht und Mißtrauen. Er sieht nicht genau das Bild, das er sich von ihr gemacht hat; er weiß nicht, ob die, welche er vor sich sieht, schöner ist oder nicht. Er erforscht jeden Zug, erspäht jede Bewegung, jede Geberde, und findet für Alles tausend verwirrende Auslegungen. Er würde die Hälfte seines Lebens darum geben, wenn sie nur ein einziges Wort sagen wollte. Unruhig und verwirrt sieht er mich an. Seine Augen sprechen hundert Fragen, hundert Vorwürfe zugleich aus. Er scheint mir mit jedem Blicke zu sagen: Führe mich, so lange es noch Zeit ist. Wenn mein Herz sich ergiebt und täuscht, so gewinne ich es zeitlebens nicht wieder.

Emil ist ein Mensch, der sich durchaus nicht verstellen kann. Wie sollte er sich in der größten Verwirrung seines Lebens verstellen können, vor vier Zuschauern, welche ihn prüfen, und von denen der scheinbar zerstreuteste in Wirklichkeit der aufmerksamste ist? Seine Verwirrung entgeht auch dem durchdringenden Auge Sophiens durchaus nicht. Uebrigens sieht sie an seinen Augen, daß sie die Ursache seiner Verwirrung ist. Sie sieht zwar ein, daß diese Unruhe noch keine Liebe ist, aber, was schadet das? Er beschäftigt sich mit ihr, und das ist genügend. Sie würde sehr unglücklich sein, wenn er sich ungestraft mit ihr beschäftigen könnte.

Die Mütter haben dieselben Augen wie die Töchter, und Erfahrung noch obendrein. Sophiens Mutter lächelt über den Erfolg unsrer Pläne. Sie liest in den Herzen der beiden jungen Leute. Sie sieht, daß es Zeit ist, das des Telemach zu fesseln, und läßt ihre Tochter reden. Die Tochter antwortet bei ihrer natürlichen Sanftmuth in

schüchternem Tone, was die Wirkung noch erhöht. Beim ersten Laut dieser Stimme ist Emil besiegt. Es ist Sophie, er zweifelt nicht mehr daran. Und wenn sie es nicht wäre, so würde es zu spät sein, um ihrer zu entsagen.

Und nun stürzen die Reize dieses bezaubernden Mädchens wie Ströme auf sein Herz ein, und er beginnt in langen Zügen das Gift zu schlürfen, das ihn berauschen soll. Er spricht nicht mehr, er antwortet nicht mehr. Er sieht nur Sophien, er hört nur Sophien. Wenn sie ein Wort spricht, öffnet sich ihm der Mund; wenn sie die Augen niederschlägt, schlägt er sie ebenfalls nieder. Wenn sie einen Seufzer holt, so seufzet auch er. Es ist Sophiens Seele, die ihn zu beleben scheint. Wie hat sich die seinige in wenigen Augenblicken verändert! Jetzt ist es nicht mehr an Sophien zu zittern, es ist an ihm. Lebe wohl, Freiheit, kindliche Einfalt, Offenheit! Verwirrt, verlegen, schüchtern, wagt er nicht mehr sich umzusehen, aus Furcht, daß man auf ihn achte. Beschämt darüber, sich durchschauen zu lassen, möchte er vor der ganzen Welt unsichtbar sein, nur um sich unbemerkt an Sophie satt sehen zu können. Sophie dagegen erholt sich wieder von ihrer Furcht vor Emil. Sie sieht ihren Sieg und genießt ihn.

No'l mostra già, ben che in suo cor ne rida[15]).

Sie hat ihre Haltung nicht geändert. Aber trotz ihres bescheidnen Wesens und ihrer niedergeschlagenen Augen klopft doch ihr zartes Herz vor Freude und sagt ihr, daß Telemach gefunden ist.

Wenn ich hier auf die vielleicht allzunatürliche und einfache Geschichte ihrer unschuldigen Liebe eingehe, so wird man diese Einzelheiten für unbedeutendes Spiel halten. Aber man hat Unrecht. Man beachtet den Einfluß nicht genug, welchen das erste Zusammentreffen eines Mannes mit einem Weibe auf das ganze Leben beider haben muß. Man übersieht, daß ein erster Eindruck, so stark wie der der Liebe oder der ihre Stelle vertretenden Neigung, langdauernde Folgen hat, deren Verkettung im Laufe der Jahre man zwar nicht gewahrt, welche aber dessen ungeachtet bis zum Tode wirken. Man giebt uns in den Abhandlungen über Erziehung viel unnützes und pedantisches Wortwerk über eingebildete Pflichten der Kinder; aber man sagt uns kein Wort über den wichtigsten und schwierigsten Theil der ganzen Erziehung, nämlich über die Krisis, welche den Uebergang aus der Kindheit ins Mannesalter bildet. Wenn ich diese Versuche durch irgend eine Stelle

habe nützlich machen können, so wird es besonders dadurch sein, daß ich mich hinlänglich über diesen wesentlichen Abschnitt verbreitet habe, der von allen Andern übergangen worden ist, und daß ich mich durch keine falsche Delicatesse von diesem Unternehmen habe abhalten, noch durch die Schwierigkeiten der Sprache zurückschrecken lassen. Wenn ich gesagt habe, was man thun muß, so habe ich gesagt, was zu sagen war, ob ich einen Roman geschrieben habe, darauf kommt es nicht an. Das müßte ein ganz netter Roman sein, der von der Natur des Menschen handelte. Wenn man in dieser Schrift nichts weiter findet, ist es meine Schuld? Es sollte die Geschichte meines Geschlechts sein. Ihr, die ihr sie verderbt, macht einen Roman aus meinem Buche.

Eine andre Betrachtung, welche die erste noch verstärkt, ist, daß es sich hier nicht um einen Jüngling handelt, der von Kind auf der Furcht, der Lüsternheit, dem Neide, dem Stolze und all den Leidenschaften anheim gegeben worden ist, welche als Werkzeuge der gewöhnlichen Erziehung dienen; daß es sich vielmehr um einen Jüngling handelt, der hier nicht nur die erste Liebe, sondern die erste Leidenschaft überhaupt erfährt; daß endlich von dieser Leidenschaft, der einzigen vielleicht, welche er während seines ganzen Lebens lebhaft empfindet, die letzte Gestalt abhängt, welche sein Charakter annehmen soll. Seine Denkungsweise, seine Gefühle, seine Neigungen sollen jetzt durch eine dauernde Leidenschaft eine bestimmte Richtung erhalten und eine Festigkeit gewinnen, welche keinen Wechsel mehr zuläßt.

Man wird es begreiflich finden, daß die Nacht, welche einem solchen Abende folgte, von mir und Emil nicht ganz mit Schlafen verbracht wurde. Wie so? Kann die bloße Uebereinstimmung eines Namens auf einen verständigen Menschen eine solche Macht ausüben? Giebt es nur eine Sophie in der Welt? Sind ihre Seelen so ähnlich wie ihre Namen? Wird eine jede, die ihm vorkommen wird, auch die seinige sein? Ist er ein Narr, daß er sich so für eine Unbekannte begeistert, mit der er noch kein Wort gesprochen hat? Warte, junger Mann, prüfe und beobachte. Du weißt ja noch nicht einmal, bei wem du bist, und wenn man dich hört, sollte man glauben, du wärest schon in deinem eignen Hause.

Doch jetzt ist keine Zeit zu Belehrungen, und diese sind auch nicht danach angethan, um beachtet zu werden. Sie verleihen dem Jüngling nur ein neues Interesse für Sophien durch das Verlangen, seine Neigung zu rechtfertigen. Diese Uebereinstimmung der Namen, diese Begegnung,

welche er für zufällig hält, selbst meine Zurückhaltung reizen nur seine Lebhaftigkeit. Schon erscheint ihm Sophie viel zu achtungswerth, als daß er nicht überzeugt wäre, ich müsse sie lieb gewinnen.

Vermuthlich wird sich Emil am nächsten Morgen bemühen, seine schlechte Reisekleidung mit größerer Sorgfalt anzulegen. Es kann nicht fehlen. Aber ich lache über die Eile, mit der er sich der dem Hause gehörigen Leibwäsche bedient. Ich durchschaue seine Gedanken. Ich lese dort mit Vergnügen, daß er schon an das Zurückerstatten, an das Austauschen denkt, um eine Art Briefwechsel anzuknüpfen, der ihm das Recht giebt hierher zurückzuschicken und selbst wiederzukommen.

Ich hatte erwartet, auch Sophie ihrerseits etwas sorgfältiger gekleidet zu finden. Doch ich hatte mich getäuscht. Diese gemeine Koketterie schickt sich für die, welche nur gefallen wollen. Die Koketterie der wahren Liebe ist feiner und macht ganz andere Ansprüche. Sophie ist noch einfacher gekleidet als am Abend zuvor, ja selbst nachlässiger, obschon mit der ausgesuchtesten Sauberkeit. Ich sehe nur Koketterie in dieser Nachlässigkeit, weil ich bemerke, daß sie erkünstelt ist. Sophie weiß wohl, daß eine gewähltere Kleidung eine Erklärung sein würde; aber sie weiß nicht, daß eine nachlässigere Kleidung ebenfalls eine solche ist; denn sie zeigt, daß man nicht damit zufrieden ist, durch seinen Anzug zu gefallen, sondern daß man auch durch seine Person gefallen will. Was kümmert es auch den Liebenden, wie er gekleidet ist, wenn er nur sieht, daß man sich mit ihm beschäftigt? Da Sophie ihrer Herrschaft schon gewiß ist, so beschränkt sie sich nicht mehr darauf, durch ihre Reize Emils Aufmerksamkeit zu erregen, wenn sein Herz sie nicht suchen sollte. Sie begnügt sich nicht mehr damit, daß er dieselben sehen soll, sie will, daß er sie voraussetze. Hat er deren nicht schon genug gesehen, um die übrigen ahnen zu müssen?

Es ist glaublich, daß während unsrer nächtlichen Unterhaltung auch Sophie und ihre Mutter nicht stumm geblieben sein werden. Denn es gab Geständnisse zu entlocken, Lehren zu ertheilen. Wohl vorbereitet versammelt man sich darum am nächsten Morgen. Noch sind es keine zwölf Stunden, seit unsre jungen Leute sich gesehen haben; sie haben noch kein einziges Wort mit einander gesprochen, und schon sieht man, daß sie sich verstehen. Ihr Entgegenkommen ist nicht vertraulich; es ist verlegen, schüchtern; sie sprechen nicht, ihre niedergeschlagenen Augen scheinen einander zu vermeiden, und das eben ist ein Zeichen des Einverständnisses. Sie vermeiden sich, aber als geschähe es mit Verab-

redung. Sie fühlen schon das Bedürfniß des Geheimnisses, ehe es noch etwas zu sagen giebt. Beim Abschied bitten wir um die Erlaubniß, selbst wieder kommen zu dürfen, um das Geliehene zurückzuerstatten. Emils Mund erbittet diese Erlaubniß vom Vater, von der Mutter, während seine unruhigen, auf die Tochter gehefteten Augen diese noch weit dringender darum bitten. Sophie sagt nichts, giebt kein Zeichen, scheint nichts zu sehen, nichts zu verstehen. Aber sie erröthet, und dieses Erröthen ist eine noch klarere Antwort als die ihrer Eltern.

Man erlaubt uns wiederzukommen, ohne uns zum Bleiben einzuladen. Dieses Benehmen ist ganz richtig. Man giebt wohl den um ein Nachtlager verlegenen Wanderern Herberge, aber es schickt sich nicht, daß ein Liebender im Hause seiner Geliebten schläft.

Kaum haben wir das theure Haus verlassen, so denkt Emil schon darauf, sich in der Umgebung niederzulassen. Die nächste Strohhütte scheint ihm schon zu entfernt, er möchte am liebsten im Schloßgraben schlafen. Unbesonnener junger Mensch, sage ich zu ihm in mitleidigem Tone, wie, hat dich die Leidenschaft schon blind gemacht? Schon achtest du weder auf Schicklichkeit noch auf die Vernunft mehr! Unglücklicher! Du glaubst zu lieben, und willst der Ehre deiner Geliebten schaden. Was wird man von ihr sagen, wenn man erfährt, daß ein Jüngling, der aus ihrem Hause kommt, in der Nachbarschaft schläft. Du liebst sie, sagst du mir. Ist es also an dir, ihren Ruf zu zerstören? Ist das der Lohn für die Gastfreundschaft, die ihre Eltern dir gewährt haben? Willst du derjenigen Schande bereiten, von welcher du dein Glück erwartest? — Ach, erwiedert er lebhaft, was kümmert mich das elende Geschwätz der Menschen und ihr ungerechter Verdacht? Hast du mich nicht selbst gelehrt, nichts darauf zu geben? Wer kann besser wissen als ich, wie sehr ich Sophien ehre, welche Hochachtung ich ihr bezeigen will? Meine Liebe soll nicht ihr Schimpf, sie soll ihr Ruhm werden, sie soll ihrer würdig sein. Wenn mein Herz und meine Sorgfalt ihr die Huldigung darbringen, welche sie verdient, wie kann ich sie damit beschimpfen? Lieber Emil, antworte ich, ihn umarmend, du urtheilst richtig für dich; aber lerne auch für sie urtheilen. Vergleiche nicht die Ehre des einen Geschlechts mit der des andern; beide haben ganz verschiedene Grundsätze. Diese Grundsätze sind gleich solide und vernünftig, weil sie gleicher Weise aus der Natur entspringen, und weil dieselbe Tugend, die dich für deine Person das Urtheil der Menschen verachten läßt, dir gebietet, es für deine Geliebte zu beachten.

Deine Ehre beruht in dir selbst, die ihrige hängt von einem Andern ab. Sie nicht beachten hieße deine eigne verletzen. Du würdest ihr nicht erweisen, was du ihr schuldig bist, wenn du die Ursache würdest, daß man ihr nicht erweist, was man ihr schuldet.

Indem ich ihm nun die Gründe dieses Unterschiedes auseinandersetze, mache ich ihm fühlbar, wie unrecht es wäre, sie für nichts zu achten. Wer hat ihm gesagt, daß Sophie, deren Gesinnung er noch nicht einmal kennt, deren Herz oder deren Eltern schon früher Verbindungen angeknüpft haben können, seine Gemahlin wird? Sie, von der er noch gar nichts weiß, und welche vielleicht nicht einen ihm passenden Zug hat, welcher ihre Ehe glücklich machen könnte? Weiß er nicht, daß jedes Aergerniß für ein Mädchen ein untilgbarer Fleck ist, den selbst die Verbindung mit dem, welcher es erregte, nicht auszuwischen vermag? Wo ist der Mann von Gefühl, der die, welche er liebt, verderben möchte? Welcher rechtschaffne Mann könnte veranlassen, daß eine Unglückliche zeitlebens über das Mißgeschick, ihm gefallen zu haben, weinen müßte?

Der Jüngling, erschreckt über die Folgen, welche ich ihm vor Augen stelle, glaubt schon in seiner Alles übertreibenden Denkungsweise, nie fern genug von Sophiens Aufenthalt sein zu können. Er verdoppelt seine Schritte, um schneller zu entfliehen. Er sieht sich um, ob uns Jemand gehört hat. Er würde sein Glück tausendmal der Ehre seiner Geliebten aufopfern. Er würde sie lieber in seinem Leben nicht wiedersehen, als ihr ein einziges Mal Mißvergnügen verursachen.

Es ist die erste Frucht der Sorgfalt, mit der ich seit seiner Kindheit bemüht gewesen bin, sein Herz zu bilden, daß es zu lieben vermag.

Es handelt sich also darum, einen weiteren, aber in angemeßner Entfernug liegenden Aufenthaltsort zu finden. Auf weiteres Suchen, und Befragen erfahren wir, daß zwei derbe Stunden von hier eine Stadt liegt. Dort wollen wir uns eine Wohnung suchen, lieber als in den nähern Dörfern, wo unser Aufenthalt Verdacht erregen könnte. Hier kommt endlich der neue Bräutigam an, voll Liebe, Hoffnung, Freude, und vor Allem voll edler Gesinnung. So richte ich allmählich seine erwachende Leidenschaft auf das Gute und Ehrbare und ordne unmerklich alle seine Neigungen so, daß sie dieselbe Wendung nehmen.

Ich nähere mich dem Ziele meiner Laufbahn. Ich sehe es schon von ferne. Alle Hauptschwierigkeiten sind besiegt, alle Haupthindernisse sind überwunden. So bleibt mir nichts Schwieriges mehr zu thun

übrig, als daß ich mein Werk nicht verderbe, indem ich seine Vollendung übereile. In der Unsicherheit des menschlichen Lebens muß man besonders die falsche Klugheit vermeiden, welche die Gegenwart der Zukunft aufopfert. Es heißt dies oft nur, das, was ist, dem opfern, was nie sein wird. Laßt uns den Menschen in jedem Lebensalter glücklich machen, damit er nicht nach vielen Mühen stirbt, ohne es je geworden zu sein. Und wenn es irgend eine Zeit giebt, welche für den Lebensgenuß bestimmt ist, so ist es sicherlich das Ende der Jünglingsjahre, wo die Fähigkeiten des Körpers und Geistes ihre höchste Kraft erlangt haben, und wo der Mensch inmitten seiner Laufbahn von ferne die beiden Endpunkte sieht, die ihm die Kürze derselben fühlbar machen. Wenn die unerfahrne Jugend sich täuscht, so liegt es nicht daran, daß sie genießen will, sondern darin, daß sie den Genuß da sucht, wo er gar nicht ist, und indem sie sich eine elende Zukunft bereitet, selbst den gegenwärtigen Augenblick nicht zu benutzen versteht.

Betrachtet meinen Emil. Er hat das zwanzigste Jahr zurückgelegt, ist gut gebaut, vortrefflich gebildet an Körper und Geist, ist stark, gesund, munter, geschickt, kraftvoll, voll Gefühl, Verstand, Güte und Menschlichkeit. Er hat gute Sitten und Geschmack, liebt das Schöne, thut das Gute, ist frei von der Herrschaft grausamer Leidenschaften, frei vom Joche der Meinung, aber dem Gesetze der Weisheit unterworfen. Er ist lenksam durch die Stimme der Freundschaft, besitzt alle nützlichen und mehrere angenehme Talente. Er kümmert sich wenig um Reichthum, da er seine Hülfsmittel in seinen Armen trägt, und nicht zu fürchten braucht, daß es ihm jemals an Brod fehlen wird, wie es auch kommen möge. So sehen wir ihn jetzt berauscht von einer erwachenden Leidenschaft. Sein Herz öffnet sich dem ersten Feuer der Liebe. Seine süßen Täuschungen schaffen ihm eine neue Welt der Freuden und des Genusses. Er liebt eine liebenswürdige Jungfrau, liebenswürdiger noch durch ihren Charakter, als durch ihre Person. Er hofft, er erwartet Erwiedrung, er fühlt, daß man ihm diese schuldet. Die Uebereinstimmung der Herzen, das Zusammentreffen ehrbarer Gesinnung ist es, was ihre erste Neigung gegründet hat. Diese Neigung soll eine dauernde sein. Er überläßt sich mit Vertrauen, selbst mit Berechtigung dem reizendsten Liebestaumel, ohne Furcht, ohne Reue, ohne Gewissensbisse, ohne eine andre Unruhe als diejenige, welche vom Gefühle des Glücks unzertrennlich ist. Was kann seinem Glücke fehlen? Seht, sucht, denkt nach über das, was ihm noch fehlt, und was man

ihm zu dem, was er besitzt, noch gewähren könnte. Er vereinigt alle Güter, die man auf einmal erlangen kann. Man kann keines hinzufügen, außer auf Kosten eines andern. Er ist so glücklich, als ein Mensch es nur sein kann. Soll ich augenblicklich einen so süßen Zustand abkürzen? Soll ich ein so reines Vergnügen stören? Ach, der ganze Werth seines Lebens beruht in dem Glücke, das er jetzt genießt. Womit könnte ich ihm das aufwiegen, was ich ihm raubte? Selbst wenn ich sein Glück voll machte, würde ich den größten Reiz desselben zerstören. Dieses höchste Glück ist hundertmal süßer in der Erwartung als im Genuß. Man genießt weit mehr, so lange man darauf hofft, als wenn man es schmeckt. O, mein guter Emil, liebe und werde geliebt. Genieße lange, bevor du besitzest. Genieße zugleich die Liebe und die Unschuld. Schaffe dir ein Paradies auf Erden, indem du auf das andre hoffst. Ich werde diese glückliche Zeit deines Lebens nicht abkürzen. Ich werde einen Zauber für dich hineinweben, werde es so viel als möglich verlängern. Leider muß es endigen, und muß schon in kurzer Zeit endigen. Aber ich werde wenigstens dafür sorgen, daß es beständig in deinem Gedächtniß bleibt und du niemals bereuen wirst, es gekostet zu haben.

Emil vergißt nicht, was wir zurückzuerstatten haben. Sobald dasselbe bereit ist, nehmen wir Pferde und reiten in vollem Trabe. Diesmal möchte er beim Wegreiten schon am Ziele sein. Wenn das Herz sich den Leidenschaften öffnet, öffnet es sich auch der Langenweile des Lebens. Wenn ich meine Zeit nicht verloren habe, so wird er sein ganzes Leben nicht auf diese Weise verbringen.

Unglücklicher Weise ist der Weg sehr versperrt und die Gegend schwierig. Wir verirren uns. Er bemerkt es zuerst, und ohne ungeduldig zu werden, ohne zu klagen, verwendet er seine ganze Aufmerksamkeit darauf, den Weg wieder zu finden. Er irrt lange umher, ehe er sich zurecht findet, aber beständig mit derselben Kaltblütigkeit. Euch scheint das nichts weiter, für mich aber will es viel sagen, denn ich kenne sein hitziges Temperament. Ich sehe die Frucht der Sorgfalt, welche ich seit seiner Kindheit darauf verwandt habe, ihn gegen die Schläge des Unvermeidlichen abzuhärten.

Endlich erreichen wir unser Ziel. Die Aufnahme, welche wir finden, ist noch einfacher und verbindlicher als das erstemal. Wir sind schon alte Bekannte. Emil und Sophie begrüßen sich mit einiger Verlegenheit und sprechen nur wenig mit einander. Was könnten sie sich auch

in unsrer Gegenwart sagen? Ihre Unterhaltung bedarf keiner Zeugen. Man geht in den Garten spazieren. Dieser Garten hat als Lustplatz vortrefflich angelegte Gemüsebeete, als Park einen Rasenplatz mit großen und schönen Obstbäumen jeder Art besetzt, nach verschiedenen Richtungen von hübschen Bächen durchschnitten, und Einfassungsbeete voll Blumen. „Ein schöner Ort!" ruft Emil aus, voll von seinem Homer und beständig in Begeisterung. „Ich glaube den Garten des Alcinous zu sehen." Das Mädchen möchte wissen, wer Alcinous ist, und die Mutter fragt danach. „Alcinous", sage ich ihnen, „war ein König von Korkyra, dessen Garten von Homer beschrieben und von Leuten von Geschmack als zu einfach und schmucklos getadelt worden ist*). Dieser Alcinous hatte eine liebenswürdige Tochter, welche einmal Tags zuvor, als ein Fremder die Gastfreundschaft ihres Vaters genossen, träumte, daß sie

---

*) Außer dem Hof in der Näh' des Thors ist ein räumiger Garten,
Der vier Morgen umfaßt und in beiderlei Richtung umzäunt ist.
Und es stehen darin viel ragende grünende Bäume,
Birnenbäume, Granat- und Apfelbäume mit Fruchtschmuck,
Manch süßfruchtiger Feigen- und manch ein erprangender Oelbaum.
Nie ersterben auf diesen noch schwinden von ihnen die Früchte,
Weder im Sommer noch Winter, das Jahr durch, das ganze; beständig
Treibt aus den Blüthen die einen und zeitigt die andern der Westhauch.
Birn' hangt reifend dahier an Birn' und Apfel an Apfel,
Traub' hangt reifend an Traub' und Feige beständig an Feige.
Dort liegt auch für den König ein früchtegesegnetes Weinfeld
Und ein Theil des Gefilds, auf ebenem Boden, zum Trocknen,
Dörrt an der Sonn', und es wird an andrer Stelle gelesen
Und an andrer gekeltert und Herlinge hangen im Vorgrund,
Eben die Blüthen entstreifend, und andere färben sich bräunlich.
Auch sind zierliche Beete daselbst am Ende der Weinflur,
Mannigfaltig bepflanzt, die herrlich erprangen das Jahr durch.
Quellen auch giebt's dort zwei: die eine durchrieselt den Garten;
Unter der Schwelle des Hofes hindurch zum hohen Palaste
Läuft die andere hin; aus dieser entschöpften die Bürger[16]).

Das ist die Beschreibung des königlichen Gartens des Alcinous im siebenten Buche der Odyssee; ein Garten, in dem man zur Schande jenes alten Träumers Homer und der Fürsten seiner Zeit weder Gitterwerk, noch Statuen, noch Wasserfälle, noch Rasenplätze sah.

sich bald verheirathen werde.“ Sophie wird bestürzt, erröthet, schlägt die Augen nieder, beißt sich auf die Zunge. Man kann sich ihre Verlegenheit nicht vorstellen. Der Vater findet Vergnügen daran, dieselbe zu vergrößern, nimmt das Wort und sagt, daß die junge Prinzessin selbst ihre Leinen im Flusse wusch. „Glaubst du wohl“, fährt er fort, „daß sie es verschmäht habe, schmutzige Servietten zu berühren, weil sie nach Speiseresten röchen?“ Sophie, auf welche dieser Hieb geht, vergißt ihre natürliche Schüchternheit und entschuldigt sich lebhaft. Ihr Vater wisse wohl, daß die ganze kleine Wäsche nur von ihr gewaschen worden wäre, wenn man sie es hätte machen lassen*), und daß sie noch mehr gethan haben würde, wenn man es ihr aufgetragen hätte. Bei diesen Worten sieht sie verstohlen und mit einer Unruhe auf mich, über die ich nicht umhin kann zu lächeln. Denn ich lese in ihrem harmlosen Herzen den Aufruhr, der sie zum Sprechen getrieben hat. Ihr Vater hat die Grausamkeit, diese Unbesonnenheit bemerkbar zu machen, indem er sie in spöttischem Tone fragt, warum sie hier über sich spreche und was sie denn mit der Tochter des Alcionus gemein habe. Beschämt und zitternd wagt sie nicht mehr zu athmen, noch Jemand anzusehen. Reizendes Mädchen, es ist vorbei mit der Verstellung; jetzt hast du dich wider Willen erklärt.

Zum Glück für Sophien ist jedoch diese kleine Scene bald vergessen oder scheint es wenigstens zu sein. Emil ist der Einzige, der nichts davon begriffen hat. Der Spaziergang wird fortgesetzt, und unsre jungen Leute, die uns anfangs zur Seite gingen, haben Mühe sich nach unsern langsamen Schritten zu richten. Unmerklich gehen sie voraus, nähern sich einander, reden endlich einander an, und bald sehen wir sie ziemlich weit vor uns. Sophie scheint aufmerksam und gesetzt; Emil spricht und gesticulirt mit Feuer. Die Unterhaltung scheint sie nicht zu langweilen. Nach Verlauf einer guten Stunde kehren wir um; wir rufen sie, sie kommen, wenn auch langsam, zurück, und man sieht, daß sie die Zeit ausnutzen. Endlich hört ihre Unterhaltung plötzlich auf, ehe sie noch in Hörweite kommen, und sie verdoppeln ihre Schritte, um sich mit uns zu vereinigen. Emil redet uns mit offnem, einschmeichelndem Wesen an. Seine Augen leuchten vor Freude. Er richtet sie besonders

*) Ich gestehe, daß ich es Sophiens Mutter einigermaßen Dank weiß, daß sie so zarte Hände, wie die ihrer Tochter, die Emil so oft küssen muß, nicht durch die Seife hat verderben lassen.

mit einiger Unruhe auf Sophiens Mutter, um zu sehen, welchen Empfang sie ihm bereiten wird. Sophie hat bei weitem nicht ein solch ungezwungenes Wesen. Bei ihrer Ankunft scheint sie ganz verwirrt, daß sie sich einem jungen Manne gegenüber sieht, sie, die schon so oft andern in gleicher Weise gegenüber gestanden, ohne verlegen zu werden, und ohne daß man dies unrecht gefunden hätte. Sie eilt etwas athemlos zu ihrer Mutter und spricht etliche Worte, die nicht viel bedeuten, als wolle sie sich den Schein geben, sie sei schon lange hier.

An der Heiterkeit, welche auf dem Gesichte der lieblichen Kinder strahlt, sieht man, daß diese Unterhaltung ihre Herzen von einer großen Last befreit hat. Sie sind zwar nicht weniger zurückhaltend gegen einander, aber ihre Zurückhaltung ist nicht mehr so verlegen. Sie stammt nur aus der Ehrfurcht Emils, aus der Bescheidenheit Sophiens und der Ehrbarkeit beider. Emil wagt es, einige Worte an sie zu richten, bisweilen wagt auch sie es zu antworten, aber nie öffnet sie den Mund, ohne ihre Augen auf die ihrer Mutter zu richten. Am auffallendsten ist die Aenderung ihres Benehmens gegen mich. Sie bezeigt mir eine eifrige Aufmerksamkeit, betrachtet mich mit Interesse, spricht in herzlichem Tone zu mir, ist aufmerksam auf das, was mir gefallen kann. Ich sehe, daß sie mich ihrer Achtung würdigt, und daß es ihr nicht gleichgültig ist, ob sie die meinige erlangt. Offenbar hat Emil mit ihr von mir gesprochen; man möchte sagen, daß sie es schon heimlich verabredet, mich zu gewinnen. Dem ist übrigens nicht so, denn Sophie selbst ist nicht so leicht zu gewinnen. Sie bedarf mein Wohlwollen vielleicht mehr als ich das ihrige. Reizendes Paar .... Wenn ich daran denke, daß das gefühlvolle Herz meines jungen Freundes bei seiner ersten Unterredung mit seiner Geliebten mich hoch veranschlagt hat, so genieße ich den Lohn für meine Mühe. Seine Freundschaft hat mir Alles vergolten.

Die Besuche wiederholen sich. Die Unterhaltungen zwischen unsern jungen Leuten werden häufiger. Emil glaubt liebetrunken sein Glück schon in den Händen zu haben. Dessenungeachtet erlangt er kein förmliches Geständniß von Sophien. Sie hört ihn an und sagt ihm kein Wort. Emil kennt ihre große Sittsamkeit. All diese Zurückhaltung verwundert ihn wenig. Er fühlt, daß er nicht schlecht bei ihr steht. Er weiß, daß es die Väter sind, welche ihre Kinder verheirathen, und vermuthet, Sophie erwarte einen Befehl ihrer Eltern. Er bittet sie um die Erlaubniß, um sie anzuhalten, und sie hat nichts dagegen. Er spricht

mit mir darüber, und ich spreche in seinem Namen, ja selbst in seiner Gegenwart. Welche Ueberraschung für ihn, als er hört, daß Sophie von sich allein abhängt, und daß sie nur zu wollen braucht, um ihn glücklich zn machen. Er fängt an, ihr Benehmen nicht mehr zu begreifen. Seine Zuversicht mindert sich. Er erschrickt, er sieht, daß er noch nicht so weit ist, als er gedacht hat, und nun wendet die zarteste Liebe ihre rührendste Sprache an, um sie zu erweichen.

Emil ist nicht geschaffen, um zu errathen, was ihm schadet. Wenn es ihm nicht gesagt wird, so wird er es sein Lebtag nicht erfahren, und Sophie ist zu stolz, um es ihm zu sagen. Was sie zurückhält, würde eine Andere antreiben. Sie hat die Lehren ihrer Eltern nicht vergessen. Sie ist arm; Emil dagegen ist reich, sie weiß es. Wie schwer ist es, sich ihre Achtung zu verschaffen! Welches Verdienst bedarf er, um diese Ungleichheit zu verwischen? Wie sollte er sich aber solche Hindernisse träumen? Weiß Emil, daß er reich ist? Hält er es nur der Mühe werth, sich danach zu erkundigen? Dem Himmel sei Dank, er bedarf des Reichthums nicht, er kann ohnedem wohlthätig sein. Das Gute, was er thut, kommt aus seinem Herzen und nicht aus seinem Beutel. Er widmet den Unglücklichen seine Zeit, seine Sorgfalt, seine Liebe, seine Person; und bei der Schätzung seiner Wohlthaten wagt er kaum das Geld in Anschlag zu bringen, das er an die Dürftigen austheilt.

Da er nicht weiß, worauf sich ihre Ungunst gründet, schreibt er sie seiner eignen Schuld zu. Denn wie sollte er den Gegenstand seiner Verehrung der Laune zeihen? Die Demüthigung der Eigenliebe erhöht den Schmerz der verschmähten Liebe. Er nähert sich Sophien nicht mehr mit jenem liebenswürdigen Vertrauen eines Herzens, das sich des ihrigen werth fühlt. Er ist furchtsam und zittert vor ihr. Er hofft nicht mehr, sie durch Zärtlichkeit zu rühren, er sucht sie durch Mitleid zu erweichen. Bisweilen ermüdet seine Geduld und ist bereit, dem Verdrusse Platz zu machen. Sophie scheint seinen Unwillen zu ahnen und sieht ihn an. Dieser einzige Blick entwaffnet ihn und schüchtert ihn ein; er ist unterwürfiger als zuvor.

Beunruhigt durch diesen hartnäckigen Widerstand und dieses unüberwindliche Schweigen, gießt er sein Herz endlich in das seines Freundes aus. Hier legt er die Schmerzen eines vom Kummer zerrissenen Herzens nieder. Er fleht um des Freundes Beistand und Rath. „Welch undurchdringliches Geheimniß. Ich kann nicht daran zweifeln, daß sie sich für mein Geschick interessirt. Statt mich zu meiden, ist ihr wohl bei

mir. Bei meiner Ankunft bezeigt sie Freude, bei meinem Abschied Trauer. Sie nimmt meine Aufmerksamkeiten gütig auf; meine Dienste scheinen ihr zu gefallen. Sie würdigt mich der Mittheilung ihrer Ansichten, bisweilen selbst der ihrer Befehle. Dessenungeachtet weist sie mein inständiges Bitten, mein Flehen zurück. Wenn ich von einer Vereinigung zu reden wage, legt sie mir herrisch Stillschweigen auf; und wenn ich noch ein Wort hinzufüge, verläßt sie mich augenblicklich. Aus welchem seltsamen Grunde mag sie wünschen, daß ich der Ihre sein soll, ohne davon etwas wissen zu wollen, daß sie auch die Meine sei? Du wirst von ihr geehrt, Du wirst von ihr geliebt und Dir wagt sie kein Stillschweigen aufzulegen; darum rede Du mit ihr, öffne ihr den Mund. Diene Deinem Freunde und kröne damit Dein Werk. Mache Deine Sorgfalt nicht verhängnißvoll für Deinen Zögling. Ach, was er Dir verdankt, wird ihn ins Elend stürzen, wenn Du nicht sein Glück vollendest."

Ich spreche mit Sophien und entreiße ihr ohne Mühe ein Geheimniß, das ich schon kannte, noch ehe sie mirs offenbarte. Schwieriger erlange ich die Erlaubniß, Emil davon zu unterrichten. Doch erlange ich sie endlich und mache von ihr Gebrauch. Diese Erklärung versetzt ihn in ein Erstaunen, von dem er sich gar nicht wieder erholen kann. Er versteht nichts von dieser Zartheit; er bildet sich nicht ein, daß ein paar Thaler mehr oder weniger für Charakter und Verdienst von Bedeutung sein sollen. Wenn ich ihm begreiflich mache, von welcher Bedeutung sie für die Vorurtheile sind, so fängt er an zu lachen. Außer sich vor Freude will er sogleich gehen, Alles zerreißen, Alles wegwerfen, auf Alles verzichten, nur um die Ehre zu haben, so arm wie Sophie zu sein und ihrer Hand würdig zu werden.

„Wie?" sage ich, ihn zurückhaltend und über seine stürmische Heftigkeit lachend, „wie? will denn dieser junge Kopf gar nicht reifen? Wirst du niemals vernünftig urtheilen lernen, nachdem du dein ganzes Leben lang philosophirt hast? Siehst du nicht ein, daß du durch Ausführung deines unsinnigen Vorhabens deine Lage nur verschlimmern und Sophien nur um so halsstarriger machen würdest. Du hast dadurch einen kleinen Vorzug, daß du einige Güter mehr hast als sie; du würdest aber einen sehr großen Vorzug vor ihr haben, wenn du ihr alle diese Güter opfern wolltest. Und da ihr Stolz sich schon nicht entschließen kann, dir um des erstern willen verpflichtet zu sein, wie sollte er sich entschließen, es um des letztern willen zu werden? Wenn sie es nicht ertragen kann,

daß ihr ein Mann vorwerfen könnte, sie reich gemacht zu haben, wie sollte sie es ertragen können, daß er ihr vorwärfe, er sei um ihretwillen arm geworden? O, Unglücklicher, zittre davor, daß sie diesen deinen Plan ahnen sollte. Werde im Gegentheil aus Liebe zu ihr sparsam und sorgfältig, damit sie dich nicht anklagen kann, du habest sie durch List gewinnen und das für ein freies Opfer ausgeben wollen, was du durch Nachlässigkeit verlieren könntest."

„Glaubst du übrigens, daß großes Vermögen ihr wirklich Furcht einflößt und daß ihr Widerstand gerade im Reichthum seinen Grund hat? Nein, mein lieber Emil; er hat eine gegründetere und wichtigere Ursache in der Wirkung, welche diese Reichthümer auf das Gemüth des Besitzers ausüben. Sie weiß, daß die Glücksgüter von ihren Besitzern allen andern Gütern vorgezogen werden. Alle Reichen setzen das Gold über das Verdienst. Bei dem gemeinsamen Einsatze von Geld und Diensten finden sie stets, daß diese jenes nicht aufwiegen, und denken, daß man ihnen immer noch schulde, wenn man auch sein ganzes Leben damit verbracht ihnen zu dienen, indem man ihr Brod gegessen habe. Was hast du also zu thun, Emil, um ihr diese Furcht zu nehmen? Mache, daß sie dich vollkommen kennen lernt; das ist jedoch nicht das Werk eines Tages. Zeige ihr in den Schätzen deiner edlen Seele das, was diejenigen vergessen läßt, welche dir das Unglück zugetheilt hat. Ueberwinde ihren Widerstand durch Standhaftigkeit und Zeit. Zwinge sie durch deine große und edle Gesinnung, daß sie deine Reichthümer vergißt. Liebe sie, diene ihr, diene ihren achtbaren Eltern. Beweise ihr, daß diese Sorgfalt nicht das Werk einer thörichten und vorübergehenden Leidenschaft ist, sondern das der Grundsätze, die unauslöschlich deinem Herzen eingegraben sind. Ehre auf würdige Weise das vom Glück verhöhnte Verdienst. Es ist das einzige Mittel, um mit dem Verdienste zu versöhnen, das es begünstigt."

Man begreift, in welchen Freudentaumel diese Unterredung den jungen Mann versetzt, wie viel Vertrauen und Hoffnung sie ihm gewährt, wie sehr sein edles Herz sich glücklich preist, daß er, um Sophien zu gefallen, Alles das zu thun hat, was er von selbst gethan haben würde, wenn auch Sophie gar nicht existirte und er nie ihr Geliebter geworden wäre. Wer, der seinen Charakter auch nur ein wenig begriffen hat, könnte sich sein Benehmen bei dieser Gelegenheit nicht vorstellen?

So bin ich also der Vertraute meiner beiden jungen Leute und der Vermittler ihrer Liebe. Welch' schöne Beschäftigung für einen Erzieher! So schön, daß ich in meinem Leben nichts gethan habe, was mich in meinen eignen Augen so sehr erhoben und mich so zufrieden mit mir selbst gemacht hätte. Uebrigens kann diese Beschäftigung nicht verfehlen ihre Annehmlichkeiten zu haben. Ich bin in dem Hause nicht ungern gesehen. Man vertraut mir in demselben die Sorge an, die Liebenden in Ordnung zu erhalten. Emil, der beständig davor zittert, mir zu mißfallen, war niemals so gelehrig als jetzt. Das Mädchen überhäuft mich mit Freundschaftsbeweisen, durch welche ich nicht zum Narren gehabt werde, und von denen ich nur das auf mich beziehe, was mir gefällt. Auf diese Weise entschädigt sie sich mittelbar für die Ehrfurcht, in welcher sie den Emil erhält. Sie ertheilt ihm in meiner Person tausend zärtliche Liebkosungen, die sie ihm nicht erzeigen würde, und sollte es ihr das Leben kosten. Emil aber, welcher weiß, daß ich seinen Interessen nicht schaden werde, ist entzückt über mein gutes Einvernehmen mit ihr. Er tröstet sich, wenn sie beim Spaziergange seinen Arm ausschlägt, aber um seinetwillen den meinigen vorzieht. Er entfernt sich ohne Murren, drückt mir die Hand und sagt mir ganz leise mit dem Munde und den Augen: Freund, sprich für mich. Seine Augen folgen uns mit Aufmerksamkeit. Er sucht unsere Gefühle auf unsern Gesichtern zu lesen und unsre Reden aus unsern Geberden zu deuten. Er weiß, daß nichts von dem, was wir unter einander sprechen, ihm gleichgültig ist. Gute Sophie, wie ist deinem aufrichtigen Herzen so wohl, wenn du dich, ohne von Telemach gehört zu werden, mit seinem Mentor unterhalten kannst. Mit welch' liebenswürdiger Offenheit lässest du ihn Alles lesen, was in deinem zarten Herzen vorgeht. Mit welcher Freude zeigst du ihm deine Achtung vor seinem Zöglinge. Mit welch' rührender Harmlosigkeit lässest du ihn noch weit süßere Gefühle entdecken. Mit welch' verstelltem Zorne weisest du den Zudringlichen zurück, wenn die Ungeduld ihn treibt dich zu unterbrechen. Mit welch' reizendem Verdruß wirfst du ihm seine Unbescheidenheit vor, wenn er dich verhindern will, etwas Gutes von ihm zu sagen, wenn er es hören und beständig aus meinen Antworten irgend einen neuen Grund gewinnen will, um dich zu lieben.

Nachdem Emil es so erreicht hat, sich als erklärter Geliebter gelitten zu sehen, macht er auch alle Rechte desselben geltend. Er redet, wird dringend, bittet flehentlich, wird ungestüm. Wie hart man auch

mit ihm reden, wie übel man ihn auch behandeln mag, es kümmert ihn wenig, wenn er sich nur Gehör verschafft. Nicht ohne Mühe erlangt er endlich, daß Sophie ihrerseits offen die Autorität einer Herrin über ihn ausüben will, daß sie ihm vorschreibt, was er thun soll, daß sie befiehlt anstatt zu bitten, daß sie genehmigt anstatt zu danken, daß sie die Zahl und die Zeit des Besuchs bestimmt, daß sie ihm verbietet, vor einem bestimmten Tage zu kommen und nach einer bestimmten Stunde zu bleiben. Das Alles geschieht nicht zum Scherz, sondern in vollem Ernste. Und wenn sie diese Rechte nur mit Mühe angenommen, so übt sie dieselben dafür mit einer Strenge aus, die den armen Emil oft gereuen läßt, sie ihr gewährt zu haben. Was sie aber auch befehlen mag, so wendet er doch nie etwas dagegen ein; ja oft, wenn er geht, um zu gehorchen, sieht er mich mit freudestrahlenden Augen an, welche mir sagen: Du siehst, daß sie Besitz von mir genommen hat. Indessen beobachtet ihn die Hochmüthige verstohlen und lächelt insgeheim über den Stolz ihres Sklaven.

Albano und Raphael, leihet mir den Pinsel des Hochgenusses! Göttlicher Milton, lehre meine ungeschickte Feder die Freuden der Liebe und der Unschuld schildern! Aber nein! verbergt eure lügnerische Kunst vor der heiligen Wahrheit der Natur! Habt nur fühlende Herzen, tugendhafte Seelen, und lasset eure Phantasie fessellos umherschweifen über das Entzücken der beiden jungen Liebenden, welche sich unter den Augen ihrer Eltern und Führer ungestört der süßen ihnen schmeichelnden Täuschung überlassen, in dem Wonnerausche ihrer Wünsche sich langsam dem Ziele nähern und aus Blumen- und Laubgewinden das glückliche Band schlingen, das sie bis zum Grabe vereinigen soll. So viel reizende Bilder berauschen mich selbst. Ohne Ordnung und Folge raffe ich sie auf. O, wer hat ein Herz und ist nicht im Stande sich selbst das köstliche Gemälde der verschiedenen Lagen des Vaters, der Mutter, des Erziehers, des Zöglings, der Mitwirkung der Einen und Andern zur Vereinigung des reizendsten Paares, das Liebe und Tugend glücklich machen können, zu entwerfen?

Jetzt, wo Emil wahrhaft besorgt ist, gefallen zu wollen, beginnt er den Werth der angenehmen Geschicklichkeiten zu fühlen, die er sich erworben hat. Sophie singt gern, und er singt mit ihr; er thut noch mehr, er unterrichtet sie in der Musik. Sie ist lebhaft und leichtfüßig, sie springt gern, und er tanzt mit ihr. Er verwandelt ihre Sprünge in kunstreiche Schritte, er vervollkommnet sie. Dieser Unterricht ist

reizend, muthwillige Heiterkeit belebt ihn und versüßt die schüchterne Achtung der Liebe. Es ist einem Liebenden schon erlaubt, diesen Unterricht mit Hochgenuß zu ertheilen, es ist ihm erlaubt, der Gebieter seiner Gebieterin zu sein.

Man hat ein altes, ganz unbrauchbar gewordenes Clavier. Emil setzt es wieder in Stand und stimmt es; er ist Instrumentenmacher und Stimmer so gut wie Tischler. Hatte er doch stets den Grundsatz, in Allem, was er selbst thun konnte, keine Hülfe bei Andern zu suchen. Das Haus hat eine malerische Lage; er nimmt verschiedene Ansichten desselben auf, an welche auch Sophie bisweilen ihre Hand legt und mit denen sie nun das Zimmer ihres Vaters schmückt. Die Rahmen sind nicht vergoldet und brauchen es nicht zu sein. Indem Sophie den Emil zeichnen sieht und es ihm nachthut, vervollkommnet sie sich an seinem Beispiele, pflegt alle ihre Talente, und ihr Reiz verschönert sie alle. Ihre Eltern erinnern sich ihres ehemaligen Wohlstandes, da sie rings um sich die schönen Künste glänzen sahen, die allein ihnen den Reichthum werth machten. Die Liebe hat ihr ganzes Haus geschmückt. Sie allein läßt ohne Kosten und ohne Mühe dieselben Freuden dort herrschen, welche ehemals nur durch Geld und Langeweile zu erkaufen waren.

Wie der Götzendiener mit ihm theuren Schätzen den Gegenstand seines Kultus bereichert und den Gott, den er verehrt, auf seinen Altare schmückt, so will auch der Liebende der Gebieterin seines Herzens unablässig neuen Schmuck beilegen, mag sie ihm auch noch so vollkommen erscheinen. Sie bedarf desselben nicht, um ihm zu gefallen; aber ihm ist es Bedürfniß, sie zu schmücken. Es ist eine neue Huldigung, die er zu erweisen glaubt, es ist ein neues Interesse, welches er dem Vergnügen, sie zu betrachten, ertheilt. Es scheint ihm, als sei nichts Schönes an seiner Stelle, wenn es nicht die höchste Schönheit schmückt. Es ist ein eben so rührendes wie lächerliches Schauspiel, zu sehen, wie Emil beflissen ist, Sophien Alles zu lernen, was er weiß, ohne sich zu fragen, ob sie zu dem, was er sie lehren will, auch Neigung hat und ob es passend für sie ist. Er spricht mit ihr von Allem, erklärt ihr Alles mit einem kindischen Eifer. Er glaubt, er brauche es nur zu sagen, und sie werde es augenblicklich verstehen. Er stellt sich im voraus die Freude vor, die es ihm machen wird, mit ihr zu denken, zu philosophiren. Von dem, was er gelernt hat, erscheint ihm Alles

unnütz, was er nicht vor ihren Augen ausbreiten kann. Er erröthet beinahe darüber, wenn er etwas weiß, was sie nicht weiß.

So giebt er ihr Unterricht in der Philosophie, in der Naturlehre, in der Mathematik, der Geschichte, kurz in Allem. Sophie giebt sich mit Vergnügen seinem Eifer hin und bemüht sich, aus demselben Nutzen zu ziehen. Wenn Emil es erlangen kann, vor ihr knieend seinen Unterricht zu ertheilen, so ist er zufrieden. Er glaubt den Himmel offen zu sehen. Dessenungeachtet ist diese Lage, die für die Schülerin noch störender ist als für den Lehrer, für den Unterricht nicht gerade die vortheilhafteste. Man weiß nicht recht, was man mit seinen Augen anfangen soll, um die ihnen folgenden zu vermeiden, und wenn sie sich begegnen, geht's mit dem Unterricht noch schlechter.

Die Kunst zu denken ist den Frauen nicht fremd, die Wissenschaften über das Denken dürfen sie nur obenhin berühren. Sophie begreift Alles und behält nicht eben viel. Ihre größten Fortschritte macht sie in der Moral und in dem, was sich auf den Geschmack bezieht. Aus der Naturlehre behält sie nur einige Ideen von den allgemeinen Gesetzen und vom Weltsystem. Bisweilen, wenn sie auf ihren Spaziergängen die Wunder der Natur betrachten, wagen ihre unschuldigen und reinen Herzen sich bis zu ihrem Schöpfer zu erheben. Sie fürchten seine Gegenwart nicht, sie ergießen ihr Innres gemeinschaftlich vor ihm.

Wie? Zwei Liebende in der Blüthe ihrer Jahre benutzen ihr vertrautes Beisammensein, über Religion zu sprechen? Sie verbringen ihre Zeit damit ihren Katechismus anzusagen? Was nützt es, das Erhabne so herabzuwürdigen? Ja, ohne Zweifel thun sie es in der Täuschung, die sie entzückt: sie erscheinen sich vollkommen, sie lieben sich, sie unterhalten sich mit Begeisterung von dem, was der Tugend einen Werth verleiht. Die Opfer, die sie der Tugend bringen, machen ihnen dieselbe theuer. In der leidenschaftlichen Aufwallung, die sie überwinden müssen, vergießen beide bisweilen Thränen, reiner als der Thau des Himmels, und diese süßen Thränen bilden den Zauber ihres ganzen Lebens. Sie sind im reizendsten Rausche, der menschliche Seelen erfüllen kann. Die Entbehrungen selbst vergrößern ihr Glück und beehren sie in ihren eignen Augen mit ihren Opfern. Sinnliche Menschen, Körper ohne Seele, einst werden auch sie eure Freuden kennen lernen und ihr ganzes Leben lang die glücklichen Zeiten zurückwünschen, wo sie sich dieselben versagten.

Trotz dieses schönen Einverständnisses fehlt es doch nicht an Meinungsverschiedenheiten, selbst nicht an Wortwechseln. Die Geliebte ist nicht ohne Eigensinn, der Liebende bisweilen aufbrausend. Aber diese kleinen Stürme gehen schnell vorüber und knüpfen die Vereinigung nur um so fester. Selbst die Erfahrung lehrt Emil, sie nicht so sehr zu fürchten. Die Aussöhnung bringt ihm stets mehr Vortheil als der Zwist Schaden. Die Frucht der ersten läßt ihn auch eben solche von den andern hoffen. Darin täuscht er sich zwar. Aber wenn schließlich ihm auch nicht immer ein gleich merklicher Vortheil daraus erwächst, so gewinnt er doch immer dadurch, daß er Sophiens aufrichtiges Interesse, das sie an seinem Herzen nimmt, sich befestigen sieht. Man möchte wissen, was das für ein Gewinn ist. Ich stimme um so lieber bei, als dieses Beispiel mir Raum giebt, einen sehr nützlichen Grundsatz aufzustellen und einen äußerst traurigen zu bekämpfen.

Emil liebt, ist also nicht verwegen. Noch besser begreift man, daß die gebieterische Sophie nicht das Mädchen ist, das sich Zutraulichkeiten gefallen läßt. Da aber die Weisheit in allen Dingen ihre Grenze hat, so möchte man Sophien vielmehr zu großer Härte als zu großer Nachsicht beschuldigen, und selbst ihr Vater befürchtet bisweilen, daß ihr übertriebener Stolz in Hochmuth ausarten möge. Während ihrer geheimsten Unterredungen würde Emil nicht wagen, sich die geringste Vergünstigung zu erbitten, ja er würde sie nicht einmal zu wünschen scheinen. Und wenn Sophie ihm bei Spaziergängen auch gern ihren Arm reicht, eine Gefälligkeit, aus der sie jedoch kein Recht werden läßt, so wagt er doch kaum bisweilen mit einem Seufzer ihre Hand an seine Brust zu drücken. Indessen küßt er wohl nach langer Zurückhaltung einmal verstohlen ihr Kleid, und ist bisweilen so glücklich, daß sie es nicht bemerken will. Eines Tages aber, als er sich etwas offner dieselbe Freiheit nehmen will, fällt es ihr ein, darüber sehr böse zu werden. Er wird halsstarrig, sie gereizt; der Verdruß giebt ihr einige scharfe Worte ein, und Emil erträgt sie nicht ohne Entgegnung. Der Rest des Tages vergeht unter Schmollen, und man trennt sich sehr mißvergnügt.

Sophie ist verstimmt. Ihre Mutter ist ihre Vertraute; wie sollte sie dieser ihren Kummer verbergen? Es ist der erste Zwist; und ein einstündiger Zwist ist etwas so Wichtiges! Sie bereut ihren Fehler. Ihre Mutter erlaubt, ihn wieder gut zu machen, der Vater befiehlt es ihr.

Beunruhigt kommt Emil am nächsten Tage früher als gewöhnlich. Sophie sitzt am Putztisch ihrer Mutter; der Vater ist im selben Zimmer. Emil tritt ehrerbietig, aber mit traurigem Gesichte ein. Kaum haben ihn Vater und Mutter begrüßt, so wendet sich Sophie um, bietet ihm die Hand und fragt in zärtlichem Tone, wie er sich befindet. Es ist klar, daß ihm diese schöne Hand so nur zum Kusse dargeboten wird. Er ergreift sie und küßt sie nicht. Sophie zieht ein wenig beschämt die Hand mit soviel Anmuth, als ihr möglich ist, zurück. Emil, der nicht für die Manieren der Frauen geschaffen ist und nicht weiß, wozu der Eigensinn nützt, vergißt nicht so leicht und beruhigt sich nicht so schnell. Sophiens Vater sieht sie verlegen und bringt sie durch Scherze vollends außer Fassung. Verwirrt und gedemüthigt, weiß das arme Mädchen nicht mehr, was sie thut, und würde die ganze Welt darum geben, wenn sie weinen dürfte. Je mehr sie sich Gewalt anthut, desto mehr schwillt ihr Herz. Endlich entschlüpft ihr wider Willen eine Thräne. Emil sieht diese Thräne, wirft sich vor Sophien nieder, ergreift ihre Hand und küßt sie mehreremale aufs heftigste bewegt. Wahrhaftig, sagt der Vater lachend, Sie sind zu gütig; ich würde weniger Nachsicht für all diese Thorheiten haben und den Mund bestrafen, der mich beleidigt hätte. Durch diese Rede ermuthigt, wirft Emil einen bittenden Blick auf die Mutter, und da er ein Zeichen der Zustimmung zu sehen glaubt, so nähert er sich zitternd Sophiens Gesichte. Sie wendet den Kopf und bietet, um den Mund zu retten, ihm eine Rosenwange dar. Damit begnügt sich jedoch der Unbescheidne nicht, und Sophie leistet nur schwachen Widerstand. Welch ein Kuß, wenn er nicht unter den Augen einer Mutter gegeben worden! Strenge Sophie, hüte dich! Man wird dich oft bitten, dein Kleid küssen zu dürfen, damit du es bisweilen verweigern mögest.

Nach dieser exemplarischen Bestrafung geht der Vater irgend einem Geschäfte nach. Die Mutter schickt Sophien unter irgend einem Vorwande weg, wendet sich dann an Emil und spricht in ernstem Tone zu ihm: „Mein Herr, ich glaube, daß ein junger Mann aus so guter Familie und von so guter Erziehung, von solchem Zartgefühl und solchen Sitten wie Sie die Freundschaft, die ihm eine Familie erwiesen hat, nicht mit deren Entehrung vergelten möchte. Ich bin weder scheu noch spröde. Ich weiß, was man der thörichten Jugend hingehen lassen muß; was ich unter meinen Augen gelitten habe, beweist es Ihnen hinreichend. Befragen Sie Ihren Freund um Ihre Pflichten.

Er wird Ihnen sagen, welch ein Unterschied ist zwischen den Spielereien, die die Gegenwart eines Vaters oder einer Mutter genehmigt, und den Freiheiten, die man sich in ihrer Abwesenheit nimmt, indem man ihr Vertrauen mißbraucht und dieselben Gunstbezeugungen, die unter ihren Augen unschuldig waren, in Fallstricke verwandelt. Er wird Ihnen sagen, mein Herr, wie meine Tochter nur darin Unrecht hatte, daß sie nicht von Anfang an erkannte, was man nie dulden darf. Er wird Ihnen sagen, daß Alles, was man als eine Gunst annimmt, auch eine solche wird, und daß es eines Mannes von Ehre unwürdig ist, die Einfalt eines jungen Mädchens zu mißbrauchen, um sich insgeheim dieselben Freiheiten anzumaßen, die sie ihm vor aller Welt gestatten kann. Denn man weiß wohl, was der Anstand öffentlich zu thun erlaubt, aber man weiß nicht, wobei im Schatten des Geheimnisses derjenige stehen bleibt, welcher sich allein zum Richter seiner Launen macht."

Nach diesem gerechten Verweise, der vielmehr gegen mich als gegen meinen Zögling gerichtet war, geht diese weise Mutter und läßt mich zurück in Bewunderung ihrer seltnen Klugheit, die nichts daraus macht, daß man in ihrem Beisein den Mund ihrer Tochter küsse, aber davor erschrickt, wenn man im Geheimen ihr Kleid küssen wollte. Indem ich über die Thorheit unsrer Grundsätze nachdenke, welche die wahre Ehrbarkeit stets dem Anstande aufopfern, wird es mir begreiflich, warum die Sprache um so keuscher ist, je verderbter die Herzen sind, und daß das Benehmen um so sorgfältiger wird, je ungesitteter die sind, welche es beobachten.

Indem ich bei dieser Gelegenheit Emil seine Pflichten ans Herz lege, die ich ihm schon früher hätte vorstellen sollen, mache ich eine neue Bemerkung, welche Sophien vielleicht zur größten Ehre gereicht, welche ich mich aber wohl hüten werde ihrem Liebhaber mitzutheilen; es wird mir nämlich klar, daß dieser angebliche Stolz, welchen man ihr vorwirft, ihr nur als sehr weise Vorsichtsmaßregel dient, um sich vor sich selbst zu bewahren. Da sie das Unglück hat, in sich ein leicht entzündliches Temperament zu fühlen, so fürchtet sie den ersten Funken und entfernt ihn mit all ihrer Macht. Es ist also nicht Stolz, was sie so streng macht, es ist Demuth. Sie übt über Emil die Herrschaft aus, die sie über Sophien nicht zu haben fürchtet; sie bedient sich deshalb des Einen, um die Andre zu bekämpfen. Hätte sie mehr Selbstvertrauen, so würde sie weniger stolz sein. Denn welches Mädchen in der Welt ist, diesen einzigen Punkt ausgenommen, nachgiebiger und sanfter als sie?

Wer erträgt geduldiger eine Beleidigung? Wer fürchtet mehr, Andern eine solche zuzufügen? Wer macht geringere Ansprüche auf irgend etwas, mit Ausnahme der Tugend? Und dennoch ist sie nicht auf ihre Tugend stolz, sie ist es nur um ihrer Tugend willen, nur um diese zu erhalten. Wenn sie sich ohne Gefahr der Neigung ihres Herzens überlassen kann, dann liebkoset sie selbst ihren Geliebten. Aber ihre zartfühlende Mutter setzt diese Einzelheiten nicht einmal ihrem Vater auseinander, die Männer müssen nicht Alles wissen.

Sophie scheint nicht einmal auf ihre Eroberung stolz zu sein, sie ist noch leutseliger und anspruchsloser gegen Jedermann geworden, mit Ausnahme vielleicht des Einzigen, der diesen Wechsel hervorgerufen hat. Das Gefühl der Unabhängigkeit schwellt nicht mehr ihr edles Herz. Sie triumphirt mit Bescheidenheit über einen Sieg, der ihr die Freiheit kostet. Ihr Benehmen ist weniger frei, und ihre Sprache schüchterner, seit sie das Wort Geliebter nicht hört, ohne zu erröthen. Aber die Zufriedenheit schaut aus dieser Verlegenheit heraus, und ihre Scham selbst ist keine unangenehme Empfindung. Besonders wenn unvermuthet jugendliche Gäste kommen, ist der Unterschied in ihrem Benehmen bemerkbar. Seit sie dieselben nicht mehr fürchtet, hat die strenge Zurückhaltung, die sie bisher beobachtete, bedeutend nachgelassen. Da sie ihre Wahl getroffen hat, zeigt sie sich ohne Bedenken anmuthig den ihr Gleichgültigen gegenüber. Da sie an das Verdienst derselben geringere Ansprüche macht, seit sie kein Interesse mehr an ihnen hat, findet sie sie liebenswürdig genug als Leute, die sie nie etwas angehen werden.

Wenn die wahre Liebe sich der Koketterie bedienen könnte, so würde ich selbst einige Züge derselben in der Weise, wie Sophie sich in Gegenwart ihres Geliebten ihnen gegenüber benimmt, zu sehen glauben. Man möchte sagen, daß sie, nicht zufrieden mit der glühenden Leidenschaft, die sie durch eine köstliche Mischung von Zurückhaltung und Schmeichelei in ihm entzündet, auch gern dieselbe Leidenschaft noch durch ein wenig Unruhe reizen möchte. Man möchte sagen, daß sie ihre jungen Gäste absichtlich so erheitre, um Emil durch die Anmuth einer Heiterkeit zu quälen, die sie mit ihm sich nicht erlauben darf. Aber Sophie ist zu aufmerksam, zu gut, zu verständig, um ihn wirklich zu quälen. Um dieses gefährliche Reizmittel zu mäßigen, vertreten Liebe und Ehrbarkeit bei ihr die Stelle der Klugheit. Sie versteht aufzuregen, aber auch sofort wieder zu besänftigen, wenn es nöthig ist. Und wenn sie ihn auch bisweilen beunruhigt, so macht sie ihn doch nicht niedergeschlagen.

Laßt ihr uns darum die Sorge verzeihen, die sie ihrem Geliebten macht, aus Furcht, sie möge ihn nie fest genug umschlingen.

Welche Wirkung aber üben diese kleinen Künste auf Emil aus? Wird er eifersüchtig werden? Wird er es nicht werden? Das ist zu untersuchen, denn solche Abschweifungen liegen dem Gegenstande meines Buches so nahe, daß ich mich wenig dadurch von der Sache entferne.

Ich habe bereits gezeigt, wie in Dingen, die nur von der Meinung abhangen, diese Leidenschaft im Herzen des Menschen entsteht. Mit der Liebe aber ist es etwas Anderes. Die Eifersucht scheint der Natur so nahe zu liegen, daß man kaum annehmen kann, sie entspringe nicht aus ihr. Selbst das Beispiel der Thiere, von denen verschiedene bis zur Wuth eifersüchtig werden, scheint dies unumstößlich festzustellen. Ist es die Meinung der Menschen, welche die Hähne lehrt, sich in Stücke zu reißen, und die Stiere, sich bis auf den Tod zu bekämpfen?

Der Abscheu gegen Alles, was unsre Freuden stört und bekämpft, ist eine natürliche Regung, das ist unbestreitbar. Bis auf einen gewissen Punkt ist es mit dem Verlangen, das ausschließlich zu besitzen, was uns gefällt, derselbe Fall. Aber wenn dieses Verlangen zur Leidenschaft wird und sich in Wuth oder in eine argwöhnische und kränkende Laune, Eifersucht genannt, verwandelt, dann ist es etwas Anderes. Diese Leidenschaft kann dann natürlich sein oder nicht; es muß hier ein Unterschied gemacht werden.

Das aus der Thierwelt entnommene Beispiel habe ich bereits früher in der Abhandlung über die Ungleichheit[17]) beleuchtet. Und jetzt, wo ich von neuem darüber nachdenke, erscheint mir jene Untersuchung gegründet genug, um es wagen zu dürfen, meine Leser auf sie zu verweisen. Ich will den Unterscheidungen, die ich in jener Schrift gemacht habe, nur das eine noch beifügen, daß die aus der Natur stammende Eifersucht bedeutend von der Macht des Geschlechts abhängt, und daß sie da ihren Gipfel erreicht, wo diese Macht unbegrenzt ist oder es doch zu sein scheint. Denn dann mißt das Männchen seine Rechte nach seinen Bedürfnissen ab und kann nie ein andres Männchen sehen, ohne einen unverschämten Nebenbuhler in ihm zu erblicken. Da sich in eben diesen Thiergattungen das Weibchen dem zuerst Kommenden ergiebt, so gehört es den Männchen nur nach dem Rechte der Eroberung, und verursacht unter ihnen ewige Kämpfe.

In den Thiergattungen dagegen, wo sich ein Männchen mit einem Weibchen vereinigt, und wo die Paarung ein gewisses moralisches Band,

eine Art Ehe erzeugt, gehört das Weibchen nach seiner Wahl dem Männchen, dem es sich ergeben hat, und weist gemeiniglich ein jedes andere zurück. Da aber das Männchen als Bürgschaft der Treue jene Liebe des Bevorzugten genießt, so beunruhigt es sich auch weniger beim Anblick andrer Männchen und lebt friedlicher mit ihnen. In diesen Gattungen theilt das Männchen die Sorge für die Jungen. Und nach einem jener Naturgesetze, die man nicht ohne Rührung beachten kann, scheint es, als ob das Weibchen dem Vater die Liebe vergelte, die er für seine Kinder empfindet.

Betrachtet man nun das Menschengeschlecht in seiner ursprünglichen Einfachheit, so kann man an dem beschränkten Vermögen des Mannes und der Mäßigkeit seiner Verlangen sogleich gewahren, daß er von Natur bestimmt ist, sich mit einem einzigen Weibe zu begnügen. Dies wird bestätigt durch die numerische Gleichheit der Individuen beider Geschlechter, wenigstens in unserm Klima; eine Gleichheit, welche sich da nicht findet, wo die größere Stärke der Männchen mehrere Weibchen um ein einziges vereinigt. Allerdings brütet der Mann nicht wie der Tauber, hat auch keine Brüste, um zu säugen, und wäre in dieser Hinsicht in die Klasse der Vierfüßler zu zählen. Aber die Kinder sind doch so lange unbehülflich und schwach, daß die Mutter sammt ihnen schwerlich der Liebe des Vaters und der aus ihr entspringenden Sorgfalt entbehren könnte.

Alle Beobachtungen kommen also dahin überein, daß sie beweisen, man kann aus der wüthenden Eifersucht der Männchen mancher Thiergattungen keinen Schluß auf den Menschen machen. Und selbst die Ausnahme der heißen Klimate, wo die Vielweiberei herrschend ist, bestätigt dies Princip nur noch mehr, da die größere Zahl der Frauen die tyrannische Vorsicht der Männer erzeugt und das Gefühl der eignen Schwäche den Mann veranlaßt zum Zwang seine Zuflucht zu nehmen, um die Naturgesetze zu umgehen.

Unter uns, wo dieselben Gesetze auf diese Weise zwar weniger, aber in einem entgegengesetzten und abscheulichern Sinne umgangen werden, hat die Eifersucht ihren Grund mehr in den durch die Gesellschaft erzeugten Leidenschaften, als in einem ursprünglichen Naturtriebe. Bei den meisten Verbindungen der Galanterie haßt der Liebende seine Nebenbuhler weit mehr als er seine Geliebte liebt. Wenn er befürchtet, nicht der allein Begünstigte zu sein, so ist dies die Wirkung

jener Eigenliebe, deren Ursprung ich schon gezeigt habe, und es ist vielmehr die Eitelkeit, welche zu leiden hat, als die Liebe. Ueberdieß haben unsre ungeschickten Einrichtungen bei den Frauen eine solche Verstellung*) erzeugt, und ihre Gelüste so entflammt, daß man kaum auf ihre erprobteste Anhänglichkeit rechnen kann und daß sie keinen Vorzug mehr ertheilen können, welcher über die Furcht vor Nebenbuhlern zu beruhigen vermöchte.

Mit der wahren Liebe ist es ein ander Ding. Ich habe in der bereits erwähnten Schrift gezeigt, daß dieses Gefühl nicht so natürlich ist, als man denkt[18]). Es ist ein großer Unterschied zwischen der süßen Gewöhnung, welche den Mann an seine Gefährtin fesselt und jener unbezähmten Leidenschaft, welche sich an den eingebildeten Reizen eines Gegenstandes berauscht, der sich gar nicht so zeigt, wie er wirklich ist. Diese Leidenschaft, welche nur nach Ausschließung und Bevorzugung trachtet, unterscheidet sich nur darin von der Eitelkeit, daß diese Alles fordert und nichts gewährt und darum stets unbillig wird; während die Liebe so viel giebt, als sie verlangt und so an sich ein von Billigkeit erfülltes Gefühl ist. Je mehr sie übrigens fordert, desto leichtgläubiger ist sie. Dieselbe Täuschung, welche sie erzeugt, macht, daß sie leicht zu überreden ist. Wenn die Liebe unruhig ist, ist die Achtung vertrauensvoll, und nie bestand Liebe ohne Achtung in einem ehrbaren Herzen, denn Jeder liebt in dem geliebten Gegenstande nur Eigenschaften, welche er hochschätzt.

Hat man sich dies Alles gehörig klar gemacht, so kann man aufs Haar genau sagen, welcher Art von Eifersucht Emil fähig sein wird. Denn da diese Leidenschaft kaum einen Keim im Menschenherzen hat, so wird ihre Form einzig durch die Erziehung bestimmt. Emil wird, wenn er liebt und eifersüchtig ist, durchaus nicht zornig, argwöhnisch und mißtrauisch sein, sondern zart, empfindlich und furchtsam. Er wird mehr beunruhigt als gereizt sein. Er wird viel mehr seine Geliebte zu gewinnen als seinen Gegner zu bedrohen suchen. Er wird ihn als ein Hinderniß beseitigen, wenn es ihm möglich ist, ihn aber nicht

*) Die Art der Verstellung, welche ich hier meine, ist derjenigen entgegengesetzt, die den Frauen ziemt und welche sie von der Natur erhalten haben. Diese besteht darin, die Gefühle zu verbergen, welche sie haben, jene aber darin, Gefühle zu erheucheln, welche sie nicht haben. Alle Weltdamen rühmen sich ihr Lebenlang ihres angeblichen gefühlvollen Herzens, und lieben doch nur einzig sich selbst.

als einen Feind hassen. Wenn er ihn aber haßt, so geschieht es nicht um der Kühnheit willen, daß man ihm ein Herz streitig macht, auf welches er Anspruch hat, sondern weil er wirklich Gefahr läuft, es zu verlieren. Kein ungerechter Stolz wird sich thörichter Weise in ihm darum beleidigt fühlen, daß man gleiche Ansprüche mit ihm zu machen wagt. Da er begreift, daß das Recht, bevorzugt zu werden, einzig auf das Verdienst sich gründet, und daß die Ehre im glücklichen Erfolge liegt, so wird er seine Sorgfalt verdoppeln, um sich liebenswürdig zu machen, und wahrscheinlich wird es ihm gelingen. Wenn die edle Sophie seine Liebe durch einige Bangigkeit reizt, so wird sie dieselbe auch zu zügeln wissen und ihn dafür entschädigen. Die Nebenbuhler, welche nur geduldet wurden, um ihn auf die Probe zu stellen, werden bald genug beseitigt sein.

Aber wo bin ich unmerklich hingerathen? Emil, was ist aus dir geworden? Kann ich in dir meinen Zögling wiedererkennen? Wie tief bist du gefallen! Wo ist der so hart erzogene Jüngling, der der Strenge der Jahreszeiten trotzte, seinen Körper den härtesten Arbeiten, seine Seele allein den Gesetzen der Weisheit unterwarf? der, den Vorurtheilen und den Leidenschaften unzugänglich, nur die Wahrheit liebte, nur der Vernunft nachgab und um nichts sich kümmerte, was ihn nicht betraf? Jetzt läßt er sich, durch ein müßiges Leben verweichlicht, von Frauen regieren. Ihre Vergnügungen sind seine Beschäftigung, ihr Wille ist sein Gesetz. Ein junges Mädchen ist die unumschränkte Herrin seines Geschicks. Er krümmt und windet sich vor ihr. Der ernste Emil ist das Spielzeug eines Kindes geworden!

So wechseln die Scenen im Leben. Jedes Alter hat seine Hebel, die es in Bewegung setzen. Aber der Mensch bleibt beständig derselbe. Im zehnten Jahre wird er durch ein Stück Kuchen, im zwanzigsten durch eine Geliebte, im dreißigsten durch Vergnügungen, im vierzigsten durch Ehrgeiz, im fünfzigsten durch Geiz geleitet. Wann aber läuft er nur der Weisheit nach? Glücklich der, den sie wider seinen Willen leitet! Was kommt darauf an, welches Führers man sich bedient, wenn man nur zum Ziele gelangt? Die Helden, die Weisen selbst, haben der menschlichen Schwäche diesen Tribut bezahlt, und Mancher, dessen Finger die Spindel gedreht, ist nichtsdestoweniger ein großer Mann geworden.

Wollt ihr die Wirkung einer guten Erziehung auf das ganze Leben ausdehnen, so verlängert die guten Angewöhnungen der Kindheit bis

ins Jünglingsalter. Und wenn euer Zögling das ist, was er sein soll, so bewirkt, daß er zu allen Zeiten derselbe ist. Das ist die letzte Vervollkommnung, die ihr eurem Werke noch zu geben habt. Um deßwillen ist es besonders von Wichtigkeit, ihm einen Führer zu lassen; denn außerdem ist wohl wenig zu befürchten, daß er ohne ihn nicht freien könne. Was die Erzieher und besonders auch die Väter täuscht, ist die Meinung, daß die eine Lebensweise die andre ausschließe, und daß man als Erwachsener alsbald Alles aufgeben müsse, was man als Kind gethan. Wenn dem so wäre, wozu nützte dann die auf die Kinder verwandte Sorgfalt, da der gute oder schlechte Gebrauch, den man von ihr machen könnte, mit ihr verschwinden würde, und da man mit einer durchaus verschiedenen Lebensweise auch nothwendig eine andere Denkungsart annehmen müßte.

Wie nur schwere Krankheiten eine Lücke im Gedächtnisse bewirken können, so können nur starke Leidenschaften eine solche in den Sitten hervorrufen. Wie sehr auch unser Geschmack und unsre Neigungen sich ändern mögen, so wird doch diese zuweilen ziemlich gewaltsame Veränderung durch die Gewohnheit gemildert. Die Aufeinanderfolge unsrer Neigungen muß einer guten Abstufung der Farben in einem Gemälde gleichen: der geschickte Künstler muß unmerkliche Uebergänge schaffen, muß die Tinten mischen und vertheilen und damit keine grell absticht, ihrer mehrere über die ganze Arbeit verbreiten. Diese Regel wird durch die Erfahrung bestätigt. Unmäßige Leute wechseln alle Tage ihre Neigungen, ihren Geschmack, ihre Gesinnung, und ihre einzige Beständigkeit besteht in der Gewohnheit des Wechselns. Der geregelte Mann aber kommt stets auf seine alte Handlungsweise zurück und verliert selbst im Alter nicht den Geschmack an Dingen, die er als Kind liebte.

Wenn ihr bewirkt, daß beim Uebergange in ein neues Lebensalter die jungen Leute nicht mit Verachtung auf das verflossene zurückblicken, daß sie mit dem Annehmen neuer Gewohnheiten die alten nicht aufgeben, und beständig das gern thun, was gut ist, ohne Rücksicht auf die Zeit, in der es begonnen wurde: dann allein werdet ihr euer Werk sichern und bis ans Ende ihrer Tage ihrer versichert sein. Denn die am meisten zu fürchtende Revolution ist die des Alters, über welches ihr jetzt wacht. Wie man sich stets nach ihm zurücksehnt, so verliert man auch in der Folge nur schwer die Neigungen, die man in ihm

angenommen hat. Sind dieselben aber unterbrochen worden, so gewinnt man sie zeitlebens nicht wieder.

Die meisten Gewohnheiten, von denen ihr glaubt, daß ihr sie die Kinder und jungen Leute annehmen laßt, sind gar keine wirklichen Gewohnheiten, weil sie nur gewaltsam angenommen und wider Willen beibehalten werden, und weil man nur auf die Gelegenheit wartet, sie wieder abstreifen zu können. Man gewinnt durchaus keinen Geschmack am Aufenthalte im Gefängnisse, wenn man gezwungen ist, dort zu bleiben. Statt daß solche Gewohnheit den Abscheu verringern sollte, erhöht sie ihn vielmehr. Mit Emil ist es nicht so. Er hat als Kind Alles, was er that, freiwillig und mit Freuden gethan, und wenn er als Mann in gleicher Weise handelt, so wird er mit der Herrschaft der Gewohnheit die Süßigkeit der Freiheit vereinen. Das thätige Leben, die Arbeit der Arme, Leibesübung und Bewegung sind ihm derart nothwendig geworden, daß er ihnen nicht entsagen könnte, ohne zu leiden. Ihn plötzlich einer weichlichen und sitzenden Lebensweise unterwerfen, hieße ihn einkerkern, in Ketten schlagen, in einem gewaltsamen, unnatürlichen Zustande halten. Ich bezweifle nicht, daß seine Gemüthsstimmung und seine Gesundheit gleichermaßen leiden würden. In einem fest verschloßnen Zimmer kann er kaum athmen; er bedarf der freien Luft, der Bewegung, der Anstrengung. Selbst auf den Knieen vor Sophien kann er nicht umhin, bisweilen verstohlen seitwärts auf das Feld zu blicken und zu wünschen, daß er es mit ihr durchwandern könnte. Er bleibt jedoch, wenn er bleiben muß. Aber er ist unruhig, erregt. Er scheint mit sich zu kämpfen. Er bleibt, weil er in Ketten liegt. Ihr werdet sagen, das seien ja doch Bedürfnisse, von denen ich ihn abhängig gemacht, Freiheitsbeschränkungen, denen ich ihn unterworfen habe. Das ist ganz wahr: ich habe ihn dem Zustande des Menschen unterworfen.

Emil liebt Sophien. Aber welches sind vor Allem die Reize, die ihn angezogen haben? Ihr Gefühl, ihre Tugend, ihre Liebe zum Ehrbaren. Sollte er selbst verloren haben, wenn er diese Liebe an seiner Geliebten schätzt? Und um welchen Preis ist Sophie die Seine geworden? Um den aller Gefühle, welche dem Herzen ihres Geliebten natürlich sind: die Schätzung wahrer Güter, Genügsamkeit, Einfachheit, edle Uneigennützigkeit, Verachtung des Prunks und Reichthums. Emil besaß diese Tugenden, ehe sie ihm die Liebe hätte aufnöthigen können. Worin hätte er sich also in Wahrheit geändert? Er hat neue Gründe so zu

sein, wie er ist. Das ist der einzige Punkt, worin er von dem verschieden sein mag, was er war.

Ich kann mir nicht denken, daß irgend ein aufmerksamer Leser meines Buches glauben könnte, alle Verhältnisse in der Lage Emils hätten sich blos zufällig so gestaltet. Mag es wohl Zufall sein, da es doch in den Städten so viele liebenswürdige Mädchen giebt, daß die, welche ihm gefällt, fern in tiefster Abgeschiedenheit lebt? Ist es Zufall, daß sie für einander passen? Ist es zufällig, daß sie nicht im selben Orte wohnen können? Ist es Zufall, daß er nur so fern von ihr eine Wohnstätte findet? Ist es Zufall, daß er sie so selten sieht und daß er das Vergnügen, sie bisweilen zu sehen, mit so viel Beschwerden erkaufen muß? Er verweichlicht sich, sagt ihr. Im Gegentheil, er härtet sich ab. Er muß so kraftvoll sein, wie ich ihn erzogen habe, um die Beschwerden ertragen zu können, die er Sophiens willen zu ertragen hat.

Er wohnt zwei derbe Stunden von ihr. Diese Entfernung ist für ihn, was der Blasebalg für die Schmiede. Durch sie härte ich die Pfeile der Liebe. Wenn sie Thür an Thüre wohnten, wenn er sich in einen weich gepolsterten Wagen setzen könnte, um sie zu besuchen, so würde er bequem lieben haben, er würde nach Pariser Art lieben. Würde aber wohl Leander für Hero haben sterben wollen, wenn kein Meer zwischen ihnen gewesen wäre? Leser, erspart mir die Worte. Wenn ihr geschaffen wäret, um mich zu verstehen, so würdet ihre meine Regeln hinreichend bis ins Einzelne befolgen.

Als wir Sophien das erstemal besuchten, nahmen wir Pferde, um schneller von der Stelle zu kommen. Wir finden dieses Hilfsmittel bequem und bedienen uns bis zum fünftenmale der Pferde. Wir werden erwartet. Mehr als eine halbe Stunde vom Hause gewahren wir Leute auf dem Wege. Emil sieht aufmerksam nach ihnen, und dabei klopft ihm das Herz. Er nähert sich, erkennt Sophien, springt vom Pferde, läuft, fliegt, und im nächsten Augenblicke liegt er der liebenswürdigen Familie zu Füßen. Emil liebt schöne Pferde. Das seinige ist lebhaft, es fühlt sich frei und geht durch, quer übers Feld. Ich jage ihm nach, erreiche es mit Mühe und bringe es zurück. Unglücklicherweise fürchtet sich Sophie vor den Pferden, und ich wage nicht, mich ihr zu nähern. Emil sieht nichts davon, aber Sophie sagt ihm ins Ohr, welche Mühe er seinem Freunde gemacht hat. Emil springt ganz beschämt herzu, nimmt die Pferde und bleibt zurück. Es ist billig, daß die Reihe an jeden kommt. Er eilt voraus, um sich die Thiere vom

Halse zu schaffen. Da er nun Sophien zurücklassen muß, so findet er das Reiten nicht mehr so bequem. Athemlos kommt er zurück und begegnet uns auf halbem Wege.

Bei unsren folgenden Gängen mag Emil keine Pferde wieder. „Warum das?" frage ich ihn; „wir brauchen ja nur einen Bedienten mitzunehmen, der sie besorgt." „Ach," erwiedert er, „sollen wir die achtbare Familie derart belästigen? Du siehst ja wohl, daß sie Alles, Pferd und Mann, ernähren wollen." „Es ist wahr," erwiedre ich, „sie besitzen die edle Gastfreundschaft der Dürftigkeit. Die Reichen, welche bei all ihrem Prunke doch geizig sind, beherbergen nur ihre Freunde. Die Armen aber beherbergen auch die Pferde ihrer Freunde." „Wir wollen zu Fuße gehen, sagt er; solltest Du Dir das nicht getrauen, der Du doch so gutwillig die ermüdenden Freuden Deines Kindes theilst?" „Herzlich gern," antworte ich augenblicklich; „auch will mirs scheinen, als ob die Liebe nicht so viel Geräusch verträgt."

Als wir näher kommen, finden wir, daß uns Mutter und Tochter noch weiter entgegen gegangen sind als das erste mal. Wir sind wie im Fluge bei ihnen. Emil ist im Schweiß gebadet. Eine theure Hand trocknet ihm die Wangen. Nun könnte die ganze Welt voller Pferde sein, und wir würden künftighin nicht in Versuchung kommen, uns derselben zu bedienen.

Indessen ist es doch ziemlich hart, daß man nie den Abend mit einander verbringen kann. Der Sommer rückt weiter vor, und die Tage fangen an kürzer zu werden. Was wir auch sagen mögen, so erlaubt man uns doch nie, bei Nacht zurückzukehren. Und wenn wir nicht bald des Morgens kommen, so müssen wir beinahe schon nach unsrer Ankunft wieder aufbrechen. Da man uns bedauert und sich unsertwegen beunruhigt, so fällt der Mutter endlich ein, daß wir schicklicherweise allerdings nicht im Hause übernachten können, daß aber im Dorfe sich eine Nachtherberge für uns finden ließe, wo wir zuweilen übernachten könnten. Bei diesen Worten klatscht Emil in die Hände und hüpft vor Freuden. Sophie aber küßt, ohne daran zu denken, ihre Mutter etwas häufiger an dem Tage, wo sie dies Auskunftsmittel gefunden hat.

Allmählich begründet und befestigt sich die Süßigkeit der Freundschaft, Vertraulichkeit und Unschuld zwischen uns. An den von Sophien oder ihrer Mutter bestimmten Tagen komme ich regelmäßig mit meinem Freunde. Bisweilen lasse ich ihn auch allein gehen. Das Vertrauen

erhebt das Gemüth, und man darf einen Mann nicht mehr wie ein Kind behandeln. Was hätte ich auch bisher erreicht, wenn mein Zögling nicht meine Achtung verdiente? Es geschieht auch wohl, daß ich ohne ihn gehe. Dann ist er wohl traurig, murrt aber nicht. Was würde auch sein Murren helfen? Er weiß ja, daß ich seinen Interessen nicht schade. Mögen wir übrigens zusammen oder jeder besonders gehen, so sieht man, daß uns nie die Witterung zurückhält, und sind ganz stolz, in einem Zustande anzukommen, der Bedauern erregt. Unglücklicherweise versagt uns Sophie diese Ehre und verbietet uns, bei schlechtem Wetter zu kommen. Es ist das einzige mal, daß ich sie widerspenstig gegen die insgeheim ertheilten Vorschriften finde.

Eines Tages, als Emil allein gegangen ist und von mir erst am nächsten Morgen erwartet wird, sehe ich ihn schon am selben Abend zurückkommen. „Wie, mein lieber Emil," sage ich, ihn umarmend, „Du kommst zu deinem Freunde zurück?" Aber statt meine Liebkosung zu erwiedern, sagt er ein wenig verdrießlich: „Glaube nicht, daß ich freiwillig so bald komme, ich komme gegen meinen Willen. Sie wollte, daß ich ginge, und so komme ich ihret-, nicht Deinetwegen." Gerührt über diese Offenheit, umarme ich ihn noch einmal und sage: „Offne Seele, aufrichtiger Freund, beraube mich nicht dessen, was mir gehört! Wenn Du ihretwegen kommst, so geschieht es meinetwegen, daß Du dies sagst. Deine Rückkehr ist ihr Werk, aber Deine Offenheit ist das meinige. Bewahre für immer jene edle Treuherzigkeit schöner Seelen. Leute, die uns gleichgültig sind, lassen wir denken, was sie wollen. Aber es ist ein Verbrechen, wenn man duldet, daß ein Freund uns als Verdienst anrechnet, was wir nicht um seinetwillen gethan haben."

Ich hüte mich wohl, daß ich den Werth dieses Geständnisses in seinen Augen dadurch herabsetze, daß ich mehr Liebe als Edelmuth darin finde und ihm sage, er wolle sich weniger das Verdienst dieser Rückkehr absprechen, als es vielmehr Sophien ertheilen. Der Grund aber, warum mir Emil, ohne daran zu denken, sein Innerstes enthüllt, ist dieser: Wenn er gemächlich und langsamen Schrittes und in seine Liebesträume versunken zurückkehrt, so ist er nur der Geliebte Sophiens; wenn er aber eiligen Schrittes und erhitzt, wenn auch ein wenig mürrisch ankommt, so ist er der Freund seines Mentors.

Man sieht aus diesen Einrichtungen, daß mein Jüngling keineswegs sein Leben bei Sophien verbringt, noch sie so oft besucht, als er gern möchte. Die erhaltne Erlaubniß beschränkt sich auf ein oder zwei solcher

Reisen wöchentlich. Seine Besuche währen oft nur einen halben Tag und dehnen sich selten auf den nächsten aus. Die Hoffnung sie zu sehen, und die Freude sie gesehen zu haben, nimmt einen weit größern Zeitraum ein, als der wirkliche Besuch. Ja selbst an dem Tage seines Besuches ist sein Aufenthalt bei ihr von kürzerer Dauer als der Hin- und Rückweg. Seine wahren, reinen, köstlichen Freuden, die er aber weniger in der Wirklichkeit als in der Phantasie genießt, reizen seine Liebe, ohne sein Herz zu verweichlichen.

Die Tage, an welchen er sie nicht sieht, verbringt er nicht müßig oder sitzend. An solchen Tagen ist Emil noch der alte; er hat sich nicht im geringsten geändert. Am häufigsten durchstreift er die Felder der Umgegend und treibt eifrig Naturgeschichte. Er untersucht und prüft den Boden, seine Erzeugnisse, seine Kultur. Er vergleicht die Arbeiten, welche er sieht, mit den ihm bekannten. Er sucht die Gründe der Verschiedenheiten auf. Wenn er findet, daß eine andre Methode der hier üblichen vorzuziehen ist, so theilt er sie den Landleuten mit. Wenn er ihnen eine bessere Form des Pfluges vorschlägt, so läßt er nach eigner Zeichnung einen solchen anfertigen. Findet er einen Mergelbruch, so lehrt er sie den hier zu Lande noch unbekannten Gebrauch des Mergels. Oft legt er selbst Hand ans Werk. Sie sind ganz erstaunt, wenn sie sehen, wie er ihre Werkzeuge geschickter handhabt, als sie selbst, wie er tiefere und geradere Furchen zieht, gleichmäßiger säet und ihre Schrägbeete mit größerer Einsicht zu behandeln versteht, als sie. Sie machen sich nicht über ihn lustig wie über einen solchen, der über den Landbau nur schön zu reden weiß. Sie sehen, daß er ihn wirklich versteht. Er dehnt mit einem Worte seinen Eifer und seine Sorgfalt auf Alles aus, was von wesentlichem und allgemeinem Nutzen ist. Ja er beschränkt sich nicht einmal darauf. Er sucht die Landleute in ihren Häusern auf, unterrichtet sich über ihren Zustand, ihre Familien, die Zahl ihrer Kinder, über die Größe ihrer Besitzungen, die Beschaffenheit der Erzeugnisse derselben, so wie deren Absatz, über ihr Vermögen, ihre Abgaben, ihre Schulden u. s. w. Er giebt wenig Geld, da er weiß, daß es gewöhnlich schlecht angewandt ist. Aber er leitet sie an, es selbst richtig zu gebrauchen, und macht es so wider ihren Willen ihnen nützlich. Er versorgt sie mit Arbeitern, und oft bezahlt er ihnen ihren eignen Tagelohn für die Arbeiten, deren sie bedürfen. Dem einen läßt er die halbverfallne Hütte wieder herstellen oder decken; einem andern läßt er sein Feld, das aus Mangel an Mitteln brach gelegen,

umarbeiten; einem dritten giebt er eine Kuh, ein Pferd, ein Stück Vieh jeder Art an Stelle eines verlornen. Wenn zwei Nachbarn miteinander processiren wollen, so gewinnt er sie und versöhnt sie. Ein Bauer wird krank: er läßt ihn ärztlich behandeln oder behandelt ihn selbst*). Ein Andrer wird von einem mächtigen Nachbar bedrängt: er nimmt ihn in Schutz und legt ein gutes Wort für ihn ein. Arme junge Leute möchten einander heirathen, und er unterstützt sie dabei. Eine gute Mutter hat ihr liebes Kind verloren: er besucht sie, tröstet sie und geht nicht so schnell, wie er gekommen. Er verachtet die Dürftigen nicht und beeilt sich nicht, von den Unglücklichen wegzukommen. Oft nimmt er sein Mahl bei den Bauern ein, die er unterstützt, schlägt es aber auch bei denen nicht aus, die seiner nicht bedürfen. Indem er der Wohlthäter der Einen und der Freund der Andern wird, hört er nicht auf, ihres Gleichen zu sein. Kurz er wirkt allezeit durch seine Person eben so viel Gutes, wie durch sein Geld.

Bisweilen lenkt er seine Schritte nach der Seite des glücklichen Wohnsitzes. Er könnte hoffen, Sophien von ohngefähr zu gewahren, sie vielleicht, ohne selbst bemerkt zu werden, auf ihrem Spaziergange sehen. Aber Emil ist in seinem Benehmen stets gerade, er kann und will nichts auf Umwegen erreichen. Er besitzt jene liebenswürdige Zartheit, welche der Eigenliebe durch das gute Selbstzeugniß schmeichelt und sie nährt. Er beachtet streng die ihm gezognen Grenzen und nähert sich nie so weit, daß er zufällig das erreichen könnte, was er nur Sophien verdanken will. Dagegen irrt er mit Freuden in der Umgebung umher und sucht die Spuren der Tritte seiner Geliebten auf, sieht mit Rührung die Mühe, welche sie sich gegeben, und die Gänge, die sie ihm zu Liebe gemacht hat. Am Abend vor dem Tage, wo er sie besuchen darf, geht er in irgend eine benachbarte Meierei und bestellt ein Frühstück für den nächsten Morgen. Der Spaziergang wird nach dieser Richtung hin genommen, ohne daß es so scheint. Man tritt wie zufällig ein, findet Obst, Kuchen, Milch. Die leckere Sophie ist nicht unempfindlich

*) Einen kranken Bauer behandeln heißt nicht ihm Purganzen und Arzneien eingeben oder ihm den Wundarzt schicken. Das ist es nicht, was diese armen Leute bedürfen, wenn sie krank sind; sie bedürfen besserer und reichlicherer Nahrung. Fastet, ihr Andern, wenn ihr das Fieber habt; hat es aber ein Bauer, so gebt ihm Fleisch und Wein. Fast alle ihre Krankheiten stammen aus dem Elend der Entkräftung. Ihr bester Arzneitrank ist in eurem Keller, ihr einziger Apotheker muß euer Fleischer sein.

für diese Aufmerksamkeiten, und läßt unsrer Vorsicht gern Ehre widerfahren. Ich sage unsrer Vorsicht, denn ich bekomme stets meinen Antheil von ihrer Artigkeit, wenn ich gar nichts dazu beigetragen habe, sie zu verdienen. Es ist eine Ausflucht der Kleinen, um beim Danke weniger verlegen zu sein. Der Vater und ich essen Kuchen und trinken Wein. Emil aber leistet den Frauen Gesellschaft und lauert beständig, ob er nicht einen Teller mit Milch erwischen kann, in welchen Sophie ihren Löffel getaucht hat.

In Betreff der Kuchen erwähne ich gegen Emil seine ehemaligen Wettläufe. Man will wissen, was es damit für eine Bewandtniß hat. Ich setze es auseinander und man lacht darüber. Man fragt ihn, ob er noch laufen könne. „Besser als je", antwortet er; „es sollte mir sehr Leid thun, wenn ich es verlernt hätte." Jemand aus der Gesellschaft hätte wohl große Lust ihn laufen zu sehen, wagt es aber nicht zu sagen. Ein Andrer bringt die Sache in Vorschlag, und sie wird angenommen. Man bringt einige Jünglinge aus der Umgegend herzu, bestimmt einen Preis, und um die alten Spiele möglichst nachzuahmen, wird ein Kuchen ans Ziel gesetzt. Jeder hält sich bereit; der Vater giebt das Zeichen, indem er in die Hände klatscht. Der behende Emil fliegt dahin und ist am Ende der Rennbahn, noch ehe die drei andern Tölpel sich recht in Bewegung gesetzt haben. Emil empfängt den Preis aus Sophiens Hand, und nicht weniger großmüthig als Aenäas, ertheilt er den Besiegten Geschenke.

Inmitten des Aufhebens und des Triumphes wagt Sophie den Sieger herauszufordern, und rühmt sich, eben so schnell laufen zu können wie er. Er schlägt den Wettkampf keineswegs aus. Während sie sich am Anfange der Rennbahn anschickt, ihr Kleid an beiden Seiten aufzuschürzen und, mehr um ihren schönen Fuß zu zeigen als um im Wettkampfe zu siegen, nachsieht, ob ihre Röcke kurz genug sind, sagt Emil der Mutter ein Wort ins Ohr. Sie lächelt und giebt ein Zeichen der Zustimmung. Nun stellt er sich neben seine Mitbewerberin, und kaum ist das Zeichen gegeben, so läuft Sophie und fliegt wie ein Vogel dahin.

Die Frauen sind nicht zum Laufen geschaffen. Wenn sie fliehen, so wollen sie eingeholt sein. Das Laufen ist zwar nicht das Einzige, was sie ungeschickt machen, aber es ist das Einzige, was sie ohne Grazie thun. Ihre zurückgezognen und gegen den Leib gedrückten Ellenbogen geben ihnen ein lächerliches Ansehen, und die hohen Absätze, auf welchen

sie stehen, lassen sie wie Heuschrecken erscheinen, welche laufen möchten ohne zu hüpfen.

Emil meint nicht, daß Sophie besser als irgend ein andres Mädchen laufen könne, hält es nicht der Mühe werth, seine Stelle zu verlassen und sieht sie mit spöttischem Lächeln dahinspringen. Aber Sophie ist leichtfüßig und trägt niedrige Absätze, denn sie bedarf keiner Künstelei, um sich den Anschein zu geben, daß sie einen kleinen Fuß habe. Sie gewinnt mit solcher Schnelligkeit einen Vorsprung, daß Emil keine Zeit zu verlieren hat, wenn er diese neue Atalante erreichen will, die er schon so weit vor sich sieht. So läuft er also ebenfalls, einem Adler vergleichlich, der sich auf seine Beute stürzt. Er verfolgt sie und ist ihr schon auf der Ferse. Jetzt erreicht er die Athemlose, schlingt sanft seinen linken Arm um sie, hebt sie wie eine Feder empor, drückt seine süße Last ans Herz, beendet so den Lauf, läßt sie das Ziel zuerst berühren und ruft dabei aus: „Sophien ist der Sieg." Dann läßt er sich auf einem Knie vor ihr nieder und erkennt sich als besiegt.

Zu diesen mannigfachen Beschäftigungen gesellt sich auch die mit dem Handwerke, welches wir gelernt haben. Wenigstens an einem Tage in der Woche und an allen denen, wo schlechtes Wetter uns nicht erlaubt uns im Freien aufzuhalten, gehen wir, Emil und ich, zu einem Meister arbeiten. Wir arbeiten hier nicht etwa zum Schein, als Leute, die über den Handwerkerstand erhaben sind, sondern in vollem Ernste und als wirkliche Arbeiter. Sophiens Vater besucht uns einmal und findet uns an der Arbeit. Er verfehlt nicht, mit Verwunderung seinem Weibe und seiner Tochter zu berichten, was er gesehen hat. Geht nur hin, sagt er, und besucht diesen jungen Menschen in seiner Werkstatt, so werdet ihr sehen, ob er den Stand des Armen gering achtet. Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude Sophie diese Worte hört. Man spricht wiederholt davon, man möchte ihn bei der Arbeit überraschen. Man fragt mich aus, ohne sich etwas merken zu lassen; und nachdem man einen unsrer Arbeitstage ausgeforscht hat, nehmen Mutter und Tochter einen Wagen und kommen am selben Tage in die Stadt.

Beim Eintreten in die Werkstätte bemerkt Sophie am andern Ende derselben einen jungen Menschen in Hemdärmeln, mit nachlässig aufgebundenem Haar und so in seine Arbeit vertieft, daß er die Eintretende gar nicht gewahrt. Sie bleibt stehen und giebt ihrer Mutter ein Zeichen. Emil, den Meisel in der einen und den Schlägel in der andern Hand, beendet eben ein Zapfenloch. Dann sägt er ein Brett

und schraubt ein Stück davon in die Hobelbank, um es zu glätten. Dieses Schauspiel erscheint Sophien durchaus nicht lächerlich; es rührt sie, ist ihr achtungswerth. Weib, ehre dein Haupt! Der Mann ist es, der für dich arbeitet, der dir dein Brot verdient, der dich ernährt!

Während sie so aufmerksam zusehen, bemerke ich sie und zupfe Emil am Aermel. Er wendet sich um, sieht sie, wirft das Werkzeug weg und springt mit einem Freudenschrei auf. Nachdem er sich den ersten Ausbrüchen seiner Freude überlassen hat, heißt er seine Gäste niedersetzen und nimmt seine Arbeit wieder auf. Aber Sophie kann nicht sitzen bleiben. Sie erhebt sich mit Lebhaftigkeit, läuft in der Werkstatt umher, betrachtet das Werkzeug, befühlt die geglätteten Bretter, hebt die Hobelspäne vom Boden auf, sieht uns auf die Hände und sagt dann; daß ihr dies Handwerk gefalle, weil es so reinlich sei. Der kleine Schelm versucht es selbst Emil nachzuthun. Mit ihrer weißen und schwachen Hand stößt sie einen Hobel über das Brett hin. Der Hobel aber gleitet aus und greift nicht. Es ist mir, als sähe ich den Amor in der Luft, wie er lacht und mit den Flügeln schlägt. Es ist mir, als höre ich ihn einen Freudenschrei ausstoßen und rufen: Herkules ist gerächt.

Indessen fragt die Mutter den Meister: Mein Herr, wie viel zahlen Sie jenen Gesellen? Madam, erwiedert er, ich gebe jedem von ihnen zwanzig Sous täglich und die Kost. Aber wenn jener junge Mann wollte, so könnte er weit mehr verdienen, denn er ist der beste Arbeiter im Lande. Zwanzig Sous täglich und die Kost! sagt die Mutter und sieht uns zärtlich an. So ist es, Madame, erwiederte der Meister. Bei diesen Worten eilt sie auf Emil zu, drückt ihn an die Brust und vergießt Thränen an derselben, ohne etwas andres sagen zu können, als mehreremale die Worte zu wiederholen: Mein Sohn! o mein Sohn!

Nachdem wir noch einige Zeit, jedoch ohne uns umzusehen, mit ihnen geplaudert haben, sagt die Mutter zur Tochter: Laß uns gehen; es wird spät und wir dürfen nicht auf uns warten lassen. Hierauf nähert sie sich dem Emil, giebt ihm einen sanften Schlag auf den Backen und sagt: Nun, lieber Handwerker, wollen Sie nicht mit uns kommen? Da antwortet er mit traurigem Tone: Ich habe mich verbindlich gemacht, fragen Sie den Meister. Man fragt den Meister, ob er uns entbehren könne. Er antwortet, daß es nicht gehe. Ich habe, sagt er, dringende Arbeit, die ich übermorgen abliefern muß. Da ich

auf diese Herren gerechnet, so habe ich andre Arbeiter, die sich mir anboten, abgewiesen. Wenn diese gingen, so wüßte ich nicht, wo ich andre hernehmen sollte, und könnte meine Arbeit nicht zum versprochnen Tage beendigen. Die Mutter erwiedert nichts, sondern erwartet, daß Emil sprechen soll. Dieser aber hängt den Kopf und schweigt. Mein Herr, sagt sie ein wenig überrascht über dieses Schweigen, haben Sie gar nichts dazu zu sagen? Emil sieht die Mutter zärtlich an und sagt dann: Sie sehen wohl, daß ich bleiben muß. Hierauf gehen die Damen, um uns zu verlassen. Emil begleitet sie bis an die Thüre, folgt ihnen noch, so weit er kann, mit den Augen, seufzt und nimmt schweigend seine Arbeit wieder auf.

Auf dem Wege spricht die Mutter empfindlich über die Sonderbarkeit dieses Benehmens. Was! sagt sie, wäre es so schwer gewesen, den Meister zufrieden zu stellen, ohne gerade bleiben zu müssen? Und dieser so verschwendrische junge Mann, der das Geld ohne Noth wegwirft, weiß bei schicklichen Gelegenheiten keins zu finden? O Mutter, erwiederte Sophie, verhüte Gott, daß Emil dem Gelde einen solchen Werth beilege, daß er sich desselben bediene, um eine persönliche Verpflichtung zu verletzen, ungestraft sein Wort zu brechen und auch einen Andern das seinige brechen zu lassen! Ich weiß, daß er den Handwerker leicht für den geringen Nachtheil, den ihm seine Abwesenheit verursachen würde, entschädigen könnte; aber dann würde er doch seine Seele dem Reichthum unterwerfen, er würde sich gewöhnen, ihn an Stelle seiner Pflichten zu setzen und zu meinen, man könne sich von Allem entbinden, wenn man nur zahle. Emil hat eine andre Denkungsweise, und ich hoffe, daß ich ihm nicht Anlaß gebe, sie zu ändern. Glaubst du nicht, daß es ihm schwer geworden zu bleiben? Irre dich hierin nicht, liebe Mutter; er bleibt um meinetwillen, ich habe es wohl in seinen Augen gelesen.

Sophie ist jedoch nicht etwa nachsichtig mit Rücksicht auf die wahren Aufmerksamkeiten der Liebe. Sie ist im Gegentheil gebieterisch, anspruchsvoll. Sie möchte lieber gar nicht, als nur mäßig geliebt werden. Sie besitzt den edlen Stolz des Verdienstes, welches das Bewußtsein seines Werthes hat, sich selbst schätzt und geehrt sein will, wie es sich selber ehrt. Sie würde ein Herz verachten, das den Werth des ihrigen nicht völlig fühlen, und sie um ihrer Tugenden willen nicht eben so sehr, ja noch mehr schätzen würde, als um ihrer Reize willen; ein Herz, welches seine Pflicht nicht

ihrer Person, und wiederum sie nicht allem Andern vorzöge. Sie hat gar keinen Geliebten gewollt, der kein Gesetz weitrr kennt als das ihrige. Sie will nicht über einen Mann herrschen, den sie verunstaltet hat. So verachtete die Circe die Gefährten des Ulysses, die sie herabgewürdigt, und ergab sich ihm allein, den sie nicht hatte verwandeln können.

Dieses unverletzliche und heilige Recht aber abgerechnet, ist Sophie auf alle ihr zustehenden Rechte eifersüchtig und achtet genau darauf, mit welcher Gewissenhaftigkeit Emil sie ehrt, mit welchem Eifer er ihre Wünsche erfüllt, mit welcher Genauigkeit er im vorgeschriebenen Augenblicke erscheint; sie will, daß er weder zu spät noch zu früh kommt, sondern pünktlich ist. Früher kommen hieße sich selbst ihr vorziehen, später kommen hieße sie vernachlässigen. Sophien vernachlässigen! Das würde nicht zweimal geschehen. Ein ungerechter Argwohn hat einst beinahe Alles verloren gemacht. Aber Sophie ist billig und weiß ihr Unrecht wieder gut zu machen.

Eines Abends werden wir erwartet. Emil hat den Befehl erhalten. Man geht uns entgegen, aber wir kommen nicht. „Was mag aus ihnen geworden sein? Welches Unglück ist ihnen begegnet? Kein Bote erscheint!“ Der Abend verrinnt, während man uns erwartet. Die arme Sophie hält uns für todt; sie quält und ängstet sich und weint die ganze Nacht hindurch. Noch am Abend hat man einen Boten ausgeschickt, der sich nach uns erkundigen und am nächsten Morgen Nachricht von uns bringen soll. Der Bote kommt mit einem andern von uns zurück, der uns mündlich entschuldigt und berichtet, daß wir uns wohl befinden. Einen Augenblick darauf erscheinen wir selbst. Da wechselt die Scene. Sophie trocknet ihre Thränen, und wenn sie noch solche vergießt, so sind es Thränen der Wuth. Ihr stolzes Herz hat nichts damit gewonnen, daß es über unser Leben beruhigt ist. Emil lebt und hat vergebens auf sich warten lassen.

Bei unsrer Ankunft will sie sich einschließen. Man will, daß sie bleibt, und sie muß bleiben. Aber sogleich ergreift sie ihre Partie und zwingt sich zu einer ruhigen und zufriedenen Miene, welche Andern imponirt haben würde. Der Vater kommt uns entgegen und sagt: Sie haben ihren Freunden Sorge gemacht; es sind hier Leute, die Ihnen nicht so leicht verzeihen werden. Wer denn, Papa, sagt Sophie mit dem anmuthigsten Lächeln, das sie erzwingen kann. Was kümmert das dich, erwiedert der Vater, wenn du es nur nicht bist? Sophie entgegnet, kein Wort und schlägt die Augen nieder auf ihre Arbeit. Die

Mutter empfängt uns kalt und gesetzt. Emil wird verlegen und wagt nicht Sophien anzureden. Da redet sie ihn zuerst an, fragt, wie er sich befindet, läd ihn zum Sitzen ein, und verstellt sich so vortrefflich, daß der arme junge Mann, der die Sprache der heftigen Leidenschaft noch nicht kennt, durch diese Kaltblütigkeit betrogen wird und nahe daran ist, darüber selbst empfindlich zu werden.

Um ihm die Augen zu öffnen, will ich Sophiens Hand ergreifen und an meine Lippen führen, wie ich dies bisweilen thue. Sie aber zieht sie barsch zurück mit einem so scharf betonten „Mein Herr", daß diese unfreiwillige Bewegung sie gegen Emil sofort verräth.

Sophie sieht selbst, daß sie sich verrathen hat, und zwingt sich weniger. Ihre scheinbare Kaltblütigkeit verwandelt sich in eine ironische Verachtung. Sie antwortet auf Alles, was man ihr sagt, einsylbig und mit langsamer, unsichrer Stimme, als fürchte sie, den Ton der Entrüstung durchblicken zu lassen. Emil, halb todt vor Schrecken, sieht sie schmerzlich an und sucht sie zu bewegen, daß sie ihre Augen auf ihn richtet, um dort besser ihre wahren Gefühle lesen zu können. Sophie, durch sein Vertrauen noch mehr gereizt, schleudert ihm einen Blick zu, der ihm die Lust nach einem zweiten benimmt. Emil, vernichtet, zitternd, wagt zu seinem Glücke nicht mehr zu sprechen, noch sie anzusehen. Denn wenn er auch nicht schuldig gewesen wäre, hätte aber ihren Zorn ertragen können, so würde sie ihm nie verziehen haben.

Da ich nun sehe, daß es Zeit und an mir ist, eine Erklärung abzugeben, wende ich mich wieder an Sophien. Ich ergreife nochmals ihre Hand, die sie jetzt nicht wieder zurückzieht, denn sie ist im Begriff, ohnmächtig zu werden. Ich sage sanft zu ihr: „Liebe Sophie, wir sind unglücklich. Aber Sie sind verständig und gerecht. Sie verurtheilen uns nicht, ohne uns gehört zu haben. Hören Sie uns an." Sie antwortet nichts und ich spreche also:

„Gestern um vier Uhr brachen wir auf. Es war uns vorgeschrieben, um sieben Uhr hier anzukommen, und wir nehmen uns stets etwas mehr Zeit, als wir brauchen, damit wir uns ausruhen können, bevor wir hier ankommen. Wir hatten schon drei Viertel des Wegs zurückgelegt, als ein klägliches Jammergeschrei unser Ohr traf. Es kam aus einer Bergschlucht in einiger Entfernung von uns. Wir eilen der Stelle zu und finden einen unglücklichen Bauer, welcher auf seinem Pferde ein wenig angetrunken aus der Stadt zurückkommend, so schwer

gefallen war, daß er das Bein gebrochen hatte. Wir schreien und rufen um Hülfe. Niemand antwortet. Wir suchen den Verwundeten wieder auf sein Pferd zu setzen, können aber nicht damit zum Ziele kommen, denn bei der geringsten Bewegung erduldet der Unglückliche die furchtbarsten Schmerzen. So binden wir das Pferd seitwärts im Walde an, machen dann aus unsern Armen eine Tragbahre, legen den Verwundeten darauf und tragen ihn so sanft als möglich auf den Weg, der nach seiner Angabe zu seiner Wohnung führt. Es war eine weite Strecke, und wir mußten mehreremale ausruhen. Zum Tode ermattet kommen wir endlich an. Zu unsrer schmerzlichsten Ueberraschung entdecken wir, daß wir das Haus schon kennen, und daß der Unglückliche, den wir mit solcher Mühe hierher getragen haben, derselbe Mann ist, der uns am Tage unsrer ersten Ankunft so herzlich aufgenommen hatte. In der Verwirrung, in der wir uns alle befanden, hatten wir uns bis zu diesem Augenblicke nicht wieder erkannt."

„Der Mann hatte nur zwei kleine Kinder. Sein Weib, die nahe daran war, ihm ein Drittes zu schenken, erschrak, als sie ihn ankommen sah, so sehr, daß sie bald heftige Schmerzen fühlte und wenige Stunden darauf niederkam. Was war in einem solchen Zustande in einer so entlegnen Hütte zu thun, wo man auf keinem Beistand hoffen durfte? Emil übernahm es, das Pferd, welches wir im Walde zurückgelassen hatten, zu holen und in vollem Jagen nach der Stadt zu reiten, um einen Wundarzt zu beschaffen. Diesem übergab er das Pferd, und da er nicht schnell eine Wärterin hatte finden können, kam er zu Fuß mit einem Bedienten zurück, nachdem er zuvor einen Bedienten an Sie abgeschickt hatte. Ich war indessen, wie Sie sich denken können, zwischen einem Manne, der das Bein gebrochen, und einem Weibe in Kindesnöthen in der größten Verlegenheit und bereitete im Hause Alles vor, was ich zur Hülfe für beide als nothwendig voraussehen konnte."

„Ich will nicht weiter auf Einzelheiten eingehen; sie gehören nicht hierher. Es war zwei Uhr nach Mitternacht, ehe einer von uns nur einen Augenblick Erholung hatte finden können. Vor Tagesanbruch kamen wir endlich hier in unsrer Herberge an, wo wir nur die Stunde Ihres Erwachens abgewartet haben, um Ihnen Rechenschaft über unsern Unfall abzulegen."

Hier schwieg ich, ohne weiter etwas hinzuzufügen. Aber ehe noch Jemand gesprochen, geht Emil auf seine Geliebte zu und spricht mit erhobner Stimme und größerer Festigkeit, als ich erwartet hätte:

„Sophie, richten Sie nun über mich, Sie wissen Alles. Sie können mich wohl vor Schmerz sterben lassen, aber erwarten Sie nicht, mich die Pflichten der Menschlichkeit vergessen machen zu können, diese Pflichten sind mir heiliger als die gegen Sie; ich werde um Ihretwillen sie nie verleugnen."

Statt zu antworten erhebt sich Sophie bei diesen Worten, schlingt einen Arm um seinen Nacken und giebt ihm einen Kuß auf die Wange. Dann reicht sie ihm mit unnachahmlicher Anmuth die Hand und sagt: „Emil, nimm diese Hand, sie ist dein. Sei, wenn du willst, mein Gatte und mein Herr; ich werde mich bemühen, diese Ehre zu verdienen."

Kaum hat sie ihn umarmt, so schlägt der Vater entzückt in die Hände und ruft: „Noch einmal, noch einmal!" Und ohne sich nöthigen zu lassen giebt ihm Sophie sogleich zwei Küsse auf die andre Wange. Aber beinahe im selben Augenblicke erschrickt sie über Alles, was sie soeben gethan, flüchtet sich in die Arme ihrer Mutter und birgt das vor Scham erröthete Antlitz an ihrer mütterlichen Brust.

Ich werde die allgemeine Freude nicht beschreiben; ein Jeder muß sie fühlen. Nach Tische fragt Sophie, ob es zu weit sei, jene armen Kranken zu besuchen. Sophie wünscht es, und es ist ein gutes Werk. Man geht also hin und findet sie in zwei besonderen Betten. Emil hat das eine derselben beischaffen lassen. Auch Leute zu ihrer Unterstützung sind bei ihnen, welche Emil ebenfalls besorgt hatte. Im Uebrigen aber sind beide so schlecht versorgt, daß sie eben so sehr durch ihren Mangel als durch ihren Zustand leiden. Sophie läßt sich eine Schürze von der guten Frau geben und legt letztere in ihrem Bette zurecht; alsdann thut sie dasselbe mit dem Manne. Ihre sanfte und leichte Hand weiß Alles zu finden, was die Kranken drücken könnte, und verschafft ihren schmerzhaften Gliedern eine weichere Lage. Sie fühlen sich schon erleichtert, wenn Sophie sich ihnen naht; man möchte sagen, daß sie Alles erräth, was ihnen Beschwerde macht. Das so zarte Mädchen scheut sich nicht vor der Unreinlichkeit noch vor dem üblen Geruche und weiß beides zu beseitigen, ohne Jemanden Hand anlegen zu lassen und ohne die Kranken zu belästigen. Sie, die sonst immer so sittsam und bisweilen so ekel ist, sie, die um Alles in der Welt nicht mit einer Fingerspitze das Bett eines Mannes berührt haben würde, wendet ohne das geringste Bedenken den Verwundeten hin und her und bringt ihn in eine bequemere Lage, damit er lange

in derselben verbleiben kann. Der Eifer der Barmherzigkeit ist eben so viel werth als die Sittsamkeit. Und was Sophie thut, thut sie mit solcher Leichtigkeit und solchem Geschick, daß er sich erleichtert fühlt, beinahe ohne bemerkt zu haben, daß man ihn berührt hat. Das Weib und der Mann segnen vereint das liebenswürdige Mädchen, das ihnen dient, sie bedauert und sie tröstet. Es ist ein Engel vom Himmel, den ihnen Gott gesandt; sie hat eines Engels Gestalt und Anmuth, Milde und Güte. Entzückt beobachtet sie Emil im Stillen. Mann, liebe deine Gefährtin! Gott giebt sie dir, um dich in deinen Schmerzen zu trösten und dir in deinem Leiden beizustehn: siehe, das ist das Weib!

Man läßt den Neugebornen taufen. Die beiden Liebenden vertreten Pathenstelle und brennen im Innern vor Verlangen, bald Andere dasselbe thun zu lassen. Sie sehnen sich nach dem süßen Augenblicke; sie glauben ihn schon zu fassen. Alle Bedenken Sophiens sind gehoben, die meinigen aber kommen erst. Noch sind die Liebenden nicht da, wo sie zu sein glauben. Es muß jeder an die Reihe kommen.

Eines Morgens, nachdem sie sich zwei Tage lang nicht gesehen, trete ich mit einem Briefe in der Hand in Emils Zimmer und sage, ihn fest ansehend: „Was würdest du thun, wenn du erführst, daß Sophie todt ist?“ Er thut einen lauten Schrei, erhebt sich händeringend und sieht mich, ohne ein Wort zu sagen, mit verstörtem Blicke an. „So antworte doch, „fahre ich mit derselben Ruhe fort. Durch meine Kaltblütigkeit gereizt, kommt er mit zornfunkelnden Augen auf mich zu und bleibt in drohender Haltung vor mir stehen. „Was ich thun würde?.. Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich den Ueberbringer einer solchen Nachricht im Leben nicht wiedersehen würde.“ „Beruhige dich, antworte ich lächelnd, „sie lebt, sie befindet sich wohl, sie denkt an dich, und wir werden diesen Abend von ihr erwartet. Aber laß uns einen Spaziergang machen, und wir wollen mit einander plaudern.“

Die Leidenschaft, die sich seiner bemächtigt hat, gestattet ihm nicht mehr, sich wie früher rein verstandesmäßigen Unterhaltungen zu überlassen. Durch diese Leidenschaft muß das Interesse in ihm geweckt werden, daß er meinem Unterrichte Aufmerksamkeit zollt. Das war es, was ich durch jene schreckliche Einleitung bezweckte. Jetzt bin ich überzeugt, daß er mich anhören wird.

„Wir sollen glücklich sein, lieber Emil. Es ist der Lebenszweck eines jeden empfindenden Wesens. Es ist das erste Verlangen, das

uns die Natur einflößt, und das einzige, welches uns nie verläßt. Aber wo ist das Glück? Wer kennt es? Es wird von Jedem gesucht und von Keinem gefunden. Man verbringt sein Leben damit, es zu erjagen, und stirbt, ohne es erreicht zu haben. Als ich dich, mein junger Freund, bei deiner Geburt in meine Arme nahm, das höchste Wesen zum Zeugen der Verpflichtung anrief, der ich mich zu unterziehen wagte, und meine Lebenstage dem Glücke der deinigen zu weihen gelobte, wußte ich da selbst, wozu ich mich verpflichtete? Nein, ich wußte nur, daß ich mein eignes Glück sichern würde, wenn ich dich glücklich machte. Mit diesem Streben nach deinem Glück schuf ich ein Glück, das uns beiden gemeinsam war."

„So lange wir nicht wissen, was wir thun sollen, gebietet uns die Weisheit, unthätig zu bleiben. Von allen Grundsätzen ist dies derjenige, dessen der Mensch am meisten bedarf und den er am wenigsten zu befolgen versteht. Das Glück suchen, ohne zu wissen, wo es ist, heißt sich der Gefahr aussetzen, es zu fliehen, heißt es eben so oft aufs Spiel setzen, als es Irrwege giebt. Aber es ist nicht Jedermanns Sache, gar nicht zu handeln. Bei der Unruhe, in welche uns das heftige Verlangen nach Wohlbefinden versetzt, täuschen wir uns lieber, indem wir ihm nachlaufen, als daß wir gar nichts thun, um es zu suchen. Und wenn wir einmal die Stelle verlassen haben, wo wir es erkennen können, so wissen wir es alsdann nie mehr wieder zu finden."

„Ich habe bei gleicher Unkenntniß diesen Fehler zu vermeiden gesucht. Als ich die Sorge für dich übernahm, entschloß ich mich, keinen unnützen Schritt zu thun, und auch dich an einem solchen zu verhindern. Ich hielt mich auf dem Wege der Natur und erwartete von ihr, daß sie mir auch den zum Glücke zeigen werde. Es fand sich, daß es derselbe war, und daß ich ihn verfolgt hatte ohne daran zu denken."

„Sei du mein Zeuge, sei mein Richter, ich werde dich nie zurückweisen. Deine ersten Jahre sind nicht den ihnen folgenden geopfert worden. Du hast alle Güter genossen, welche dir die Natur verliehen hatte. Von den Uebeln, denen sie dich unterwarf und vor denen ich dich zu bewahren vermochte, hast du nur diejenigen empfunden, welche dich gegen die übrigen abhärten konnten. Du hast nie ein solches erduldet, es sei denn, um ein größeres zu vermeiden. Du hast weder Zwang noch Sklaverei gekannt. Frei und zufrieden, bist du gerecht und gut geblieben. Denn Leiden und Laster sind unzertrennlich, und nie wird der Mensch schlecht, wenn er nicht unglücklich ist. Möge die Er-

innerung an deine Kindheit sich erhalten können bis in die Tage deines Alters. Ich fürchte nicht, daß dein gutes Herz jemals derselben gedenkt ohne die Hand zu segnen, die sie lenkte."

„Als du in das Alter der Vernunft kamst, habe ich dich vor der Meinung der Menschen bewahrt; als dein Herz gefühlvoll wurde, habe ich dich vor der Herrschaft der Leidenschaften behütet. Wenn ich diese innere Ruhe bis an dein Lebensende hätte erhalten können, dann würde ich mein Werk gesichert haben, und du würdest stets glücklich sein, soweit ein Mensch es sein kann. Aber, lieber Emil, wie ich auch deine Seele in den Styx getaucht, ich habe sie nicht überall unverwundbar machen können. Es erhebt sich ein neuer Feind, den zu besiegen du noch nicht gelernt hast, und vor dem ich dich nicht habe schützen können. Dieser Feind bist du selbst. Natur und Schicksal hatten dich frei gelassen. Du konntest das Elend ertragen; du konntest die Schmerzen des Körpers erdulden, und die der Seele waren dir unbekannt. Du warst einzig in deiner Stellung als Mensch abhängig, und jetzt hängst du von all den Neigungen ab, die du dir gegeben hast. Indem du wünschen lerntest, wurdest du der Sklave deiner Wünsche. Welche Schmerzen können deine Seele bestürmen, ohne daß das Geringste an dir sich änderte, ohne daß irgend etwas dich beleidigte, ohne daß irgend etwas dein Wesen berührte! Welche Uebel kannst du empfinden, ohne krank zu sein! Wie oft kannst du den Tod erleiden, ohne zu sterben! Eine Lüge, ein Irrthum, ein Zweifel kann dich in Verzweiflung bringen."

„Du sahst auf dem Theater Helden, welche, den äußersten Schmerzen hingegeben, die Scene mit ihrem unsinnigen Geschrei erfüllten, sich wie die Weiber geberdeten, wie die Kinder weinten und sich so den öffentlichen Beifall erwarben. Erinnere dich des Aergernisses, welches dir dieses Jammern, dies Geschrei, dieses Wehklagen von Männern erregte, von denen man nur Standhaftigkeit und Festigkeit hätte erwarten sollen. Was? sagtest du ganz entrüstet, sind das die Beispiele, denen wir folgen sollen, und die Muster, die man uns zur Nachahmung bietet? Fürchtet man, der Mensch sei nicht klein, nicht unglücklich, nicht schwach genug, wenn man seiner Schwäche nicht noch unter dem Trugbilde der Tugend Weihrauch streut? Mein junger Freund, sei hinfort nachsichtiger bei dieser Scene, denn siehe, du wirst einer ihrer Helden werden."

„Du hast leiden und sterben gelernt. Du weißt dich in physischen Uebeln dem Gesetze der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Aber noch nie

hast du den Gelüsten deines Herzens ein Gesetz auferlegt. Und doch sind es weit mehr unsre Neigungen als unsre Bedürfnisse, welche die Unruhe unsres Lebens erzeugen. Unsre Wünsche sind unbegrenzt, und unsre Kräfte sind beinahe gleich Null. Durch seine Wünsche ist der Mensch von tausend Dingen abhängig, durch sich selbst hängt er an nichts, nicht einmal an seinem eignen Leben. Im selben Maße, als er seine Neigungen vermehrt, vervielfältigt er seine Leiden. Alles ist nur geschaffen, um über die Erde dahin zu streifen; Alles, was wir lieben, entflieht uns früher oder später, und doch hangen wir daran, als ob es ewig währen sollte. Welcher Schrecken beim bloßen Gedanken an Sophiens Tod! Hast du denn darauf gerechnet, daß sie ewig leben werde? Stirbt Niemand in ihrem Alter? Sie muß sterben, mein Sohn, und vielleicht früher als du. Wer weiß, ob sie selbst im gegenwärtigen Augenblicke noch lebt? Die Natur hatte dich nur einem einzigen Tode unterworfen, du unterwirfst dich noch einem zweiten: siehe, du bist in der Lage, zweimal zu sterben."

„Bald wirst du, also den regellosen Leidenschaften unterworfen, nur zu beklagen sein! Beständig Entbehrungen, beständig Verluste, beständig Unruhen und Besorgnisse! Du wirst nicht einmal das genießen, was dir geblieben ist. Die Furcht, Alles zu verlieren, wird dich verhindern etwas zu besitzen. Dafür, daß du nur deinen Leidenschaften hast folgen wollen, wirst du sie niemals befriedigen können. Du wirst beständig die Ruhe suchen, und beständig wird sie vor dir fliehen. Du wirst elend sein, und du wirst schlecht werden. Wie solltest du es nicht werden müssen, wenn du kein andres Gesetz als deine zügellosen Begierden hast? Wenn du unfreiwillige Entbehrungen nicht ertragen kannst, wie solltest du dir freiwillig solche auflegen? Wie würdest du die Neigung der Pflicht opfern, und deinem Herzen widerstehen können, um deiner Vernunft zu gehorchen? Du, der du schon den nicht wiedersehen willst, der dir den Tod deiner Geliebten verkündet, wie solltest du den ersehen können, der sie dir lebend rauben wollte und dir zu sagen wagte: Sie ist todt für dich, die Tugend scheidet dich von ihr? Wenn du mit ihr leben mußt, was auch geschehen möge, möge Sophie verheirathet sein oder nicht, mögest du frei sein oder nicht, möge sie dich lieben oder hassen, möge man sie dir gewähren oder abschlagen, es verschlägt nichts: du willst sie, und mußt sie um jeden Preis besitzen. Sage mir, vor welchem Verbrechen der noch zurückschreckt, der kein

Gesetz weiter kennt, als die Wünsche seines Herzens, und sich nichts zu versagen weiß, was dasselbe begehrt?"

„Mein Sohn, es giebt kein Glück ohne Muth, und keine Tugend ohne Kampf. Das Wort Tugend kommt her von taugen, tüchtig sein. Die Tüchtigkeit, die Kraft ist die Basis aller Tugend. Die Tugend ist nur Wesen eigen, die schwach sind durch ihre Natur, aber stark durch ihren Willen. Darin allein beruht das Verdienst des rechtschaffnen Mannes. Obgleich wir Gott gut nennen, so nennen wir ihn doch nicht tugendhaft, weil er keiner Anstrengung bedarf, um das Gute zu thun. Um dir dieses so sehr mißbrauchte Wort zu erklären, habe ich gewartet, bis du im Stande warst, mich zu verstehen. So lange die Ausübung der Tugend keine Anstrengung kostet, braucht man sie nicht zu kennen. Dies Bedürfniß kommt erst mit den erwachenden Leidenschaften. Für dich ist es schon gekommen."

„Ich habe dich in aller Einfachheit der Natur erzogen. Statt dir peinliche Pflichten zu predigen, habe ich dich vor den Lastern bewahrt, welche diese Pflichten peinlich machen. Ich habe dir die Lüge weniger verhaßt als unnütz gemacht. Ich habe dich weniger gelehrt, einem Jeden das Seine zu geben, als vielmehr dich nur um das Deine zu kümmern. Ich habe dich vielmehr gut als tugendhaft gemacht. Wer aber nichts weiter ist als gut, bleibt es nur so lange, als es ihm gefällt, so zu sein. Die Tugend scheitert und geht unter im Sturme der menschlichen Leidenschaften. Der Mensch, der nichts weiter ist als gut, ist nur gut für sich."

„Wer ist also ein tugendhafter Mensch? Derjenige ist es, der seine Leidenschaften zu besiegen weiß. Denn alsdann folgt er seiner Vernunft, seinem Gewissen. Er thut seine Pflicht, er hält sich auf dem rechten Wege, und nichts kann ihn von demselben ablenken. Bis hierher warst du nur dem Anscheine nach frei; du hattest nur die ungewisse Freiheit eines Sclaven, dem man nichts befohlen hat. Jetzt sei in Wirklichkeit frei! Lerne dein eigner Herr werden! Gebiete deinem Herzen, Emil, und du wirst tugendhaft sein."

„Es giebt also noch eine Lehrzeit durchzumachen, und diese Lehrzeit ist beschwerlicher als die erste. Denn die Natur befreit uns wohl von den Uebeln, die sie uns auflegt, oder lehrt sie uns ertragen; aber sie hat kein Heilmittel für die, welche aus uns selbst stammen; hier überläßt sie einen Jeden sich selbst. Sie läßt uns als Opfer unsrer Leiden-

schaften den eitlen Schmerzen erliegen und uns selbst noch der Thränen rühmen, um deren willen wir erröthen sollten."

„Dies hier ist deine erste Leidenschaft. Es ist vielleicht die einzige, die deiner würdig ist. Wenn du sie als Mann zu beherrschen verstehst, so wird es auch die letzte sein. Du wirst alle andern unterjochen und nur der Tugend gehorchen."

„Diese Leidenschaft ist kein Verbrechen, ich weiß es wohl. Sie ist so rein wie die Seelen, welche sie empfinden. Die Ehrbarkeit bildete, und die Unschuld nährte sie. Glückliche Liebende! Die Reize der Tugend vereinigen sich bei euch nur mit denen der Liebe; und das süße Band, welches eurer wartet, ist nicht weniger der Lohn unsrer Weisheit, als der eurer Liebe. Aber sage nur, aufrichtiger Mensch, hat diese so reine Leidenschaft dich darum weniger unterjocht? Hat sie dich darum weniger zum Sklaven gemacht? Und wenn sie morgen aufhörte, unschuldig zu sein, würdest du sie von morgen ab ersticken? Jetzt ist der Augenblick gekommen, deine Kraft zu versuchen; wenn du sie erst anwenden mußt, dann ist es zu spät. Diese gefährlichen Versuche müssen fern von der Gefahr angestellt werden. Man übt sich nicht erst im Kampfe, wenn man schon vor dem Feinde steht. Man rüstet sich zu demselben vor dem Kriege. Schon vollständig gerüstet stellt man sich dem Feinde entgegen."

„Es ist ein Irrthum, wenn man die Leidenschaften in erlaubte und verbotene eintheilt, um sich den erstern zu überlassen und die letztern zu bekämpfen. Alle sind gut, wenn man ihrer Herr bleibt, alle sind verderblich, wenn man ihr Sklave wird. Was uns die Natur verboten hat, ist nur dies, daß wir unsre Neigungen nicht weiter ausdehnen als unsre Kräfte reichen. Was uns die Vernunft verbietet, ist dies, daß wir nicht das wollen, was wir nicht erreichen können. Und was das Gewissen verbietet, ist nicht etwa, daß wir nicht versucht werden, sondern daß wir uns von den Versuchungen nicht besiegen lassen. Es hängt nicht von uns ab, ob wir Leidenschaften haben oder nicht, aber es hängt von uns ab, über sie zu herrschen. Alle Empfindungen, welche wir beherrschen, sind berechtigt, alle die, welche uns beherrschen, sind strafbar. Ein Mann ist nicht schuldig, wenn er das Weib eines Andern liebt, so lange er diese unglückliche Leidenschaft dem Gesetze der Pflicht unterworfen hält; er ist aber schuldig, wenn er sein eignes Weib so liebt, daß er dieser Liebe Alles opfert."

„Erwarte von mir keine langen moralischen Vorschriften. Ich habe dir nur eine einzige zu geben, und diese umfaßt alle andern: Sei ein Mensch, schränke dein Herz auf die Grenzen deines Standes ein! Erforsche diese Grenzen und lerne sie kennen! Wie eng sie auch sein mögen, so ist man doch nie unglücklich, so lange man sich innerhalb ihrer Schranken hält. Man wird es erst, wenn man diese überschreiten will; man wird es, wenn man in seinen unsinnigen Verlangen das für möglich annimmt, was es nicht ist; man wird es, wenn man seinen Stand als Mensch vergißt und sich einen andern erträumt, aus dem man immer in den wirklichen zurückfällt. Die einzigen Güter, deren Verlust uns Ueberwindung kostet, sind die, auf welche wir ein Recht zu haben glauben. Die offenbare Unmöglichkeit, sie zu erlangen, reißt uns von ihnen los, hoffnungslose Wünsche quälen nicht. Der Bettler wird nicht von dem Wunsche gequält, ein König zu sein; ein König wird nur Gott sein wollen, wenn er nicht mehr Mensch zu sein glaubt."

„Die Täuschungen des Stolzes sind die Quellen unserer größten Uebel. Die Betrachtung des menschlichen Elends aber macht den Weisen stets mäßig. Er hält sich auf seiner Stelle und beunruhigt sich nicht damit, sie zu verlassen. Er verbraucht nicht nutzlos seine Kräfte, um das zu genießen, was er nicht bewahren kann; und indem er sie alle darauf verwendet, um das gehörig zu bemeistern, was er besitzt, ist er in der That mächtiger und reicher in Allem, was er um so viel weniger begehrt als wir. Werde ich sterbliches und vergängliches Wesen auf dieser Erde, wo Alles wechselt, Alles vergeht, und von der ich morgen verschwinden werde, ewige Bande knüpfen können? O Emil, o mein Sohn! wenn ich dich verlöre, was würde mir dann noch bleiben? Und doch muß ich lernen, dich zu verlieren; denn wer weiß, wie bald du mir entrissen wirst?"

„Willst du also glücklich und weise leben, so hänge dein Herz nur an das Schöne, was nie vergeht. Deine Verhältnisse mögen deine Wünsche beschränken; stelle deine Pflichten höher als deine Neigungen. Dehne das Gesetz der Nothwendigkeit auch auf das Moralische aus. Lerne verlieren, was dir entrissen werden kann. Lerne Alles hingeben, wenn es die Tugend gebietet; lerne dich über die Ereignisse erheben, dein Herz von ihnen losmachen, ohne daß sie es zerreißen, lerne muthig sein im Mißgeschick, damit du nie elend, und fest in deiner Pflicht, damit du nie schuldig werdest. Dem Geschicke zum Trotz wirst du dann glücklich, und deinen Leidenschaften zum Trotze wirst du weise sein.

Dann wirst du selbst im Besitze der vergänglichen Güter einen Genuß finden, den nichts stören kann. Du wirst sie besitzen, ohne daß sie dich besitzen, du wirst fühlen, daß der Mensch, dem Alles entschwindet, nur das genießt, was er zu verlieren weiß. Allerdings wirst du nichts von der Täuschung der eingebildeten Freuden empfinden, wirst aber auch die Schmerzen nicht erdulden, welche ihre Frucht sind. Du wirst bei diesem Tausche viel gewinnen, denn diese Schmerzen sind häufig und wirklich, und jene Freuden sind selten und nichtig. Als Sieger über so viele trügerischen Meinungen wirst du auch Sieger über diejenige sein, welche dem Leben einen zu hohen Werth verleiht. Du wirst das deinige ohne Unruhe verbringen und ohne Schrecken enden. Du wirst dich von ihm losreißen, wie von allem Andern. Mögen Andre, vom Schrecken ergriffen, meinen, daß sie mit des Lebens Ende aufhören zu sein: du wirst, seine Nichtigkeit erkennend, erst dann zu beginnen glauben. Der Tod ist des Lebens Ende für den Bösen, und sein Anfang für den Gerechten."

Mit einer von Unruhe gemischten Aufmerksamkeit hört mich Emil an. Er befürchtet zu dieser Einleitung einen traurigen Schluß. Er ahnt, daß ich ihm die Nothwendigkeit einer Uebung der Seelenkraft zeige, weil ich ihn dieser harten Uebung unterwerfen will. Und wie ein Verwundeter zittert, wenn er den Wundarzt kommen sieht, so glaubt er schon auf seiner Wunde die schmerzende aber heilsame Hand zu fühlen, die ihn hindert, dem Verderben zu verfallen.

Ungewiß, beunruhigt und begierig, zu erfahren, wo ich hinaus will, fragt er mich, statt mir zu antworten, aber mit Bangigkeit. „Was muß ich thun?" sagt er beinahe zitternd und ohne die Augen aufzuschlagen. „Was du thun mußt?" antworte ich in festem Tone, „du mußt Sophien verlassen." Was sagst du?" ruft er mit Ungestüm aus, „Sophien verlassen! sie verlassen, sie täuschen, ein Verräther sein, ein Schurke, ein Meineidiger!" . . . „Wie? unterbreche ich ihn, bin ich es, von dem Emil fürchtet, daß ich ihn solche Namen verdienen lehre?" „Nein," fährt er mit demselben Ungestüm fort, „weder von dir noch von einem Andern; ich werde ohne dich dein Werk zu bewahren wissen; ich werde wissen, diese Namen nicht zu verdienen."

Ich war auf diese erste Wuth gefaßt. Ich ließ sie vorübergehen, ohne mich zu erregen. Wenn ich die Mäßigung selbst nicht besäße, die ich ihm predige, so möchte es mir gut anstehen, sie ihm zu predigen. Emil kennt mich zu gut, als daß er mich fähig glauben sollte, daß ich

etwas Schlechtes von ihm verlange, und er weiß wohl, daß es schlecht sein würde, Sophien zu verlassen, in dem Sinne, welchen er diesem Worte giebt. Er wartet also schließlich, daß ich mich erkläre. Und so nehme ich wieder das Wort.

„Glaubst du wohl, lieber Emil, daß ein Mensch, in welcher Lage er sich auch befinden möge, glücklicher sein könnte, als du es seit drei Monaten bist? Wenn du es glaubst, dann komme zu besserer Einsicht. Ehe du die Freuden des Lebens gekostet hast, hast du sein Glück erschöpft. Es giebt nichts mehr, außer dem, was du empfunden hast. Das Glück der Sinne ist vorübergehend; der gewohnte Herzenszustand verliert stets dabei. Du hast mehr in der Hoffnung genossen, als du jemals in Wirklichkeit genießen wirst. Die Phantasie, welche uns das Gewünschte verschönt, verläßt es im Besitz. Das einzige Wesen ausgenommen, das durch sich selbst ist, ist nur das schön, was nicht ist. Wenn dieser Zustand hätte immerdar währen können, so würdest du das höchste Glück gefunden haben. Aber alles Menschliche ist hinfällig; Alles ist endlich, Alles vergänglich im Menschenleben. Und wenn der Zustand, der uns glücklich macht, immer währen würde, so würde dennoch die Gewöhnung an seinen Genuß uns den Geschmack daran nehmen. Wenn sich auch außerhalb unser nichts ändert, so ändert sich doch unser Herz. Das Glück verläßt uns, oder wir verlassen das Glück."

„Die Zeit, die du nicht maßest, ist während deines Freudenrausches verflossen. Der Sommer ist zu Ende, der Winter naht. Wenn wir auch unsre Gänge während einer so rauhen Jahreszeit fortsetzen könnten, so würde man es doch nicht dulden. Wir müssen also, wir mögen wollen oder nicht, unsre Lebensweise ändern; diese kann nicht mehr so fortdauern. Ich sehe an deinem ungeduldigen Blicke, daß diese Schwierigkeit dich nicht eben zu bekümmern scheint. Sophiens Geständniß und deine eignen Wünsche geben dir ein leichtes Mittel an die Hand, um den Schnee zu vermeiden und keine Wanderung mehr machen zu müssen, wenn du sie besuchen willst. Das Hülfsmittel ist ohne Zweifel bequem. Aber der Frühling kommt, der Schnee schmilzt, und die Ehe bleibt. Man muß auf alle Jahreszeiten denken."

„Du willst Sophien heirathen, und noch sind es keine fünf Monate, seit du sie kennst. Du willst sie heirathen, nicht weil sie für dich paßt, sondern weil sie dir gefällt. Als wenn sich die Liebe noch nie über die Angemessenheit getäuscht hätte, und als wenn die, welche mit Liebe begannen, noch nie mit Haß geendet hätten! Sie ist tugendhaft, ich weiß

es. Aber ist das schon genug? Genügt es, nur rechtschaffen zu sein, um auch miteinander zu harmoniren? Nicht ihre Tugend, sondern ihr Charakter ist es, der mich unsicher macht. Zeigt sich der Charakter eines Weibes in einem Tage? Weißt du, in wie vielen Lagen man es gesehen haben muß, um es von Grund aus zu kennen? Bürgt eine Zuneigung von vier Monaten für ein ganzes Leben? Ist nicht vielleicht eine zweimonatliche Abwesenheit hinreichend, daß sie dich vergißt? Wartet nicht vielleicht ein Andrer nur auf deine Entfernung, um Dich aus ihrem Herzen zu verdrängen? Kannst du sie bei deiner Rückkehr vielleicht nicht eben so gleichgültig finden, als du sie bisher gefühlvoll fandest? Die Gefühle sind unabhängig von Grundsätzen. Sophie kann sehr rechtschaffen bleiben und doch aufhören dich zu lieben. Sie wird standhaft und treu sein, ich bin geneigt, es zu glauben. Wer aber bürgt Dir für sie, und wer bürgt ihr für dich, so lange ihr noch nicht auf die Probe gestellt worden? Erwartet ihr, daß diese Probe für euch nutzlos ist? Wollt ihr, um euch kennen zu lernen, warten, bis ihr euch nicht mehr trennen könnt?"

„Sophie ist noch nicht achtzehn Jahre alt, du hast kaum das zweiundzwanzigste zurückgelegt. Das ist das Alter der Liebe, aber nicht das der Ehe. Was für Hausväter und was für Mütter! Wohl, um Kinder erziehen zu können, wartet wenigstens, bis ihr selbst keine solchen mehr seid. Weißt du, wie vielen jungen Personen die zu früh ertragnen Beschwerden der Schwangerschaft den Körper geschwächt, die Gesundheit untergraben und das Leben verkürzt haben? Weißt du, wie viele Kinder siech und schwächlich geblieben sind, weil sie ein Körper genährt hatte, der selbst noch nicht hinreichend entwickelt war? Wenn Mutter und Kind zugleich wachsen, und wenn der zum Wachsthum eines Jeden erforderliche Nahrungsstoff auf zwei sich vertheilen muß, so erhält weder das Eine noch das Andere, was ihm die Natur bestimmt hat. Wie sollte es zugehen, wenn nicht beide darunter leiden sollten. Ich müßte meinen Emil sehr schlecht kennen, wenn ich nicht wüßte, daß er lieber später ein gesundes Weib und kräftige Kinder haben, als seine Ungeduld auf Kosten ihres Lebens und ihrer Gesundheit befriedigen möchte."

„Laß mich von dir reden. Du möchtest Gatte und Vater werden; hast du auch über die Pflichten nachgedacht, die dir dann obliegen? Indem du Familienhaupt wirst, wirst du auch ein Glied des Staates. Was heißt das, ein Staatsglied sein? Weißt du es? Du hast deine Pflichten als Mensch studirt, kennst du aber auch die des Bürgers?

Weißt du, was Regierung, Gesetz, Vaterland ist? Weißt du, um welchen Preis du leben darfst, und für wen du sterben mußt? Du glaubst Alles gelernt zu haben und weißt noch nichts. Ehe du eine Stelle in der bürgerlichen Ordnung einnimmst, lerne sie erst kennen und beurtheilen, welcher Rang in derselben dir entspricht."

„Emil, du mußt Sophien verlassen. Ich sage nicht, daß du sie auf immer verlassen sollst. Wenn du dessen fähig wärest, so würde sie nur zu glücklich sein, wenn sie nie deine Gattin würde. Du mußt sie verlassen, um ihrer würdig zu ihr zurückzukehren. Sei nicht so eitel, zu glauben, du habest sie schon verdient. O, wie viel bleibt dir noch zu thun übrig! Erfülle diesen edlen Beruf; lerne von ihr getrennt zu leben; gewinne den Lohn der Treue, damit du bei deiner Rückkehr dich vor ihr dessen rühmen und ihre Hand nicht als eine Gnade, sondern als eine Belohnung fordern kannst."

Ungeübt im Kampfe mit sich selbst und nicht gewöhnt, das Eine zu wünschen und das Andre zu wollen, ergiebt sich der junge Mann noch nicht. Er widerstrebt, er bestreitet. Warum soll er das Glück zurückweisen, das seiner wartet? Hieße es nicht die dargebotene Hand verschmähen, wenn er zögere, sie zu ergreifen? Sei es nöthig, daß er sich von ihr trenne, um zu lernen, was er wissen müsse? Und wenn dies auch nöthig sei, warum sollte er ihr nicht in unlöslichen Banden die sichre Bürgschaft seiner Rückkehr lassen? Als ihr Gatte sei er bereit mir zu folgen; er sei nur erst mit ihr vereint, dann wolle er ohne Furcht von ihr scheiden .... „Euch vereinigen, um euch zu trennen, lieber Emil? Welch ein Widerspruch! Es ist schön, wenn ein Geliebter ohne seine Geliebte leben kann; aber ein Mann darf nie ohne Noth sein Weib verlassen. Ich sehe wohl, wenn deine Bedenken gehoben werden sollen, so muß deine Frist eine unfreiwillige sein. Du mußt Sophien sagen können, daß du sie gegen deinen Willen verläßt. Wohlan denn, gieb dich zufrieden! Und da du der Vernunft nicht gehorchst, so erkenne einen andern Herrn an. Du hast die Verpflichtung nicht vergessen, die du gegen mich übernommen hast. Emil, du mußt Sophien verlassen, ich will es!"

Bei diesem Worte läßt er den Kopf hängen, schweigt und ist einen Augenblick in Gedanken verloren; dann aber sieht er mich mit Zuversicht an und sagt: „Wann reisen wir ab?" „In acht Tagen," erwiedere ich; „Sophie muß auf die Abreise vorbereitet werden. Die Frauen sind schwächer, man ist ihnen Schonung schuldig. Und da diese Trennung

nicht für sie, wie für uns eine Pflicht ist, so ist ihr erlaubt, sie mit weniger Muth zu ertragen."

Ich bin nur zu sehr geneigt, das Tagebuch der Liebe meiner jungen Leute bis zu ihrer Trennung fortzuführen. Aber ich mißbrauche schon seit langer Zeit die Nachsicht meiner Leser. Ich will mich also kurz fassen, um einmal zu Ende zu kommen. Wird Emil zu den Füßen seiner Geliebten dieselbe Sicherheit zu zeigen wagen, die er soeben seinem Freunde gegenüber gezeigt hat? Was mich betrifft, so glaube ich es. Aus der Wahrheit seiner Liebe selbst muß er diese Sicherheit schöpfen. Er würde vor ihr verlegener sein, wenn es ihn weniger Ueberwindung kostete, sie zu verlassen. Er würde sie als Schuldiger verlassen, und diese Rolle bereitet einem rechtschaffnen Herzen stets Verlegenheit. Aber je mehr Ueberwindung ihn das Opfer kostet, desto mehr ehrt es ihn in den Augen derjenigen, welche es ihm so schwer macht. Er fürchtet nicht, daß sie sich über den Beweggrund, der ihn bestimmt, irre führen läßt. Er scheint ihr mit jedem Blicke zu sagen: O Sophie, lies in meinem Herzen und sei treu! Du hast keinen Geliebten ohne Tugend.

Die stolze Sophie ihrerseits sucht mit Würde den ungeahnten Schlag zu ertragen, der sie trifft. Sie bemüht sich unempfindlich für denselben zu erscheinen. Aber da sie nicht so wohl wie Emil die Ehre des Kampfes und des Sieges genießt, so ist ihre Festigkeit von geringerm Bestand. Sie weint, sie seufzt gegen ihren Willen, und die Angst vergessen zu werden, verschärft den Schmerz der Trennung. Nicht vor ihrem Geliebten weint sie, nicht ihm zeigt sie ihre Angst. Sie würde eher ersticken, als daß ihr in seiner Gegenwart ein Seufzer entschlüpfte. Ich bin es, der ihre Klagen empfängt, ihre Thränen sieht, und den sie scheinbar zu ihrem Vertrauten macht. Die Frauen sind gewandt, und wissen sich zu verstellen: je mehr sie insgeheim über meine Tyrannei murrt, desto aufmerksamer sucht sie mir zu schmeicheln. Sie fühlt, daß ihr Geschick in meinen Händen liegt.

Ich tröste sie, flöße ihr Muth ein, bürge ihr für ihren Geliebten oder vielmehr ihren Gatten. Wenn sie ihm nur dieselbe Treue wahrt, die er für sie hegt, so wird er es in zwei Jahren sein, darauf schwöre ich. Sie achtet mich zu sehr, um zu glauben, daß ich sie täuschen will. Ich bin bei jedem von beiden Bürge für den andern. Ihre Herzen, ihre Tugend, meine Rechtschaffenheit, das Vertrauen ihrer Eltern, Alles

beruhigt sie. Aber was vermag die Vernunft gegen die Schwäche? Sie trennen sich, als wenn sie einander nicht wiedersehen sollten.

Jetzt erinnert sich Sophie des Kummers der Eucharis und fühlt sich wirklich an ihrer Stelle. Doch wir dürfen während unsrer Abwesenheit ihre phantastische Liebe nicht wieder erwachen lassen. „Sophie," sage ich eines Tages zu ihr, „treffen Sie mit Emil einen Büchertausch. Geben sie ihm ihren Telemach, damit er lerne ihm ähnlich zu werden, und er soll ihnen den Beobachter [19]) geben, in dem Sie so gerne lesen. Studiren Sie die Pflichten des ehrbaren Weibes und bedenken Sie, daß diese Pflichten in zwei Jahren die Ihrigen sein werden." Dieser Tausch gefällt beiden und giebt ihnen Vertrauen. Endlich kommt der traurige Tag, und sie müssen scheiden.

Der würdige Vater Sophiens, mit dem ich Alles verabredet habe, umarmt mich, als ich ihm mein Lebewohl sage. Dann nimmt er mich bei Seite und spricht in ernstem, nachdrucksvollem Tone folgende Worte: „Ich habe Ihnen Alles zu Gefallen gethan. Ich wußte, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun hatte. Ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen: Bedenken Sie, daß Ihr Zögling den Ehevertrag auf dem Munde meiner Tochter unterzeichnet hat.„

Welcher Unterschied in dem Benehmen der beiden Liebenden! Emil, ungestüm, feurig, erregt, außer sich, stößt ein Geschrei aus, benetzt mit Strömen von Thränen die Hände des Vaters, der Mutter, der Tochter, umarmt mit Schluchzen alle Hausgenossen und wiederholt tausendmal dieselben Dinge mit einer Verwirrung, welche bei jeder andern Gelegenheit Lachen erregen würde. Sophie, trauernd, bleich, mit mattem Auge und düsterm Blick, bleibt ruhig, sagt nichts, sieht Niemanden an, selbst Emil nicht. Mag er immerhin ihre Hände erfassen, sie in seine Arme drücken: sie bleibt unbeweglich, unempfindlich für seine Thränen, seine Liebkosungen, für Alles, was er thut. Für sie ist er schon geschieden. Wie viel rührender ist dies als die ungestüme Klage und der geräuschvolle Schmerz ihres Geliebten. Er sieht es, er fühlt es, es zerreißt ihm das Herz. Nur mit Mühe reiße ich ihn los; wenn ich ihn noch einen Augenblick lasse, so wird er nicht mehr gehen wollen. Ich bin entzückt, daß er dies traurige Bild mit sich nimmt. Wenn er je versucht sein sollte, das zu vergessen, was er Sophien schuldet, so brauche ich sie ihm nur ins Gedächtniß zu rufen, so wie er sie im Augenblicke seines Scheidens sah: und er müßte ein sehr entfremdetes Herz haben, wenn ich ihn nicht wieder zu ihr zurückführen sollte.

Reisen.

Man fragt, ob es gut sei, daß junge Leute reisen, und streitet viel darüber. Wenn man die Frage anders stellte und vielmehr fragte, ob es gut sei, daß Männer Reisen gemacht haben, so würde man vielleicht nicht so viel streiten.

Der mit den Büchern getriebene Mißbrauch ertödtet die Wissenschaft. Man meint das zu wissen, was man gelesen hat, und glaubt sich der Mühe überhoben, es zu lernen. Zu vieles Lesen dient nur zur Erzeugung einer anmaßenden Unwissenheit. In keinem einzigen von allen literarischen Jahrhunderten hat man so viel gelesen wie in dem gegenwärtigen, und in keinem ist man weniger gelehrt gewesen. In keinem Lande der Erde sind so viele Geschichten, Nachrichten und Reisebeschreibungen gedruckt worden wie in Frankreich, und in keinem kennt man den Geist und die Sitten andrer Völker weniger als hier. So viele Bücher lassen uns das Buch der Welt vernachlässigen, oder wenn wir noch darin lesen, so hält sich jeder nur an sein Blatt. Wenn mir das Wort: „Kann man ein Perser sein" auch unbekannt wäre, so würde ich doch, wenn ich es sagen hörte, errathen, daß es aus einem Lande stammt, wo die nationalen Vorurtheile am meisten herrschen, und von einem Geschlechte, welches sie am meisten verbreitet.

Ein Pariser glaubt die Menschen zu kennen und kennt nur die Franzosen. Seine Stadt ist zwar beständig von Fremden angefüllt, aber er betrachtet jeden derselben als eine außerordentliche Erscheinung, die in der übrigen Welt nicht ihres Gleichen hat. Man muß das Bürgerthum dieser großen Stadt in der Nähe gesehen, muß unter ihm gelebt haben, um es für möglich zu halten, daß man bei so viel Geist so einfältig sein kann. Das Seltsamste dabei ist, daß Jeder von ihnen vielleicht zehnmal die Beschreibung des Landes gelesen hat, dessen Bewohner er hier so gewaltig anstaunt.

Es ist zu viel zugemuthet, daß man zugleich die Vorurtheile der Schriftsteller und die eigenen durchbrechen soll, um zur Wahrheit zu gelangen. Ich habe mein Leben mit dem Lesen von Reisebeschreibungen

verbracht und habe deren nicht zwei gefunden, welche mir dieselbe Idee von demselben Volke gegeben hätten. Als ich das Wenige, was ich hatte beobachten können, mit dem verglich, was ich gelesen, legte ich die Reisebeschreibungen bei Seite und bedauerte den Verlust der Zeit, die ich darauf verwandt hatte, um mich durch sie zu unterrichten, in der festen Ueberzeugung, daß wenn man Beobachtungen irgend welcher Art machen will, man nicht lesen, sondern sehen muß. Das würde schon zutreffen, wenn alle Reisenden aufrichtig wären, und nichts weiter erzählten, als was sie gesehen haben oder was sie für wahr halten, und wenn sie die Wahrheit nur durch die falschen Farben entstellten, die sie in ihren Augen erhält. Wie viel mehr aber muß es zutreffen, wenn man die Wahrheit noch aus ihren Lügen und ihrer wissentlichen Entstellung heraussuchen muß?

Wir wollen also das Hülfsmittel der uns angepriesenen Bücher denen überlassen, die geschaffen sind, um sich mit ihm zu begnügen. Es ist, wie die Kunst des Raymund Lullus,[20]) gut, über Dinge schwatzen zu lernen, von denen man nichts versteht. Es ist gut, um fünfzehnjährige Platos abzurichten, in Cirkeln zu philosophiren und eine Gesellschaft über die Gebräuche der Aegypter und Inder zu unterrichten, auf Treu und Glauben eines Paul Lucas oder eines Tavernier.[21]).

Ich halte es für eine unbestreitbare Wahrheit, daß derjenige, welcher nur ein einziges Volk gesehen, nicht die Menschen kennt, sondern nur die Leute, mit denen er zusammen gelebt hat. Es läßt sich also dieselbe Frage über das Reisen noch auf andre Weise stellen: Genügt es, wenn ein gut erzogner Mann nur seine Landsleute kennt, oder ist es für ihn von Wichtigkeit, daß er die Menschen im Allgemeinen kennen lernt? Hier bleibt weder Streit noch Zweifel übrig. Ihr seht, wie viel bei der Lösung einer schwierigen Frage bisweilen auf die Art ankommt, wie man sie stellt.

Muß man aber die ganze Erde durchwandern, um die Menschen zu studiren? Muß man nach Japan gehn, um die Europäer zu beobachten. Muß man alle Individuen kennen, um das Geschlecht kennen zu lernen? Es giebt Menschen, die sich so ähnlich sind, daß es nicht der Mühe lohnt, sie einzeln zu studiren. Wer zehn Franzosen gesehen hat, hat alle gesehen. Obgleich man dies von den Engländern und einigen andern Völkern nicht in gleichem Maße behaupten kann, so bleibt dennoch wahr, daß jede Nation ihren eignen und eigenthümlichen Charakter hat, den man, nicht durch die Beobachtung eines einzelnen Gliedes, sondern

mehrerer, auf dem Wege der Induction, sich ableiten kann. Wer zehn Völker mit einander verglichen hat, kennt die Menschen, wie der, welcher zehn Franzosen gesehen hat, die Franzosen kennt.

Um sich zu unterrichten, genügt es auch nicht, blos die Länder zu durchstreifen, man muß zu reisen verstehen. Um beobachten zu können, muß man Augen haben und sie auf den Gegenstand richten, den man kennen lernen will. Es giebt viele Leute, welche auf ihren Reisen noch weniger lernen, als aus ihren Büchern, weil sie die Kunst zu denken nicht verstehen, und weil beim Lesen ihr Geist doch wenigstens durch den Schriftsteller geleitet wird, während sie auf ihren Reisen nichts selbst ins Auge zu fassen wissen. Andere unterrichten sich darum gar nicht, weil sie sich nicht unterrichten wollen. Ihr Zweck ist ein so ganz anderer, daß jener ihnen nicht eben auffällt. Es ist ein großer Zufall, wenn man das genau sieht, um was zu sehen man sich nicht kümmert. Von allen Völkern der Erde reisen die Franzosen am meisten. Aber voll von ihren Gebräuchen, werfen sie Alles durcheinander, was diesen nicht ähnlich ist. Es giebt Franzosen in allen Winkeln der Welt. In keinem Lande findet man mehr Leute, welche Reisen unternommen haben, als in Frankreich. Und dennoch kennt von allen Völkern Europas dasjenige, welches die meisten gesehen hat, die wenigsten. Die Engländer reisen auch, aber auf andre Weise. Diese beiden Völker müssen in Allem entgegengesetzt sein. Der englische Adel reist, der französische nicht; dagegen reist das französische Volk und das englische nicht. Dieser Unterschied scheint mir ehrenvoll für die Engländer zu sein. Die Franzosen haben bei ihren Reisen jederzeit ein bestimmtes Interesse im Auge, die Engländer dagegen wollen keineswegs ihr Glück bei andern Nationen suchen, es sei denn durch den Handel und mit vollen Händen. Wenn sie reisen, so thun sie es, um ihr Geld auszugeben, nicht um solches zu verdienen. Sie sind zu stolz, um sich in der Fremde zu erniedrigen. Daher kommt es auch, daß sie auf ihren Reisen mehr lernen als die Franzosen, denn diese haben ganz andre Dinge im Kopfe. Die Engländer haben überdies auch ihre nationalen Vorurtheile, ja sie haben deren mehr als irgend ein andres Volk. Aber diese Vorurtheile stammen weniger aus der Unwissenheit als aus der Leidenschaft. Der Engländer hat die Vorurtheile des Stolzes, der Franzose diejenigen der Eitelkeit.

Wie die am wenigsten cultivirten Völker auch gewöhnlich die vernünftigsten sind, so reisen auch diejenigen, welche am wenigsten reisen, dafür am besten. Da sie in unsern nichtssagenden Forschungen weniger

vorgeschritten sind, und weniger von den Gegenständen unsrer eitlen Neugierde eingenommen werden, so richten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf das, was in Wahrheit nützlich ist. Ich kenne eben nur die Spanier, welche auf diese Weise reisen. Während ein Franzose bei den Künstlern des Landes umherläuft, ein Engländer Antiken abzeichnen läßt und ein Deutscher sein Album bei allen Gelehrten herumträgt, studirt der Spanier im Stillen die Regierungsform, die Sitten, die staatliche Ordnung, und ist der einzige von den vieren, welcher bei seiner Rückkehr von dem, was er gesehen hat, irgend eine nützliche Bemerkung in sein Vaterland mitbringt.

Die Alten reisten wenig, lasen wenig, schrieben wenig Bücher; und dennoch sieht man aus dem, was uns von ihnen übrig ist, daß sie sich einander besser beobachteten, als wir unsre Zeitgenossen beobachten. Ohne bis auf Homer zurückzugehen, den einzigen Dichter, der uns in das Land versetzt, welches er uns beschreibt, so kann man doch dem Herodot die Ehre nicht versagen, daß er uns in seiner Geschichte, obschon dieselbe mehr aus Erzählungen als aus Reflexionen besteht, wirkliche Sittenschilderungen gegeben hat, und das besser als alle unsre Geschichtschreiber, die ihre Bücher mit Schilderungen und Charakteren überladen. Tacitus hat die Deutschen seines Zeitalters besser beschrieben als irgend ein Schriftsteller die Deutschen unsrer Zeit beschrieben hat. Unstreitig kennen diejenigen, welche in der alten Geschichte bewandert sind, die Griechen, die Carthager, die Römer, die Gallier, die Perser besser, als irgend ein Volk von heutzutage seine Nachbarn kennt.

Allerdings muß man auch zugestehen, daß der ursprüngliche Charakter der Völker sich von Tag zu Tage mehr verwischt und aus dem nämlichen Grunde schwerer aufzufassen ist. In dem Maße, als die Racen sich vermischen und die Völker mit einander verschmelzen, sieht man allmählich jene Nationalunterschiede verschwinden, welche ehedem beim ersten Blicke auffielen. Ehemals blieb jede Nation mehr auf sich selbst beschränkt, der Verkehr war geringer, man reiste weniger, hatte weniger gemeinsame oder entgegengesetzte Interessen, es gab weniger politische und gesellschaftliche Verbindungen zwischen Volk und Volk, und nichts von jenen königlichen Zänkereien, Unterhandlungen genannt, nichts von außerordentlichen oder ständigen Gesandten. Große Seefahrten waren selten; es gab wenig Handel in die Ferne, und der wenige, den es gab, wurde entweder von dem Fürsten selbst, der sich Fremder dazu bediente, getrieben, oder von verachteten Menschen, die nirgends den Ton angaben

und die Nationen einander nicht zu nähern vermochten. Es giebt jetzt hundertmal mehr Verbindung zwischen Europa und Asien, als es ehedem zwischen Gallien und Spanien gab. Europa allein war zerstreuter unter sich, als gegenwärtig die ganze Erde.

Hierzu kommt noch, daß die alten Völker sich meist als Ureinwohner, als ursprünglich ihrem Lande angehörig, betrachteten, da sie dasselbe lange genug bewohnten, um das Andenken an die verflossnen Jahrhunderte, wo ihre Vorfahren sich hier niederließen, verlieren zu können, und dem Klima hinreichende Zeit zu lassen, bleibende Eindrücke zu machen; während bei uns die Einfälle der Römer und später die Einwanderungen der Barbaren Alles untermischt, Alles durcheinandergeworfen haben. Die Franzosen von heutzutage sind nicht mehr jene großen, blonden und weißen Menschen von ehedem. Die Griechen sind nicht mehr jene schönen Menschen, geschaffen, um der Kunst als Vorbilder zu dienen. Selbst die Gestalt der Römer hat, wie ihr Naturell, einen andern Charakter angenommen. Die ursprünglich aus der Tartarei stammenden Perser verlieren durch ihre Vermischung mit tscherkessischem Blute mit jedem Tage von ihrer ehemaligen Häßlichkeit. Die Europäer sind keine Gallier, Germanen, Iberier, Allobroger mehr. Sie sind alle nur verschiedentlich ausgeartete Scythen, was ihre Gestalt, noch mehr aber, was ihre Sitten betrifft.

Das sind die Ursachen, warum die alten Rassenunterschiede, die Beschaffenheiten der Luft und des Bodens ehedem das Temperament, die Gestalt, die Sitten und Charaktere der Völker weit schärfer markirten, als sich alles dies in unsern Tagen bemerkbar machen kann, da die europäische Unbeständigkeit keiner natürlichen Ursache Zeit zur Einwirkung läßt, und durch das Ausrotten der Wälder, das Austrocknen der Sümpfe, durch die gleichförmigere, obschon schlechtere Bearbeitung des Bodens selbst in physischer Beziehung die Verschiedenheit des Bodens und der Länder aufgehoben wird.

Wenn man dergleichen Betrachtungen anstellte, so würde man sich vielleicht weniger beeilen, einen Herodot, Ktesias, Plinius darum lächerlich zu machen, weil sie die Einwohner verschiedener Länder mit Originalzügen und markirten Unterschieden darstellen, die wir an ihnen nicht gewahren. Man müßte dieselben Menschen wiederfinden, um dieselben Gestalten an ihnen zu erkennen, nichts hätte sie verändern dürfen, wenn sie hätten die nämlichen bleiben sollen. Wenn wir alle Menschen, die je gelebt haben, gleichzeitig betrachten könnten, wäre dann wohl ein

Zweifel, daß wir den Unterschied zwischen Jahrhundert und Jahrhundert größer finden werden, als heutzutage der Unterschied zwischen Nation und Nation ist?

Je schwieriger außerdem die Beobachtungen werden, desto nachlässiger und schlechter werden sie angestellt. Das ist eine andre Ursache des geringen Erfolgs unsrer Forschungen in der Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Die Belehrung, welche man aus den Reisen gewinnt, hängt von dem Zwecke ab, um dessen willen man sie unternimmt. Wenn dieser Zweck ein philosophisches System ist, so wird der Reisende nur das sehen, was er sehen will. Wenn Gewinn diesen Zweck bildet, so wird er die ganze Aufmerksamkeit derjenigen, die sich ihm überlassen, fesseln. Der Handel und die Künste, durch welche die Völker vermischt und verschmolzen werden, verhindern sie auch, sich zu studiren. Wenn sie den Vortheil kennen, den sie von einander ziehen können, was brauchen sie dann noch mehr zu wissen?

Es ist für den Menschen von Nutzen, wenn er all die Orte kennt, an denen man leben kann, um sich später den auszuwählen, wo es sich am bequemsten lebt. Wenn ein Jeder sich selbst genug wäre, so brauchte er nur die Ausdehnung des Landes zu kennen, das ihn ernähren kann. Der Wilde, der keines Menschen bedarf und Nichts begehrt, kennt, und sucht kein andres Land kennen zu lernen, als das seinige. Wenn er genöthigt ist, um seines Unterhaltes willen sich weiter auszubreiten, so flieht er die von Menschen bewohnten Orte; er verlangt nur nach Thieren, denn nur ihrer bedarf er, um sich zu ernähren. Aber was uns betrifft, denen das gesellschaftliche Leben nothwendig ist, und die wir nicht umhin können, Menschen zu verschlingen, so ist es eines Jeden Interesse diejenigen Länder zu besuchen, wo es die meisten Menschen giebt. Das ist der Grund, warum Alles nach Rom, Paris und London strömt. Es ist stets in den Hauptstädten, wo das Menschenblut sich am wohlfeilsten verkauft. So lernt man nur die großen Völker kennen, und die großen Völker sehen sich alle ähnlich.

Wir haben doch, sagt man, Gelehrte, welche reisen, um sich zu unterrichten. Das ist ein Irrthum. Die Gelehrten reisen eben so, wie die Andern, um ihres Interesses willen. Es giebt keine Plato und Pythagoras mehr, oder wenn es solche giebt, so wohnen sie weit von uns. Unsre Gelehrten reisen nur auf Befehl des Hofes. Man schickt sie ab, bestreitet die Kosten und bezahlt sie, damit sie diesen oder jenen Gegenstand sehen, der ganz sicherlich kein moralischer ist. Sie widmen

ihre ganze Zeit diesem einzigen Gegenstande; sie sind zu rechtschaffne Leute, um ihr Geld zu stehlen. Wenn es sich aber in irgend einem Lande ereignen kann, daß Wißbegierige auf eigne Kosten reisen, so geschieht dies nie, um die Menschen zu studiren, sondern um sie zu unterrichten. Sie haben nicht das Bedürfniß zu lernen, sondern das zu prahlen. Wie sollten sie auf ihren Reisen das Joch der Meinung abschütteln lernen? Sie reisen ja nur um dieser willen.

Es ist ein großer Unterschied, ob man reist, um Länder, oder um Völker zu sehen. Der erste Zweck ist stets derjenige der Neugierigen, der letztere ist für sie Nebensache. Wer Philosoph sein will, muß gerade das Gegentheil thun. Das Kind beobachtet die Dinge und wartet es ab, bis es die Menschen beobachten kann. Der Mann aber muß zuerst seines Gleichen beobachten, und dann mag er auch die Dinge betrachten, wenn er Zeit dazu hat.

Es heißt also schlecht folgern, wenn man daraus, daß wir ohne Vortheil reisen, schließt, daß das Reisen nutzlos sei. Wenn aber auch der Nutzen des Reisens zugegeben wird, folgt daraus, daß es sich für Jeden schickt? Keineswegs; es paßt im Gegentheil nur für sehr wenige Menschen. Es paßt nur für solche, welche in sich selbst Festigkeit genug haben, um die Lehren des Irrthums zu hören, ohne sich durch sie verführen zu lassen, und um das Beispiel des Lasters zu sehen, ohne durch dasselbe fortgerissen zu werden. Die Reisen treiben den Charakter, seinen Neigungen zu folgen, und vollenden den Menschen im Guten wie im Bösen. Wer von seinen Reisen zurückkommt, ist bei seiner Rückkehr das, was er sein ganzes Lebenlang sein wird. Und wenn mehr Schlechte als Gute zurückkehren, so geschieht es, weil mehr mit schlechten als mit guten Neigungen gingen. Schlecht erzogne und schlecht geleitete Jünglinge nehmen auf ihren Reisen alle Laster der Völker an, die sie besuchen, und keine einzige der Tugenden, mit welchen jene Laster untermischt sind. Diejenigen aber, welche mit glücklichen Anlagen geboren wurden, diejenigen, deren gutes Naturell gehörig gepflegt worden und welche wirklich in der Absicht reisen, sich zu unterrichten, kehren stets besser und weiser zurück, als sie gingen. So wird mein Emil reisen. So reiste jener Jüngling, der eines bessern Jahrhunderts würdig war, dessen Verdienste das erstaunte Europa bewunderte, der in der Blüthe seiner Jahre für sein Vaterland starb, der aber zu leben verdiente und dessen Grab, das nur mit seinen Tugenden geschmückt ist, der Ehre wartete, daß eine fremde Hand es mit Blumen bestreute.[22])

Alles, was mit Grund geschieht, muß seine Regeln haben. Die Reisen als ein Theil der Erziehung betrachtet, müssen ebenfalls Regeln unterworfen sein. Reisen, nur um zu reisen, heißt umherstreifen, heißt Landstreicher sein. Wenn man reist, um sich zu unterrichten, so ist das ebenfalls noch etwas zu Unbestimmtes. Ein Unterricht, der nicht einen bestimmten Zweck hat, ist nichts. Ich möchte dem Jünglinge ein fühlbares Interesse daran verleihen, sich zu unterrichten, und dieses gut gewählte Interesse würde noch die Natur des Unterrichts bestimmen. Das ist stets die Folge der Methode, welche ich auszuüben suche.

Nachdem Emil sich nun nach seinen physischen Beziehungen zu andern Wesen und nach seinen moralischen Beziehungen zu seinen Mitmenschen betrachtet hat, bleibt ihm noch übrig, sich nach seinen gesellschaftlichen Beziehungen zu seinen Mitbürgern kennen zu lernen. Er muß also zunächst das Wesen der Regierung im Allgemeinen, dann die verschiedenen Regierungsformen und endlich die besondere Regierung studiren, unter der er geboren wurde, um zu wissen, ob sie ihm so entspricht, daß er unter ihr leben kann. Denn nach einem Rechte, welches nichts aufzuheben vermag, steht es einem jeden Menschen, sobald er mündig und Herr seiner selbst wird, auch frei, dem Vertrage, durch welchen er an das Gemeinwesen gebunden ist, zu entsagen, indem er das Land verläßt, in welchem dasselbe gegründet ist. Denn nur aus dem Aufenthalte, den er während des Alters der Vernunft in demselben nimmt, schließt man, daß er schweigend in den Vertrag gewilligt, den seine Vorfahren geschlossen haben. Er verlangt das Recht, eben sowohl auf sein Vaterland zu verzichten, wie auf das Erbe seines Vaters. Ja, da der Geburtsort eine Gabe der Natur ist, so tritt man auch von dem Erbe dieser ab, indem man auf ihn verzichtet. Nach dem strengen Rechte bleibt jeder Mensch, an welchem Orte er auch geboren sein möge, frei auf eigne Gefahr, wenigstens so lange er sich nicht freiwillig den Gesetzen unterwirft, um das Anrecht auf ihren Schutz zu erwerben.

Ich würde also beispielsweise zu ihm sagen: „Bisher hast du unter meiner Leitung gelebt, denn du warst nicht im Stande, dich selbst zu regieren. Aber du näherst dich dem Alter, wo dir die Gesetze die Verfügung über dein Vermögen überlassen und dich zum Herrn deiner Person machen. Du wirst bald in der Gesellschaft allein stehen, von Allem abhängig selbst von Deinem Erbe. Du beabsichtigst, dir einen Hausstand zu gründen. Diese Absicht ist löblich; sie ist eine der

Pflichten des Menschen. Aber ehe du heirathest, mußt du wissen, was für ein Mann du sein willst, womit du dein Leben verbringen, welche Maßregeln du ergreifen willst, um dir und deiner Familie Brot zu zu sichern. Denn obgleich diese Sorge nicht zur Hauptsache gemacht werden darf, so muß man doch einmal daran denken. Willst du dich von Menschen abhängig machen, die du verachtest? Willst du dein Glück, deinen ganzen Zustand auf gesellschaftliche Verhältnisse gründen, welche dich unaufhörlich dem Belieben Anderer anheimgeben und dich zwingen, selbst ein Schelm zu werden, um Schelmen zu entgehen?

Hierauf werde ich ihm alle möglichen Mittel beschreiben, um sein Vermögen nutzbar zu machen, sei es im Handel, sei es in öffentlichen Aemtern oder als Capitalist. Ich werde ihm zeigen, daß es kein einziges giebt, welches ihn nicht Gefahren aussetzte, ihn nicht irgendwie in eine unsichre und abhängige Lage brächte und ihn nicht zwänge, seine Sitten, seine Gefühle, sein Benehmen nach dem Beispiele und den Vorurtheilen eines Andern zu regeln.

„Es giebt," werde ich ihm sagen, „noch ein andres Mittel, seine Zeit und seine Person zu verwenden, nämlich Kriegsdienste zu nehmen, d. h. sich für geringen Lohn verdingen, um Leute, die einem nie etwas zu Leide gethan haben, zu erschlagen. Dieses Handwerk ist bei den Menschen hochgeachtet, und man macht viel Wesens von denen, welche zu nichts anderm als dazu gut sind. Indessen macht es dir andre Hülfsmittel keineswegs entbehrlich, sondern erst recht nothwendig; denn es gehört zur Ehre dieses Standes, diejenigen, welche sich ihm widmen, zu verderben. Allerdings gehen nicht Alle dabei zu Grunde. Es wird selbst unmerklich Mode, daß man sich hier so gut wie anderswo bereichert. Aber wenn ich dir auseinandersetzen wollte, wie diejenigen es anfangen, welchen dies gelingt, so bezweifle ich, daß du begierig sein wirst, es ihnen nachzuthun."

„Du wirst auch erfahren, daß es sich bei diesem Handwerk weder um Muth, noch um persönlichen Werth handelt, es müßte denn vielleicht den Frauen gegenüber sein. Im Gegentheil ist der Kriechendste, der Niedrigste, der Knechtischste stets auch der Geehrteste. Und wenn es dir einfiele, deinen Dienst ernstlich zu verrichten, so würdest du verachtet, gehaßt, vielleicht verjagt oder doch wenigstens beständig zurückgesetzt und von all deinen Kameraden ausgestochen werden, weil du in den Laufgräben gearbeitet hast, während sie vor dem Putztische gesessen haben."

Man zweifelt wohl nicht daran, daß all diese verschiedenen Beschäftigungen nicht eben sehr nach Emils Geschmack sind. Wie? wird er mir sagen, habe ich die Spiele meiner Kindheit verlernt? Habe ich meine Arme verloren? Ist meine Kraft erschöpft? Kann ich nicht mehr arbeiten? Was kümmern mich all eure schönen Beschäftigungen und alle thörichten Meinungen der Menschen? Ich kenne keinen andern Ruhm, als wohlthätig und gerecht zu sein: ich kenne kein andres Glück, als unabhängig zu leben mit dem, was man liebt, indem man täglich Appetit und Gesundheit durch seine Arbeit gewinnt. Alle jene Verlegenheiten, von denen du sprichst, berühren mich nicht sehr. Ich wünsche mir als ganzes Gut nur eine kleine Meierei in irgend einem Winkel der Welt. Mein ganzer Geiz wird darin bestehen es selbst zu bewirthschaften, und so werde ich ohne Unruhe leben. Sophie und mein Feld, und ich werde reich sein!

„Ja, mein Freund, ein Weib und ein Stück Feld genügen für das Glück eines Weisen. Aber so bescheiden diese Schätze auch sind, so sind sie dennoch nicht so allgemein, wie du denkst. Der seltenste ist für dich gefunden, laß uns also vom andern sprechen."

„Ein Stück Feld, welches dein gehört, lieber Emil, an welchem Orte wirst du dies auswählen? In welchem Winkel der Erde wirst du sagen können: Hier bin ich mein Herr und der des Bodens, welcher mir gehört? Man weiß wohl, wo es leicht ist, sich Reichthümer zu erwerben, wer weiß aber, wo man ihrer entbehren kann? Wer weiß, wo man unabhängig und frei leben kann, ohne Andern Böses thun, oder es von ihnen erleiden zu müssen? Glaubst du, daß das Land, in dem man immer ein rechtschaffner Mensch sein darf, so leicht zu finden ist? Wenn es irgend ein rechtmäßiges und sicheres Mittel giebt, sich ohne Ränke, ohne Händel, ohne Abhängigkeit seinen Unterhalt zu gewinnen, so räume ich ein, es ist dies, daß man von seiner Hände Arbeit lebt und seinen eignen Boden bebaut. Aber wo ist der Staat, in dem man sich sagen kann: der Boden, auf dem ich stehe, ist mein eigen? Ehe du dieses glückliche Land erwählst, versichre dich wohl, daß du in ihm den Frieden findest, den du suchst. Siehe dich vor, daß nicht eine Gewaltregierung, eine verfolgende Religion oder verderbte Sitten dich dort belästigen. Stelle dich sicher vor übermäßigen Abgaben, welche die Frucht deiner Mühen verschlingen, vor endlosen Processen, welche deine Hülfsquellen verzehren. Sorge dafür, daß du bei einem rechtschaffnen Lebenswandel nicht Aufsehern und ihren Stellvertretern, Richtern,

Priestern, mächtigen Nachbarn, Schurken jeder Art, die stets bereit sind dich zu quälen, sobald du sie vernachlässigest, den Hof zu machen brauchst. Stelle dich besonders sicher vor den Plagereien der Großen und Reichen. Bedenke, daß allenthalben ihre Besitzungen an Naboths Weinberg grenzen können. Wenn dein Unglück es will, daß ein höherer Staatsbeamter nahe bei deiner Hütte ein Haus kauft oder baut, wer ist dir gut dafür, daß er nicht ein Mittel findet, unter irgend einem Vorwande dein Erbe an sich zu reißen, um seine Besitzung abzurunden, oder daß du nicht vielleicht morgen schon dein Besitzthum in eine breite Heerstraße verwandeln siehst? Wenn du dir aber so viel Einfluß bewahrst, um alle diese Unannehmlichkeiten abwenden zu können, dann gilt es eben so sehr, deinen Reichthum selbst zu bewahren, und das wird dir nicht weniger Mühe kosten. Reichthum und Einfluß unterstützen sich gegenseitig, der eine besteht stets nur schlecht ohne den andern."

„Ich habe mehr Erfahrung als du, lieber Emil. Ich erkenne die Schwierigkeit deines Vorhabens besser. Es ist indessen ein schönes, ein ehrenhaftes Vorhaben; es würde dich in der That glücklich machen. Wir wollen die zwei Jahre, welche du bis zu deiner Rückkehr festgesetzt hast, dazu benutzen, einen Zufluchtsort in Europa auszusuchen, wo du mit deiner Familie glücklich und vor all den besprochnen Gefahren gesichert leben kannst. Wenn uns dies gelänge, so würdest du das wahre Glück gefunden haben, welches Andre vergebens suchen, und die darauf verwandte Zeit würde dich nicht gereuen. Wenn es uns nicht gelänge, so würdest du von einem Irrwahne geheilt sein; du würdest dich über ein unvermeidliches Unglück trösten und dich dem Gesetze der Nothwendigkeit unterwerfen."

Ich weiß nicht, ob alle meine Leser merken, wie weit uns die vorgeschlagene Forschung führen kann. Aber ich weiß ganz gewiß, daß Emil bei seiner Rückkehr von einer unter solchen Gesichtspunkten begonnenen und fortgesetzten Reise über Alles unterrichtet sein wird, was sich auf Regierung, öffentliche Sitten und Staatsgrundsätze jeder Art bezieht, wir müßten denn entweder alles Verstandes oder alles Urtheils beraubt sein.

Das politische Recht muß erst noch geboren werden, aber vermuthlich wird es nie geboren. Grotius[23]), der Lehrer aller unsrer Gelehrten in diesem Punkte, ist nur ein Kind, und was noch schlimmer ist, ein Kind, dem man nicht trauen darf. Wenn ich höre, wie man Grotius

bis in die Wolken erhebt und Hobbes mit Verwünschungen bedeckt, so sehe ich, von wie wenig verständigen Menschen beide Schriftsteller gelesen und begriffen werden. Ihre Grundsätze sind in Wahrheit genau dieselben, sie unterscheiden sich nur im Ausdrucke. Auch hat jeder eine andre Methode. Hobbes stützt sich auf Sophismen, Grotius auf Dichter. Alles Uebrige haben sie mit einander gemein.

Der einzige Neuere der im Stande gewesen wäre, diese große und unnütze Wissenschaft zu schaffen, wäre Montesquieu [24]) gewesen. Aber er hat sich wohl gehütet, die Grundsätze des politischen Rechts zu behandeln. Er begnügt sich, von dem positiven Rechte der vorhandenen Regierungen zu sprechen. Zwischen beiden Studien ist ein himmelweiter Unterschied.

Demnach muß derjenige, welcher die Regierungsformen, wie sie bestehen, gesund beurtheilen will, beide mit einander vereinigen. Er muß wissen, was sein soll, um das richtig beurtheilen zu können, was ist. Die größte Schwierigkeit, um diesen wichtigen Gegenstand aufzuhellen, ist, einen Privatmann für die Behandlung der beiden Fragen zu interessiren: Was geht es mich an? und: Was kann ich dabei thun? Wir haben unsern Emil in Stand gesetzt, sich alle beide beantworten zu lassen.

Die zweite Schwierigkeit entspringt aus den Vorurtheilen der Kindheit, aus den Grundsätzen, in denen man erzogen worden ist, besonders aus der Parteilichkeit der Schriftsteller, welche beständig von der Wahrheit sprechen, um die sie sich nicht kümmern, und dabei nur an ihren Vortheil denken, von dem sie nie sprechen. Da das Volk weder Lehrstühle, noch Pensionen, noch akademische Stellen vergiebt, so kann man sich wohl denken, wie sein Recht von jenen Leuten festgestellt werden muß. Ich habe Anstalten getroffen, daß auch diese Schwierigkeit für Emil gleich Null ist. Er weiß kaum, was Regierung ist. Das Einzige, was ihm von Wichtigkeit ist, besteht darin, die beste zu finden. Er hat durchaus nicht die Absicht, Bücher zu schreiben; und wenn er jemals ein solches schreiben sollte, so geschieht es nicht, um den Mächtigen den Hof zu machen, sondern um die Rechte der Menschheit zu begründen.

Es bleibt noch eine dritte, mehr scheinbare als wirkliche Schwierigkeit übrig, die ich eben deshalb weder anführen noch heben will. Es genügt mir, daß sie meinen Eifer nicht zurückschreckt. Denn ich bin fest überzeugt, daß bei derartigen Untersuchungen große Talente weniger

nothwendig sind, als eine aufrichtige Liebe zur Gerechtigkeit und eine wahre Achtung vor der Wahrheit. Wenn also jemals die Regierungsform mit Gerechtigkeit behandelt werden kann, so meine ich, daß hier oder nirgends der Ort dazu ist.

Ehe man beobachtet, muß man Regeln für seine Beobachtungen feststellen. Man muß sich einen Maßstab machen, um alle Messungen auf denselben zurückzuführen. Unsre Grundsätze des politischen Rechts bilden diesen Maßstab. Das zu Messende sind die politischen Gesetze eines jeden Landes.

Unsere Elemente werden klar, einfach und unmittelbar aus der Natur der Dinge entnommen sein. Es werden sich Fragen zur Untersuchung für uns darbieten, welche nicht eher zu Grundsätzen erhoben werden, als bis sie genügend gelöst worden.

So werden wir z. B. zunächst bis auf den Naturzustand zurückgehen, werden prüfen, ob die Menschen als Sklaven oder Freie, ob als mit einander verbunden oder von einander unabhängig geboren werden; ob sie sich freiwillig oder gezwungen vereinigen; ob jemals die Gewalt, welche sie vereinigte, ein bleibendes Recht bilden kann, nach dem diese frühere Gewalt verbindlich macht, selbst wenn sie von einer andern überwältigt würde, so daß seit der Gewalt des Königs Nimrod, der sich die ersten Völker unterworfen haben soll, jede andre Gewalt, welche diese vernichtete, als eine unrechtmäßige, als Usurpation, anzusehen sei, und daß es nur so viele legitime Könige gebe als Nachkommen des Nimrod oder ihre Rechtsnachfolger; oder ob beim Aufhören dieser ursprünglichen Gewalt die ihr nachfolgende an ihrer Stelle verpflichtet und die Verbindlichkeit gegen die erste aufhebt, so daß man nur so lange zum Gehorsam verpflichtet, als man zu demselben gezwungen sei, und daß man desselben überhoben werde, sobald man Widerstand zu leisten vermöge: ein Recht, welches mir die Gewalt nicht eben zu vergrößern und nur ein Spiel mit Worten zu sein scheint.

Wir werden untersuchen, ob man nicht behaupten kann, daß jede Krankheit von Gott kommt, und ob es deshalb nicht ein Verbrechen ist, den Arzt herbeizurufen.

Wir werden ferner untersuchen, ob man in seinem Gewissen verpflichtet ist, einem Räuber die Börse zu geben, die er uns auf einer Landstraße abfordert, selbst wenn man sie ihm hätte verbergen können; denn am Ende ist die Pistole in seiner Hand auch eine Macht;

Ob das Wort Macht bei dieser Gelegenheit etwas andres sagen will als eine legitime Macht, und ob diese Macht folglich denselben Gesetzen unterworfen ist, denen sie ihr Dasein verdankt.

Angenommen, man verwürfe das Recht der Gewalt, und nähme das Recht der Natur oder die väterliche Autorität als Princip der Gesellschaft an, so würden wir das Maß dieser Autorität untersuchen, inwiefern es in der Natur begründet ist, und ob es einen andern Grund hat als den Nutzen des Kindes, seine Schwäche und die natürliche Liebe des Vaters zu demselben; ob also bei abnehmender Schwäche und reifendem Verstande das Kind nicht allein der natürliche Beurtheiler dessen ist, was zu seiner Erhaltung dient, ob es somit nicht sein eigner Herr und unabhängig von jedem andern Menschen, selbst seinem Vater, wird; denn es ist noch sichrer, daß der Sohn sich selbst liebt, als es sicher ist, daß der Vater den Sohn liebt;

Ob nach dem Tode des Vaters die Kinder gehalten sind, dem Aeltesten zu gehorchen oder irgend einem Andern, der nicht die natürliche Liebe eines Vaters gegen sie empfindet; und ob es von Geschlecht zu Geschlecht immer ein einziges Oberhaupt geben soll, dem die ganze Familie Gehorsam schuldet. In diesem Falle müßte man fragen, wie diese Autorität jemals getheilt werden konnte und mit welchem Rechte es auf der ganzen Erde mehr als ein einziges Oberhaupt für das ganze Menschengeschlecht geben könne.

Nehmen wir an, daß sich die Völker nach freier Wahl gebildet haben, so werden wir das Recht von der Thatsache zu unterscheiden haben. Da dann die Einzelnen sich ihren Brüdern, Vettern und Verwandten unterwerfen, nicht weil sie hierzu verpflichtet waren, sondern weil es ihnen so beliebte, so fragt es sich, ob diese Art von Gesellschaft nicht beständig in eine freie und freiwillige Gesellschaft übergeht.

Indem wir hierauf das Recht der Sklaverei berühren, werden wir untersuchen, ob sich ein Mensch rechtmäßig an einen andern veräußern kann, ohne Einschränkung, ohne Vorbehalt, ohne irgend eine Bedingung; d. h. ob er auf seine Person, sein Leben, seine Vernunft, sein Ich, auf alles Sittliche in seinen Handlungen verzichten, ob er mit einem Worte schon vor seinem Tode aufhören kann zu sein, der Natur zum Trotz, die ihn mit seiner Erhaltung unmittelbar belastet, und seinem Gewissen und seiner Vernunft zum Trotz, welche ihm vorschreiben, was er thun und lassen soll.

Falls es in dem Unterwerfungsakte des Sklaven irgend einen Vorbehalt, irgend eine Einschränkung gäbe, so würde es sich fragen, ob dieser Akt damit nicht ein wahrer Vertrag werde, in welchem die beiden Contrahenten, da sie als solche keinen gemeinschaftlichen Oberen*) hätten, ihre eignen Richter blieben mit Bezug auf die Bedingungen des Vertrags, ob nicht folglich ein jeder in dieser Hinsicht frei und ermächtigt sei, ihn aufzuheben, sobald er sich für geschädigt hielte.

Wenn sich also ein Sklave nicht ohne Vorbehalt seinem Herrn veräußern darf, wie kann sich ein Volk ohne Vorbehalt seinem Oberherrn veräußern? Und wenn der Sklave Richter darüber bleibt, ob sein Herr den Vertrag beobachtet, wie sollte ein Volk nicht Richter darüber bleiben, ob der Vertrag von seinem Oberhaupte beobachtet wird?

Indem wir so genöthigt sind, auf unsern Ausgangspunkt zurückzukehren und indem wir den Sinn des Collectivnamens „Volk" betrachten, werden wir untersuchen, ob zur Bildung eines solchen ein Vertrag, wenigstens ein schweigender, älterer als der, den wir voraussetzen, nothwendig ist.

Da das Volk, ehe es sich einen König wählt, bereits Volk ist, wodurch konnte es zu Stande kommen, wenn nicht durch den gesellschaftlichen Vertrag? Der gesellschaftliche Vertrag ist also die Grundlage aller bürgerlichen Gesellschaft, und in dem Wesen dieses Aktes muß das Wesen der Gesellschaft gesucht werden, welche ihn vollzieht.

Wir werden untersuchen, welches der Inhalt dieses Vertrages ist, und ob man denselben nicht ohngefähr mit folgenden Worten ausdrücken könnte: „Jeder von uns stellt insgemein seine Güter, seine Person, sein Leben und seine ganze Macht unter die oberste Leitung des allgemeinen Willens, und wir fassen im Körper jedes Glied als einen vom Ganzen untrennbaren Theil auf."

Um nun die Ausdrücke, deren wir bedürfen, definiren zu können, bemerken wir, daß dieser Akt der Vereinigung an Stelle der besondern Person der Vertragschließenden einen moralischen und kollectiven Körper erzeugt, der sich aus eben so vielen Gliedern bildet, als die Gesellschaft Stimmen zählt. Dieses Gemeinwesen erhält im Allgemeinen den Namen politischer Körper, und wird von seinen Gliedern Staat genannt,

---

*) Wenn sie einen gemeinschaftlichen Oberen hätten, so würde dieser eben nichts Anderes als ihr Oberherr sein. Alsdann wäre das Recht der Sklaverei auf das Recht der Oberherrschaft gegründet, bildete aber nicht das Princip desselben.

wenn er passiv, Souverain, wenn er activ ist, und Macht, wenn er mit andern seines Gleichen verglichen wird. Was nun die Glieder selbst betrifft, so nehmen diese gemeinsam den Namen Volk an, und nennen sich im besondern Bürger als Glieder des Gemeinwesens oder als Theilhaber der souveränen Gewalt, und Unterthanen als eben dieser Gewalt unterworfen.

Wir werden bemerken, daß dieser Akt der Vereinigung eine wechselseitige Verpflichtung zwischen dem Ganzen und den Einzelnen einschließt, und daß jedes Individuum, indem es so zu sagen mit sich selbst Vertrag schließt, sich in doppelter Beziehung verpflichtet, nämlich als Glied der souveränen Gewalt gegen die Einzelnen, und als Glied des Staats gegen die souveräne Gewalt.

Wir werden ferner bemerken, daß Niemand an Verpflichtungen gebunden ist, die er nur mit sich selbst eingegangen, und daß somit kein öffentlicher Beschluß, welcher alle Unterthanen gegen ihren Souverain verpflichten kann, eben wegen dieser beiden verschiedenen Beziehungen, unter denen ein jeder von ihnen zu betrachten ist, den Staat gegen sich selbst zu verpflichten vermag. Hieraus ersieht man, daß es außer dem gesellschaftlichen Vertrag kein anderes Grundgesetz im eigentlichen Sinne des Worts giebt, noch geben kann. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der politische Körper in gewissem Sinne sich nicht gegen Andre verpflichten könne. Denn in seinem Verhältniß zum Fremden wird er alsdann ein einfaches Wesen, ein Individuum.

Da die beiden den Vertrag schließenden Theile, nämlich jeder Einzelne und das Ganze, keinen gemeinschaftlichen Oberen haben, der über ihre Streitigkeiten entscheiden könnte, so werden wir untersuchen, ob jeder von beiden berechtigt bleibt, den Vertrag zu brechen, wenn es ihm beliebt, d. h. seinerseits sich von demselben loszusagen, wenn er sich verletzt glaubt.

Zur nähern Beleuchtung dieser Frage werden wir bemerken, daß dem gesellschaftlichen Vertrage gemäß der Fürst nur nach dem gemeinschaftlichen und allgemeinen Willen handeln kann, und seine Handlungen deshalb nur allgemeine und gemeinsame Zwecke haben dürfen. Hieraus folgt, daß ein Einzelner durch den Souverain nicht unmittelbar verletzt werden kann, so lange es nicht alle werden. Das ist aber ebenfalls unmöglich, denn das würde heißen, sich selbst ein Uebel zufügen wollen. So bedarf der gesellschaftliche Vertrag niemals einer andern Bürgschaft, als der allgemeinen Macht, weil die Verletzung stets nur von Einzelnen

ausgehen kann. Und dann sind diese um deswillen ihrer Verpflichtung nicht überhoben, sondern werden für die Verletzung bestraft.

Um alle ähnlichen Fälle richtig entscheiden zu können, müssen wir stets eingedenk sein, daß der gesellschaftliche Vertrag von besonderer und ihm allein eigner Natur ist, indem das Volk nur mit sich selbst Vertrag schließt, d. h. das Volk in seiner Gesammtheit als Souverän mit den Einzelnen als Unterthanen; ein Verhältniß, welches den ganzen künstlichen Bau und das Spiel der politischen Maschine bewirkt, und Verpflichtungen, welche ohnedem einfältig, tyrannisch und den gewaltigsten Mißbräuchen unterworfen sein würden, rechtmäßig, vernünftig und gefahrlos macht.

Da die Einzelnen sich nur dem Souverän unterworfen haben, die souveräne Autorität aber nichts anderes ist als der allgemeine Wille, so werden wir sehen, wie jeder Mensch, indem er dem Souverän gehorcht, nur sich selbst gehorcht, und wie man im gesellschaftlichen Vertrage freier ist als im Naturzustande.

Nachdem wir einen Vergleich der natürlichen Freiheit mit der bürgerlichen Freiheit in Bezug auf die Personen angestellt haben, werden wir dies mit Rücksicht auf den Besitz thun und das Recht des Eigenthums mit dem Rechte der Souveränität, die Gewalt des Einzelnen mit der höchsten Gewalt vergleichen. Wenn sich die souveräne Autorität auf das Eigenthumsrecht gründet, so muß sie dieses Recht aufs Höchste achten. Es ist für sie unverletzlich und heilig, so lange es ein besonderes und individuelles Recht bleibt. Sobald es aber als allen Bürgern gemeinsam betrachtet wird, ist es dem allgemeinen Willen unterworfen, und dieser kann es aufheben. So hat der Souverän kein Recht, den Besitz weder eines Einzelnen, noch Mehrerer anzutasten. Aber er kann sich auf rechtmäßige Weise des Besitzes Aller bemächtigen, wie dies in Sparta zur Zeit Lykurgs geschah. Dagegen war der Schuldenerlaß durch Solon eine ungesetzliche Handlung.

Da nur der allgemeine Wille die Unterthanen verpflichtet, so werden wir untersuchen, wie dieser allgemeine Wille sich kund giebt, an welchen Zeichen man denselben mit Sicherheit erkennt, was ein Gesetz ist, und welches die wirklichen Merkmale des Gesetzes sind. Dieser Gegenstand ist ganz neu. Eine Definition des Gesetzes giebt es noch nicht.

Von dem Augenblicke an, wo das Volk eins oder mehrere seiner Glieder besonders beachtet, theilt es sich. Es bildet sich zwischen dem Ganzen und seinem Theile ein Verhältniß, welches zwei getrennte Wesen

aus ihnen macht, von denen der Theil das eine, das Ganze ohne diesen Theil das andre ist. Aber das Ganze weniger einen Theil ist nicht das Ganze mehr. So lange dies Verhältniß besteht, giebt es also kein Ganzes mehr, sondern zwei ungleiche Theile.

Wenn dagegen das ganze Volk über das ganze Volk Bestimmungen trifft, so beachtet es nur sich selbst. Und wenn sich eine Beziehung bildet, so ist es die des Ganzen unter einem Gesichtspunkte zum Ganzen unter einem andern Gesichtspunkte, ohne irgend welche Theilung. Dann ist der Gegenstand, über welchen man Bestimmungen trifft, ein allgemeiner, und ebenso ist der Wille, der diese Bestimmungen trifft, auch ein allgemeiner. Wir werden untersuchen, ob es noch irgend eine andere Urkunde giebt, welche den Namen Gesetz tragen kann.

Wenn der Souverän nur durch Gesetze sprechen kann, und wenn ein Gesetz einzig nur einen allgemeinen, gleichförmig auf alle Staatsglieder bezüglichen Gegenstand haben kann, so folgt hieraus, daß der Souverän nie die Macht hat, über einen besonderen Gegenstand Bestimmungen zu treffen. Da es aber dennoch zur Erhaltung des Staates nothwendig ist, daß auch über besondere Angelegenheiten Entscheidungen getroffen werden, so werden wir untersuchen, wie dies zu machen ist.

Die Akte des Souveräns können nur Akte des allgemeinen Willens, der Gesetze, sein. In der Folge bedarf es entscheidender Akte, Akte der Gewalt oder der Regierung zur Ausführung eben dieser Gesetze, und diese können nur besondere Gegenstände haben. So ist der Akt, nach welchem der Souverän festsetzt, daß ein Oberhaupt erwählt wird, ein Gesetz; und der Akt der Wahl dieses Oberhauptes in Ausführung des Gesetzes ist nur ein Akt der Regierung.

Hier ist also eine dritte Beziehung, unter welcher das versammelte Volk betrachtet werden kann, nämlich als Obrigkeit oder Ausüber des Gesetzes, welches es als Souverän gegeben hat.*)

Wir werden untersuchen, ob es möglich ist, daß das Volk seinem Souveränitätsrechte entsagt, um einen oder mehrere Menschen mit demselben zu bekleiden. Denn da der Wahlakt kein Gesetz, und das Volk

---

*) Diese Fragen und Sätze sind meist Auszüge aus einer Abhandlung über den gesellschaftlichen Vertrag, die selbst wieder ein Auszug aus einem größern Werke ist, das ich, ohne meine Kräfte zu berücksichtigen, unternommen, aber schon seit langer Zeit liegen gelassen habe. Die kurze Abhandlung, welche ich von ihm abgesondert habe und von dem Obiges der kurz gefaßte Hauptinhalt ist, wird besonders erscheinen.[25])

in demselben nicht selbst Souverän ist, so ist nicht einzusehen, wie es alsdann ein Recht, das es gar nicht besitzt, übertragen kann.

Da das Wesen der Souveränität in dem allgemeinen Willen besteht, so ist noch weniger einzusehen, wie man sich vergewissern kann, daß ein besonderer Wille sich stets mit diesem allgemeinen Willen in Einklang befindet. Man muß doch vielmehr annehmen, daß er demselben oft entgegen sein wird. Denn das Privatinteresse strebt beständig nach Bevorzugung, das allgemeine Interesse nach Gleichheit. Und wenn diese Uebereinstimmung auch möglich wäre, so würde doch darum das souveräne Recht nicht daraus entstehen können, so lange sie nicht nothwendig und unzerstörbar wäre.

Wir werden untersuchen, ob ohne Verletzung des gesellschaftlichen Vertrags die Oberhäupter des Volks, unter welchem Namen sie auch erwählt sein mögen, jemals etwas Andres sein können als Beamte des Volks, die es beauftragt, die Gesetze ausüben zu lassen; ob diese Oberhäupter nicht Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen müssen und nicht selbst den Gesetzen unterworfen sind, mit deren Beobachtung sie beauftragt sind.

Wenn das Volk sein oberstes Recht auch nicht aufgeben kann, kann es dann dasselbe nicht wenigstens auf eine gewisse Zeit übertragen? Wenn es sich keinen Herrn geben kann, kann es sich dann Stellvertreter geben? Diese Frage ist wichtig und der Erörterung werth.

Wenn das Volk weder Souverän noch Repräsentanten haben kann, so werden wir untersuchen, wie es sich seine Gesetze selbst zu geben vermag; ob es viele Gesetze nöthig hat; ob es dieselben oft wechseln muß; ob es bequem ist, wenn ein großes Volk sein eigner Gesetzgeber ist;

Ob das römische Volk nicht ein großes Volk war;

Ob es gut ist, daß es große Völker giebt.

Aus den vorausgehenden Betrachtungen folgt, daß es im Staate einen Zwischenkörper zwischen den Unterthanen und dem Souveräne giebt. Dieser aus einem oder mehreren Gliedern bestehende Zwischenkörper ist mit der öffentlichen Verwaltung, der Ausübung der Gesetze und der Aufrechterhaltung der bürgerlichen und politischen Freiheit beauftragt.

Die Glieder dieses Körpers hießen **Obrigkeiten** oder **Könige**, das heißt **Regierende**. Der ganze Körper heißt mit Rücksicht auf den Menschen, der ihn bildet, **Fürst**, mit Rücksicht auf seine Handlungen **Regierung**.

Betrachten wir die Handlung des ganzen Körpers insofern er auf sich selbst wirkt, d. h. die Beziehung des Ganzen aufs Ganze, oder des Souveräns auf den Staat, so können wir diese Beziehung mit den beiden äußern Gliedern einer stetigen Proportion vergleichen, deren mittleres Glied die Regierung ist. Die Obrigkeit empfängt vom Souverän die Befehle, welche sie dem Volke giebt; und Alles erwogen, so steht ihr Product oder ihre Potenz im selben Grade wie das Product oder die Potenz der Bürger, welche auf der einen Seite Unterthanen, auf der andern Souverain sind. Man kann keins dieser drei Glieder versetzen, ohne augenblicklich die Proportion aufzuheben. Wenn der Souverän regieren und der Fürst Gesetze geben will, oder wenn der Unterthan den Gehorsam versagt, so folgt der Ordnung Verwirrung, und der aufgelöste Staat verfällt entweder in Despotismus oder in Anarchie.

Wir wollen annehmen, der Staat bestehe aus zehntausend Bürgern. Der Souverän kann nur collectiv und als Körper gedacht werden. Aber jeder Einzelne hat als Unterthan ein individuelles und unabhängiges Dasein. Demnach verhält sich der Souverän zum Unterthan wie zehntausend zu eins; d. h. jedes Staatsglied hat für seine Person nur den zehntausendsten Theil der souveränen Autorität, obgleich es ihr ganz und gar unterworfen ist. Besteht der Staat aus hunderttausend Menschen, so wird der Zustand der Unterthanen dadurch kein andrer, und jeder trägt beständig die ganze Herrschaft der Gesetze, während seine Stimme auf ein Hunderttausendel reducirt und sein Einfluß auf ihre Abfassung zehnmal geringer geworden ist. Indem so der Unterthan beständig Eins bleibt, wächst die Beziehung des Souveräns in gleichem Verhältnisse mit der Zahl der Bürger. Daraus folgt, daß sich die Freiheit um so mehr verringert, je mehr sich der Staat vergrößert.

Je weniger die besonderen Willen mit dem allgemeinen Willen, d. h. die Sitten mit den Gesetzen übereinstimmen, desto größer muß die hemmende Gewalt werden. Je mehr auf der andern Seite die Größe des Staats den Inhabern der öffentlichen Autorität Versuchungen und Mittel bietet, sie zu mißbrauchen, je mehr die Regierung Gewalt hat, das Volk im Zaume zu halten, desto mehr Gewalt muß seinerseits der Souverän besitzen, um die Regierung zu zügeln.

Aus dieser doppelten Beziehung folgt, daß die stetige Proportion zwischen Souverän, Fürst und Volk keineswegs eine willkürliche Idee,

sondern eine Folge der Natur des Staates ist. Es folgt ferner daraus, daß, da das eine der äußern Glieder, nämlich das Volk, eine unveränderliche Größe ist, allemal, wenn das doppelte Verhältniß sich vergrößert oder verringert, auch das einfache Verhältniß sich seinerseits vergrößert oder verringert. Das kann aber nicht geschehen, wenn sich nicht das mittlere Glied eben so viel mal verändert. Hieraus können wir den Schluß ziehen, daß es keine einzige und absolute Regierungsform giebt, sondern daß es eben so viele, ihrer Natur nach verschiedene Regierungsformen geben muß, als es ihrer Größe nach verschiedne Staaten giebt.

Wenn die Sitten eines Volks um so weniger mit seinen Gesetzen übereinstimmen, je größer es ist, so werden wir zu untersuchen haben, ob man nicht nach einer ziemlich augenscheinlichen Analogie auch sagen kann, daß die Regierung um so schwächer ist, je zahlreicher die Obrigkeiten sind.

Um diesen Grundsatz zu beleuchten, werden wir in der Person jeder Obrigkeit drei wesentlich verschiedene Willen unterscheiden: erstens, den eignen Willen des Individuums, welcher nur auf einen besondern Vortheil gerichtet ist; zweitens den gemeinsamen Willen der Obrigkeiten, welcher sich einzig auf den Vortheil des Fürsten bezieht — ein Wille, welcher Korps-Wille genannt werden kann, da er ein allgemeiner ist in Beziehung auf die Regierung und ein besonderer mit Bezug auf den Staat, von dem die Regierung einen Theil bildet; — drittens der Wille des Volks oder der souveräne Wille, welcher ein allgemeiner ist sowohl mit Bezug auf den Staat als Ganzes betrachtet, als auch in Bezug auf die Regierung als Theil des Ganzen betrachtet. In einer vollkommnen Gesetzgebung muß der besondere und individuelle Wille beinahe gleich Null, der der Regierung eigne Korps-Wille ganz untergeordnet sein, und demnach ist der allgemeine und souveräne Wille die Richtschnur für alle andern. Nach der natürlichen Ordnung dagegen werden diese verschiedenen Willen in demselben Maße thätiger als sie sich concentriren. Der allgemeine Wille ist stets der schwächste; der Korps-Wille nimmt den zweiten Rang ein, und der besondere Wille geht jedem andern vor, so daß jeder zuerst er selbst, dann Obrigkeit und dann Bürger ist: ein Stufengang, welcher demjenigen, den die gesellschaftliche Ordnung fordert, schnurstracks entgegengesetzt ist.

In dieser Voraussetzung wollen wir uns einmal denken, die Regierung sei in den Händen eines einzigen Menschen. Alsdann ist der be-

sondere Wille und der Korps-Wille vollkommen vereinigt, und dieser hat demnach den höchsten Grad von Intensität, den er erreichen kann. Da nun eben von diesem Grade der Gebrauch der Gewalt abhängt, und die absolute Gewalt der Regierung, die doch immer die des Volks ist, nicht wechselt, so folgt hieraus, daß die wirksamste aller Regierungen die eines Einzigen ist.

Wollten wir dagegen die Regierung mit der höchsten Autorität vereinigen, den Fürsten zum Souverain und aus den Bürgern ebenso viele obrigkeitliche Personen machen, so würde der Korps-Wille sich vollkommen mit dem allgemeinen Willen vermengen, nicht mehr Wirksamkeit als dieser haben und dem besonderen Willen seine ganze Gewalt lassen. Alsdann würde die Regierung, obschon sie immer dieselbe absolute Gewalt hat, ihr Minimum von Wirksamkeit erreicht haben.

Diese Grundsätze sind unbestreitbar, und noch andre Betrachtungen dienen zu ihrer Bestätigung. Man bemerkt z. B., daß die obrigkeitlichen Personen in ihrer Körperschaft viel wirksamer sind als die Bürger in der ihrigen, und daß der besondere Wille in ihr folglich einen weit stärkern Einfluß ausübt. Denn jede obrigkeitliche Person ist beinahe stets mit irgend einer besondern Funktion der Regierung betraut, während jeder Bürger für sich betrachtet nie irgend eine Function der Souverainität auszuüben hat. Je mehr sich übrigens der Staat ausdehnt, desto mehr wächst seine wirkliche Gewalt, wenn sie sich auch nicht nach Verhältniß seiner Ausdehnung vergrößert. Da aber der Staat derselbe bleibt, so mögen sich die obrigkeitlichen Personen immerhin vermehren, die Regierung wird darum keine größere wirkliche Gewalt erhalten, weil sie die Verwahrerin der Staatsgewalt ist, welche wir stets gleichmäßig vorausgesetzt haben. So wird durch diese Vielheit die Wirksamkeit der Regierung vermindert, ohne daß ihre Gewalt sich vergrößern könnte.

Nachdem wir nun gefunden haben, daß die Regierung in dem Maße schwächer wird als die obrigkeitlichen Personen sich vermehren, und die hemmende Gewalt der Regierung sich um so mehr erhöhen muß, je zahlreicher das Volk wird, so schließen wir, daß das Verhältniß der obrigkeitlichen Personen zur Regierung das umgekehrte sein müsse von dem der Unterthanen zum Souverän; d. h. je mehr sich der Staat vergrößert, desto mehr muß sich die Regierung concentriren, so daß sich die Zahl der Ober-

häupter in demselben Verhältnisse vermindert, als sich die des Volks vergrößert.

Um nun diese Verschiedenheit der Formen unter bestimmten Benennungen zu fixiren, wollen wir an erster Stelle bemerken, daß der Souverän die Regierungsgewalt dem ganzen Volke oder dem größeren Theile desselben anvertrauen kann, derart, daß es mehr mit obrigkeitlicher Gewalt betraute Bürger als einfache Privatleute giebt. Man giebt dieser Regierungsform den Namen Demokratie.

Eben sowohl kann der Souverän die Regierung in die Hände einer kleinern Zahl legen, derart, daß es mehr einfache Bürger als obrigkeitliche Personen giebt. Diese Form führt den Namen Aristokratie.

Endlich kann er die ganze Regierung in den Händen einer einzigen obrigkeitlichen Person concentriren. Diese dritte Form ist die gewöhnlichste und heißt Monarchie oder königliche Regierung.

Wir werden bemerken, daß alle diese Formen, oder doch wenigstens die beiden erstern, ein Mehr oder Minder zulassen, und sogar einen ziemlich weiten Spielraum gestatten. Denn die Demokratie kann das ganze Volk umfassen oder sich bis auf die Hälfte desselben beschränken. Die Aristokratie ihrerseits kann sich von der Hälfte des Volks unbegrenzt bis auf die kleinste Anzahl einschränken. Selbst das Königthum läßt bisweilen eine Theilung zu, sei es zwischen Vater und Sohn, oder zwischen zwei Brüdern oder irgendwie. In Sparta gab es beständig zwei Könige, und im römischen Reiche hat man bis zu acht Kaisern beisammen gesehen, ohne daß man sagen könnte, die Regierung sei getheilt gewesen. Es giebt einen Punkt, wo jede Regierungsform in die folgende übergeht; und unter drei specifischen Namen ist die Regierung in Wirklichkeit eben so vieler verschiedener Formen fähig als der Staat Bürger hat.

Aber noch mehr: da jede dieser Regierungen sich in gewisser Hinsicht in verschiedene Unterabtheilungen spalten, die eine so, die andere anders verwaltet werden kann, so ergiebt sich aus der Combination dieser drei Formen eine große Zahl gemischter Formen, deren jede wieder durch all die einfachen Formen sich vervielfältigen läßt.

Man hat zu allen Zeiten viel über die beste Regierungsform gestritten, ohne zu bedenken, daß jede in gewissen Fällen die beste, in andern die schlechteste ist. Wenn nun in den verschiedenen Staaten die Zahl der obrigkeitlichen Personen im umgekehrten Verhältnisse zu der

der Bürger stehen muß,*) so schließen wir unsrerseits daraus, daß im Allgemeinen die demokratische Regierungsform den kleinen Staaten, die aristokratische den mittelgroßen, die monarchische den großen Staaten entspricht.

An dem Faden dieser Untersuchungen werden wir zur Kenntniß der Pflichten und Rechte der Bürger gelangen und lernen: ob man die einen von den andern trennen kann; was das Vaterland ist, worin es eigentlich besteht und woran ein Jeder erkennen kann, ob er ein Vaterland hat oder nicht.

Nachdem wir so jede Art der bürgerlichen Gesellschaft an sich betrachtet haben, werden wir sie vergleichen, um ihre verschiedenen Beziehungen zu beobachten: wie die einen groß, die andern klein, die einen stark, die andern schwach sind; wie sie einander angreifen, beleidigen, zerstören und wie sie bei dieser beständigen Wirkung und Gegenwirkung mehr Elend hervorrufen und mehr Menschen das Leben kosten, als wenn sie alle ihre ursprüngliche Freiheit bewahrt hätten. Wir werden untersuchen, ob man nicht zu viel oder zu wenig in der gesellschaftlichen Einrichtung gethan hat; ob nicht, während die Gesellschaften unter sich die Unabhängigkeit der Natur bewahren, die den Gesetzen und den Menschen unterworfenen Individuen den Uebeln beider Zustände ausgesetzt bleiben, ohne deren Vortheile zu genießen; und ob es nicht besser wäre, wenn es gar keine bürgerliche Gesellschaft in der Welt gäbe, als daß es deren mehrere giebt. Ist es nicht dieser gemischte Zustand, welcher an allen beiden Theil hat und weder den einen noch den andern sicher stellt, per quem neutrum licet, nec tanquam in bello paratum esse, nec tanquam in pace securum.[26])? Ist es nicht jene theilweise und unvollkommene Vereinigung, welche die Tyrannei und den Krieg erzeugt? Und sind nicht Tyrannei und Krieg die größten Geißeln der Menschheit?

Wir werden endlich die Art von Hülfsmitteln untersuchen, welche man gegen diese Uebel in Verbindungen und Allianzen zu finden meint, die jedem Staate seine innere Selbständigkeit lassen, ihn aber nach außen gegen jeden ungerechten Angriff waffnen. Wir werden untersuchen, wie man eine gute Allianz schließt, was ihre Dauer sichern und

*) Man wird sich erinnern, daß ich hier nur von den höchsten Obrigkeiten oder den Häuptern der Nation spreche, da die andern nur in diesem oder jenem Theile ihre Vertreter sind.

bis zu welchem Punkte man das Recht der Conföderation ausdehnen kann, ohne dem der Souveränität zu schaden.

Der Abbé von St. Pierre hat eine Verbindung aller europäischen Staaten vorgeschlagen, um einen beständigen Frieden unter ihnen aufrecht zu erhalten. Würde diese Verbindung ausführbar sein? Und angenommen auch, sie sei bereits geschlossen worden, würde man glauben können, daß sie von Dauer gewesen sei?*) Diese Untersuchungen führen unmittelbar auf alle Fragen des allgemeinen Rechts, welche zur vollen Beleuchtung derjenigen über das Staatsrecht dienen können.

Endlich werden wir die wahren Grundsätze des Kriegsrechtes feststellen und prüfen, warum Grotius und Andere nur falsche angegeben haben.

Ich würde mich nicht wundern, wenn mein junger Mann, der gesunden Verstand besitzt, inmitten dieser Untersuchungen mich unterbrechen und sagen würde: Man möchte sagen, daß wir ein Gebäude von Holz und nicht von Menschen aufführten, so richten wir jedes Stück genau nach der Schnur! — Es ist wahr, mein Freund; aber bedenke, daß sich das Recht durchaus nicht vor den Leidenschaften der Menschen beugt, und daß es sich bei uns darum handelte, zunächst die wahren Principien des Staatsrechts festzustellen. Jetzt, da der Grund gelegt ist, wollen wir prüfen, was für ein Gebäu die Menschen auf ihm errichtet haben, und du wirst nette Dinge sehen.

Nun lasse ich ihn den Telemach lesen und verfolge seinen Gang. Wir suchen das glückliche Salent und den guten Idomeneus auf, den das Unglück weise gemacht hat. Auf unserm Wege finden wir viele Protesilaus, aber keinen Philokles. Adrast, der König der Daunier, ist auch wohl noch zu finden. Aber die Leser mögen sich unsre Reise selber ausdenken, oder sie mit dem Telemach an der Hand selbst machen; wir wollen ihnen keine kränkenden Deutungen eingeben, welche der Verfasser selbst vermeidet oder doch nur gegen seinen Willen macht.

Da übrigens Emil kein König ist und ich kein Gott bin, so werden wir uns nicht darüber quälen, daß wir es dem Telemach und Mentor in dem Guten, welches sie den Menschen erwiesen haben, nicht nachthun

---

*) Seitdem ich dieses geschrieben habe, sind die Gründe dafür in dem Auszuge jenes Planes dargelegt worden. Die Gründe dagegen, wenigstens diejenigen, welche mir haltbar schienen, werden sich in der Sammlung meiner Schriften als Anhang jenes Auszuges finden.

können. Niemand versteht besser als wir, auf seinem Platze zu bleiben, und nicht einmal zu wünschen, ihn zu verlassen. Wir wissen, daß Alle dieselbe Aufgabe erhalten haben und daß Jeder, der das Gute von ganzem Herzen liebt und mit allen Kräften ausübt, sie erfüllt. Wir wissen, daß Telemach und Mentor Kinder der Einbildung sind. Emil reist nicht als Müßiggänger und thut mehr Gutes, als wenn er ein Fürst wäre. Wenn wir Könige wären, würden wir nicht wohlthätiger sein. Wenn wir Könige und wohlthätig wären, so würden wir, ohne es zu wissen, tausend wirkliche Uebel anrichten für eine einzige gute That, die wir zu thun glaubten. Und wenn wir Könige und Weise wären, so würde das erste Gute, das wir uns selbst und Andern thun könnten, dies sein, daß wir dem Königthum entsagten und wieder würden, was wir jetzt sind.

Ich habe angegeben, wodurch das Reisen für jeden unfruchtbar wird. Was es aber für die Jugend noch unfruchtbarer macht, ist die Weise, in der man sie reisen läßt. Die Erzieher, welche mehr auf ihr eignes Vergnügen als auf den Unterricht ihres Zöglings bedacht sind, führen ihn von Stadt zu Stadt, von Palast zu Palast, von Gesellschaft zu Gesellschaft; oder, falls sie selbst Gelehrte und Schriftsteller sind, so lassen sie ihn seine Zeit damit verbringen, die Bibliotheken zu durchlaufen, Alterthumsforscher zu besuchen, alte Denkmäler auszugraben und alte Inschriften abzuschreiben. In jedem Lande beschäftigen sie sich mit einem andern Jahrhundert; es ist eben so gut, als wenn sie sich mit einem andern Lande beschäftigten. Haben sie auf diese Weise mit großen Kosten Europa durchstreift, sich nichtssagenden Dingen oder der Langenweile überlassen, so kehren sie zurück, ohne gesehen zu haben, was sie interessiren könnte, und ohne gelernt zu haben, was ihnen nützlich gewesen wäre.

Alle Hauptstädte sind einander ähnlich. In ihnen vermischen sich alle Völker und vermengen sich alle Sitten. Hier darf man die Nationen nicht studiren wollen. Paris und London sind in meinen Augen ein und dieselbe Stadt. Ihre Einwohner haben einige verschiedene Vorurtheile, aber die Einen haben ihrer nicht weniger als die Andern, und alle ihre praktischen Grundsätze sind dieselben. Man weiß, was für Menschen sich an den Höfen versammeln müssen. Man weiß, welche Sitten durch das Zusammendrängen des Volks und die Verschiedenheit des Vermögens überall erzeugt werden müssen. Sobald man mir von einer Stadt von zweimalhunderttausend Seelen spricht, weiß ich auch

sogleich, wie man dort lebt. Was es noch mehr über die Oertlichkeiten zu wissen gäbe, ist nicht der Mühe werth, daß man hingeht, es zu lernen.

In den entfernten Provinzen, wo es weniger Bewegung und Handel giebt, welche weniger von Fremden bereist werden, deren Einwohner weniger ihren Wohnort vertauschen und in Vermögen und Zustand weniger dem Wechsel unterworfen sind, in diesen Provinzen ist es, wo man den Geist und die Sitten einer Nation studiren muß. Besucht vorübergehend die Hauptstadt, das Land aber beobachtet fern von ihr. Die Franzosen sind nicht in Paris, sondern in Touraine, die Engländer sind mehr Engländer in Mercia als in London, und die Spanier mehr Spanier in Galizien als in Madrid. Nur in solchen Entfernungen macht sich ein Volk kenntlich und zeigt sich ohne fremde Mischung so, wie es ist. Hier ist es, wo die guten und schlechten Wirkungen der Regierung sich am besten fühlbar machen, gleichwie am Ende eines größern Radius der Bogen genauer gemessen wird.

Die nothwendigen Beziehungen zwischen den Sitten und der Regierung sind in dem Buche „der Geist der Gesetze“[27]) so vortrefflich dargelegt worden, daß man nichts Besseres thun kann als sich dieses Werkes bedienen, um jene Beziehungen zu studiren. Im Allgemeinen aber giebt es zwei leicht zu handhabende und einfache Maßstäbe, um über die beziehungsweise Güte der Regierungen zu urtheilen. Der eine ist die Bevölkerung. In jedem Lande, dessen Bevölkerung abnimmt, geht der Staat seinem Untergange entgegen. Das Land aber, in dem die Bevölkerung am meisten wächst, mag es auch sonst noch so arm sein, ist doch unfehlbar das am besten regierte*).

Allerdings muß diese Bevölkerung die natürliche Wirkung der Regierung und der Sitten sein. Denn wenn sie durch Colonisation oder andre zufällige und vorübergehende Ursachen entstände, so würde nur das Uebel aus den Heilmitteln bewiesen. Wenn Augustus Gesetze gegen den Cölibat erließ, so zeigten diese Gesetze schon den Verfall des römischen Reichs. Die Güte der Regierung muß die Bürger zur Eheschließung veranlassen, nicht das Gesetz sie dazu zwingen. Nicht das hat man zu untersuchen, was sich durch Gewalt ausrichten läßt, denn ein Gesetz, welches das Bestehende bekämpft, läßt sich umgehen und wird nichtig, sondern das, was sich durch den Einfluß der Sitten und die

*) Ich kenne nur eine einzige Ausnahme von dieser Regel: China.

natürliche Neigung der Regierung erreichen läßt, denn diese Mittel allein haben eine dauernde Wirkung. Es war die Politik des guten Abbé von Saint Pierre, für jedes besondere Uebel stets ein kleines Heilmittel aufzusuchen, statt zur gemeinsamen Quelle aller aufzusteigen und zu sehen, ob sie nicht alle auf einmal geheilt werden können. Es handelt sich nicht darum, jedes Geschwür, das am Körper des Kranken entsteht, einzeln zu behandeln, sondern die ganze Blutmasse zu reinigen, welche sie alle erzeugt. In England soll man Preise auf den Ackerbau setzen; es bedarf keines weitern Beweises: dies allein beweist schon, daß er nicht lange mehr dort blühen wird.

Das zweite Anzeichen der relativen Güte der Regierung und der Gesetze ergiebt sich ebenfalls aus der Bevölkerung, aber auf eine andere Weise, nämlich aus ihrer Vertheilung, nicht ihrer Menge. Zwei nach Größe und Einwohnerzahl gleiche Staaten können an Macht sehr ungleich sein; und der mächtigste von beiden ist stets der, dessen Einwohner über sein Gebiet am gleichmäßigsten vertheilt sind. Derjenige, welcher keine so großen Städte hat und darum am wenigsten glänzt, wird stets den andern besiegen. Die großen Städte sind es, welche einen Staat erschöpfen und schwächen. Der Reichthum, welchen sie erzeugen, ist nur scheinbar und illusorisch; viel Silber, aber wenig Vermögen. Paris soll dem König von Frankreich eine ganze Provinz aufwiegen; ich aber glaube, daß es ihn mehrere kostet, daß es in mehr als einer Hinsicht von den Provinzen ernährt wird, und daß die meisten ihrer Einkünfte in diese Stadt wandern und dort bleiben, ohne jemals zum Volke oder zum Könige zurückzukehren. Es ist unbegreiflich, daß in diesem Jahrhundert der Rechenmeister kein einziger von ihnen zu erkennen vermag, daß Frankreich viel mächtiger sein würde, wenn Paris vernichtet wäre. Eine schlecht vertheilte Bevölkerung ist für den Staat nicht nur ohne Vortheil, sondern sie ist für ihn selbst verderblicher als die Entvölkerung. Denn die Entvölkerung giebt als Resultat nur Null, während die schlecht verstandne Anhäufung ein negatives Product giebt. Wenn ich einen Franzosen und einen Engländer ganz stolz von der Größe ihrer Hauptstädte sprechen und darüber streiten höre, ob Paris oder London mehr Einwohner habe, so kommt es mir vor, als ob sie darum stritten, welches von beiden Völkern die Ehre habe, am schlechtesten regiert zu werden.

Studirt ein Volk außerhalb seiner Städte, denn nur so werdet ihr es kennen lernen. Es dient zu nichts, wenn man die sichtbare Form

einer Regierung, geschminkt durch den äußern Schein der Verwaltung und das Geschwätz der Verwalter, betrachtet, wenn man nicht auch zugleich ihr Wesen studirt, wie sich dasselbe in ihrer Wirkung auf das Volk und auf allen Stufen der Verwaltung offenbart. Da der Unterschied der Form sich im Grunde auf alle diese Stufen vertheilt findet, so kann man jenen Unterschied nur kennen lernen, wenn man sie alle umfaßt. In dem einen Lande erkennt man den Geist der Verwaltung nur aus den Kunstgriffen der Unter-Beamten; in dem andern muß man die Parlamentsmitglieder wählen sehen, um beurtheilen zu können, ob die Nation wirklich frei ist. In jedem Lande aber, welches es auch sei, kann man unmöglich, so lange man nur die Städte gesehen hat, die Regierung kennen lernen, da der Geist derselben für Stadt und Land niemals der gleiche ist. Nicht die Städte machen das Land aus, und die Landbevölkerung ist es, welche die Nation bildet.

Dieses Studium der verschiedenen Völker in ihren entlegnen Provinzen und in der Einfachheit ihres ursprünglichen Wesens gewährt eine allgemeine Bemerkung, welche meinem Motto äußerst günstig und für das Menschenherz höchst tröstend ist. Es ist die, daß alle Nationen, wenn sie auf diese Weise beobachtet werden, einen viel höhern Werth zu haben scheinen: je mehr sie sich dem Naturzustande nähern, desto mehr herrscht die Güte in ihrem Charakter. Erst wenn sie sich in die Städte einschließen, erst wenn sie sich in Folge der Kultur verändern, werden sie schlechter und verwandeln gewisse, mehr aus Rohheit als aus Bosheit stammende Mängel in angenehme, aber verderbliche Laster.

Aus dieser Bemerkung ergiebt sich ein neuer Vortheil der von mir vorgeschlagenen Art zu reisen. Da sich die jungen Leute nur wenig in den großen Städten, in denen eine gräuliche Sittenverderbniß herrscht, aufhalten, so sind sie weniger der Gefahr ausgesetzt, dieselbe anzunehmen, und bewahren sich unter einfachern Menschen und in weniger zahlreichen Gesellschaften ein sichreres Urtheil, einen reinern Geschmack und ehrbarere Sitten. Uebrigens ist für meinen Emil von einer solchen Ansteckung eben nichts zu fürchten, denn er besitzt Alles, um sich vor ihr zu bewahren. Unter all den Vorsichtsmaßregeln, welche ich um deswillen getroffen habe, halte ich die in seinem Herzen wohnende Liebe für die wichtigste.

Man weiß nicht mehr, was die wahre Liebe über die Neigungen der jungen Leute vermag, weil die Erzieher diese Liebe eben so wenig kennen und ihre Zöglinge von derselben ablenken. Dennoch aber muß

ein Jüngling lieben, wenn er nicht ausschweifen soll. Es ist leicht, sich durch den Schein täuschen zu lassen. Man wird mir tausend Jünglinge nennen, die angeblich ohne Liebe sehr keusch leben. Aber man nenne mir einen einzigen tüchtigen Mann, einen wirklichen Mann, der sagen kann, er habe seine Jugend auf diese Weise verbracht, und dem man Glauben schenken darf. Bei allen Tugenden, bei allen Pflichten sucht man nur den Schein; ich aber suche die Wirklichkeit und müßte mich sehr täuschen, wenn es zu ihrer Erlangung noch andre als die von mir angegebenen Mittel geben sollte.

Der Gedanke, die Liebe in Emils Herzen zu erwecken, bevor er seine Reisen unternimmt, ist nicht meine Erfindung. Folgende Begebenheit hat mir ihn eingegeben.

Ich besuchte in Venedig den Erzieher eines jungen Engländers. Es war im Winter, und wir saßen beim Feuer. Der Erzieher erhielt seine Briefe von der Post. Er durchblickt sie und liest dann einen derselben seinem Zöglinge laut vor. Er war englisch geschrieben, und ich verstand nichts davon. Aber ich bemerkte, wie während des Vorlesens der junge Mensch die sehr schönen Spitzenmanschetten, welche er trug, zerriß und eine nach der andern ins Feuer warf, so still als möglich, damit man es nicht bemerke. Ueberrascht über diese Laune, sehe ich ihm ins Gesicht und glaube darin eine Gemüthsbewegung zu lesen. Aber obgleich die äußern Merkmale der Leidenschaften bei allen Menschen ziemlich ähnlich sind, so haben sie doch nationale Verschiedenheiten, über welche man sich leicht täuschen kann. Die Völker führen eben so wohl eine verschiedene Sprache auf ihrem Antlitze wie in ihrem Munde. Ich warte ab, bis der Erzieher zu Ende gelesen und mache ihn dann auf die bloßen Handgelenke seines Zöglings aufmerksam, welche dieser jedoch möglichst zu verbergen sucht, und frage ihn: Darf man wissen, was dies bedeutet?

Als der Erzieher sah, was geschehen war, fing er an zu lachen, umarmte seinen Zögling mit einem Ausdrucke großer Befriedigung, und nachdem er die Erlaubniß dazu erhalten hatte, gab er mir die gewünschte Aufklärung.

Die Manschetten, sagte er, welche Herr John soeben zerrissen hat, erhielt er vor kurzem von einer hiesigen Dame zum Geschenk. Nun aber ist Herr John in seiner Heimath mit einem jungen Mädchen verlobt, welches er heiß liebt und welches seine Liebe in noch höherm Maße verdient. Dieser Brief ist von der Mutter seiner Geliebten und ich

will Ihnen die Stelle übersetzen, welche die Zerstörung veranlaßt hat, deren Zeuge Sie gewesen sind.

„Lucie kommt von den Manschetten für Lord John nicht weg. Miß Betty Roldham verbrachte den gestrigen Nachmittag mit ihr und wollte ihr mit aller Gewalt an ihrer Arbeit helfen. Da ich wußte, daß Lucie heute früher als gewöhnlich aufgestanden war, so wollte ich sehen, was sie machte, und fand sie beschäftigt, alles das wieder aufzutrennen, was Miß Betty gestern gearbeitet hatte. Sie will nicht, daß an ihrem Geschenke ein einziger Stich von einer andern Hand als der ihrigen sei."

Herr John ging bald darauf hinweg, um andre Manschetten anzulegen, und ich sagte zu seinem Erzieher: „Sie haben einen Zögling von ausgezeichnetem Gemüthe. Aber, sagen Sie die Wahrheit, ist der Brief von Miß Lucies Mutter nicht Ihre Maßnahme? Ist es nicht ein Auskunftsmittel Ihrer Erfindung gegen die Dame mit den Manschetten?" — „Nein," erwiederte er, „die Sache ist wirklich so; ich habe nicht so viel Kunst bei meiner Sorgfalt angewandt. Ich bin einfach und mit Eifer zu Werke gegangen, und Gott hat meine Arbeit gesegnet."

Ich habe das Benehmen dieses Jünglings nie vergessen können. Es mußte wohl für das Denken eines solchen Träumers, wie ich es bin, seine Wirkung haben.

Es ist Zeit, daß ich zu Ende komme. Laßt uns Lord John zu Miß Lucien, das will sagen Emil zu Sophien zurückführen. Er bringt ihr mit einem Herzen, das nicht weniger zart ist als vor seinem Scheiden, einen erleuchtetern Geist zurück. Seinem Vaterlande aber bringt er den Vortheil, daß er die Regierungen mit all ihren Lastern, die Völker mit all ihren Tugenden kennen gelernt hat. Ich habe selbst dafür Sorge getragen, daß er sich in jeder Nation mit irgend einem Manne von Verdienst durch einen Vertrag der Gastfreundschaft nach Weise der Alten verbunden hat, und es sollte mir nicht Leid thun, wenn er diese Bekanntschaften durch einen Briefwechsel unterhält. Denn abgesehen davon, daß es nützlich sein kann und stets angenehm ist, Verkehr mit fremden Ländern zu haben, so ist es auch eine ausgezeichnete Vorsichtsmaßregel gegen die Herrschaft der nationalen Vorurtheile, welche uns unser Lebenlang anfechten und früher oder später eine gewisse Oberhand über uns gewinnen. Nichts ist geeigneter, ihnen diese Herrschaft zu nehmen, als der uneigennützige Verkehr mit verständigen Leuten, die man achtet, die diese Vorurtheile gar nicht haben und sie

durch die ihrigen bekämpfen, und uns so die Mittel an die Hand geben, unaufhörlich die einen den andern gegenüberzustellen und uns so vor allen zu hüten. Es ist durchaus nicht dasselbe mit Fremden im eignen oder in ihrem Lande zu verkehren. Im erstern Falle üben sie stets gegen das Land, in dem sie sich eben aufhalten, eine Schonung, welche sie ihre Gedanken verbergen oder günstig von ihm denken läßt, so lange sie dort sind. Nach ihrer Heimkehr aber werden sie herabgestimmt und urtheilen dann nur gerecht. Es würde mir sehr angenehm sein, wenn ein Fremder, den ich befragte, mein Land gesehen hätte, aber seine Meinung über dasselbe möchte ich nur in seinem eignen hören.

Nachdem wir beinahe zwei Jahre darauf verwandt haben, einige der größern und viele der kleinern Staaten Europas zu durchstreifen; nachdem wir zwei oder drei Hauptsprachen erlernt haben; nachdem wir das wirklich Sehenswerthe, möge es die Natur, die Regierung, die Künste, die Menschen betreffen, gesehen haben, giebt mir Emil, von Ungeduld verzehrt, zu verstehen, daß es Zeit sei unsre Reise zu beenden. Alsdann antworte ich ihm: Nun gut, mein Freund; du erinnerst dich des Hauptzweckes unsrer Reise. Du hast gesehen, du hast beobachtet: was ist schließlich das Ergebniß deiner Beobachtungen? Wozu hast du dich entschlossen? Wenn ich mich nicht ganz in meiner Methode getäuscht habe, dann erhalte ich ohngefähr folgende Antwort:

„Wozu ich mich entschlossen habe? Das zu bleiben, wozu Du mich gemacht hast, und zu den Ketten, mit denen mich Natur und Gesetze belasten, freiwillig nicht noch andre hinzuzufügen. Je mehr ich das Werk der Menschen in ihren Einrichtungen prüfe, desto mehr sehe ich, daß sie sich durch ihr Streben nach Unabhängigkeit zu Sklaven machen und daß sie selbst ihre Freiheit in vergeblichen Anstrengungen zu ihrer Sicherung verschwenden. Um von dem Strome der Dinge nicht fortgerissen zu werden, hängen sie sich an Tausenderlei. Sobald sie dann einen Schritt thun wollen, können sie es nicht, und erstaunen, daß sie überall festgehalten werden. Es scheint mir, als habe man gar nichts zu thun, um sich frei zu machen; es genügt, daß man nicht aufhören will, es zu sein. Du selbst, mein Lehrer, hast mich frei gemacht, indem du mich lehrtest, mich der Nothwendigkeit zu fügen. Sie mag kommen, wann sie will, ich lasse mich von ihr ohne Zwang fortziehen. Und

da ich nicht gegen sie ankämpfen will, so hänge ich mich an nichts, das mich zurückhalten könnte. Ich habe auf meinen Reisen nach irgend einem Winkel auf Erden gesucht, wo ich durchaus mein eigner Herr sein könnte; aber wo hängt man unter den Menschen nicht mehr von ihren Leidenschaften ab? Nachdem ich Alles reiflich erwogen, habe ich gefunden, daß selbst mein Wunsch mit sich im Widerspruche war. Denn sollte ich mich auch an nichts andres halten, so würde ich mich doch wenigstens an die Scholle halten, auf der ich mich niedergelassen habe. Mein Leben würde an diesem Stück Erde hangen, wie das Leben der Dryaden an ihren Bäumen. Ich habe gefunden, daß Herrschaft und Freiheit zwei unvereinbare Worte sind; ich könnte nicht Herr in einer Hütte sein, ohne mein Selbst aufzugeben."

Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus[28]).

„Ich erinnere mich, daß mein Vermögen die Ursache unserer Untersuchungen war. Du bewiesest vortrefflich, daß ich meinen Reichthum und meine Freiheit nicht zugleich behaupten könne. Aber wenn du wolltest, daß ich zugleich frei und ohne Bedürfnisse wäre, so verlangtest du zwei unvereinbare Dinge. Denn ich würde mich der Abhängigkeit von den Menschen nicht entziehen können, ohne unter diejenige der Natur zu kommen. Was soll ich also mit dem Vermögen thun, das mir meine Eltern hinterlassen haben? Ich werde zunächst nicht von demselben abhangen. Ich werde alle Bande lösen, die mich an dasselbe fesseln. Wenn man mir dasselbe läßt, so wird es mir bleiben; wenn man mir es raubt, so wird man mich nicht mit ihm zugleich hinwegreißen. Ich werde mich nicht abmühen, um es zu behalten, sondern werde fest auf meiner Stelle bleiben. Reich oder arm, ich werde frei sein. Ich werde es nicht nur in dem und dem Lande, in der und der Gegend, sondern auf der ganzen Erde sein. Für mich sind alle Fesseln der Meinung zerbrochen, und ich kenne nur die der Nothwendigkeit. Ich habe sie von Kindheit an tragen lernen und werde sie bis an mein Ende tragen, denn ich bin ein Mensch. Und warum sollte ich sie als Freier nicht tragen können, da ich sie als Sklave doch ebenfalls tragen müßte, und die der Sklaverei noch obendrein?"

„Was kümmert mich meine Lage auf der Erde? Was kümmert es mich, wo ich bin? Ueberall, wo es Menschen giebt, bin ich bei meinen Brüdern; überall, wo es keine giebt, bin ich bei mir selbst. So lange ich unabhängig und reich bleiben kann, habe ich meine Güter, um von

ihnen zu leben, und ich werde leben. Wenn mich aber mein Vermögen unterjochen will, dann werde ich es ohne Mühe aufgeben. Denn ich habe Arme zum Arbeiten und werde leben. Und wenn mir die Arme fehlen sollten, so werde ich leben, so lange man mich ernährt, und sterben, wenn man mich verläßt. Ich werde eben so gut sterben, wenn man mich auch nicht verläßt, denn der Tod ist nicht ein Leiden der Armuth, sondern ein Gesetz der Natur. Zu welcher Zeit der Tod auch kommen mag, ich biete ihm Trotz. Er soll mich nie überraschen, während ich Vorbereitungen treffe um zu leben; er wird mich nie verhindern, gelebt zu haben."

„Das ist es, mein Vater, wozu ich mich entschließe. Wenn ich ohne Leidenschaft wäre, würde ich in meinem Zustande als Mensch unabhängig wie Gott selbst sein, weil ich nur das wollte, was ist, und niemals gegen das Geschick anzukämpfen haben würde. Ich habe wenigstens nur eine Kette, es ist die einzige, die ich jemals tragen werde, und ihrer kann ich mich rühmen. Komm also, gieb mir Sophien, und ich bin frei."

Lieber Emil, ich freue mich aus deinem Munde die Rede eines Mannes zu hören, und aus ihr die Gefühle deines Herzens zu ersehen. Diese übertriebene Uneigennützigkeit mißfällt mir für dein Alter nicht. Sie wird sich aber vermindern, wenn du erst Kinder hast, und du wirst dann genau das sein, was ein guter Familienvater und ein weiser Mann sein soll. Schon vor deinen Reisen habe ich gewußt, welche Wirkung sie auf dich haben würden; ich wußte, daß bei näherer Betrachtung unserer Einrichtungen du weit entfernt sein würdest, ein Zutrauen zu ihnen zu fassen, welches sie nicht verdienen. Vergebens strebt man nach Freiheit unter dem Schutzbrief der Gesetze. Der Gesetze? Wo giebt es solche? Und wo werden sie geachtet? Ueberall hast du unter diesem Namen nur Sonderinteresse und menschliche Leidenschaft herrschen sehen. Aber die ewigen Gesetze der Natur und der Ordnung bestehen. Sie vertreten dem Weisen die Stelle des positiven Gesetzes. Sie sind durch Gewissen und Vernunft im Grunde seines Herzens geschrieben. Ihnen muß man sich unterwerfen, wenn man frei sein will. Es giebt keinen Sklaven, als den, der Böses thut, denn er thut es stets gegen seinen Willen. Die Freiheit beruht in keiner Regierungsform, sie wohnt im Herzen des freien Menschen, er trägt sie überall bei sich. Der Elende dagegen führt überall die Knechtschaft mit sich. Der Eine würde in Genf ein Sklave, der Andre in Paris ein Freier sein.

Wenn ich mit dir von den Pflichten des Bürgers spräche, würdest du mich vielleicht fragen, wo das Vaterland ist, und würdest meinen, mich damit in Verlegenheit gebracht zu haben. Du würdest dich gleichwohl täuschen, lieber Emil; denn wer kein Vaterland hat, hat wenigstens ein Land. Es giebt stets eine Regierung und Schattenbilder von Gesetzen, unter denen man in Ruhe lebt. Was liegt daran, ob der gesellschaftliche Vertrag jemals beobachtet worden ist, wenn ihn das Sonderinteresse eben so geschätzt hat als es der allgemeine Wille gethan haben würde, wenn die öffentliche Gewalt ihn gegen die besondere verwahrt hat, wenn das Böse, das er thun sah, ihm das Gute liebenswerth gemacht hat, und wenn unsre Einrichtungen selbst ihn dahin gebracht haben, ihre eigne Ungerechtigkeit zu erkennen und zu hassen? O Emil, wo ist der rechtschaffne Mensch, der seinem Lande gar nichts zu verdanken hätte? Wer er auch sei, er schuldet ihm, was für den Menschen das Kostbarste ist: die Sittlichkeit seiner Handlungen und die Liebe zur Tugend. Wäre er in der Tiefe eines Waldes geboren, so hätte er glücklicher und freier gelebt. Da er aber nichts zu bekämpfen gehabt hätte, um seinen Neigungen zu folgen, so würde er gut gewesen sein, ohne Verdienst zu haben, er würde nie tugendhaft gewesen sein; jetzt dagegen kann er es sein trotz seiner Leidenschaften. Der bloße Schein der Ordnung lehrt ihn dieselbe kennen und lieben. Das allgemeine Wohl, welches andern nur als Vorwand dient, ist für ihn allein ein wirklicher Beweggrund. Er lernt sich bekämpfen, sich besiegen, und sein Interesse dem allgemeinen Interesse opfern. Es ist nicht wahr, daß er von den Gesetzen keinen Gewinn habe; sie geben ihm den Muth gerecht zu sein, selbst unter den Schlechten. Es ist nicht wahr, daß sie ihn nicht frei gemacht haben, denn sie haben ihn gelehrt, über sich zu herrschen.

Sage also nicht: Was kümmert es mich, wo ich bin? Es ist von Wichtigkeit für dich, daß du da bist, wo du alle deine Pflichten erfüllen kannst, und eine dieser Pflichten ist die Anhänglichkeit an den Ort deiner Geburt. Deine Mitbürger haben dich als Kind beschützt, darum schuldest du ihnen Liebe als Mann. Du sollst in ihrer Mitte leben, oder wenigstens an einem Orte, von dem aus du ihnen nützlich sein kannst, soweit dir dies möglich ist, und wo sie dich zu finden wissen, wenn sie jemals deiner bedürfen. Es giebt Verhältnisse, unter denen ein Mann seinen Mitbürgern nützlicher werden kann, wenn er im Auslande, als wenn er im Schoße seines Vaterlandes lebt. Alsdann soll er nur auf

seinen Eifer hören und sein Exil ohne Murren tragen; denn dieses Exil selbst ist eine seiner Pflichten. Du aber, guter Emil, dem nichts diese schmerzlichen Opfer auflegt, du, der du das traurige Geschäft übernommen hast, den Menschen die Wahrheit zu sagen, lebe unter deinen Mitbürgern, pflege ihre Freundschaft in lieblichem Umgange; sei ihr Wohlthäter, ihr Vorbild. Dein Beispiel wird ihnen mehr nützen als alle unsre Bücher, und das Gute, welches sie dich thun sehen, wird sie mehr ergreifen, als all unsre nichtigen Worte.

Ich ermahne dich um deswillen, nicht in den großen Städten zu leben. Im Gegentheil ist eins der Beispiele, welches die Guten den Uebrigen geben sollen, das eines patriarchalischen und ländlichen Lebens, des ältesten Lebens der Menschheit, des friedlichsten, natürlichsten und angenehmsten Lebens für einen Menschen mit unverdorbenem Herzen. Glücklich, mein junger Freund, ist das Land, wo man den Frieden nicht in einer Einöde suchen muß. Aber wo ist dieses Land? Ein wohlthätiger Mensch kann seiner Neigung inmitten der Städte nur schlecht genügen, da er in ihnen seinen Eifer beinahe einzig durch Intriganten und Betrüger zu befriedigen vermag. Die Aufnahme, welche Faullenzer hier finden, die ihr Glück machen wollen, vollendet nur die Verödung des Landes, welches im Gegentheil auf Kosten der Städte neu bevölkert werden sollte. Alle Menschen, welche sich von der großen Gesellschaft zurückziehen, werden gerade deshalb nützlich, weil sie sich von ihr zurückziehen, da alle Laster der Menschen aus ihrer zu großen Anhäufung entstehen. Sie werden ferner dadurch nützlich, daß sie in die verödeten Orte Leben, Kultur und Liebe zum frühern Zustande zurückbringen können. Ich werde gerührt, wenn ich daran denke, wieviel Wohlthaten Emil und Sophie aus ihrer einfachen Zurückgezogenheit heraus um sich her verbreiten können, wie sie das Land beleben und den erloschnen Eifer der unglücklichen Landleute wieder zu wecken vermögen. Es ist mir, als sähe ich, wie sich das Volk vervielfältigt, die Felder sich befruchten, das Land einen neuen Schmuck annimmt, wie die Menge und der Ueberfluß die Arbeiten in Feste verwandelt, und wie die Freudenrufe und Segnungen sich aus dem Kreise der festlichen Spiele um das liebenswürdige Paar erheben, das sie hervorgerufen hat. Man nennt das goldne Zeitalter ein Traumbild, und es wird stets ein solches sein für Jeden, dessen Herz und Geschmack verdorben sind. Es ist nicht einmal wahr, daß man seinen Verlust beklagt, denn diese Klagen sind stets eitel. Was müßte man also thun,

um es wieder erstehen zu lassen? Nur Eins, aber etwas Unmögliches: man müßte es lieben.

Es scheint um Sophiens Wohnung schon wieder erwacht zu sein; ihr habt mit einander nur zu vollenden, was ihre würdigen Eltern begonnen haben. Nur möge, lieber Emil, dieses süße Leben dir mühevolle Pflichten nicht verleiden, wenn dir jemals solche auferlegt würden. Erinnere dich, daß die Römer vom Pfluge zum Consulat gelangten. Wenn der Fürst oder der Staat dich in den Dienst des Vaterlandes ruft, dann verlasse Alles, um auf dem Posten, den man dir anweist, die ehrenvolle Verpflichtung eines Bürgers zu erfüllen. Wenn diese Verpflichtung dir lästig ist, so giebt es ein ehrenhaftes und sichres Mittel, dich ihrer zu entledigen: erfülle sie so unsträflich, daß man sie dir nicht lange läßt. Im Uebrigen hast du die Last eines solchen Amtes wenig zu befürchten; denn so lange die Menschen dieses Jahrhunderts am Ruder bleiben, wird man dich nicht für den Staatsdienst aufsuchen.

Möchte es mir doch vergönnt sein, Emils Rückkehr zu Sophien, das Ende ihrer Liebe, oder vielmehr den Anfang der sie vereinigenden ehelichen Liebe zu schildern; einer Liebe, die auf lebenslängliche Achtung gegründet ist, auf Tugenden, die nicht mit der Schönheit entschwinden, auf eine Uebereinstimmung der Charaktere, welche den Umgang so lieblich macht und den Reiz der ersten Vereinigung bis ins Alter hinein verlängert. Doch alle diese Einzelheiten würden wohl gefallen, aber nichts nützen können; und bis hierher habe ich mir nur solche Einzelheiten darzustellen erlaubt, deren Nutzen ich einzusehen glaubte. Sollte ich noch am Schluß meiner Aufgabe von dieser Regel abweichen? Nein, ich fühle sehr wohl, daß meine Feder ermattet ist. Zu schwach für ein so langwieriges und schwieriges Werk, würde ich es aufgeben, wenn es nicht schon zu weit vorgerückt wäre. Um es nicht unvollendet zu lassen, wird es Zeit, daß ich es beende.

Endlich sehe ich den köstlichsten Tag für Emil und den glücklichsten für mich selbst anbrechen. Ich sehe, wie meine Sorgfalt gekrönt wird, und fange an, ihre Frucht zu schmecken. Das würdige Paar vereint sich durch unlösliche Bande, ihr Mund spricht und ihr Herz bekräftigt die Schwüre, die nie vergebens sein sollen: sie sind Gatten. Als sie vom Altare zurückkehren, lassen sie sich führen; sie wissen nicht, wo sie sind, wohin sie gehen, was um sie her geschieht. Sie hören nichts, sie antworten nur zerstreut, ihre trüben Augen sehen nichts mehr. O

Trunkenheit, o menschliche Schwäche! Das Gefühl des Glücks zermalmt den Menschen, er ist nicht stark genug, um es zu tragen.

Es giebt sehr wenig Leute, welche am Hochzeitstage den richtigen Ton gegen die Neuvermählten zu treffen wissen. Der düstre Anstand der Einen und das leichtfertige Geschwätz der Andern erscheint mir gleich unpassend. Ich möchte lieber, man ließe diese jungen Herzen in sich selbst einkehren und sich einer Erregung überlassen, die nicht ohne Reiz ist, statt sie so grausam davon abzulenken, um sie durch eine falsche Schicklichkeit zu verstimmen oder durch schlechte Scherze in Verlegenheit zu setzen, die an einem solchen Tage sicherlich sehr übel angebracht sind, sollten sie auch zu jeder andern Zeit gefallen.

Ich bemerke, wie meine beiden jungen Leute in ihrem süßen Liebesschmachten, das sie erfüllt, nichts von alle dem hören, was man zu ihnen spricht. Sollte ich, der ich verlange, daß man einen jeden Tag des Lebens genießen soll, sie einen so köstlichen verlieren lassen? Nein, ich will, daß sie ihn schmecken, ihn voll genießen, daß er für sie all seine Freuden habe. Ich entreiße sie der rücksichtslosen Menge, die sie belastet, führe sie auf einem Seitenwege spazieren und rufe sie zu sich selbst zurück, indem ich von ihnen spreche. Nicht nur zu ihren Ohren will ich reden, sondern zu ihren Herzen, und ich kenne den einzigen Gegenstand sehr gut, der sie an diesem Tage zu beschäftigen vermag.

„Meine Kinder", sage ich zu ihnen, indem ich ihre Hand erfasse, „es sind nun drei Jahre, daß ich diese lebendige und reine Flamme emporlodern sah, welche heute euer Glück ausmacht. Sie ist bis jetzt unaufhörlich gewachsen; ich lese in euren Augen, daß sie den höchsten Grad von Heftigkeit erlangt hat; von jetzt ab kann sie nur noch abnehmen." Leser, seht ihr nicht die leidenschaftliche Erregung, die Aufwallung Emils, hört ihr nicht seine Schwüre? Bemerkt ihr die verächtliche Miene nicht, mit der Sophie ihre Hand der meinigen entzieht, und die zärtlichen Betheuerungen, welche ihre Augen sich wechselseitig leisten, einander anzubeten bis zum letzten Athemzuge? Ich lasse sie gewähren und fahre alsdann fort.

„Ich habe oft gedacht, daß man den Himmel auf Erden haben würde, wenn man das Glück der Liebenden in die Ehe hinein verlängern könnte. Doch bis jetzt hat man dies noch nirgend gesehen. Wenn es aber nicht durchaus unmöglich ist, so seid ihr beide würdig, ein Beispiel zu geben, welches euch niemand gegeben hat und welches nur wenig Gatten nachzuahmen vermögen. Wollt ihr, meine Kinder, daß ich euch ein Mittel

hierzu sage, welches ich mir denke, und welches ich für das einzige mögliche halte?"

Sie sehen einander lächelnd an und bespötteln meine Einfalt. Emil dankt mir rundweg für mein Recept und sagt, er glaube, Sophie habe ein noch besseres, und ihm für seine Person genüge dieses vollständig. Sophie stimmt dem bei und scheint ganz eben so zuversichtlich. Und doch glaube ich durch seine spöttische Miene hindurch etwas Neugierde durchschimmern zu sehen. Ich prüfe Emil. Sein brennendes Auge verschlingt die Reize seiner Gattin. Sie sind das Einzige, worauf sein Sinn gerichtet ist, und all meine Reden kümmern ihn gar nicht. Ich meinerseits sage lächelnd zu mir selbst: Ich werde dich bald aufmerksam machen.

Der beinahe unmerkliche Unterschied dieser geheimen Bewegungen zeichnet eine sehr charakteristische Verschiedenheit der beiden Geschlechter, die den herkömmlichen Vorurtheilen ganz entgegengesetzt ist. Die Männer sind nämlich im Allgemeinen weniger beständig als die Frauen, und werden früher als diese einer glücklichen Liebe überdrüssig. Das Weib ahnt von weitem die Unbeständigkeit des Mannes und beunruhigt sich über dieselbe*); das ist es auch, was sie eifersüchtiger macht. Wenn er zu erkalten anfängt und sie gezwungen ist, um ihn sich zu wahren, alle die Sorgfalt anzuwenden, die sie ehedem anwandte, um ihm zu gefallen, so weint sie und demüthigt sich, aber selten mit gleichem Erfolge. Liebe und Sorgfalt gewinnen wohl die Herzen, aber erlangen sie nicht wieder. Ich komme auf mein Recept gegen das Erkalten der Liebe in der Ehe zurück.

„Es ist einfach und leicht", beginne ich wieder; „man muß Liebhaber bleiben, wenn man Gatte ist." „„Wahrhaftig"", sagt Emil, bei sich selbst lachend, „„das wird uns nicht eben schwer werden.""

„Schwerer für dich, der du dies sagst, als du vielleicht denkst. Bitte, laßt mir Zeit mich auszusprechen."

---

*) In Frankreich sagen sich die Frauen zuerst los; und das ist ganz natürlich, denn sie haben wenig Temperament und verlangen nur Huldigungen. Sobald der Gatte ihnen dieselbe nicht leistet, kümmern sie sich wenig um seine Person. In andern Ländern dagegen ist es der Mann, welcher sich zuerst lossagt; und auch das muß so sein, weil die Frauen zwar treu aber zudringlich sind, mit ihren Wünschen lästig werden und Ekel erregen. Diese allgemeinen Wahrheiten mögen viele Ausnahmen erleiden; ich glaube aber dennoch, daß es allgemeine Wahrheiten sind.

„Die Bande, welche man zu straff spannen will, zerreißen. So geschieht es auch mit dem Bande der Ehe, wenn man ihm größere Gewalt verleihen will, als es haben soll. Die Treue, welche sie beiden Gatten auferlegt, ist das heiligste aller Rechte. Aber die Gewalt, welche sie jedem von beiden über den andern verleiht, ist zu groß. Der Zwang und die Liebe vertragen sich schlecht mit einander, und die Freude läßt sich nicht befehlen. Erröthe nicht, Sophie, und denke nicht daran zu entfliehen. Bewahre mich Gott, daß ich deine Bescheidenheit verletzen wollte. Aber es handelt sich um die Bestimmung deines Lebens. Um dieses großen Zweckes willen gestatte zwischen einem Gatten und einem Vater ein Gespräch, das du anderweitig nicht ertragen würdest."

„Nicht sowohl der Besitz als die Freiheitsbeschränkung ist es, welche übersättigt, und man bewahrt für ein Mädchen, das man unterhält, weit länger die Neigung als für eine Frau. Wie hat man aus den zärtlichsten Liebkosungen eine Pflicht und aus den süßesten Zeugnissen der Liebe ein Recht machen können? Es ist das wechselseitige Verlangen, welches das Recht begründet, die Natur kennt kein anderes. Das Gesetz kann dieses Recht einschränken, aber es würde es nicht ausdehnen können. Der Genuß ist so süß an sich selbst; soll er aus traurigem Zwang eine Stärke erhalten, die er aus seinen eignen Reizen nicht zu gewinnen vermöchte? Nein, meine Kinder, in der Ehe sind die Herzen verbunden, die Körper aber sind einander nicht unterworfen. Ihr schuldet einander Treue, aber keine Willfährigkeit. Jedes von euch beiden gehört dem Andern an, keins aber mehr als ihm selbst beliebt."

„Wenn es also wahr ist, lieber Emil, daß du der Geliebte deines Weibes bleiben willst, daß sie stets deine Herrin und ihre eigne sein soll, so sei ein glücklicher, aber ein ehrerbietiger Geliebter. Erhalte Alles von der Liebe, ohne es als Pflicht zu fordern; die geringste Vergünstigung sei nie für dich ein Recht, sondern eine Gefälligkeit. Ich weiß, daß die Schamhaftigkeit die förmlichen Geständnisse flieht und besiegt sein will. Wird sich aber bei Zartgefühl und wahrer Liebe der Liebende über den geheimen Willen täuschen? Weiß er nicht, wenn Herz und Augen ihm gewähren, was der Mund zu versagen vorgiebt? Möge Jedes von euch beständig Herr seiner Person und seiner Liebkosungen sein und das Recht haben, sie dem Andern nur nach seinem eigenen Willen zuzugestehn. Erinnert euch, daß selbst in der Ehe der Genuß nur ein rechtmäßiger ist, wenn das Verlangen danach getheilt war. Befürchtet nicht, meine Kinder, daß dies Gesetz euch fern von

einander halte; es macht euch im Gegentheil aufmerksamer darauf, einander zu gefallen, und verhindert die Uebersättigung. Da ihr einzig auf euch selbst beschränkt seid, so wird die Natur und die Liebe euch einander hinlanglich nähern."

Bei solchen und ähnlichen Reden wird Emil ärgerlich und thut laut Einspruch. Sophie hält verschämt den Fächer vor die Augen und sagt nichts. Aber derjenige, welcher sich am meisten beklagt, ist vielleicht nicht am unzufriedensten von beiden. Ich bleibe unerbittlich; ich lasse Emil erröthen über seinen Mangel an Zartgefühl; ich verbürge mich für Sophien, daß sie ihrerseits den Vertrag annehmen wird. Ich fordere sie zum Sprechen heraus, und man wird wohl glauben, daß sie mich nicht Lügen zu strafen wagt. Emil befragt unruhig die Augen seiner jungen Gattin. Er sieht durch die Verlegenheit hindurch die Regungen der Lust schimmern, was ihn über die Gefahr ihres Selbstvertrauens beruhigt. Er wirft sich ihr zu Füßen, küßt mit Inbrunst die Hand, welche sie ihm reicht und schwört, daß, die gelobte Treue ausgenommen, er auf jedes andre Recht über sie verzichte. Sei, theures Weib, spricht er, die unumschränkte Herrin meiner Freuden, wie du Herrin meines Lebens und meines Geschickes bist. Und sollte mir deine Grausamkeit das Leben kosten, so gebe ich dir doch meine theuersten Rechte zurück. Ich will nichts deiner Willfährigkeit verdanken, sondern Alles von deinem Herzen erhalten.

Guter Emil, beruhige dich; Sophie ist selbst viel zu hochherzig, als daß sie dich als Opfer deiner Hochherzigkeit sterben ließe.

Als ich die Neuvermählten am Abend verlassen will, sage ich im ernstesten Tone, der mir möglich ist, zu ihnen: Erinnert euch beide, daß ihr frei seid, und daß bei euch keine Rede von ehelichen Pflichten ist; glaubt mir, und nicht aus falscher Nachgiebigkeit. Emil, willst du kommen? Sophie erlaubt es. Emil wird in seiner Wuth mich niederschlagen wollen. Und du, Sophie, was sagst du dazu? Muß ich ihn mitnehmen? Die Lügnerin wird erröthend „ja" sagen. Reizende und süße Lüge, du bist mehr werth als die Wahrheit!

Am nächsten Morgen .... Das Bild des Glücks erfreut die Menschen nicht mehr. Der verderbliche Einfluß des Lasters hat ihren Geschmack nicht weniger verkehrt als ihre Herzen. Sie wissen das Rührende nicht mehr zu empfinden und das Liebenswürdige nicht mehr zu sehen. Ihr, die ihr um die höchste Freude zu malen, stets nur an glückliche Liebende denkt, die im Schoße der Sinnengenüsse schwelgen,

wie unvollkommen ist doch euer Gemälde! Ihr habt nur die gröbste Hälfte desselben, die süßesten Reize der Freude fehlen. O, wer von Euch hätte niemals zwei Neuvermählte, die unter glücklichen Aussichten vereinigt worden, aus der Brautkammer kommen sehen, wie aus ihren schmachtenden und keuschen Blicken zugleich der Rausch der eben genossenen Freuden, die liebliche Sicherheit der Unschuld und die so reizende Gewißheit, den Rest ihrer Tage mit einander verbringen zu können, sprechen! Es ist das Herrlichste, was dem Menschenherzen sich darbieten kann. Dies ist das wahre Gemälde des Hochgenusses. Ihr habt es hundertmal gesehen, ohne es zu erkennen. Eure verhärteten Herzen sind nicht mehr geeignet, um es zu lieben. Sophie verbringt glücklich und friedlich den Tag in den Armen ihrer zärtlichen Mutter. Hier ruht es sich so süß, nachdem man die Nacht in den Armen des Gatten verbracht.

Am darauf folgenden Tage gewahre ich schon einen gewissen Wechsel der Scene. Emil will ein wenig mißvergnügt erscheinen. Aber durch dieses erzwungene Wesen hindurch bemerke ich eine so zärtliche Dienstfertigkeit und selbst so viel Unterwürfigkeit, daß ich nichts sehr Verdrießliches voraussetzen kann. Sophie dagegen ist heiterer als am Abend zuvor, ich sehe in ihren Augen einen Blick der Befriedigung glänzen. Sie ist reizend gegen Emil; sie sucht ihn beinahe anzulocken, was indeß Emil nur noch verstimmter macht.

Obgleich dieser Wechsel wenig bemerkbar ist, entgeht er doch meinem Blicke nicht. Ich beunruhige mich und befrage Emil insgeheim. Er erzählt mir, daß er zu seinem großen Verdrusse und trotz all seiner inständigen Bitten in verflossner Nacht habe allein schlafen müssen. Die Herrschsüchtige hat sich beeilt, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen. Es kommt zu Erklärungen. Emil beklagt sich bitter, Sophie scherzend. Als sie aber schließlich sieht, wie er im Ernste böse werden will, wirft sie ihm einen Blick voll Zärtlichkeit und Liebe zu, drückt mir die Hand, und spricht mit zum Herzen dringenden Tone nur das einzige Wort: „Der Undankbare!“ Emil ist so dumm, daß er nichts davon versteht. Ich aber verstehe, entferne Emil und nehme nun Sophien auf die Seite.

„Ich sehe“, sage ich zu ihr, „den Grund dieses Eigensinnes. Man könnte nicht mehr Zartgefühl haben, könnte dasselbe aber auch nicht übler anbringen. Liebe Sophie, beruhige dich; es ist ein Mann, den ich dir gegeben habe, und fürchte nicht, ihn als solchen zu nehmen.

Du hast die Erstlinge seiner Jugend empfangen. Er hat diese Jugend an Niemanden vergeudet und wird sie lange für dich bewahren."

„Ich muß mich, mein liebes Kind, über die Ansichten, welche ich in unsrer vorgestrigen Unterredung geäußert, deutlicher gegen dich erklären. Du hast darin vielleicht nur die Kunst gesehen, seine Genüsse einzuschränken, um sie dauernder zu machen. O, Sophie, ich hatte dabei einen andern, meiner Sorgfalt würdigern Zweck. Indem Emil dein Gatte geworden, ist er dein Herr geworden. Dir ziemt es, zu gehorchen, denn so hat es die Natur gewollt. Wenn das Weib Sophien ähnlich ist, so ist es jedoch gut, daß der Mann von ihr geleitet wird. Das ist auch ein Gesetz der Natur. Und um dir so viel Autorität über sein Herz zu geben, als ihm sein Geschlecht über deine Person verleiht, habe ich dich zur Herrin seiner Genüsse gemacht. Es wird dir schmerzliche Entbehrungen kosten; aber du wirst über ihn herrschen, wenn du dich selbst zu beherrschen verstehst. Was sich bereits zugetragen hat, beweist mir, daß diese schwere Kunst deinen Muth nicht übersteigt. Du wirst durch die Liebe lange herrschen, wenn du deine Vergünstigungen selten und kostbar machst, wenn du ihnen Werth zu verleihen weißt. Willst du deinen Gatten unaufhörlich zu deinen Füßen sehen, so halte ihn beständig in gewisser Entfernung von deiner Person. Lege aber Bescheidenheit, und keine Laune in deine Strenge. Sei zurückhaltend, aber nicht eigensinnig. Hüte dich, daß er deine Liebe nicht bezweifelt, indem du der seinen Schranken setzest. Mache dich geliebt durch deine Vergünstigungen und geachtet durch deine Weigerungen, damit er die Keuschheit seiner Frau ehren muß, ohne sich über ihre Kälte beklagen zu können."

„Auf diese Weise, mein Kind, wird er dir sein Vertrauen schenken, wird er auf deine Meinung hören, wird er dich in seinen Angelegenheiten um Rath fragen, und nichts beschließen, ohne es mit dir überlegt zu haben. Auf diese Weise kannst du ihn zur Besinnung rufen, wenn er sich verwirren sollte, ihn durch sanfte Ueberredung auf den rechten Weg zurückführen, liebenswürdig sein, um nützlich zu werden, die Koketterie im Interesse der Tugend und die Liebe zum Vortheil der Vernunft anwenden."

„Glaube bei alledem nicht, daß dir diese Kunst stets etwas helfen könnte. Welche Vorsicht man auch anwenden mag, der Genuß schwächt das Vergnügen, und die Liebe vor allem Andern. Wenn aber die Liebe lange gedauert hat, dann füllt eine süße Gewöhnung die Leere

wieder aus, und der Reiz der Vertraulichkeit folgt den Ausbrüchen der Leidenschaft. Die Kinder bilden zwischen denen, die ihnen das Dasein gaben, ein Band, welches eben so süß und oft noch stärker ist als die Liebe selbst. Wenn du aufhören wirst, Emils Geliebte zu sein, wirst du sein Weib und seine Freundin, wirst du die Mutter seiner Kinder werden. Dann wird an Stelle der frühern Zurückhaltung die höchste Vertraulichkeit treten; dann giebt es kein besondres Bette, keine Weigerung, keine Laune mehr. Werde derart seine Hälfte, daß er deiner nicht mehr entbehren kann, und daß er sich fern von sich selbst fühlt, sobald er dich verläßt. Du hast die Reize des häuslichen Lebens im väterlichen Hause so vortrefflich walten lassen, laß sie nun auch im eignen herrschen. Jeder Mann, dem es in seinem Hause gefällt, liebt seine Frau. Bedenke, daß du ein glückliches Weib sein wirst, wenn du deinen Gatten daheim glücklich siehst."

„Für jetzt sei nicht so streng gegen deinen Geliebten; er hat eine größere Willfährigkeit verdient, und würde sich durch deine Besorgnisse beleidigt fühlen. Schone seine Gesundheit nicht so sehr auf Kosten seines Glückes, und genieße dein eignes. Laß es nicht zum Ueberdrusse kommen, noch weise das Verlangen zurück. Nie darf man versagen, um zu versagen, sondern nur um dem Werth zu verleihen, was man gewährt."

Nachdem ich beide wieder geeinigt habe, sage ich in Sophiens Gegenwart zu ihrem Gemahl: „Man muß das Joch tragen, das man sich aufgelegt hat. Verdiene, daß es dir leicht gemacht wird. Vor Allem opfere den Grazien und denke nicht dich durch Schmollen liebenswürdig zu machen. Der Friede ist nicht schwer zu stiften, und jedes wird sich den Bedingungen gern unterwerfen." — Nachdem der Vertrag durch einen Kuß unterzeichnet, sage ich zu meinem Zöglinge: „Lieber Emil, der Mensch bedarf sein Lebenlang des Rathes und der Führung. Ich habe mein Möglichstes gethan, um bis jetzt diese Pflicht gegen dich zu erfüllen. Hier endet meine lange Aufgabe, und die eines Andern beginnt. Heute lege ich die Autorität nieder, die du mir vertraut hast, und ich übergebe dich hiermit deinem neuen Führer."

Allmählich beruhigt sich der erste Rausch, und sie genießen nun die Reize ihres neuen Standes in Frieden. Glückliche Liebende! Würdige Gatten! Um ihre Tugenden zu ehren und ihr Glück zu schildern, müßte man die Geschichte ihres ganzen Lebens schreiben. Wie oft, wenn ich in ihnen mein Werk betrachte, fühle ich mich von einem Entzücken hin-

gerissen, das mir Herzpochen macht. Wie oft lege ich ihre Hände in die meinen, und segne die Vorsehung unter tiefen Seufzern; wie oft küsse ich diese verschlungenen Hände, von wie viel Freudenthränen fühlen sie sich benetzt! Rührung bemächtigt sich der Liebenden, indem sie meine Wonne theilen. Ihre würdigen Eltern genießen die eigne Jugend noch einmal in der ihrer Kinder; sie fangen so zu sagen noch einmal an zu leben, oder vielmehr, sie erkennen zum erstenmale den Werth des Lebens. Sie verwünschen ihren ehemaligen Reichthum, der sie im selben Alter verhindert hat, ein so liebliches Loos zu genießen. Wenn es irgend ein Glück auf Erden giebt, so ist es in dem Asyle, das wir bewohnen. Hier mag man es suchen.

Nach Verlauf einiger Monate tritt Emil eines Morgens in mein Zimmer, umarmt mich und spricht: Mein Lehrer, beglückwünsche dein Kind: ich hoffe bald die Ehre zu haben, mich Vater nennen zu dürfen. O, welche Sorgen sind unserm Eifer auferlegt, und wie sehr werden wir deiner bedürfen. Gott verhüte, daß ich dich noch den Sohn erziehen lasse, nachdem du den Vater erzogen! Gott verhüte, daß eine so heilige und süße Pflicht jemals von einem andern als von mir selbst erfüllt werde, könnte ich auch für ihn eine eben so vorzügliche Wahl treffen, als für mich getroffen worden ist! Aber bleibe der Führer der jungen Führer. Berathe, leite uns, wir werden dir folgen. So lange ich lebe, werde ich deiner bedürfen. Jetzt, da meine Pflichten als Mann beginnen, bedarf ich deiner mehr als je. Du hast deine Aufgabe erfüllt: Leite mich, daß ich dir nacheifere! Doch ruhe dich aus, es ist Zeit![29])

Anmerkungen.

Viertes Buch.

1. Selbst mit dem Leiden bekannt, lernt ich den Elenden helfen.
Virg. Aen. I. 634.

2. „Kleopatra“ (Cléopâtre) und „Kassandra“ (Cassandre) sind Romane des französischen Dichters Lacalprenède. Dieser wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf dem Schlosse Tolgon in der Gascogne geboren, studirte in Toulouse und kam 1632 nach Paris, woselbst er im Jahre 1663 starb. Seine Romane wurden viel gelesen und gewannen ihm seiner Zeit einen großen Ruf.

3. Enrico Caterino Davila, italienischer Staatsmann und Geschichtsschreiber, geboren 1576 zu Piere di Sacco, kam sehr jung nach Frankreich und trat 1594 in französische Kriegsdienste; 1599 kehrte er nach Italien zurück, trat in venetianische Dienste und war zuletzt Gouverneur von Dalmatien, Friaul und Candia. Auf einer Reise ward er 1631 zu San Michele bei Verona ermordet. Er schrieb eine Geschichte der französischen Bürgerkriege unter Franz II., Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. (Storia delle guerre civili di Francia), welche eine der besten Quellen jenes Zeitraums ist.

Franzesco Guicciardin, geboren zu Florenz im Jahre 1482, wurde Professor der Rechte daselbst. Später trat er in päpstliche Dienste, kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, wo er regen Antheil am politischen Leben unter Alexander und Cosmus von Medici nahm. Er starb 1540. Seine „Geschichte Italiens von 1492—1530“ ist für die Kenntniß jener Epoche von besonderem Werthe.

Der Jesuit Strada, gest. 1649, ist Verfasser einer lateinisch geschriebenen Geschichte der Niederlande.

Antonio de Solis y Ribadeneira, spanischer Dichter und Geschichtsschreiber, wurde 1610 zu Alcala de Henares geboren. Nachdem er sich frühzeitig als Dichter Ruf erworben, trat er in Staatsdienste und wurde zum ersten Ge-

schichtsschreiber Indiens ernannt, was sein bedeutendstes Werk, die „Geschichte der Eroberung von Mexiko" veranlaßte. Er starb zu Madrid 1686.

Niccolo di Bernardo dei Machiavelli, berühmter italienischer Staatsmann, wurde 1469 zu Florenz geboren. Er diente zunächst der Republik Venedig, ward mit der Wiedereinsetzung der Medici in Florenz einer Verschwörung beschuldigt, eingekerkert, verbannt, später begnadigt und im Staatsdienste verwandt. Er starb zu Florenz 1527. Sein Hauptwerk ist die „Florentinische Geschichte von 1215—1492" eins der vorzüglichsten Muster edler italienischer Prosa.

Jacques Auguste de Thou, französischer Geschichtsschreiber und Staatsmann, geb. 1553 zu Paris, hatte unter Heinrich III. und Heinrich IV. den regsten Antheil an den Staatsgeschäften, von denen er sich jedoch nach Heinrichs IV. Ermordung zurückzog, um nur den Wissenschaften zu leben. Er starb 1617. De Thou schrieb ein berühmtes Werk über die „Geschichte seiner Zeit" (vom Tode Franz I. bis zur Ermordung Heinrich IV.)

René Aubert de Vertot, französischer Geschichtsschreiber, geb. 1655, widmete sich dem geistlichen Stande. Nachdem er eine Zeitlang Mönch gewesen, nahm er eine Pfarre bei Rouen an, in welcher Stellung er seine berühmten Geschichtswerke („Geschichte der portugiesischen Revolutionen," „Geschichte der schwedischen Revolutionen," „Geschichte der Maltheserritter") schrieb, die wegen ihrer schönen Darstellung ihm großen Beifall gewannen. Vertot starb 1735.

4. Jean Pradon (starb 1698) und der Abbé Cotin (starb 1682), zwei ganz unbedeutende französische Dichter, die Rousseau hier dem berühmtesten Trauerspieldichter Frankreichs, Racine, und dem verdienten Boileau entgegenstellt.

4b. (S. 81.) Es tritt mein Fuß auf Feuer,
Das trügrisch sich mit Asche deckt.
Hor. lib. II. Od. 1.

5. Samuel Clarke, ein englischer Philosoph, Anhänger Newtons und Locke's wurde 1675 zu Norwich geboren. Er studirte zu Cambridge und wurde später Caplan der Königin Anna, dann Pfarrer von St. James, als welcher er 1729 starb. Sein Hauptwerk ist die „Darstellung des Wesens und der Eigenschaften Gottes" (Demonstration of the being and attributes of God). Mit Leibnitz in einen Briefwechsel verwickelt, vertrat er gegen diesen hauptsächlich Newton's und Locke's Lehren.

6. Nieuwentit, ein holländischer Mathematiker und berühmter Philosoph, geboren um die Mitte des 17. Jahrhunderts, gest. 1718. Er schrieb unter anderem eine Abhandlung: „Das Dasein Gottes aus den Wundern der Natur bewiesen," auf welche sich Rousseau hier bezieht.

7. Amatus Lusitanus, mit seinem eigentlichen Namen Juan Rodrigo Amato, ein portugiesischer Arzt aus dem sechzehnten Jahrhundert und Verfasser mehrerer medicinischer Schriften.

Theophrastus Paracelsus (Philippus Theophrastus Bombastus von Hohenheim), geb. 1493 zu Maria-Einsiedeln, der Sohn eines Arztes, erwarb sich auf seinen Reisen durch einen großen Theil von Europa für seine Zeit bedeutende Kenntnisse in der Chemie und Medicin. Er war eine Zeitlang Professor der Medicin zu Basel, mußte jedoch, in einen Streit mit dem Magistrate der Stadt verwickelt, Basel verlassen, durchstreifte, ein wüstes Leben führend, Deutschland, und starb zu Salzburg 1541. P. beabsichtigte die Medicin zu reformiren. Er wollte die Krankheiten nicht sowohl durch chemische Gegenwirkungen, als durch Anregung und Kräftigung des Lebensprincipes im Kampfe gegen das Krankheitsprincip heilen. Chemie und Theosophie mischen sich bei ihm auf abenteuerliche Weise. Sein Charlatanismus, durch welchen er dem Aberglauben seiner Zeit nicht geringen Vorschub leistete, hat wesentlich zur Verkennung seines wirklichen Verdienstes geführt.

8. Das Buch Bossuet's, auf welches Rousseau hier hinweist, ist die „Darlegung der katholischen Glaubenslehre“ (l'Exposition de la doctrine de l'Eglise catholique. Par. 1671). — Jacques Bénigne Bossuet, berühmter französischer Kanzelredner, wurde 1627 zu Dijon geboren, wo er seine erste Bildung im Jesuitencollegium erhielt. Nach Beendigung seiner Studien in Paris wurde er 1652 Kanonikus in Metz, 1661 Hofprediger in Paris, 1670 Erzieher des Dauphin, und 1681 Bischof von Meaux, als welcher er 1704 starb. An der Feststellung der Grundsätze der gallicanischen Kirche auf der von Ludwig XIV. veranstalteten Versammlung französischer Geistlicher zu Paris (1682) hatte Bossuet hervorragenden Antheil. Den Einsprüchen des Papstes gegenüber vertheidigte er die gallicanische Kirchenfreiheit ausführlich in einem gelehrten Werke („Defensio declarationis celeberrimae, quam de potestate ecclesiae sanxit clerus Gallicus a. 1682.“ Luxemb. 1730.)

9. Der Bucentaur (ursprüngl. ein Ungeheuer, halb Stier, halb Mensch) war eine prächtige Galeere ohne Masten und Segel, in welcher der Doge von Venedig alljährlich am Himmelfahrtstage auf's Meer hinausfuhr, um zum Zeichen seiner Herrschaft einen Ring in dasselbe zu werfen und sich so gleichsam mit ihm zu vermählen. Die Ceremonie endete mit der venetianischen Republik, und der letzte Bucentaur wurde 1797 von den Franzosen zerstört.

10. Die Toga war das aus einem halbrunden Stücke wollenen Zeuges gefertigte Obergewand des Römers, das von ihm in Friedenszeiten getragen wurde, wenn er öffentlich als Bürger erschien (weshalb sie auch Fremden und Verbannten nicht

erlaubt war). Besondere Arten der Toga waren: die toga purpurea des Königs, die toga praetexta, die mit einem Purpurstreifen besetzte Toga der Beamten und freigebornen Kinder; die toga pura, die unverbrämte toga als Kleidung der Nichtbeamten und der Jünglinge, wenn sie ins männliche Alter traten, daher auch toga virilis genannt; die toga candida, die weiße Toga der Amtsbewerber, welche deshalb auch candidati hießen.

Das Sagum war ein kurzer Mantel, der über die Schulter geworfen und an der Seite durch eine Spange festgehalten wurde. Wie die Toga das Zeichen des Friedens, so war das Sagum Zeichen des Kriegs, da es besonders als Umwurf der Soldaten im Felde diente.

Die Prätexta war ein mit Purpur verbrämtes Oberkleid, welches von den höhern obrigkeitlichen Personen Roms, sowie von den freigebornen Kindern bis zum männlichen Alter getragen wurde.

Die Bulla war eine goldene Kapsel, welche als Amulet von den Triumphatoren und von Knaben guter Herkunft vom Halse auf die Brust herabhängend getragen wurde. Zur Zeit der Mündigkeit wurde zugleich mit der Toga prätexta auch die Bulla abgelegt.

Die Sella, der curulische Sessel, war der Sitz der hohen obrigkeitlichen Personen.

11. Aur. Vict., de Vir. ill., cap. 86.
12. Wer will, kann auch.
13. Mont. Ess. Liv. I. chap. 25.
14. Rousseau unterzeichnete sich stets als Bürger von Genf.
15. „Verweile, o Wandrer, du stehst auf einem Helden." Dieses Epitaph wurde für den östreichischen General Mercy verfaßt, der in der Schlacht bei Nördlingen am 3. Aug. 1645 fiel.
16. Das Epitaph für die bei den Thermopylen gefallnen Spartaner findet sich bei Herodot im 7. Buche. § 228.
17. Die Akademie der Inschriften (Académie des inscriptions) wurde 1663 im Anschluß an die Academie française gegründet. Sie bestand zunächst aus vier Mitgliedern der letztern und hatte die Aufgabe, die Inschriften auf öffentlichen Denkmälern zu überwachen und für einen einfachen und geschmackvollen Stil derselben Sorge zu tragen. Später (1701) wurde sie zur Académie des inscriptions et belles-lettres erweitert, deren Arbeit sich über das ganze Gebiet der Geschichts-, Alterthums- und Sprachforschung ausdehnt.
18. Diese Behauptung befindet sich in einem Briefe an D'Alembert.
19. Das von Rousseau hier gebrauchte Wortspiel ist im Deutschen nicht wohl wieder zu geben: Il ne me vendrait point au poids de l'or du poison pour du poisson.

20. Unter dem Namen Apicius sind drei Römer, die zu verschiedenen Zeiten (unter Augustus, Pompejus und Trajan) gelebt haben, bekannt und als Feinschmecker und Schlemmer berühmt. Von einem derselben erzählt man, daß er eigens eine Reise nach Afrika unternommen, weil er gehört, daß man dort eine größere Art von Flußkrebsen finde, als er sie in Italien haben konnte.
21. Wo mir's wohl geht, da ist mein Vaterland.
22. Montaigne, liv. II. chap. 1.
23. Dieses Wort sprach der Philosoph Aristippus, der sich, wie viele Andre, um die Gunst der durch ihre hohe Schönheit berühmten und gefeierten älteren Laïs bewarb. Laïs stammte aus Hykkara in Sicilien, kam jedoch schon frühzeitig nach Korinth und begab sich dann nach Thessalien, wo sie der Sage nach von einigen Weibern aus Eifersucht über ihre Schönheit im Tempel der Venus ermordet worden ist.
24. Vapeurs, eine ehemalige Modekrankheit, namentlich der Frauenzimmer, welche durch zum Gehirne aufsteigende Blähungen entstehen sollte und sich in hysterischen Launen äußerte.
25. Aurea mediocritas = die goldne Mittelstraße.
26. Sprüche Salom. 31. 10: „Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen."

Fünftes Buch.

1. Locke, Some thoughts concerning education § 216: „But the young Gentleman being got within View of Matrimony, 'tis Time to leave him to his Mistress."
2. 5 Mos Cap. 22, v. 23—27.
3. Diese Stelle aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" (4ter Gesang, Strophe 87) lautet nach der Uebersetzung von Gries:

   „Sie (die Armida) lockt, anwendend jede Kunst der Frauen,
   Stets neue Buhler in ihr Netz herbei,
   Und läßt Geberd' und Blick oft wechselnd schauen,
   Bleibt Allen nicht, noch allzeit einerlei."

4. Virgil., Ecl. III.
5. „Wenn nur das Weib mit seiner Schamhaftigkeit nicht auch alles Uebrige abstr eifte!" Tac. Ann. IV. 3.
6. „Die verschlinget und wischet ihr ihr Maul und spricht: „Ich habe kein Uebels gethan." Sprüche 30, 20.
7. „Diejenige, welche nur darum etwas unterläßt, weil es nicht erlaubt ist, thut es doch." Ovid. Amor. III. 4.

8. Man muß sich hier erinnern, daß ehedem die Untertasten der Claviere schwarz, die Obertasten weiß waren, so daß eine schöne weiße Hand beim Spiel weit vortheilhafter hervortrat als auf den jetzigen Piano's.

9. . . . . . Den wilden Zorn
Weiß nicht zu bändigen der Peleide.

Hor. lib. I, Od. 6.

10. Anspielung auf das Wort des Weisen Bias: Omnia mea mecum porto.

11. Les Aventures de Télémaque, Roman von Fénélon. François de Salignac de Lamothe Fénélon, geb. auf dem Schlosse Fénélon Perigord aus einem alten und berühmten Geschlechte. Für den geistlichen Stand bestimmt, studirte er einige Jahre auf der Universität Cahors, und kam hierauf nach Paris, wo er in das Priesterseminar St. Sulpice eintrat. Zum Priester geweiht, wurde er vom Erzbischof von Paris Harley an die Spitze eines aus jungen Damen bestehenden Vereins gestellt, der sich die katholische Unterweisung protestantischer junger Mädchen zur Aufgabe gemacht hatte. Die Frucht dieser Wirksamkeit war seine Schrift „über Mädchenerziehung" (de l'éducation des filles). In Folge derselben übertrug ihm Ludwig XIV. 1689 die Erziehung seiner Enkel, der Herzöge von Burgund, Berri und Anjou. 1695 wurde Fénélon Erzbischof von Cambray, ohne zunächst noch seiner Stellung als Prinzenerzieher enthoben zu werden. Durch Bossuets Eifersucht und Leidenschaft in unglückselige Streitigkeiten verwickelt und eines schwärmerischen Quietismus angeklagt, verlor er das Vertrauen des Königs und mußte Versailles verlassen (1697). Das ohne sein Wissen erfolgte Erscheinen der aventures de Télémaque, die er schon 1693 und 94 entworfen, um dem künftigen König von Frankreich die Schwierigkeiten und hohen Anforderungen seiner Stellung als Fürst zu zeigen, verschlimmerte das Verhältniß noch mehr. Man sah in grober Verkennung der edlen Absicht Fénélons in dem Romane nur eine hämische Satire auf Ludwig XIV. und seine Regierung. Der König verwies ihn in sein Sprengel, wo er unter seelsorgerischer Thätigkeit und mit philosophischen Studien beschäftigt, den Rest seines Lebens verbrachte. Fénélon starb zu Cambray 1715.

12. „Du fragst, Galla, warum ich dich nicht will? Du bist gelehrt." Martial XI. 20.

13. Barréme, französischer Rechenmeister (gest. 1703) und Verfasser eines Rechenbuches für niedere Schulen.

14. Daubenton, französischer Naturforscher und Mitarbeiter Büffons; starb 1799.

15. „Doch zeigt sie's nicht, obwohl bei jedem Schritte
Ihr lächelnd Herz von Siegeshoffnung wallt."

Tasso, Ger. lib. c. IV. 33.

16. Rousseau hat diese Stelle der Odyssee in einer Prosa-Uebersetzung. Wir geben sie nach Uschner's Uebersetzung.
17. Man vergleiche Band I von Rousseau, S. 82 u. A.
18. Ebendaselbst, besonders S. 83 u. A.
19. Der Beobachter (Spectator) ist ein englisches Journal, herausgegeben von Addison und Steele während der Jahre 1711—1714. Außer kleinen Novellen und Fragmenten solcher enthält es Abhandlungen religiösen, moralischen und literarischen Inhalts (Ueber die Unsterblichkeit der Seele, Kritik von Miltons verlornem Paradies ꝛc).
20. Raimund Lullus, geboren zu Palma auf der Insel Mallorca 1234, widmete sich, nachdem er in seiner Jugend als Soldat ein wüstes Leben geführt, dem geistlichen Stande und der Bekehrung der Ungläubigen, und starb 1315 auf der Rückfahrt aus Afrika an den dort erlittenen Mißhandlungen. Er stellte in seiner ars magna eine phantastische Theorie der Combination von Begriffen auf, die für die Bekehrung der Ungläubigen und die Reformation der Wissenschaften verwerthet werden sollte, und fand für diese seine „große Kunst" selbst später noch eine große Zahl gläubiger Anhänger.
21. Paul Lukas und Jean Baptiste Tavernier waren berühmte französische Reisende aus dem 17. Jahrhundert.
22. Dieser Jüngling ist nach G. Petitain der Graf von Gisors, ein mit den seltensten Eigenschaften begabter Mensch. Er starb in seinem 27. Jahre, drei Tage nach der Schlacht bei Crefeld 1758, in der er tödtlich verwundet worden war.
23. Hugo Grotius (Huig de Groot, geb. zu Delft 1583, gest. 1645 zu Rostock) hat durch sein rechtswissenschaftliches Hauptwerk: de jure belli et pacis das internationale oder Völkerrecht wissenschaftlich begründet.
24. Charles de Sécondat, Baron de la Brède et de Montesquieu, geb. 1689 zu Brède, gest. 1755 zu Paris. Schon frühzeitig bekämpfte er in seinen Lettres persanes den Absolutismus in Staat und Kirche. In seinem Hauptwerke: „der Geist der Gesetze" (Esprit des lois) versuchte er die Entwicklung gesetzlicher Einrichtungen in ihrem Verhältnisse zu örtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen darzustellen.
25. Aus dieser Bemerkung ist ersichtlich, daß Rousseau beabsichtigte, den Emil vor dem contrat social erscheinen zu lassen. Die Schwierigkeiten, welche sich der Veröffentlichung des Emil entgegenstellten, bewirkten jedoch, daß der contrat sociale zwei Monate früher als der Emil erschien.
26. „Durch den uns keines von beidem vergönnt ist, weder gerüstet zu sein, wie im Kriege, noch sicher zu sein, wie im Frieden." Seneca, de tranq. animi, c. 1.
27. Siehe Note 24.

28. „Nur auf ein kleines Feld war all' mein Wünschen gerichtet."
Horat. Sat. II. 6.

29. Hiermit findet der Emil seinen befriedigenden Abschluß. In einer spätern Fortsetzung, „Emil und Sophie oder die Einsamen", stellt sich Rousseau noch die Aufgabe, die Wirkungen seiner Erziehung im Kampfe des Lebens zur Anschauung zu bringen. Dieses Werk ist nur Bruchstück und besteht aus zwei Briefen Emils an seinen Lehrer, deren letzter mitten in einem Satze abbricht.

Emils Hofmeister hat sich von ihm getrennt. Die jungen Gatten führen anfangs ein glückliches Leben. „Ich war frei, ich war glücklich", schreibt Emil; „du, mein Lehrer, hattest mein Herz gebildet, daß es fähig war, das Glück zu genießen, du hattest mir Sophien gegeben. Zur Wonne der Liebe, zu den Ergüssen der Freundschaft gesellte eine herankeimende Familie die Reize der väterlichen Zärtlichkeit. Alles versprach mir ein süßes Alter und einen friedlichen Tod in den Armen meiner Kinder. Ach, wohin ist jene glückliche Zeit des Genusses und der Hoffnung entschwunden, jene Zeit, in der mein freudetrunknes Herz an jedem Tage das Glück eines Jahrhunderts einsaugte. Alles ist entschwunden wie ein Traum. Jung noch habe ich Alles verloren: Weib, Kinder, Freunde, Alles bis auf den Umgang mit meines Gleichen. Mein Herz ist zerrissen worden von Allem, was es liebte!" . . . „Aber Deiner, mein theurer Lehrer, wird mein Herz unaufhörlich gedenken. Nie habe ich den Werth Deiner Sorgfalt um mich besser erkannt, als da das unerbittliche Schicksal mich seine Schläge so grausam fühlen ließ und mir Alles, nur nicht mein Ich, raubte. Ich stehe allein, ich habe Alles verloren, aber ich bleibe mir selbst, und keine Verzweiflung hat mich vernichtet."

Mit Rührung blickt er zurück auf die glücklichen Tage seiner Kindheit: denn bei ihm mischen sich nicht in die Erinnerungen an seine kindlichen Freuden solche an vergossene Thränen. Auch als Jüngling ist er glücklich gewesen. Er hat gelernt, „daß aller Weisheit Anfang darin besteht, das zu wollen, was ist, und sein Herz nach seiner Bestimmung zu regeln;" daß alles Andre Sache der Nothwendigkeit ist. Und da kein fühlendes Wesen stets ohne Leidenschaft, ohne Liebe leben kann, so hat sein Lehrer das Herz des Schülers nur dem Edelsten zugewandt, hat es gelehrt, an seines Gleichen zu hangen, sein menschliches Ich sozusagen auf die ganze Menschheit auszudehnen. — So hat Emil Sophien gefunden. Die Liebe zu ihr hat sein Herz vor den Fallstricken des Lasters bewahrt. Nach den herrlichen Tagen der jungen Liebe findet er im ruhigen Besitz ein andres, aber nicht weniger wahres Glück als im Rausche des Verlangens.

Emil wird Vater zweier Kinder und theilt seine Zeit zwischen eine angebetete Gattin und die Früchte ihrer Zärtlichkeit. Doch plötzlich folgen Unglück und Trübsale ohne Unterlaß. Erst sterben Sophiens Eltern, dann ihre Tochter.

Bei diesem letzten Schlage verläßt sie ihre schon stark erschütterte Standhaftigkeit vollständig. Nichts kann ihre Thränen hemmen. Alles, was sie an die Verlornen erinnert, verschärft ihren Schmerz. Da beschließt Emil, sie von diesen traurigen Orten zu entfernen, und schlägt Sophien vor mit ihm und einer befreundeten Familie aus der Nachbarschaft nach der Hauptstadt zu gehen. Sie willigt ein. Bange Ahnungen erfüllen zwar sein Herz, als er sich der Hauptstadt nähert, doch hält er sich Sophiens und seiner selbst gewiß.

Allein jetzt ist die Gefahr für ihn eine größere, als da er zum erstenmale in der Hauptstadt weilte. Es ist nicht mehr die Zeit, wo seine erhitzte Einbildungskraft nur Sophien suchte, und alles Uebrige von sich stieß. Er ergiebt sich leichtfertigen Vergnügungen, durch welche sein Herz unmerklich die ursprüngliche Wärme und Kraft verliert. Seine Anhänglichkeit wird immer schlaffer, seine Liebe immer lauer. Er wird ein Liebhaber ohne Zärtlichkeit, ein Stoiker ohne Tugend, ein kluger Mann voller Narrheit.

Und auch Sophie wird eine andere. Sie verliert den Geschmack am zurückgezogenen Leben und an der Einsamkeit, vergißt, was sie verloren hat und was ihr geblieben ist, lernt selbst den Sohn zu missen. Anfangs suchen beide Gatten ihre Vergnügungen gemeinschaftlich, später geht jedes seinen eignen Weg. Sophiens Freundin liebelt mit Emil, ihr Mann mit Sophien. Jenes saubere Paar läßt sich die vollste Freiheit und behauptet sich viel mehr zu lieben, indem keins dem Andern in allen seinen Neigungen Zwang auflege und keine Beleidigung darin fände, wenn es auch nicht der Gegenstand dieser Neigungen sei. Sophie und Emil dagegen werden durch eine alte gegenseitige Achtung und die Scham, eine Hingebung zu erheucheln, die sie nicht besitzen, gezwungen, daß sie einander fliehen.

Sophiens Benehmen schlägt indeß plötzlich völlig um. Sie wird häuslich, eingezogen, traurig, ja düster; sie schließt sich in ihr Zimmer ein, und läßt Niemanden vor sich. Emil nähert sich aufs Neue; ihre Zurückhaltung weckt seine alte Liebe, reizt ihn zur höchsten Zärtlichkeit. Lange dringt er vergebens in sie. Doch als er eines Tages, hingerissen durch seine Leidenschaft, sie mit den zärtlichsten Bitten, den heißesten Liebkosungen bestürmt, erbebt sie, und ruft, indem sie ihn mit einem Blicke voll Wuth und Verzweiflung ansieht: „Halt ein, Emil, und wisse, daß ich dir nichts mehr bin; ein Andrer hat Dein Bette geschändet!"

Emil ist zermalmt; seine Augen schließen sich, Todesschauer rinnt durch seine Adern. Als er aus seinem starren Entsetzen erwacht, stürzt er aus dem Zimmer, hinaus ins Freie. Scham, Liebe, Wuth, Schmerz, Zärtlichkeit, Eifersucht, entsetzliche Verzweiflung zerreißen sein Herz. Dem Aufruhr in seinem Gemüthe folgt Erschöpfung. Da gedenkt er plötzlich des Unterrichts seiner

Jugend. „Ich dachte daran," schreibt er seinem Lehrer, „daß ich ein Mann sei und frug mich alsbald: Welches Unglück habe ich an meiner Person erlitten? Welches Verbrechen habe ich begangen? Was habe ich von mir selbst verloren? Wenn ich in diesem Augenblicke, so wie ich bin, aus den Wolken herabfiele, um mein Dasein zu beginnen: würde ich ein unglückliches Wesen sein?" Er sieht in diesem lichten Momente, daß er jetzt des Gebrauchs seiner Vernunft unfähig ist, und entschließt sich, die Leidenschaften, die er nicht bewältigen kann, austoben zu lassen. So findet er nach langem Umhertoben seine Ruhe wieder und kehrt in die Wohnung zurück.

Am andern Morgen steht er vor Tagesanbruch auf. Er küßt Sophiens Thürschwelle und benetzt sie mit Thränen, und verläßt dann still das Haus, um nie dahin zurückzukehren. Er schlägt die erste beste Landstraße ein und verfolgt sie mit langsamen, schwankenden Schritten. „Alles war für mich anders geworden," schreibt er, „ich war nicht mehr derselbe als am Abend vorher, oder vielmehr, ich war gar nicht mehr. Es war mein eigner Tod, den ich zu beweinen hatte." Seine grausamste Qual besteht indeß nicht in der Beschäftigung mit seinem eignen Elend, sondern darin, daß sich die Schande derjenigen damit vermischt, die es verursacht hatte. Und was am grausamsten sein Herz zerreißt, ist nicht sowohl, daß er gezwungen ist, ihr zu entsagen, als sie zu verachten. Bald aber muß er sich selbst anklagen. „Mit welchem Rechte," fragt er sich, „wage ich so streng über sie zu urtheilen? . . Welche Ursache zur Klage hat sie dir in der Zurückgezogenheit gegeben? . . Du bist es, der sie aus dem Schoße des Friedens und der Tugend hinwegriß in den Abgrund des Lasters und des Elends. Du solltest dich hassen und sie beklagen, aber welches Recht hast Du, sie zu verachten? Bist Du selbst tadellos geblieben? Hat die Welt nichts über Deine Sitten vermocht? Du hast zwar ihre Untreue nicht getheilt, hast du sie aber nicht gut geheißen, indem du aufhörtest ihre Tugend zu ehren?" So verwandelt sich sein Haß gegen die Ungetreue in Mitleid. „Unglückliches Weib", ruft er aus, „ach, ein Augenblick der Verirrung schafft all dein Unglück und all das meinige!" Die Neigung seines Herzens treibt ihn zu milderem Urtheile. Ohne sie zu rechtfertigen, entschuldigt er sie doch. Er findet selbst Freude daran, sich Sophien achtbar und unglücklich vorzustellen.

Am folgenden Tage kommt er in eine Stadt und tritt hier zu einem Meister in Arbeit, zunächst um sein Brod zu verdienen, sodann auch, um abzuwarten, bis sich die Gährung in seinem Geiste gelegt hat, und er fähig wird, weitere Entschlüsse zu fassen. „Nie habe ich", schreibt er, „die Macht der Erziehung besser gefühlt, als unter diesen entsetzlichen Umständen. Bald war ich wieder Herr meiner selbst und im Stande, meine Lage so kaltblütig zu betrachten, als ob es die eines andern wäre. Dem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen,

unterließ ich mein vergebliches Murren und beugte meinen Willen unter das unvermeidliche Joch." So geht er ruhig an seine Arbeit, als wäre er der zufriedenste aller Menschen. Am Tage ist er nur mit seiner Arbeit beschäftigt, erst am Abend nimmt er seine Betrachtungen wieder auf. Dann ergeht er sich in allerhand Sophismen, die seiner Neigung zu Sophien schmeicheln. Er hat unendliche Kämpfe zu bestehen, ehe er sich zu etwas fest entschließen kann; eine Betrachtung stößt die andre über den Haufen. Der Gedanke an seinen Sohn fesselt ihn mehr an die Mutter, als alles Andere. Er fühlt, daß „die Kinder einen Knoten knüpfen, der für die unauflöslich ist, die ihnen das Leben gegeben haben, daß die Kinder ein natürlicher und unumstößlicher Grund gegen die Ehescheidung sind. Das gemeinschaftliche Interesse der Eltern für die Kinder ist ein so zartes, daß es allein schon zu ihrer Verbindung hinreicht." Dabei kommt ihm aber der furchtbare Gedanke an das noch zu erwartende Kind, der Gedanke, daß Sophie, indem sie ihre Liebe unter ihre zwei Kinder vertheilt, gezwungen sein wird, ihre Neigung auch zwischen zwei Väter zu vertheilen. Diese Vorstellung erbittert ihn mehr und entfernt ihn weiter von Sophien, als Alles, was ihn bisher gequält hat. Und von diesem Augenblicke an bestimmt er sich unabänderlich: Sophie ist todt für ihn.

In der Werkstatt seines Meisters erregt indessen Emil bald Aufsehen. Man betrachtet ihn bei seiner Arbeit mit einem gewissen Erstaunen, denn er macht Alles besser, als der Meister selbst. Er wird für die Leute ein Gegenstand der Neugierde, namentlich betrachtet ihn die Meisterin mit forschendem Blicke. Sie hat noch einen andern Grund, in Emil keinen gewöhnlichen Handwerksgesellen zu sehen, einen Grund, den sie ihm selbst mittheilt. Vor einigen Tagen ist eine junge Dame mit einem Kinde vor der Thüre des Meisters abgestiegen und hat verlangt, Emil insgeheim sehen zu dürfen. Durch eine Glasthür hindurch hat sie ihn bei seiner Arbeit beobachtet, hat ihr Kind von Zeit zu Zeit heftig an die Brust gedrückt, einen Strom von Thränen vergossen, und dann, ihr Kind fest umfassend, halblaut ausgerufen: „Nein, nie wird er dich deiner Mutter entreißen wollen; komm, wir haben nichts zu thun hier!" Nachdem sie der Meisterin das Versprechen abgenommen, nichts von dem Vorgefallenen zu sagen, war sie wieder in den Wagen gestiegen und mit Blitzesschnelle davongejagt.

Aus Sophiens letzten Worten ersieht Emil, daß sie durch die Besorgniß, er werde ihr den Sohn entreißen, zu diesem Schritte veranlaßt worden, daß sie sich aber wieder entfernt, weil sie ihn in Frieden und nicht von der Leidenschaft beherrscht gesehen hat. So erkennt Emil seinen frühern Entschluß, der Mutter das Kind zu nehmen, als eine Wirkung des Zornes; und als er nur noch das Interesse des Sohnes ins Auge faßt, sieht er ein, daß er ihn bei seiner Mutter lassen muß. Er selbst aber meint sich noch weiter von Sophien entfernen zu müssen, ordnet

alles Nöthige schriftlich an und reist weiter, ohne Diener, Geld, Equipage, ohne Wünsche und Sorgen, allein und zu Fuße, auf jahrelangen Wanderungen nichts vermissend, als sie allein, die er fliehen muß.

Er kommt nach Marseille und schifft sich von hier nach Neapel ein. Da es ihm an Geld zur Ueberfahrt fehlt, so wird er Matrose. Es macht ihm Vergnügen, sich in der Schifffahrtskunst zu üben, und Aufmerksamkeit ersetzt ihm die mangelnde Erfahrung. Da bemerkt Emil am Stande der Sonne, daß sie in falscher Richtung steuern, obgleich der Compaß denselben Strich zeigt. Er macht den Capitän darauf aufmerksam, dieser aber geht nicht darauf ein und macht sich über ihn lustig. Verdacht schöpfend, untersucht Emil den Compaß und findet einen die Nadel ablenkenden Magneten in ihm verborgen. Jetzt kommt ein Piratenschiff in Sicht, und da unterwegs beinahe alles Pulver unnützer Weise verschossen worden, so löst sich Emil das Räthsel. Er geht auf den Capitän zu und sagt ihm ins Ohr: „Patron, wenn wir genommen werden, so bist du ein Kind des Todes, verlaß dich darauf!“ Die Piraten legen bei, ersteigen das Schiff und der Capitän läßt die Maske fallen. Emil glaubt sich zum Richter und Rächer berufen. „Ich habe es dir versprochen und halte Wort!“ ruft er dem Verräther zu und schlägt ihm mit einem Streiche den Kopf ab. Wüthend kommt der Anführer der Piraten auf ihn los, und Emil erwartet ihn festen Fußes. Er reicht ihm den Säbel und spricht: „Ich habe Gerechtigkeit geübt; thue du desgleichen.“ Dieser schwingt den Säbel über Emils Haupt, der still den Todesstreich erwartet. Nun aber lächelt der Pirat, streckt Emil die Hand entgegen und befiehlt, ihm nicht wie den Andern Fesseln anzulegen. Im Hafen von Algier angelangt, wird er jedoch mit den Uebrigen zusammengekoppelt und ins Gefängniß gesandt.

Im Kerker fragt er sich, was er durch sein neues Geschick verlieren werde, und findet, daß die mit ihm vorgegangene Veränderung mehr eine scheinbare als eine wirkliche ist, daß, wenn die Freiheit im Vollbringen dessen besteht, was man will, nicht ein einziger Mensch frei ist; daß alle Menschen schwach, von den Dingen und der unerbittlichen Nothwendigkeit abhängig sind; daß derjenige der freieste ist, der am besten zu wollen versteht, was diese verfügt, weil er dann nie gezwungen ist, das zu thun, was er nicht will. „Ja, mein Vater,“ schreibt er seinem Lehrer, „die Zeit meiner Sklaverei war die meiner Herrschaft, und niemals besaß ich so viel Gewalt über mich selbst, als da ich die Ketten der Barbaren trug. Ihren Leidenschaften unterworfen, ohne sie zu theilen, lernte ich meine eignen um so besser erkennen, und unter diesen rohen Meistern habe ich einen philosophischen Curs durchgemacht, nützlicher als der bei Dir.“

Emil geht durch verschiedener Herren Hände. „Man nannte das mich verkaufen“ schreibt er; „als ob man einen Menschen je verkaufen könne! Man kaufte

die Arbeit meiner Hände; aber meinen Willen, meinen Verstand, mein Wesen, Alles, wodurch ich Ich bin und kein Andrer: das war gewiß nicht verkäuflich."

Im Allgemeinen findet Emil, daß die Muhamedaner in der Behandlung ihrer Sklaven zwar streng, aber gerecht seien und diese besser behandelten, als es die Europäer mit den Negern in Amerika thäten. Zuletzt wird er an einen Unternehmer öffentlicher Arbeiten verkauft und kommt unter die Aufsicht eines Mitsclaven, der, um sich bei seinem Herrn beliebt zu machen, seine unglücklichen Untergebenen mit mehr Arbeiten belastet, als menschliche Kräfte zu verrichten im Stande sind. Emil, der als der Stärkste und Geschickteste stets mit seiner Arbeit früher fertig wird als die Andern, nimmt den Schwächsten einen Theil der ihrigen ab. Kaum aber bemerkt sein Vogt die Ueberlegenheit seiner Kräfte, als er es ihm unmöglich macht, für Andre zu arbeiten, ja ihn selbst dergestalt mit Arbeiten und Mißhandlungen überläd, daß er in Gefahr kommt, den Anstrengungen zu unterliegen. Da nun sein Zustand völlig unerträglich wird, beschließt er, sich demselben zu entziehen. Er theilt einem jungen Maltheserritter, der gleich ihm gefangen, seinen Entschluß mit, und dieser stimmt ihm bei. Sie bereden ihre Landsleute, mit ihnen von morgen ab nicht mehr zu arbeiten, selbst auf Gefahr ihres Lebens und aller Mißhandlungen, die man ihnen zufügen möchte. Am folgenden Tage arbeitet wirklich auch keiner. Entsetzliche Mißhandlungen folgen, so daß viele der Aufständischen sich, geduldig wie die Schafe, wieder an die Arbeit treiben lassen. Nur Emil, der Maltheserritter und vier Andre bleiben standhaft. Ihr Beispiel ruft auch die Uebrigen wieder bei, und bald wird der Aufstand so allgemein, daß der Herr selbst herzugerufen wird, um die Ordnung wieder herzustellen. Emil wird von dem Aufseher als der Anstifter der Meuterei angeklagt und von dem Herrn zur Rede gesetzt. „Herr", antwortet er ihm mit Freimüthigkeit, „du kannst uns nicht hassen, denn du kennst uns nicht einmal. Wir wissen alle das Joch der Nothwendigkeit, das uns von dir auferlegt ist, zu tragen. Wir weigern uns nicht, unsre Kräfte deinem Dienste zu widmen, denn das Schicksal hat uns dazu verurtheilt. Dein Sklave aber geht zu weit; er beraubt uns unsrer Kräfte und wird dich durch unsern Tod zu Grunde richten. Gieb einem verständigeren Menschen die Aufsicht über uns, denn dieser mißbraucht dieselbe zu deinem Nachtheile. Unsre Klagen sind gerecht, unsre Forderungen billig. Solltest du nicht auf sie hören, so ist unser Entschluß gefaßt." Emils Unerschrockenheit hat dem Herrn imponirt. Er durchläuft die Reihen seiner Sklaven mit dem Blicke, und ihre Bläße und Magerkeit bezeugen ihm die Wahrheit dessen, was Emil gesagt. Er heißt diesem die Ketten abnehmen, die nun der grausame Aufseher tragen muß, und Emil erhält des Abgesetzten Stelle.

Die Geschichte erregt Aufsehen, der Dey von Algier hört davon und wünscht Emil kennen zu lernen. Sein Herr führt ihn vor denselben, und da sein Sklave dem Gebieter gefällt, so macht er ihn diesem zum Geschenk. — —

Hiermit endet das Fragment. Nach einem Briefe des Professor Prevost von Genf, dem Rousseau selbst den angefangnen Roman vorgelesen, sollte die weitere Entwicklung folgende sein. — — —

Ereignisse mannigfacher Art führen Emil auf eine öde Insel. Er findet an der Küste einen mit Blumen und köstlichen Früchten geschmückten Tempel. Jeden Tag besucht er denselben und findet ihn aufs Neue verschönt. Sophie ist die Priesterin desselben; Emil aber weiß es nicht. Die Folgen ihres Vergehens, und Handlungen, welche dasselbe vergessen machen, haben sie an diesen Ort gebracht. Sophie giebt sich endlich zu erkennen. Emil lernt das Gewebe von Täuschungen und Gewaltthätigkeiten kennen, dem sie unterlegen ist. Aber fortan unwürdig, seine Gefährtin zu sein, will sie seine Sklavin werden und ihrer eignen Nebenbuhlerin dienen. Diese ist ein junges Mädchen, deren Geschick durch andre Vorgänge an das Emils gekettet ist. Diese Rivalin heirathet Emil. Sophie wohnt der Hochzeit bei. Nach mehreren Tagen bittrer Reue und der Qualen eines sich immer wieder erneuernden Schmerzes, der um so heftiger wird, je mehr sich Sophie es zur Pflicht und Ehrensache macht, ihn zu verbergen, gestehen Emil und Sophiens Rivalin dieser, daß ihre Heirath nur zum Schein gewesen. Diese angebliche Rivalin hat bereits einen andern Gatten, welcher Sophien vorgestellt wird. Sophie aber findet den ihrigen wieder, der ihr ein Vergehen, das durch die grausamsten Schmerzen und aufrichtige Reue gesühnt worden, nicht nur verzeiht, sondern auch Tugenden an ihr achtet und ehrt, von denen er nicht die geringste Idee gehabt, bevor ihnen Gelegenheit geboten, sich in ihrer ganzen Ausdehnung zu entwickeln.

J. J. Rousseau's Leben

wiederabgedruckt

aus

dem Decemberhefte des 63. Bandes (1869) der Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien

und

mit vielen Ergänzungen

versehen

von

Dr. Theodor Vogt,

Professor an der Wiener Universität.

Vorbemerkungen.

Umstände von ungewöhnlicher Art treffen zusammen, um das Interesse für Rousseau lebendig zu machen: ein Leben, gleich romanhaft durch seine wunderlichen Schicksale wie durch die Eigenheit seiner Persönlichkeit; eine Beweglichkeit des Geistes, die in verschiedenen Wissenschaften und Künsten zugleich lernend und schaffend offenbar wird; ein Aufsehen, welches die reifen Produkte seiner Arbeit nicht blos durch die Bewunderung machen, die sie in der gebildeten Welt erregen, sondern auch durch die Verfolgung, die sie dem Verfasser eintragen; endlich eine Glorificirung nach seinem Tode, durch welche der Mann als der rechte Genius der Zeit mitten unter den Schrecken einer welthistorischen Revolution erhoben wird.

Wie groß aber auch der Reiz sein mag, der durch alles dies zur Weckung der Theilnahme ausgeübt werden mag: von äußern Umständen allein — ein trostloser Gedanke — kann die Bedeutung Rousseau's, wenn in ihnen der Grund des Interesse bestehen soll, so wenig wie bei irgend einem hervorragenden Manne abhängig gedacht werden; und wenn man selbst den Umstand noch hinzunehmen will, daß von den Werken Rousseaus mehr als von irgend einem französischen Schriftsteller bis auf den heutigen Tag zahlreiche Ausgaben erschienen sind: Beifall und Anklang sind eine erwünschte Zugabe für das Bewußtsein ihres Urhebers und seiner Verehrer, aber sie schützen nicht vor dem Vergessen nach zeitweiliger Verherrlichung. *Die wahre Bedeutung eines Mannes wurzelt in dem Werthe dessen, was er leistet.* Für den bleibenden Werth, der allen Verkennungen zu trotzen und dem Ruhme Bestand und Dauer zu sichern vermag, geben, abgesehen von seinem eigenthümlichen Lebenslauf, weder seine geistige Beweglichkeit noch das Aufsehen, welches er machte, noch die Verherrlichung, die er erfuhr, volle Bürgschaft. Aber auf etwas anderes weisen diese Umstände

hin: sie machen die Bedeutung des Mannes nach relativem Maße von vorneherein bemerklich. Nicht als ob der Erfolg durch das Wirken eines Mannes allein erklärt werden müßte, aber ein Mann, der eines andern Mittels seiner Wirksamkeit als der bis auf den heutigen Tag citirten Schriften entbehrte, ein Mann, den das geistige Bedürfniß mit dem Enthusiasmus origineller Conception zur lebendigen Theilnahme am literarischen Leben drängte, ein Mann endlich, der eine auch von seinen Gegnern nicht abgeleugnete Gewalt über die Gemüther seiner Zeitgenossen auszuüben verstand und noch heute mitten durch Paradoxien hindurch sie aufzuregen versteht: ein solcher Mann muß wohl, da ja keine kleinere Kraft die größere beherrscht, durch die Größe seiner Denkkraft einen über gar viele seiner Zeitgenossen hinausragenden Platz eingenommen haben.

Nicht seine sämmtlichen Schriften haben einen gleichen Antheil an der Erhaltung dieses hohen Platzes. Poesie und Musik übten in der Jugend, Botanik im Alter auf seinen Geist einen solchen Reiz, daß er sich nicht damit begnügte, einer angenehmen geistigen Beschäftigung im Stillen nachzuhängen, sondern auch mit Produkten vor die Oeffentlichkeit zu treten. Eine nachhaltige Wirkung haben diese Produkte einer geistigen Nebenbeschäftigung, welche als Frucht vielseitiger Bildung bei hervorragenden Männern nicht selten veröffentlicht werden, nicht gehabt, und so sind dieselben ziemlich vergessen. Sein „Dorfwahrsager" (Devin du village) wird zwar in der Geschichte der Musik genannt, aber sei es daß Rousseau ein genaues Verständniß der damaligen französischen Oper nicht besaß, sei es daß der direkte Einfluß der Italiener auf die Umgestaltung der französischen Oper höher anzuschlagen ist, seine mit dem italienischen Cantabile versetzte Oper hatte trotz des Beifalls, der ihr in Versailles entgegengebracht wurde, in Frankreich nur kurzen Bestand.

Anders verhält es sich mit seinen Schriften zur Politik und Religion. Seine Ansichten über erstere sind in besonderen Schriften niedergelegt, über letztere in der „Neuen Heloise", namentlich dem „Emile" episodisch verflochten. Diese zwei Gebiete sind es, auf welchem seine Grundanschauung ein wichtiges Feld der Anwendung fand; es sind ferner jene zwei Gebiete, die ihm von den Einen den Vorwurf des Utopischen, von den Andern den Vorwurf einer verderblichen Aufklärung zugezogen haben; es sind endlich jene zwei Gebiete, die an seinem Ruhme wie an seiner Verfolgung Antheil haben.

Ein Feld der Anwendung steht, was die Ausführlichkeit der Behandlung betrifft, mit den genannten nicht im Vergleich. Schon die Dauer der Conception, welche den Früchten der Ueberlegung die Reife giebt, noch mehr die Abgeschlossenheit, welche die in einem bestimmten Umkreise liegenden Betrachtungen erlangen können, endlich die systematisch zusammenhängende Behandlungsart, wenn man, gestützt auf einige Gründe, die biographisch-romanhafte Form eine systematische nennen darf, — vereinigen sich, um seinen „Emil" zu der bedeutendsten seiner Schriften zu machen. Die Berufung auf Rousseau als Pädagogen ist ziemlich alltäglich geworden. Und wenn es nicht blos der Reiz ist, den jeder originelle Denker auf die Kärrner der Nachdenker ausüben mag, so müssen wohl wirkliche Verdienste und eigenthümliche Ansichten den Grund unbewußter Compilationen und bewußter Nachfolger und Polemiker abgeben. Es bedarf wohl der Philanthropiums-Reminiscenzen und der Verminderung des Einflusses der Jesuitenschulen in Frankreich nicht, um die hervorragende Stellung Rousseau's zur Pädagogik zu rechtfertigen.

Die Bekanntschaft mit den hauptsächlichsten Lehren eines Mannes findet bei dem Nachweise, daß und warum dieselben seinen Platz in der Geschichte begründen, noch nicht ihr Genüge und es scheint, abgesehen von Gründen der Authenticität, ein natürliches Bedürfniß zu sein, gleichwie bei dem Fundorte der Pflanzen den Gedanken ein Woher voranzustellen und bei den Werken eines Mannes nach der Werkstätte zu fragen. Mag nun für einen auf streng theoretischem Gebiete wirksamen Mann die Betrachtung seines Lebenslaufs als literarische Gewohnheit erscheinen: für Rousseau hat diese Betrachtung eine ganz andere Bedeutung. Wer so laut wie er als Tugendprediger aufgetreten, wer so schwungreich für das Bessere eintrat, wer so energisch wie er gegen verlotterte Sitten geeifert, so erschöpfend alle Regeln der Erziehung von der Geburt bis zum eigenen Zeugen des zum Manne gewordenen Zöglings darzulegen suchte, wer mit einem Wort Gedanken von so durchaus praktischer Natur zu Tage gefördert: bei einem solchen Manne ist wohl die Frage mehr als sonst naheliegend: sind seine Gedanken, ein erster Beweis ihrer Durchführbarkeit, nicht blos durchdacht, sondern auch durchlebt? Hatte er blos den Muth zu reden, nicht auch, was schwieriger ist, zu handeln? Sind die Gedanken das Hirngespinnst eines Träumers, vergängliche Früchte schöner Reden eines überfließenden oratorischen Schwunges, oder haben sie die eigene Uebung erprobt und, wenn nicht

als Stütze ihres Werths, so doch als Probe ihrer Bewährung das Beispiel ihres Urhebers aufzuweisen?

Es ist gewiß eine schöne Sache um einen ganzen Mann. Wenn Lehre und Leben aus derselben Quelle ihre Richtung ableiten, Denken und Handeln in beständiger Uebereinstimmung sind, wenn der Mann aus einem Gusse geformt zu sein scheint, da pflegen wir mit Liebe bei ihm zu verweilen. Hingegen der Zweifel an den Lehren eines Mannes hat nicht gar so selten anrüchige Lebensumstände zur Rüstkammer gemacht, um mit ihren Waffen jene zu widerlegen. Ist es da ein Wunder, wenn bei dem Nichtvorhandensein jenes harmonischen Verhältnisses nicht etwa blos die Bedeutung eines Mannes, was ganz richtig, sondern auch seiner Lehren, was ganz unrichtig wäre, unterschätzt wird? Rousseau hat während seines Lebens und nach seinem Tode erfahren müssen, daß an sich tadelnswerthe Lebensumstände herbeigezogen worden sind, um nicht blos den Mann, sondern auch seine Lehre in ein verdächtiges Licht zu stellen. Grade im Hinblicke auf Rousseau wird es also nöthig sein, den Standpunkt der Beurtheilung kurz zu bezeichnen, damit nicht das Urtheil, wie es häufig geschehen ist, durch eine Vermengung des Verschiedenartigen getrübt werde.

Der Werth der Lehren eines Mannes hängt von der Wahrheit ihres Inhalts ab, der Werth seiner Persönlichkeit von der Güte seines Wollens und Handelns. Bei Gedanken von rein theoretischer Art, z. B. mathematischen, deren Ausführung durch das Wollen und Handeln gar nicht abzusehen ist, leuchtet dies unmittelbar ein. Aber auch Gedanken von praktischer Art, wie es die sittlichen sind, bleiben nur richtige Gedanken oder bloße schöne Worte dessen, dem die Kraft des Willens fehlt, sie in Anwendung zu bringen, und da häufig genug Fehler gegen die eigene bessere Einsicht aus Schwäche oder Achtlosigkeit begangen werden, da in Wirklichkeit das letztere vielleicht häufiger der Fall ist, so wird die Beschaffenheit des Lebens nicht immer in der Beschaffenheit der Lehre ihre Richtschnur gehabt haben, so wird auch der in der Wahrheit ihres Inhalts wurzelnde Werth der Lehre fortbestehen, mag sie in Anwendung gebracht worden sein oder nicht. Wenn die Beurtheilung der Lehre eines Mannes in dem Hinweis auf seine tadeligen Handlungen ein Mittel der Verwerfung der ersteren erblickt, so erhält sie den Charakter des Hämischen. Aufgabe ist es, solche tendentiöse Färbungen zu vermeiden. Ein Satz behält seine Wahrheit,

mag auch sein Urheber das Gegentheil seiner Forderungen vollzogen haben.

Gesetzt auch, dieser Standpunkt könne auf allgemeine Zustimmung rechnen, so treten der Darstellung seines Lebens bald Schwierigkeiten in den Weg. Der Umstand, daß Rousseau von seinem Leben und zum großen Theil auch von seinem Charakter mit eigener Feder ein fesselndes Bild entwarf, hat nicht wenig vor einer zusammenhängenden Darstellung seines Lebens mit Beziehung auf seine eigentlich wichtigen Schriften zurückgeschreckt. Wer möchte wohl auch einem Manne, dem man eine Meisterschaft in der Darstellung nachrühmt, zur Folie dienen wollen? Gleichwohl ist eine erneuerte Darstellung grade deshalb nichts Ueberflüssiges, weil seine „Bekenntnisse" trotz des gegentheiligen Anscheins auf Wahrheit und Dichtung beruhen. Mancher ausführlichen Erzählung kleiner Schicksale, unwesentlicher Ereignisse und Personen kann dieselbe entbehren. Bleibt ihr doch noch Wichtiges genug zu thun übrig, wenn sie das für seine Ausbildung und die Entwicklung seines Charakters Wesentliche nicht aus den Augen verlieren will und wenn es ihr gelingen soll, das Bild von allen den Farben zu reinigen, welche in dem Entwurfe Rousseau's durch Selbsttäuschung ihm gegeben wurden.

Ist die Darstellung der allmählichen Ausprägung des geistigen Typus von Rousseau schon darum keine leichte Aufgabe, weil Rousseau selbst durch seine „Bekenntnisse" derselben in parteiischer und maßgebender Weise vorgegriffen, als könne er sich wie ein fremdes Objekt sich selbst gegenüberstellen, so wird sie noch mehr erschwert durch den Umstand, daß Rousseau als ein mitten im Parteigetriebe stehender Mann von den einen erhoben, von den andern hartnäckig bis auf den heutigen Tag bekämpft wird. Wer nun verlangen wollte, es solle Jemand, der an die Darstellung und Beurtheilung dieses Mannes geht, mit völliger Verleugnung seines Standpunktes, der ihn zur Billigung oder Verwerfung einseitig spornen kann, das Unternehmen beginnen, der würde Unmögliches verlangen. Wer einen Standpunkt wirklich hat, wird ihn wohl auch geltend zu machen suchen; ein gänzlicher Mangel desselben, eine völlige Standpunktlosigkeit ist zur Beurtheilung so geschickt, wie das Blindsein zum Sehen. Aber etwas anderes kann verlangt werden, wodurch das oben Gesagte theilweise modificirt wird. Man kann billiger Weise nicht Jemanden eines verschuldeten Irrthums zeihen, wenn derselbe in argloser Weise bei allen seinen Zeitgenossen als Wahrheit angesehen wurde. Aber ebensowenig wird er eines Fehlers beschuldigt

werden können, wenn es einen Sinn haben soll, von historischer Gerechtigkeit zu sprechen, sobald seine eigene in den Sitten eines Volks wurzelnde Einsicht nachweislich nichts Verwerfliches darin gefunden, mit andern Worten, wenn der fragliche Fehler nicht als solcher zugerechnet werden kann. Nur den einen Gedanken muß man hierbei bedenken, daß die Erklärung von Fehlern wie von Irrthümern aus zureichenden Ursachen ihr Entstehen aufweist, aber nichts an dem billigenden oder mißbilligenden Urtheile zu ändern vermag, sondern höchstens die Sphäre ihrer Anwendung vergrößert.

Da vermöge seiner hauptsächlichsten Denkrichtung, welche die Verbesserung der bestehenden Zustände sich vorgesetzt hatte, die politischen und pädagogischen Schriften die bedeutendsten und berühmtesten sind, welche Rousseau geschrieben hat, so ist es auch vor allem die Geschichte der Politik und Pädagogik, in welcher er einen hervorragenden Platz einnimmt. Es muß gesagt werden und ist jedem Eingeweihten bekannt, daß die Darstellungen der Geschichte der Pädagogik in ihrem jetzigen Zustande noch weit davon entfernt sind, den Namen einer „Geschichte" im strengeren Sinne zu verdienen, daß mithin auch von dieser Seite der Abfassung einer pädagogischen Monographie keine Hilfe entgegengebracht wird, vielmehr umgekehrt die Geschichte der Pädagogik auf zahlreiche Monographien wartet. Und das ist sehr natürlich. Da nämlich die aus eigenen Mitteln versuchte Bewältigung des ganzen geschichtlichen Materials irgend einer einzelnen Wissenschaft zum Behufe einer zusammenhängenden und im strengen Sinne quellenmäßigen Darstellung eine Denkarbeit erfordert, für welche das Leben eines Mannes nicht ausreicht, so werden die Mühen einer solchen Arbeit überwindlich sein, wenn bei Beginn ihres Aufbaues fertige Bausteine d. h. eben Monographien bereit liegen. Ist die Bewältigung des Materials auf engerem Gebiete gelungen, die Theilnahme Vieler an der gemeinsamen Arbeit geweckt worden, dann kann eher eine auf sie gestützte zusammenhängende Darstellung des ganzen geschichtlichen Materials ins Werk gesetzt werden. Abgesehen von Compendien, die andern Zwecken dienen und von welchen hier ebensowenig die Rede ist wie von offenen oder durch stilistische Variationen verhüllten Compilationen — laufen diejenigen Darstellungen, welche jener Hilfe entbehren, Gefahr, entweder einem Aggregat dürftig an einander gereichter Excerpte, die auch in die Form von „Bildern" d. h. pädagogisch-historischem Naschwerk sich kleiden können, oder einem schablonenhaft construirten System tendentiöser

Blumenlesen trotz aller Regeln und Winke der Historiographie sich mehr oder weniger zu nähern. Auf den Fleiß mögen die Einen vor allem ihre Leistung gründen, die Andern auf den Maßstab ihrer Ueberzeugung. Aber was nützt der Fleiß, wenn die Geschichte in Geschichten sich auflöst; was hilft die eigene Ueberzeugung, wenn die Geschichte zum Entwerfen eines halberdichteten Bildes dient? Die Monographien helfen diese Uebelstände verringern.

Eine Bemerkung glaube ich der hier gegebenen Ausführung noch vorausschicken zu müssen. Ein Mann, der viele eigene Gedanken hat, findet Freunde und Gegner. Rousseau hatte die einen wie die andern in nicht geringer Zahl aufzuweisen. Es braucht nur an den Erzbischof Beaumont und Immanuel Kant erinnert zu werden: kein Wunder, wenn er in Abhandlungen und Geschichtswerken eine sehr verschiedenartige Beurtheilung erfuhr. Ich will mich im Folgenden, außer in den wesentlichsten Punkten, der Besprechung anderweitiger Auffassungen und einer ins Unabsehbare gehenden Polemik gegen sie enthalten und vor allem die Quellen selbst ins Auge fassen. Ohnedieß sind seine Lehren geeignet genug, die Kritik herauszufordern.

Einleitung.[1])

Der Mühe, über die äußern Lebensschicksale Rousseau's Material zu sammeln und aus verschiedenen Quellen den Thatbestand festzustellen, ist der überhoben, welcher sein Leben darstellen will; er kann sogar über vieles, worüber unter andern Umständen Weitläufigkeiten geboten sind, mit kurzen Andeutungen sich begnügen. Rousseau hat sich selbst jener Mühe unterzogen, und seine „Bekenntnisse" gehören bis auf den heutigen Tag wegen ihres Inhalts sowohl als wegen ihrer Form zu den gelesensten Schriften dieses Mannes. Ist aber nicht gerade deßwegen eine nochmalige Darstellung seines Lebens ein überflüssiges Unternehmen, weil sie der Hauptsache nach nur eine Wiederholung eines sehr bekannten Buches ist?

Die Art, wie Rousseau diese Aufgabe ergriff, ist nicht, wie er zu glauben scheint, ohne Beispiel gewesen, noch, wie er vermuthete[2]), ohne Nachahmung geblieben, denn Augustinus und Petrarka haben vor ihm, Hamann nach ihm[3]) über ihr Leben eine öffentliche Beichte abgelegt;

1) Die Ausgabe der Rousseau'schen Schriften, auf welche sich die Citate beziehen, ist: Oeuvres complètes de J. J. Rousseau avec des notes historiques. Paris, 1856, chez Firmin Didot Frères. 4 Tomes lex. 8⁰.

2) Die Confessions beginnen nach der von G. Petitain aufgefundenen und vom Autor selbst vorgenommenen Verbesserung mit dem Satze: Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple, et qui n'aura point d'imitateur.

3) Hamanns „Gedanken über meinen Lebenslauf" sind zwar 1758, also über ein Jahrzehend früher geschrieben, als Rousseau's Bekenntnisse, wurden aber erst später gedruckt. S. Raumer, Geschichte der Pädagogik seit dem Wiederaufblühen der classischen Studien. 3. Aufl. II. 191. Petrarka's Werk: „Von der Verachtung der Welt" oder, wie der Titel in den meisten Handschriften lautet: „Ueber den geheimen Kampf

aber bei aller Offenheit, die ein solcher Autobiograph besitzen, bei aller Demuth und Zerknirschung oder begründetem Selbstgefühl, mit dem derselbe an sein Unternehmen gehen mag, ist die Lösung einer solchen Aufgabe nicht leicht. Abgesehen von der Färbung des Lichts, in welchem wir Thatsachen, sobald sie unser eigenes Selbst betreffen, überhaupt betrachten mögen, ragt der Erfolg, den unsere Handlungen oder Unterlassungen haben, bald über den Antheil hinaus, den unser Inneres dabei hat, bald ist er ein unzureichender Ausdruck desselben. Je weniger der Erfolg als ein vollgültiger Ausdruck unseres Innern angesehen werden kann, desto mehr läuft unbeschadet der Offenheit, die ihren Werth behaupten mag, der Demüthige Gefahr, bei lobenswerthen Handlungen einen geringeren, bei tadelnswerthen einen größeren Antheil dem eigenen Innern zuzuschreiben, der Stolze umgekehrt die Schuld herabzusetzen, das Verdienst zu vergrößern. Erfahren der beobachtete Theil und die beobachteten Neigungen, Willensrichtungen unmerklich und unwillkürlich — sie gehören ja einem und demselben Subjecte an — eine heimliche Verschiebung, so hat auch die angenommene Objectivität etwas Zweifelhaftes und verwandelt sich aus einer wirklichen in eine angebliche. Wo Kläger und Richter in einer Person vereinigt sind, wird der Angeschuldigte das Verdict nicht zu fürchten brauchen, und wenn ein Lohn auszutheilen ist, wird der Austheiler den Empfänger nicht erst suchen. Geht nicht jeder mit Scheu an der Beobachtung seiner eigenen Fehler, an der ihm, wie natürlich, unerträglichen Verurtheilung seines eigenen schlechtern Ichs, vorüber, um bei dem besseren Theile zu verweilen? Sucht nicht jeder gern die Anerkennung des wirklichen oder vergrößerten Werths seines Ichs von andern zu erlangen? Mag sein, daß die wachsende Resignation allmälig ein Bild zu entwerfen weiß, welches von täuschenden Farben freier ist: sie kann nicht sich selbst vergessen, wenn sie sich doch an sich selbst erinnern muß. Es wird darum etwas Undurchführbares bleiben, seines Gleichen einen Menschen darzustellen „in der ganzen Wahrheit der Natur“ [1]), wenn dieser Mensch das eigene Selbst ist.

---

seiner Herzenssorgen“, ist ebenfalls eine Selbstbeichte. S. J. Vogt, die Wiederbelebung des classischen Alterthums. Berlin 1859. S. 90 f. Auch an Montaigne hätte noch erinnert werden können.

1) Einleitung zu den Confessions: Oeuvres l. p. 1: Je veux montrer à mes semblables un homme dans toute la vérité de la nature, et cet homme, ce sera moi.

Diesem Worte der Selbsttäuschung folgen noch andere in Rousseau's Einleitung zu den Bekenntnissen nach, welche seinen Standpunkt gerade für die Darstellung von Bekenntnissen in ein ungünstiges Licht zu stellen geeignet sind. „Ich bin, sagt er, nicht wie irgend einer von denen, welche ich kennen gelernt habe, und ich wage zu glauben, daß ich überhaupt nicht wie einer von denen bin, die da sind. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich wenigstens anders .... Ich habe mein Inneres enthüllt, sowie du es selbst gesehen hast, ewiges Wesen. Versammle um mich die zahllose Menge meiner Mitmenschen; sie mögen meine Bekenntnisse hören, sie mögen über meine Unwürdigkeiten erröthen und über meine Erbärmlichkeiten seufzen. Möge jeder von ihnen seinerseits am Fuße deines Thrones mit derselben Aufrichtigkeit sein Herz aufdecken und möge dann ein einziger, wenn er es wagt, zu dir sagen: ich war besser als dieser Mensch".

Sind diese Worte ein rechter Ausdruck für stolze Ueberhebung und schwächliche Eitelkeit, dann müßte, abgesehen von den allgemeinen Bedenken, welche gegen Confessionen überhaupt sprechen, gleich von vornherein den Bekenntnissen Rousseau's gegenüber erklärt werden, daß die Angaben derselben mit vergrößerter Behutsamkeit aufzunehmen seien.

Der Benützung eines erweiterten, nicht ohne Willkür angewandten Sprachgebrauchs wird es leicht, Jemanden der Eitelkeit zu zeihen, demnach auch hinter jenen Worten Eitelkeit zu erblicken und Eitelkeit als wirksames Motiv für die Abfassung ihm unterzuschieben[1]). Scheint es doch wirklich, als habe Rousseau, vielleicht durch eine rhetorische Verbildung getrieben, sein Herz zur Bühne gemacht, um durch Darstellung seiner Wandlungen und Erlebnisse dem Publicum eine schöne Schaustellung darzubieten. Darum dieser Prolog und sein hoher Ton. Einer genügsamen Betrachtungsweise, welche aus abgerissenen Bruchstücken ein voreiliges Urtheil zu schöpfen gewohnt ist, ist jene Verurtheilung auch nicht zu verargen. Indessen erwäge man, ohne daß späteren Betrachtungen vorgegriffen werde, vorläufig nur Folgendes.

---

1) Wer sich mehr beilegt als er ist oder hat, ist „eingebildet". Soweit reicht der kleine Horizont der selbstgefälligen Bespiegelung des „Eitlen" an sich nicht, wohl aber beweist der „Geck", daß sich beide Eigenschaften mit einander verbinden, und, wenn mit recht großen Lettern aufgetragen wird, zur Species des „Windbeutels" auswachsen können. Nach dem Sprachgebrauch scheint der Eitle alle diese Tugenden büßen zu müssen.

Paßt wohl für die selbstgefällige Bespiegelung des Eitlen das offene Geständniß von Schwächen und Fehlern, wie Rousseau selbst, nicht ohne dem eigenen Abscheu Worte zu leihen, es häufig genug ablegt? Stimmt wohl mit jener Schwäche ein Unabhängigkeitssinn überein, welcher, ich will gar nicht sagen, den Schwächen der Welt zu trotzen, sondern nur, welcher sich selbst aus Lieblingswünschen herauszureißen die Kraft hat?[1]) Hat denn eine Denkkraft, deren Producte Originalität besitzen, keine andere Sorge, als die angeblichen Schätze des engen Horizonts der Eitelkeit ängstlich zu hüten?[2]) Mag man an der angenommenen Objectivität für die Darstellung des eigenen Lebens begründete Zweifel hegen: so lange diese Fragen verneint werden, wird man statt der angeblichen Eitelkeit ein anderes Motiv für die Abfassung sich zu denken haben, und man wird der Möglichkeit Raum geben müssen, hinter jenen Worten Rousseau's eine andere Bedeutung als blos den Ausdruck der Eitelkeit zu erblicken.

Nicht so günstig fällt die Betrachtung in einer anderen Richtung aus. Ein so starker Trost auch in dem Selbstgefühl der Bildung gegenüber dem Lohn der Unwissenheit liegen mag: wenn Rousseau den Unterschied zwischen bloßen Worten und Thaten kannte — und er kannte ihn gut — [3]), wenn er es für geziemender halten mochte, daß ein besseres Selbstgefühl durch Handlungen sich zu äußern wisse statt viel Worte zu machen und den Mund voll zu nehmen, so verräth sich in der stolzen Ueberhebung der Einleitungsworte, wenn nicht ein Motiv

---

1) Ueber das Streben Rousseau's, sich selbst zu bezwingen, vgl. namentlich das 5. Capitel.

2) Wer Gründe mehr zu wägen als zu zählen versteht, wird am folgenden Factum Interesse finden. Als Eymar im Jahre 1774 das Manuscript eines philosophischen Werkes Rousseau mit der Bitte überreichte, ihm vor der Drucklegung sein Urtheil mitzutheilen, antwortete dieser: Vous avez ici mille personnes à consulter et de qui vous pourrez recevoir les mêmes lumières et les mêmes services. Musset-Pathay, Oeuvres inédits de J. J. Rousseau suivies d'un supplément à l'histoire de sa vie et des ses ouvrages. Paris, 1825. II, p. 37.

3) Als Rousseau auf dem Titel des eben genannten und von Eymar ihm übergebenen Manuscripts eine Versprechung bemerkte, die viel besser Sache der Ausführung sein sollte, bemerkte er: Il faut que le contre-poisson agisse sans que le lecteur soit prévenu que c'en est un. Musset-Pathay a. a. O. p. 35. Ein spanisches Sprichwort sagt: Ein Rad, welches kleppert, an dem fehlt gewiß ein Nagel.

der Abfassung der Confessionen (es wird ja Niemand denen willfährig sein wollen, die er weit unter sich läßt), so doch eine empfindliche Seite Rousseau's, welche von vornherein auf seine Bekenntnisse ein eigenthümliches Schlaglicht zu werfen geeignet ist, und sich nicht durch Hinweisung auf anderweitige Thatsachen wie die angebliche Eitelkeit zurückweisen läßt[1]).

Rousseau hatte sich schon ein Jahrzehend vor Abfassung der Bekenntnisse durch Briefe des französischen Varnhagen des 18. Jahrhunderts veranlaßt gesehen, über sein einsames Landleben Rechenschaft zu geben. Soviel aus seinen vier Briefen an den Präsidenten Malesherbes[2]) hervorgeht, welche seine Einleitung in die Bekenntnisse vervollständigen, sucht er darin dem Vorwurf Malesherbes's, daß sein zurückgezogenes Leben eine Folge seines Schwermuths sei, von welchem er verzehrt werde, entgegen zu treten, insbesondere aber die Insinuation der Literaten zu bekämpfen, daß er die Zurückgezogenheit liebe, um desto mehr Aufsehen zu machen[3]). Diese Zumuthungen hatten seine empfindliche Seite getroffen. Wie? Die ganze Lebensweise sollte aus unlauteren Motiven gerade so eingerichtet und von ihnen getragen sein? „Niemand in der Welt, ruft Rousseau am Schlusse des ersten Briefes aus, kennt mich, als ich allein. Gut und schlecht gerechnet, fürchte ich nicht mich zu zeigen wie ich bin. Ich kenne meine großen Fehler und fühle lebhaft alle meine Laster. Bei alledem werde ich sterben voll Vertrauen auf den höchsten Gott und in der festen Ueberzeugung, daß von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, keiner besser war als ich".

Mit so energischen Worten wird sich der äußern, dessen festgewurzelte Meinung von der eigenen moralischen Güte eine unliebsame Berührung

---

1) Es mag gewiß interessant sein, Worte wie die folgenden, zu lesen: Sur toutes choses, il faut penser, repenser, et n'avoir jamais assez pensé. C'est là tout le secret d'un bon ouvrage, et c'est en m'appliquant cette méthode que j'ai travaillé avec quelque succés. Musset-Pathay a. a. O. p. 37. Aber die gewaltsam usurpirte moralische Höhe, die sich mit den Worten ankündigt: es solle nur jemand vor Gott sagen, er sei besser als er, — läßt sich damit weder rechtfertigen noch beschönigen.

2) Oeuvres 1. p. 391—401.

3) A. a. O. p. 392: . . . cette retraite, à laquelle nos gens de lettres ont été chercher des motifs d'ostentation.

erfuhr. Es ist möglich, daß das Entstehen dieser Meinung aus plausiblen Gründen erklärlich ist und daß, wie Rousseau selbst andeutet, die „Gallenbitterkeit und der Trübsinn, welche ihm in Paris das Herz abnagten", zur Entwicklung derselben wesentlich beigetragen[1]); man kann willig zugeben, daß die Allgemeinheit des Satzes, mit welchem in den Bekenntnissen die eigene moralische Vortrefflichkeit ausgesprochen wird, durch die Worte „von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe" eingeschränkt wird und seine Geltung kein größeres Gebiet in Anspruch nehmen kann, als das irgend eines individuellen Erfahrungssatzes ist; man kann sogar zugestehen, was schwer zu beweisen wäre, daß das moralische Gefühl Rousseau's besser war als das der meisten seiner Zeitgenossen: nichtsdestoweniger werden alle diese Umstände das Urtheil nicht zu ändern vermögen, daß diese Rede zu mißbilligen sei. Wer in einem Athemzuge wie Rousseau von seinen eigenen Fehlern und Lastern spricht und hinzusetzt, keiner sei besser wie er, der kränkelt an der moralischen Einbildung, welche sich mit Liebe an der eigenen Vortrefflichkeit weidet, und, was schwerwiegender ist, er trübt sich den unbefangenen Blick, der für Abfassung von Bekenntnissen unerläßlich ist und wird bestrebt sein, wo möglich alle Handlungen und Eigenheiten seiner Persönlichkeit zu rechtfertigen[2]).

---

1) A. a. O. Weniger plausibel dürfte es sein, wenn er in demselben ersten Briefe an Malesherbes seinen Unabhängigkeitssinn, durch welchen er bewogen worden sei, den Verkehr mit den Pariser Kreisen abzubrechen, auf „Faulheit" reducirt und die letztere, unbeschadet dem Ehrgeize, für welchen er empfänglich sei (Des succés continus m'ont rendus sensible à la gloire) und welcher doch ein Sporn für die Thätigkeit ist, darin sucht, daß sie keinen Zwang ertragen könne, d. h. die Faulheit wiederum auf das Streben nach Unabhängigkeit zurückführt.

2) Es wird weiterhin darauf hingewiesen werden, wie eng diese Einbildung mit seiner Grundanschauung zusammenhängt und ein Stück seiner Theorie bildet. Man kann nicht sagen, daß seine Offenheit und Aufrichtigkeit gegen sich selbst darunter gelitten hätte. Was Rousseau in der Quadrième promenade seiner „Rêveries du promeneur solitaire", Oeuvres I. p. 422 sagt: J'ai souvent dit le mal dans toute sa turpitude, j'ai rarement dit le bien dans tout ce qu'il eut d'aimable, et souvent je l'ai tu tout-à-fait parce qu'il m'honoroit trop, et que, faisant mes „Confessions", j'aurois l'air d'avoir fait mon éloge. J'ai décrit mes jeunes ans sans me vanter des heureuses qualités dont mon coeur étoit doué, et même en supprimant les faits qui les mettoient trop en évidence, — diese

Rousseau legt diesen Zug schon in der Einleitung zu seinen Bekenntnissen an den Tag. Faßt der Leser gleich von vornherein denselben fest ins Auge, so wird die vergrößerte Behutsamkeit, mit welcher aus diesem Grunde die Angaben der Bekenntnisse aufzunehmen sind, bei hinlänglicher Aufmerksamkeit ihre Früchte tragen müssen, und der Leser wird nicht in die Lage kommen, Irrgänge, in welche Rousseau durch Selbsttäuschung gerieth, für den wahren Weg zu halten. Ueberdieß kann ja leicht die Darstellung in den Punkten, in welchen der Darsteller des eigenen Lebens sich beobachtet und erkannt hat, tendentiös werden: naiv doch nur ist sie dort, wohin Beobachtung und Erkenntniß noch nicht gedrungen ist. Dies wird den Vortheil jener aufmerksamen Behutsamkeit vergrößern.

Ein Punkt muß noch berührt werden. Es kann nicht fehlen, daß die Erinnerungen an die eigenen Erlebnisse auf Lücken des Gedächtnisses stoßen. An die Stelle der Erzählung eines wirklichen Ereignisses tritt dann die Erzählung eines halb erdichteten und der Schein der Wirklichkeit wird der Darstellung nur durch die Annehmbarkeit der poetischen Wahrscheinlichkeiten geliehen. Dieses Uebelstandes, welcher außer den obigen Betrachtungen dazu beiträgt, die Darstellung des eigenen Lebens zu einer Composition aus Wahrheit und Dichtung zu machen, war Rousseau sich bewußt. Er sagt in der Einleitung zu den Bekenntnissen: „Wenn es mir begegnet ist, irgend eine gleichgiltige Zierrath anzuwenden, so ist das immer nur geschehen, um eine durch meine Gedächtnißschwäche veranlaßte Lücke auszufüllen. Ich durfte etwas für wahr halten, von dem ich wußte, daß es so gewesen sein konnte, niemals aber etwas, wovon ich wußte, daß es falsch wäre.“ Freilich sind

---

Worte erfahren in seinen Bekenntnissen Bestätigung. In der moralischen Einbildung, die Rousseau eigenthümlich ist, ist ein sehr wirksames Motiv für die Abfassung seiner Bekenntnisse zu suchen. Als es ihm nach seinen aus dem Jahre 1762 herrührenden Quattre lettres an Malesherbes klar geworden war, daß „kein Mensch besser sei als er“, vertiefte er sich in die Betrachtung seiner eigenen Persönlichkeit, schilderte in den Confessions die Entwicklung und die Schicksale derselben und suchte, als entbehrte die Betrachtung des Abschlusses, in seinen Rêveries“ (I p. 401—455) und seinen Dialogen „Rousseau juge de Jean-Jaques“ (IV. p. 1—151) auch Charakter und Gewohnheiten der schönen Persönlichkeit des eigenen Selbst mit williger Hingabe zu schildern. Ein anderes Motiv theilt Rousseau mit I p. 43. S. unten das 2. Capitel.

die Lücken in der Erinnerung eben nicht der einzige Grund, warum eine Autobiographie eine Zusammensetzung aus Wahrheit und Dichtung wird[1]).

1. Capitel. Die Kinderjahre.

Rousseau wurde am 28. Juni 1712 in Genf geboren[2]). Sein Vater war ein Uhrmacher und ohne nennenswerthes Vermögen; seine Mutter die Tochter eines Pfarrers, eine gebildete und geistig sehr geweckte Frau[3]). Sie starb bei seiner Geburt und so war Rousseau die Aussicht auf mütterliche Pflege und Erziehung verschlossen[4]). Die leidenschaftliche und von seinen Kindestagen an genährte Anhänglichkeit, welche Rousseau's Vater für seine Frau gehabt hatte, schien mit ihrem Tode nicht sobald erlöschen zu wollen, und er erblickte in Jean Jaques weniger seinen Sohn als das Andenken an die geliebte Frau[5]). Kein Wunder, wenn die erste geistige Nahrung, welche dem Knaben dargereicht

1) Es sollte sich eigentlich von selbst verstehen, daß eine Darstellung des Lebens Rousseau's und eine Kritik seiner Confessions zweierlei Dinge sind, welche gleichwohl nicht immer auseinandergehalten worden sind. Ich werde die kritischen Bemerkungen den Anmerkungen zuweisen.

2) In einem Briefe an Madame Latour vom 27. Januar 1763 (Oeuvres IV p. 417) sagt Rousseau von sich: qu'un homme né le 4 juillet 1812 etc. Musset-Pathay hat dies als Irrthum bezeichnet und beruft sich auf das Kirchenregister (Oeuvres complètes des J. J. Rousseau par Musset-Pathay. Paris, 1822 f. Bd. XIV. S. 4, Anmerkung). Rousseau scheint in dem genannten Briefe seinen Tauftag mit seinem Geburtstage verwechselt zu haben.

3) Rousseau theilt Oeuvres I. p. 2 ein kleines Gedicht mit, welches sie aus dem Stegreif machen konnte.

4) Rousseau sagt (a. a. O.): ma naissance fut le premier de mes malheurs. Es dürfte nicht blos dem Einflusse Montaigne's zuzuschreiben sein, wenn Rousseau später die Hofmeistererziehung zu idealisiren unternahm. Francke, der Stifter des großen Waisenhauses, war auch frühzeitig verwaist und Pestalozzi, der den Einfluß der Mütter so hoch hielt, verlor im sechsten Lebensjahre seinen Vater und wuchs unter der treuen Obhut einer guten Mutter auf. Raumer II. 138. 366.

5) A. a. O.: Ah! disoit-il (nämlich Rousseau's Vater) en gémissant, rends-la-moi, console-moi d'elle, remplis le vide qu'elle a laissé dans mon âme. T'aimerois-je ainsi si tu n'étois que mon fils?

wurde, in einem Mittel bestand, welches den Vater in vergangene Tage zurückzuversetzen im Stande war. Die mütterliche Bibliothek enthielt Romane, außerdem Schriften von Bossuet, Lesueur, Labruyère, Fontenelle, Molière, Ovid, Plutarch u. a. Romane waren das Mittel, durch welches der Knabe sich im Lesen übte, Romane waren bis zum 7. Lebensjahre die ausschließliche Lectüre, welche der Vater des Abends, bisweilen ganze Nächte mit dem Sohne theilte. Rousseau erzählt uns nicht, was für Romane er gelesen habe, aber er sagt uns, daß die lebendige Theilnahme, die er für seine Helden empfand, ihm verschrobene und romanhafte Begriffe vom menschlichen Leben beibrachte und deutet darauf hin, daß sich in ihm frühzeitig eine Reizbarkeit für mancherlei Gefühlszustände entwickelte, für welche sein Vater, der gewiß nicht mit pädagogischer Ueberlegung zu diesem Bildungsmittel griff, wegen seiner eigenen Lage ein Correctiv herbeizuschaffen vergaß [1]). Vom 7. Lebensjahre an kam die Lectüre der übrigen Schriften an die Reihe. Plutarch fesselte ihn am meisten [2]). Nicht blos die Lectüre dieser Schriften und das Bekanntwerden mit Agesilaus, Brutus, Aristides, sondern wohl

---

1) I. p. 3: Ces émotions confuses ... me donnèrent de la vie humaine des notions bizarres et romanesques, dont l'expérience et la réflexion n'ont jamais bien pu me guérir. Rousseau hat doch viele Ueberlegungen angestellt über die Sache der Erziehung, er billigt weiterhin (I. p. 4) die Behandlung nicht, die sein Bruder von seinem Vater erfuhr, er hebt ferner selbst die nachtheilige Wirkung der Romanlectüre hervor und nennt sogar (I. p. 7 und unten Anmerkung 13) seinen Vater einen Mann, der das Vergnügen liebt: wenn er dennoch über die eigenthümliche Art, wie sein Vater ihn geistig beschäftigte, beredt zu schweigen versteht, so beweist diese Rücksicht, daß sein Bestreben, die Wahrheit zu sagen, mit seiner natürlichen Kindesliebe in Conflict gerathen ist.

2) Für Plutarch hat sich Rousseau ein dauerndes Interesse bewahrt. In der Quatrième promenade seiner „Rêveries du promeneur solitaire", Oeuvres I. p. 416 heißt es: Dans le petit nombre de livres que je lis quelquefois encore, Plutarque est celui, qui m'attache et me profite le plus. Ce fut la première lecture de mon enfance (Rousseau sieht also ab von der Romanlectüre), ce sera la dernière de ma vieillesse: c'est presque le seul auteur que je n'ai jamais lu sans en tirer quelque fruit. Und noch im Jahre 1774, vier Jahre vor seinem Tode, sagt er bei Musset-Pathay, Oeuvres inédits II. p. 40: . . Plutarque, de cet écrivain qui a formé mon coeur et ma raison, où j'ai puisé, en tout temps, ma plus saine nourriture.

noch mehr[1]) die Gespräche mit seinem Vater darüber, der Bürger einer Republik und dessen „stärkste Leidenschaft die Liebe zum Vaterlande" war, mochten in ihm den „freien republikanischen Sinn" nähren. Einen großen Theil des Tages war er den Händen einer Wärterin und einer Schwester seines Vaters anvertraut. Letztere kannte eine „unglaubliche Menge von Liedern und Arien", und legte dadurch den Keim zu seiner Liebe zur Musik[2]). Indessen muß die Aufsicht nicht unbedeutende Lücken gehabt haben. Daraus wenigstens läßt es sich erklären, warum der Knabe nicht blos schwatzhaft und näschig war, sondern sogar lügen und stehlen konnte[3]).

Ein Streit seines Vaters hatte zur Folge, daß dieser Genf verlassen mußte und der 8jährige[4]) Knabe nach Bossey zum Pfarrer Lambercier in Pension gethan wurde, um zwei Jahre „Latein sammt dem kleinen Zeug zu lernen, das man unter dem Namen Education dazu rechnet." Die Leitung Lambercier's und seiner 30jährigen Schwester war keine

---

1) Rousseau stellt beides in gleiche Reihe. Aber die Art, wie der Vater die Lectüre aufnahm, gab derselben das lebendige Relief.

2) Die Wärterin hieß Jacqueline, an welche ein vom 22. Juli 1761 datirter zärtlicher Brief erhalten ist (Oeuvres IV. p. 335); der Tante, Namens Gonceru, zahlte er zum Dank für die einstige Pflege eine Pension jährlicher 100 Fr. Siehe die Briefe an D'Ivernois vom 29. Januar 1768 (IV. p. 707) und an Mad. Gonceru vom 9. Februar 1770 (IV. 790), und Musset-Pathay, Oeuvres compl. XIV. p. 8.

3) Wenn Rousseau trotz solcher Geständnisse sich für einen herzensguten Knaben hält und wie selbstverständlich ausruft (I. p. 4): Comment serois-je devenu méchant, quand je n'avois sous les yeux que des exemples de douceur et autour de moi que les meilleures gens du monde? — so ist diese Selbstbelügung eben eine Folge jener Einbildung, welche ihm die eigene moralische Unübertrefflichkeit vorspiegelte. S. oben die Einleitung. Rousseau sagt (I. p. 6.): Je crois que jamais individu de notre espèce n'eut naturellement moins de vanité que moi. Es mag ganz richtig sein, daß Rousseau nicht eitel war, aber die Uebertreibung, mit welcher dies ausgesprochen wird, ist ebenfalls eine Folge der moralischen Einbildung.

4) Rousseau sagt (I. p. 7): Qui croiroit que ce châtiment d'enfant, reçu à huit ans etc. Es ist wohl möglich, daß der Knabe das achte Jahr schon vollendet hatte und somit jene Angabe etwas knapp ist; denn daß er den Winter 1719—1720 und vielleicht einen großen Theil des Sommers noch in Genf zubrachte, geht aus der bestimmten Angabe hervor, daß (I. p. 3) mit Anfang des genannten Winters die Lectüre von Bossuet, Plutarch u. s. w. begann.

sehr strenge. Der Unterricht wurde nicht vernachlässigt, es wurden aber auch nicht übermäßige Aufgaben gestellt[1]) und für Spiele war der Raum groß genug. Wenn nicht im zweiten Jahre ein Vergehen, dessen er verdächtig war, ihm eine sehr harte aber unverschuldete Strafe zugezogen hätte[2]), die Erinnerungen an Bossey wären für ihn durchaus angenehme geblieben.

Nach Genf zurückgekehrt verweilte er zwei oder drei Jahre bei seinem mütterlichen Oheim, einem Manne, der „ebenso wie der Vater ein genußliebender Mann war“[3]). Während die Muhme lieber Psalmen sang, statt über die Erziehung zu wachen, überlegte der Oheim hin und her, was er mit dem Knaben thun solle, ohne es zu einem bestimmten Entschlusse zu bringen. Dem Knaben blieb auf diese Weise nichts übrig, als die „fast vollständige Freiheit“, die man ihm und seinem gleichaltrigen Vetter und Freunde ließ, einem müßigen Zeitvertreib zum Opfer zu bringen und allerlei Spiele und Albernheiten zu treiben.[4]) Unter die letzteren gehören zwei Abenteuer, welche der elfjährige Galan mit einem kleinen und einem bereits 22jährigen Mädchen bestand, und zwar unter den sorglichen Augen seines in Nyon weilenden Vaters, den er bisweilen besuchte[5]). In dieser Zeit seines Lebens ist es überhaupt das letzte Mal, daß Rousseau während eines zeitweiligen Aufenthalts unter der Aufsicht seines Vaters stand.

Endlich wurde von seinem Oheim ein Entschluß gefaßt. Rousseau wurde zu einem Stadtschreiber geschickt, und der an müßigen Zeitvertreib gewöhnte Knabe sollte den ganzen Tag mit angespannter Arbeit sitzend verbringen. Er zeigte wenig Geschick dazu und wurde in kurzer Zeit wieder fortgeschickt. Was blieb nun übrig als eine Profession? Was dem Oheim als Mißgriff erschien, war ihm zugleich ein Fingerzeig, in der Wahl der Beschäftigung noch eine Stufe tiefer zu greifen[6]) und

---

1) I. p. 5.

2) I. p. 8 f.

3) I. p. 12: Mon oncle, homme de plaisir ainsi que mon père.

4) Rousseau führt mit Recht darüber Klage. I. p. 14: Ainsi se perdoit en niaiseries le plus précieux temps de mon enfance avant qu'on aît décidé de ma déstination.

5) I. p. 12 f.

6) Der Verkehr mit seinem Vetter und Freunde hörte später allmählich auf, weil die Eltern den Umgang eines Kindes „vom Stande“ mit einem Lehrjungen nicht dulden mochten. Il étoit, lui, un garçon ‚du haut‘; moi, chétif apprenti, je n'étois

er schickte ihn zu einem Kupferstecher, einem „groben und heftigen Manne.“ Rousseau fand an dem Handwerk namentlich am Zeichnen, anfangs Wohlgefallen. Hatte er ja früher mit ähnlichen Fertigkeiten seine freie Zeit häufig ausgefüllt. Aber die Rücksichtslosigkeit der Behandlung von Seiten eines Meisters gewöhnlichen Schlages, das unterthänige Verhältniß und noch zwei andere Umstände trugen dazu bei, ihm alles zu verleiden. Da die natürlichen Einflüsse überall dieselben sind, so erzeugt das Streben des jugendlichen Willens, Herrschaft zu erlangen, von selbst Erscheinungen, welche dem sogenannten Pennalismus verwandt sind. Die Dienste, welche Rousseau einem ältern Kameraden zu leisten hatte, bestanden im Entwenden und Verkaufen von Spargel aus dem mütterlichen Garten des letzteren [1]). Es fiel ihm, wie er bemerkt, nicht ein, den Anstifter zu seinen Gunsten aus dem Erlös zu besteuern [2]). Aber die Fertigkeit hiezu war geübt, und das Obst seines Lehrherrn und anderes, wonach der Sinn stand, waren die nächsten Objecte, welche er zu seinen Gunsten sich zueignete. Darunter gehörten, das Geld ausgenommen, wovon ihn nach seiner Versicherung die scheue Furcht, wie es verwendet werden solle, zurückhielt — verschlossene Zeichnungen, die er sich zu Nutze machen wollte. Es läßt sich denken, daß die Härte der Behandlung, die er erfuhr, unter diesen Umständen sich steigern mußte. Er gewöhnte sich allmählich, die Strafe, wenn er ertappt wurde, als eine von den Mißhandlungen mit in den Kauf zu nehmen [3]). Ein zweiter Umstand hängt mit seiner Vergangen-

---

plus qu'un enfant de ‚Saint-Gervais‘. I. p. 21. „Saint-Gervais ist ein niedrig gelegenes und von Armen bewohntes Stadtviertel von Genf.“ Musset-Pathay a. a. O. p. 63.

1) Als in Deutschland der Pennalismus blühte, erhielt das den jungen „Füchsen“ aufgetragene Stehlen den euphemistischen Ausdruck „schießen.“ Vgl. die Selbstbiographie des weiland ABC-„Schützen“ Thomas Platter bei Raumer I. 413 f.

2) I. p. 16.

3) I. p. 17: Bientôt, à force d'essuyer de mauvais traitemens j'y devins moins sensible; ils me parurent enfin une sorte de compensation du vol, qui me mettoit en droit de le continuer. Rousseau schrieb seine Umwandlung während seiner Lehrzeit einem „bedeutenden Hang zur Ausartung“ (un grand penchant à dégénérer I. p. 15) zu. Sieht man von dem Geständnisse des Stehlens im elterlichen Hause ab, so ist die Willigkeit des Knaben ein ausreichender Erklärungsgrund. Um den einmal eingenommenen Standpunkt festzuhalten, sagt Rousseau I. p. 16:

heit und seiner geistigen Begabung zusammen. Sein Latein, seine Alterthums- und Geschichtskenntniß sollten vergessen werden, aber das Metier vermochte auf die Länge so wenig sein geistiges Bedürfniß vollständig zu befriedigen, daß er nach einiger Zeit von selbst die Bibliothek einer berüchtigten Bücherverleiherin aufsuchte, um an „platten und faden Büchern" seinen geistigen Durst zu löschen und als die Sammlung durchstöbert war, wenigstens in der Einsamkeit die Situationen, in welche die Lectüre ihn versetzt hatte, sich noch einmal zu vergegenwärtigen[1]). Diese Lesewuth wurde eine neue Quelle von Mißhandlungen, die er erfahren mußte. Es bedurfte nur noch einer Veranlassung, um die Katastrophe herbeizuführen. Schon zweimal hatte er nach seinen Abendausgängen die Stadt bei verschlossenen Thoren erreicht, und da er bei der dritten ebenso späten Ankunft wußte, welcher Empfang ihn am andern Morgen erwartete, so kehrte er gar nicht mehr zurück und brach mit einer Umgebung, an die ihn nichts fesselte. Diese erste selbständige Handlung fällt in sein 15. Lebensjahr[2]).

Es kann dem Blicke dessen, der diese erste und wichtige Periode seines Lebens übersieht, nicht entgehen, daß mit Ausnahme des zweijährigen Aufenthalts in Bossey es Rousseau an einer anhaltenden und für ihn geeigneten Beschäftigung und Arbeit fehlte. Dieser Mangel verbunden mit der von einiger Verzärtelung[3]) begleiteten frühzeitigen Einführung in eine romanhafte Welt, welche später aus eigenem Antriebe wieder aufgesucht wurde, bewirkten nicht nur, daß der Knabe in Spielereien mit dem andern Geschlechte gerieth, welche um ein Jahrzehnt verfrüht waren, sondern sorgten auch dafür, daß ein romanhaft-sinnlicher Zug in ihm zur erworbenen Anlage wurde[4]). Aber auch

---

Ce sont presque toujours de bons sentimens mal dirigés qui font faire aux enfans le premier pas vers le mal.

1) I. p. 19 f.

2) I. p. 20. Wenn sein Genfer Aufenthalt (s. oben) drei Jahre dauerte, so währte seine Lehrzeit ebenfalls drei Jahre.

3) Rousseau gesteht das mit einer Einschränkung zu. I. p. 4: Les enfans des rois ne sauroient être soignés avec plus de zêle que je le fus durant mes premiers ans idolâtré de tout ce qui m'entouroit, et toujours, ce qui est bien plus rare, traité en enfant chéri, jamais en enfant gâté.

4) Die beiden größten Werke seines reifen Mannesalters werden das später beweisen. Sie sind Romane. Einen näherliegenderen Beweis liefern die Confessions selbst.

zu dem Gedanken treibt jene Uebersicht den billig Denkenden, daß die geistige Kraft, welche in diesem Knaben schlummerte, von seiner gesammten Umgebung entweder nicht erkannt oder, wenn erkannt, unbekümmert einem wuchernden Emporblühen überlassen wurde. Von seinen Lehrherren abgesehen, schienen sein Vater und sein Oheim nicht so viel Zeit zu erübrigen, um noch der Pflichten zu gedenken, die sie dem Sohne und Neffen schuldig waren. Sogar Rousseau selbst hegt, trotzdem er uns von der „Lesewuth" erzählt, die ihn als Lehrling ergriffen[1]), die irrthümliche Meinung, das Leben eines Handwerkers würde ihn glücklich gemacht und seinen Geist gänzlich ausgefüllt haben[2]). Von so gewöhnlicher Art war der, wenn auch an anhaltende Arbeit wenig gewöhnte und romanhafte Jüngling nicht, der es diesmal versuchte, mit 16 Jahren in die Welt zu gehen.

2. Capitel. Irrfahrten der Jugend.

Die Unabhängigkeit war also frühzeitig genug errungen und mit ihr zugleich auf der einen Seite eine Quelle freier Entwicklung, auf der andern die Lust zu Abenteuern und Irrfahrten geschaffen. Die letztere hätte ihn viel stärker beherrscht, wenn nicht eine gewisse schamhafte Zurückhaltung und eine Anfangs schüchterne, dann gefühlvolle Hingebung, — das will sagen, ein gewisser weiblicher Zug[3]) ihn ge-

Der romanhaft-sinnliche Zug ist es, welcher den „Bekenntnissen" überhaupt jenen, prickelnden Reiz giebt, der zur Verbreitung des Buches so wesentlich beigetragen, und dafür giebt schon das erste Buch, welches unserm ersten Capitel entspricht, Belege genug an die Hand. Nicht nur das Verhältniß mit den zwei Mädchen in Nyon erfährt eine genaue Beschreibung, auch der Reiz, den die 30jährige Lambercier auf die Empfindung des 9jährigen Knaben ausgeübt, wird zu schildern nicht vergessen, ja noch mehr: Rousseau will die Urheber seiner Tage dem Leser vorführen und er erzählt uns ihr ehemaliges Liebesverhältniß mit seinen Hindernissen und Auflösungen. Vgl. livr. II. p. 39, livr. III. p. 45.

1) I. p. 19: Ce goût (nämlich am Lesen) irrité par la contrainte devint passion, bientôt fureur.

2) I. p. 21 f.

3) Rousseau liefert hiefür schon im ersten Buche der Confess. zahlreiche Belege, wenn er auch diesen Zug selbst nicht ausdrücklich nennt. Im zweiten Buche (I. p. 23) sagt er jedoch, zum Beweise, wie weit er ihn an sich selbst beobachtet hatte: Ma

nöthigt hätte, leiser aufzutreten, bisweilen auf halbem Wege umzukehren. Ein Object für seine Wünsche erhielt er indessen in kürzerer Zeit als er es erwartet haben mochte. Rousseau kommt zum Pfarrer von Confignon in Savoien, de Pontverre, einem bigotten und glaubenseifrigen Manne[1]). Ihn kümmern nicht die etwaigen Sorgen der Familie, welcher der Jüngling entlaufen war, er sieht in diesem nur das verlorene Schaf, welches in den Schooß der Kirche zurückzuführen seine Pflicht sei. „Gott ruft dich, sagt er zu ihm, und gehe hin nach Annecy; daselbst wirst du eine liebe mildthätige Dame finden, welche die Wohlthaten des Königs in den Stand setzen, andere Seelen dem Irrthume zu entreißen, dem sie selbst entflohen ist“[2]). Es war die Frau von Warens, eine gutmüthige, blühende und erst im 28. Jahre stehende Frau. Schon ihr ähnliches Schicksal — auch sie war nämlich als jugendliche Gattin aus der Schweiz den Ihrigen entflohen und hatte nach dem Glaubenswechsel eine ansehnliche Pension erhalten, — mußte ihre natürliche Theilnahme für Rousseau wecken, es bedurfte nur noch des empfänglichen Sinnes Rousseau's und seines Verlangens, einen Gegenstand für seine Wünsche zu besitzen, um die Sympathie zu einer gegenseitigen zu machen[3]). Von einer Wahl zwischen der Rückkehr und

---

faute en cela ressembloit à la coquetterie des honnêtes femmes, qui quelquefois, pour parvenir à leur fins, savent, sans rien permettre ni rien promettre, faire espérer plus qu'elles ne veulent tenir.

1) Er war Verfasser von Schmähschriften gegen die Pastoren von Genf. a. a. O.

2) I. p. 23.

3) Rousseau nimmt, indem er vielleicht das später Empfundene mit dem ersten Zusammentreffen verbindet, zu einer mystischen „Sympathie der Seelen“ als Erklärungsgrund seine Zuflucht. I. p. 25: Que ceux qui nient la sympathie des âmes expliquent, s'ils peuvent, comment, de la première entrevue, du premier mot, du premier regard, madame de Warens n'inspira non-seulement le plus vif attachement, mais une confiance parfaite et qui ne s'est jamais démenti. Es waren der natürlichen Ursachen genug vorhanden, um die später sich entwickelnde Sympathie als Wirkung hervorzubringen Rousseau sagt sogar weiterhin selbst (I. p. 29): Ma douce inquiétude avoit un objet qui la rendoit moins errante et fixoit mon imagination. Bei der Schilderung des ersten Zusammentreffens mit dieser Frau, welche auf sein Schicksal einen mächtigen Einfluß üben sollte, begegnet dem Leser der Confessions eine von den Ueberschwenglichkeiten, auf welche der Leser Rousseau'scher Schriften öfters stößt. Rousseau möchte die Stelle, wo er sie zum

dem Aufenthalte bei der Frau von Warens konnte augenblicklich keine Rede sein, und wenn es selbst einen Glaubenswechsel gelten sollte: „eine Religion, von solchen Sendboten gepredigt, muß in's Paradies führen[1]). Sie ließ es zwar an Versuchen nicht fehlen, ihn zur Rückkehr zu bestimmen, aber ihre Umgebung und die Vorsicht, zu der sie ihre eigene Lage zwang, wirkten zum Zustandebringen des Entschlusses zusammen, daß er mit Hilfe eines bischöflichen Reisegeldes und zum Behufe der Vorbereitung für den Glaubenswechsel nach Turin reisen solle.

Mittlerweile war sein Vater in Begleitung eines Freundes der Spur des verlorenen Sohnes nachgegangen und kam bis Annecy. „Diese Herren besuchten Madame de Warens und begnügten sich damit, mein Loos mit ihr zu beweinen, anstatt mir nachzueilen und mich einzuholen, was ihnen sehr leicht geworden wäre, denn sie waren zu Pferde und ich zu Fuße.“ Diese schwerwiegende und, wie es scheint, noch nicht gehörig gewürdigte Thatsache ist allein schon geeignet, den Beweis zu liefern, daß Rousseau einen pflichtscheuen Vater hatte, der es über sich vermochte, seinen 16jährigen Sohn völlig seinem Schicksal zu überlassen, statt dafür zu sorgen, daß eine zur festen Gewohnheit gewordene sittliche Richtung des Jünglings den Handlungen des Mannes Halt und Schutz hätte gewähren können[2]).

---

ersten Male sah und sprach, zum „Wallfahrtsorte der ganzen Menschheit“ (hommages de toute la terre, I. p. 24) gemacht wissen.

1) I. p. 24. Rousseau's erster Glaubenswechsel ist bei seinem jugendlichen Alter und seiner reizbaren Natur aus den angegebenen Umständen erklärlich, ebendarum hat er mit irgend einer aus jugendlichem Leichtsinn begangenen Handlung große Aehnlichkeit.

2) Rousseau spricht zwar I. p. 27 von Rechtschaffenheit und Tugend seines Vaters auch bei dieser Gelegenheit (— über den hiebei sich offenbarenden Conflict siehe 1. Capitel), aber er theilt auch einen Erklärungsgrund mit: seinem wiederverheiratheten Vater seien nämlich von seinem mütterlichen Erbgute während seiner Abwesenheit die Zinsen zugeflossen. Er fügt hinzu: in ihm habe sich daraus der Grundsatz entwickelt, solchen Lagen auszuweichen, welche unsere Pflichten mit unsern Interessen in Widerspruch setzen. Der Sohn erhielt, wie aus einem noch erhaltenen Briefe an seinen Vater aus dem Jahre 1732 hervorgeht (IV. p. 161—162), nach seiner Flucht weder Unterstützung (respective Zinsen von seinem eigenen Vermögen) noch Briefe.

Rousseau begab sich, in Turin angekommen, sofort in das Hospiz für die Katechumenen, um länger als zwei Monate[1]) für den katholischen Glauben vorbereitet zu werden. Die mit erregter Empfänglichkeit[2]) aufgenommene Lectüre der Schriften Lesueur's in seiner Kindheit sowohl als ein gewisses ihm natürliches Feuer[3]), hatten ihm so viel Kenntnisse zugeführt und mochten ihm so viel Muth einflößen, daß, wie er erzählt, er seinem Missionär disputirend entgegentreten konnte, und den von diesen aufgeführten Citaten aus Augustin und Gregor andere aus seinem Lesueur geschöpfte Sätze derselben Kirchenväter gegenüberzusetzen wußte. Indessen der bessern Schulung und Routine seines Bekehrers gelang es, den jungen Kämpfer zu besiegen und die Vorbereitung so weit zu führen, daß er die Accessorien der Taufe empfangen konnte. Mit einem kleinen Taschengeld und der Erinnerung an früher ihm unbekannte sittenlose Bräuche[4]) verließ er das Hospiz, um die Unabhängigkeit nach diesem klösterlich abgeschiedenen Leben mit verdoppelter Freude zu genießen. Die Einfachheit des Lebens, mit welcher der Knabe in Genf und wohl auch im elterlichen Hause vertraut gemacht worden war, begann schon jetzt ihre Wirkung zu äußern: Rousseau wußte mit wenigem Haus zu halten und hatte die Vorsicht, bei seinen Ausgaben, „mehr nach seinem Beutel als nach seinem Geschmack" sich zu

---

1) I. p. 35.

2) Die Romanlectüre war nämlich vorausgegangen. S. 1. Capitel.

3) Rousseau nimmt als Ursache jugendliche Eitelkeit an, die doch wohl nur nebenher mit eingewirkt haben mag. I. p. 32: Bientôt ma vanité me dispensa de songer à ma resolution (nämlich katholisch zu werden).

4) Auf das Geschrei, welches Rousseau, nachdem er von einem Convertiten insultirt worden war, erhob, erhielt nicht dieser, sondern Rousseau eine Strafpredigt. Der Mann mit solchem Takte hatte noch die Stirn zu sagen, qu'il n'y avoit de quoi s'irriter si fort pour avoir été trouvé aimable. I. p. 34. Rousseau hielt sich zwar, wie aus einer Bemerkung im vierten Buche (I. p. 78) hervorgeht, „unverhohlen und unbedenklich" zum katholischen Gottesdienste, aber er sagt uns nicht, ob er mit aufrichtiger Gesinnung zur katholischen Kirche übergetreten sei, sondern bemerkt im Gegentheile, er sei nach dem „Bedünken der Lehrer" (au gré de mes maîtres I. p. 34) als zur Taufe hinlänglich vorbereitet erachtet worden. So wenigstens urtheilt — und vielleicht nicht unrichtig — Rousseau, als er seine Bekenntnisse schrieb, d. h. mehr als 40 Jahre nach dieser Bekehrung. I. p. 42.

richten[1]). Das war um so nöthiger als seine Fertigkeit im Kupferstechen, welche es ihm möglich machte, die Anfertigung von Buchstaben oder Wappen auf Geräth in den Kaufläden von Turin anzutragen, ihm nur wenig Geld eintrug, und das Abenteuer mit einer jungen schönen Kaufmannsfrau, zu welchem das Anbieten seiner Fertigkeit den Anstoß gab, sammt der Unterstützung, die er von ihr erfahren, durch die Eifersucht des Gemahls mit einer unfreundlichen Entfernung des jungen Galans ein frühes Ende fand[2]). Bald darauf wurde er Lakei einer gebildeten, namentlich in der französischen Literatur bewanderten Gräfin, und sein Hauptgeschäft bestand darin, nach ihrem Dictate zu schreiben, ein Geschäft, welches drei Monate lang währte[3]). Der eiserne Stoicismus, mit dem sie ihr schweres körperliches Leiden ertrug, scheint ihm ebenso imponirt, wie die versteckten Interessen der Bedientenwelt einen bleibenden, aber widrigen Eindruck in ihm zurückgelassen zu haben[4]). Rousseau verließ das Haus nach dem Tode der Gräfin mit dem Vorwurfe beladen, durch einen Diebstahl, den er begangen, ein braves Mädchen, welches er vor dem ganzen Hause desselben beschuldigte, unglücklich gemacht zu haben[5]).

Von der Lust, die nun folgende freie über einen Monat dauernde Zeit mit tollen Jugendstreichen[6]) auszufüllen, hielt ihn die Bekannt-

---

1) I. p. 36. Von der Einfachheit des Lebens im elterlichen Hause spricht Rousseau im ersten Buche der Confess. zwar nicht, aber diese Vermuthung liegt nahe, hingegen hebt er sie als eine Eigenschaft Lamberciers ausdrücklich hervor, I. p. 5. Von den einfachen Sitten in Genf, welche Voltaire durch seinen Einfluß verderbe, spricht Rousseau im 10. Buche. I. p. 286.

2) I. p. 36.

3) I. p. 41.

4) Rousseau sagt a. a. O: Je crois que j'éprouvai dès-lors ce jeu malin des intérêts cachés qui m'a traversé toute ma vie, et qui m'a donné une aversion bien naturelle pour l'ordre apparent qui les produit.

5) Der Diebstahl betraf ein „altes Stückchen Band in Rosenroth und Silber" (I. p. 42). Rousseau's Gewissensbisse darüber sind noch im Alter so groß, daß er in der Erleichterung, die ihm dieses Geständniß macht, sogar ein Motiv für die Abfassung der Confessionen erblickt. I. p. 43. Je puis dire que la désir de m'en délivrer en quelque sorte a beaucoup contribué à la résolution que j'ai prise d'écrire mes confessions. Vgl. die Einleitung.

6) Einen erzählt Rousseau im Anfang des dritten Buches.

schaft mit einem jungen Abbé, Namens Gaime, zurück, den er im Hause jener Gräfin kennen gelernt hatte und jetzt häufig besuchte. Die Gespräche über praktische Lebensweisheit und Religion, welche zu einem willkommenen Unterricht wurden, hatten ihn so tief ergriffen und blieben so lebhaft in seinem Gedächtnisse, daß er später, als er seinen „Emile“ schrieb, bei Abfassung des „Glaubensbekenntnisses des savoischen Vikars“ [1]) diesen Unterricht und diesen Mann als lebendigen Hintergrund sich dachte [2]). Seine Besuche bei diesem Manne wurden auch dann noch fortgesetzt, als er mittlerweile im Hause eines Comte de Gouvon zum zweiten Male die Stelle eines Lakaien erhielt. Die fragmentarischen Kenntnisse, die er besaß, wurden in kurzer Zeit durch seine Geistesgewandtheit [3]) in ein so günstiges Licht gestellt, daß der Sohn und Abbé de Gouvon, der Geschmack an den schönen Wissenschaften und Umsicht in der italienischen Literatur sich erworben hatte, aus dem Herrn der Lehrer wurde und dem Lakaien-Schüler täglich Unterricht im Latein ertheilte. Er wurde in die Lectüre des Phädrus und Virgil eingeführt und hatte außerdem Gelegenheit, wenn er nach dem Dictate zu schreiben oder zu copiren hatte, Kenntnisse in der italienischen Literatur sich zu erwerben [4]). Die Sache schien den besten Fortgang nehmen zu wollen. Da besucht ihn ein alter Kamerad und lustiger Geselle aus Genf, der

---

1) Siehe Emile, viertes Buch.

2) I. p. 46: L'on conçoit déjà que l'honnête M. Gaime est, du moins en grande partie, l'original du Vicaire savoyard. Ein zweites Vorbild s. unten. Von den religiösen Ansichten Gaime's theilt übrigens Rousseau hiebei nichts mit, wohl aber einige praktische Lebensregeln, wie: daß es ohne Weisheit kein wahres Glück gebe, daß die Herrschenden nicht weiser noch glücklicher wären, als die Beherrschten, daß wenn Jedermann in den Herzen aller andern zu lesen vermöchte, mehr Menschen abwärts als aufwärts zu steigen wünschen würden (— eine Regel, die Rousseau „während seines ganzen Lebens von großem Nutzen gewesen sei“) u. A.

3) Entscheidend war die treffende Auslegung der altfranzösischen Devise des Hauses, mit welcher er bei einem großen Diner die ganze Gesellschaft überraschte, I. p. 48.

4) Rousseau widerspricht sich in der Beurtheilung dieses Lehrers. Er sagt I. p. 49: Ma fonction de secrétaire (nämlich nach dem Dictate zu schreiben und zu copiren) me fut plus utile que celle d'écolier; und weiterhin (I. p. 56) schätzt er doch seinen Unterricht hoch. M. l'abbé de Gouvon, heißt es daselbst, m'avoit appris à lire (was sich offenbar auf den lateinischen Unterricht bezieht) moins avidement et avec plus de réflexion; la lecture me profitoit mieux.

eben im Begriffe steht, nach Genf zurückzureisen. Es regt sich in ihm der Unabhängigkeitssinn, welcher seit der Flucht aus Genf nur genährt worden war, der jugendlich-unbekümmerte Sinn um die Zukunft tritt hinzu, und Rousseau läßt den Lehrer und das Haus, welches seine Zukunft bereits ins Auge gefaßt hatte, förmlich im Stich[1]). So endigte sein Aufenthalt in Turin[2]).

Der Weg führte ihn nach Annecy zur Frau von Warens zurück, mit welcher er im brieflichen Verkehr geblieben war[3]). Erinnert man sich, welche reichliche Nahrung das Spiel seiner Phantasie von den Tagen der Kindheit an erhalten hatte, wie wenig eine andauernde und für seinen Geist zugleich passende Beschäftigung weder in Turin noch anderwärts ihm eine vorherrschende Richtung gegeben, nimmt man endlich die vorzeitig zu Tage getretene Reizbarkeit für das andere Geschlecht hinzu, so kann es nicht zweifelhaft sein, welcherlei Wünsche vor andern in ihm erwachen, und, wenn sie Nahrung und Befriedigung finden, eine immer größere Stärke erlangen werden. Indessen nicht in gewöhnlicher Weise sind diese Wünsche von Rousseau gehegt und gepflegt worden. Es ist leicht zu sagen, das Band, welches den etwa 18jährigen[4]) Jüngling an diese Frau fesselte, seien ihre weiblichen Reize gewesen, und es ist ebenso unschwer hinzuzufügen, es habe, wenn Rousseau die Frau von Warens in Ermangelung eines natürlichen Ersatzes beständig „Mama" nannte, dieses Wort eben nur vermöge der großen Selbsttäuschung Rousseau's auf die Länge der Zeit einen auch nur einigermaßen natürlichen Sinn behalten können, aber es wird dann leicht übersehen, welche Bedeutung die eigenthümliche Art, in welcher dieses Verhältniß in Rousseau's Geiste sich darstellte und entwickelte, für sein ganzes Denken und Leben gewann. Die Auffassung dieses Verhältnisses als eines mütterlichen kann Anfangs bei einem Unterschiede von 12 Jahren gerade in diesen Lebensjahren und unter diesen Umständen erklärlich erscheinen; Rousseau suchte jedoch, wie die an diese Frau gerichteten und noch erhaltenen Briefe, vor Allem aber die „Bekenntnisse" beweisen, dieser Auf-

---

1) Rousseau spricht I. p. 49—50 von „tollem Ehrgeiz" und Mangel an Umgang mit Frauen, welche ihn bestimmt hätten, das Haus zu verlassen. Es dürfte sich hiemit verhalten, wie mit der Eitelkeit bei seiner Bekehrung.

2) Ueber die Dauer dieses Aufenthaltes siehe weiter unten.

3) I. p. 41 und 52.

4) Ueber diese Zeitbestimmung siehe weiter unten.

fassung auch dann noch getreu zu bleiben, als das Verhältniß längst nicht mehr diesen Namen verdiente. Unerfahren und noch erziehungsbedürftig, wie er war, wurde ihm die an Erfahrung überlegene und einen erziehenden Einfluß ausübende, dabei aber doch noch mit jugendlichem Reize geschmückte Frau zu einem Zwitterbild von Mutter und Geliebte. Die Geschlechtsliebe wird verhimmelt, indem sie den Beischmack des Mütterlichen und Heimathlichen erhält für den Obdachlosen und eine Quelle ist eröffnet für die Charakterisirung der verschiedenen Nuancen einer idealisirten Geschlechtsliebe, an welcher Rousseau so unerschöpflich geworden ist[1]). Wenn nur nicht die Verquickung von Ideal und Sinnlichkeit das Bild einer erträumten Glückseligkeit wäre! Wenn nur nicht gar zu sehr, falls das Streben nach solcher Glückseligkeit habituell wird, ein verhimmelter und idealisirter sinnlicher Genuß ein unerreichbares, weil in sich widersprechendes Ziel wäre, welches für den darnach strebenden nur zu einer Quelle von Leiden wird[2])! In dem Verhältnisse Rousseau's mit der Frau von Warens haben jene Zwittergefühle, Verquickungen, Widersprüche und Leiden ihren Ursprung.

Der Umgang mit dieser Frau, bei welcher er Wohnung und Unterhalt erhielt, war gleich Anfangs von der zärtlichsten Art, behielt jedoch das ganze Jahr hindurch, welches er jetzt bei ihr zubrachte[3]) eine unschuldige Gestalt, und Rousseau war dadurch, daß er einen Gegenstand besaß, der ihn bleibend fesselte, wenigstens vor irrem Herumschweifen und ärgeren Ausschweifungen gesichert. Die Frau von Warens, welche

---

1) Mit Beziehung auf die Frau von Warens sagt Rousseau I. p. 53: Je connois un autre sentiment, moins impétueux peut-être, mais plus délicieux mille fois, qui quelquefois est joint à l'amour, et qui souvent en est séparé. Ce sentiment n'est pas non plus l'amitié seule; il est plus voluptueux, plus tendre etc. Ungefähr ein Jahr später machte er einen vergnüglichen Landausflug mit zwei jungen Mädchen und er spricht mit „entzückender Erinnerung" von den „so reinen und so wahren Freuden" (des plaisirs si purs et si vrais, I. p. 70) und bemerkt weiterhin (I. p. 71): L'innocence des moeurs a sa volupté, qui vaut bien l'autre.

2) Charakteristisch in dieser Beziehung ist der Ausspruch Rousseau's I. p. 78: Quand l'ardent désir de cette vie heureuse et douce qui me fuit et pour laquelle j'étois né vient enflammer mon imagination etc. Die „Neue Heloise" Rousseau's strebt ein solches sinnlich-ideales Leben an; ihre Idee beruht auf dem genannten Widerspruch. Vgl. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, 5. Aufl. II. 457.

3) I. p. 63.

von weiblicher Zurückhaltung so weit emancipirt war, um seine Zärtlichkeiten und Liebkosungen nicht unerwiedert zu lassen, sorgte dafür, daß das Band nicht gelockert würde, war aber zugleich in Gedanken und in der That mit der Sorge um seine Zukunft eifrig beschäftigt. Sie schickte ihn, nachdem er sich einige Zeit aus eigenem Antriebe mit französischer Literatur[1]) befaßt hatte, zuerst auf den Rath eines ihrer Verwandten, ihn zum Dorfpfarrer ausbilden zu lassen, in das Seminar der Lazaristen, dann zu einem Musiker. Bei dem Unterricht im Seminar, welches ihn beim Betreten der Schwelle im Andenken an das Turiner Hospiz an einen Kerker erinnerte[2]), wurde es Rousseau selbst offenbar, was durch seine ganze Vergangenheit bedingt war, daß er auf keinem andern als autodidaktischem Wege Lust zum Lernen in sich zu verspüren vermochte, und daß weder die Nothwendigkeit lernen zu müssen ihm bekannt noch für die Gewöhnung, vermöge einer willkürlichen Aufmerksamkeit dem Geiste die Richtung der Worte des Lehrers zu geben, irgend welche Fürsorge getroffen worden war. Bei einem Jünglinge, dessen Phantasie von seinem 12. Jahre an und noch früher eine so große Entwicklung erfahren hatte, stand es also zu erwarten, daß er jedem Unterrichte eines Lehrers mit zerstreutem Sinn entgegenkommen werde[3]). Trotz der Mühe und Geduld seines sanften Lehrers, Gâtier, dessen Sinnesart Rousseau bei Abfassung seines „Glaubensbekenntnisses des savoischen Vikars" ebenfalls vorschwebte und den zweiten lebendigen Hintergrund bildete[4]), trotz des nicht ungünstigen Zeugnisses, welches derselbe dem

---

1) I. p. 56. Er las die Henriade, den Spectateur u. A.

2) Rousseau drückt sich eigentlich noch stärker aus. J'allai, sagt er I. p. 60, au séminaire comme j'aurois été au supplice.

3) Er scheint bei der Erklärung der Schwierigkeit, vom Lehrer etwas zu lernen, seine eigene Vergangenheit ganz vergessen zu haben und spricht nur von seiner Lust zur Unabhängigkeit als angeblichem Erklärungsgrund. Sein Geist ertrage keine Art von Joch. I. p. 61.

4) Von besonderen Lehren, die ihm Gâtier an die Hand gegeben habe, theilt Rousseau nichts mit, er erwähnt nur dessen späteres, mit den kirchlichen Satzungen wenig übereinstimmendes Leben. Hingegen weiß er bei dieser Gelegenheit drei wenig freundliche und ziemlich beißende Bemerkungen anzubringen, welche wahrscheinlich seine Verfolger nach der Veröffentlichung des Emil, die ja an jenem Glaubensbekenntniß des savoischen Vikars den eigentlichen Anstoß nahmen, treffen sollen und nicht wenig dazu beigetragen haben mögen, daß Orthodoxe und Wundergläubige in Rousseau

ihm anvertrauten Eleven ausstellte, wurde doch in kurzer Zeit wegen der geringen Fortschritte, die Rousseau im Latein machte, der Plan einer theologischen Carrière wieder aufgegeben. Etwas anderes hatte der junge Autodidakt in den freien Seminarstunden gelernt: ein Recitativ und eine Arie aus Clerambault's Cantaten fehlerlos lesen und singen. Dies war für seine Freundin und Erzieherin ein Wink, mit Rousseau die musikalische Laufbahn zu versuchen. Wirklich lebte er „in der größten Ruhe und Stille" ein halbes Jahr hindurch bei dem Chormeister von Annecy, mit Musik beschäftigt, als ein auf der Reise begriffener französischer Musik-Abenteurer in ähnlicher Weise ihn zu fesseln begann, wie der Genfer Kamerad in Turin. Die sorgliche Frau von Warens schickte Rousseau, um ihn aus dieser Umgebung zu reißen, mit seinem Meister, der Annecy verließ, nach Frankreich. Nach kurzer Zeit kehrt er von Lyon zurück und findet die Frau von Warens nicht mehr daheim. Sie war nach Paris gereist.

Die Zeit des ruhigen Verweilens und ernsten Sammelns, verbunden mit einer angemessenen Beschäftigung, deren Rousseau nach den bisherigen Irrungen längst bedurfte, mußte abermals einer Periode von ungefähr

---

auch nach seinem Tode einen so grimmigen Feind erblickten. Für's Erste bemerkt er nach seinem Scheiden aus dem Seminar: man habe ihn als ein „Subject entlassen, welches nicht einmal zu einem Priester taugte" (I. p. 62). Die zweite Bemerkung, welche sich auf Gâtier bezieht, der später als Diaconus durch ein Verhältniß mit einem Mädchen sich compromittirt hatte, mag im Texte angeführt werden. Les prêtres, en bonne règle, ne doivent faire des enfans qu'à des femmes mariées. Pour avoir manqué à cette loi de convenance, il fut mis en prison, diffamé, chassé (I. p. 61). Die dritte Bemerkung steht zwar mit Gâtier und der in Rede stehenden Zeit in keinem Zusammenhange, er glaubte sie aber doch gerade hier äußern zu müssen, weil er sich jetzt eines Attestes erinnert, welches er im Jahre 1742 zum Behufe der Beatification des Bischofs Bernex von Annecy (wiederabgedruckt III. p. 285 f.) deßhalb ausgestellt hatte, weil er Zeuge war, wie bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst und bei dem Gebete des Bischofs der Wind eine andere Richtung nahm und das Feuer keine weiteren Verheerungen anstellte. Sie lautet (I. p. 62): „Uebel that ich, daß ich diesen Vorgang für ein Wunder ausgab. Ich hatte den Bischof beten sehen und hatte den Wind, während er betete, umschlagen sehen, und wirklich, als es gerade die höchste Zeit war: das ist alles, was ich sagen und attestiren konnte; daß aber das letztere eine Wirkung des ersteren war, das mußte ich nicht attestiren, weil ich es nicht wissen konnte". Vgl. p. 96. 118.

anderthalbjähriger Dauer[1]) weichen, welche an Erlebnissen und Abenteuern so reich, des unstäten Hin- und Herwanderns so voll war, daß sich ein Theil davon in seiner Erinnerung später verwischte[2]). Anderseits hatte diese Periode für ihn ungeahnte Vortheile.

Nach vergeblichem Bemühen, Nachricht von seiner Beschützerin zu erlangen, nahm er, von seiner Nothlage gedrängt, die Einladung ihrer Kammerfrau an, diese in ihre Heimath nach Freiburg zu begleiten. Der Weg führt ihn über Nyon, wo sein Vater weilt, den er seit der Flucht von Genf zum ersten Male wiedersieht. Der Vater gab dem Sohne einige Lehren, „fand sich aber nicht einmal versucht dazu, ihn mit Gewalt zurückzuhalten"[3]). Von Freiburg geht Rousseau nach Lausanne und tritt, noch selbst ein lernbedürftiger Musiker, als Musiklehrer auf; er wagt es sogar, als hätte er nicht eine sechsmonatliche, sondern eine sechsjährige Schulung erfahren, unter dem Pseudonym Vaussore de Villeneuve als Componist aufzutreten und sein Concertstück zu dirigiren, — freilich nicht, um besondern Ruhm zu ärnten. Der geringe Erfolg und die noch geringeren Einnahmen erlauben ihm nicht, Lausanne zum bleibenden Aufenthaltsorte zu machen. Er geht nach Neufchatel, lehrend und lernend mit Musik beschäftigt. Der Zufall fügt es, daß er nach mehreren Monaten mit dem Archimandriten von Jerusalem, der wegen einer Collecte zur Wiederherstellung des heiligen Grabes in Jerusalem Europa durchreist, bekannt wird, und so durchreist er, der italienischen und französischen Sprache mächtig, als dessen Dolmetsch mit ihm die Hauptorte der Schweiz[4]), bis der französische Gesandte in Solothurn ihn von diesem Posten zu trennen und zu bestimmen weiß, als Begleiter des Neffen eines seiner in Paris lebenden Freunde nach der französischen Hauptstadt zu gehen. Rousseau folgt willig auch diesem Vorschlage. Er

---

1) Siehe unten.

2) Diese Periode bildet den Inhalt des vierten Buches. Rousseau sagt am Ende des dritten, mit Beziehung hierauf: De tout ce que j'ai dit à present, il en est resté quelques traces dans tous les lieux où j'ai vécu, mais ce que j'ai à dire dans le Livre suivant, est presque entièrement ignoré.

3) I. p. 74: Du reste il n'eut pas même la tentation de me retenir de force. Rousseau nennt ihn trotz alledem einen „guten" Vater. Siehe den Anfang dieses Capitels.

4) Bei dieser Gelegenheit hielt Rousseau in Bern vor dem versammelten Senate die erste und einzige öffentliche Rede. I. p. 80.

macht die Reise nach Paris zu Fuß, und, da die neue Lage ihm ebenso wenig behagte wie ihre Umgebung, wieder zu Fuß zurück bis nach Lyon. Hier erfährt er, während seine Noth am größten ist[1]), den Aufenthalt der Frau von Warens, welchen er in der Zwischenzeit trotz alles Bemühens nicht hatte ausfindig machen können[2]), und eilt sofort zu ihr nach Chamberi, etwa im Herbste 1732[3]).

Diese Nachricht war erwünscht, denn sie befreite ihn von seiner Noth, und sie war willkommen, denn nach einem mehr als vierjährigen unstäten Leben und Wandern bedurfte die bunte Welt der empfangenen Eindrücke einer Consolidirung. Aber man würde doch irren, wenn man diese ganze Periode für seine Entwicklung als eine lediglich nachtheilige betrachten wollte. Ja, der letzte, unstäteste Theil dieser Periode (von der Abreise Rousseau's nach Freiburg) spielt, wenn es gilt von Vortheilen zu sprechen, nicht die unbedeutendste Rolle. Daß die Noth eine Schule tüchtiger Männer ist, das ist eine bekannte und oft wiederholte Bemerkung. Rousseau empfand ihren Druck in einer Epoche seines Lebens,

---

1) Er war schon genöthigt, unter freiem Himmel zu schlafen. I. p. 86.

2) Rousseau hatte von der Schweiz und von Paris aus vergebens Erkundigungen eingezogen I. p. 77 und 82.

3) Dieser Zeitpunkt geht aus dem im Anfang des fünften Buches Angegebenen hervor. Denn im Herbste dieses Jahres stand Rousseau im 21. Lebensjahre. Ueber die Zeit der einzelnen Abschnitte der ganzen in diesem Capitel behandelten Periode, welche im zweiten, dritten und vierten Buch der Confess. geschildert wird, lassen sich, da später im Gedächtnisse Rousseau's sich vieles verwischte (siehe oben), nur Vermuthungen aufstellen. Das Wahrscheinlichste scheint mir etwa Folgendes zu sein. Rousseau sagt zwar, da er seine Vorbereitungen zur Abreise von Turin erzählt: Croiroit-on qu'à près de dix neuf ans on puisse fonder sur une fiole vide la subsistance du reste de ses jours? (I. p. 51), aber die Angaben, die er über die Dauer des Verweilens in den verschiedenen Häusern macht, betragen zusammen nur etwa acht Monate. Dazu kommt die Zeitangabe in dem oben erwähnten Atteste. Es ist also wahrscheinlich, daß sein Aufenthalt in Turin nicht drei Jahre, denn 1728 reiste er als 16jähriger Jüngling dahin, sondern nur die Hälfte so lang dauerte und Rousseau nach Annecy im 18. Jahre zurückkehrte, d. h. im September 1729. Sein nunmehriger Aufenthalt währte etwa sechs Monate länger als ein Jahr, nämlich bis Ostern 1731, und sein Herumwandern in der Schweiz und in Frankreich bis zum Herbste 1732, so daß jeder von den drei Abschnitten dieser Periode eine ungefähr anderthalbjährige Dauer hätte.

da er noch Muth genug besaß, um sie zu ertragen, und Kraft genug, um sie zu überwinden. Sie spornte ihn, auf seinem autodidaktischen Wege fortzuschreiten und stählte ihn, den Mangel an Befriedigungen entbehrlicher Bedürfnisse ertragen zu lernen. Die Einfachheit des Lebens während seiner Kindheit trug hiebei in Turin und Lyon und anderwärts wiederholt seine Früchte[1]). Seine geistige Ausbildung erfuhr freilich in dieser ganzen Periode des jugendlichen unabhängigen Herumschweifens keine besondere Pflege. Abgebrochene Ansätze, wechselnde Versuche, — das ist alles, was für sie geschieht. Sollte aber der Reichthum an Erlebnissen, mit welchem die Periode ausgefüllt ist, nicht doch auch seine Vortheile haben? Die Werke seines reifen Mannesalters liefern die Beweise. Wenn die Sorgen eine verfügbare Zeit ihm übrig ließen, so eilte er allein in die freie Natur oder machte größere Ausflüge[2]). Dieser Anfang bewirkte, daß er später die Reise nach Paris zu Fuß unternahm. Welches Feld der Träume öffnete sich da bei einem romanhaften Jüngling[3]) und geweckten Geiste, wenn er in der Einsamkeit sich seinen Bildern überließ! In idyllischer Einfachheit, umgeben von den Gestalten bekannter und unbekannter Frauenherzen, formten sich diese Bilder zu plastischer Abgeschlossenheit[4]), und der ohnehin gefühlswarme, sentimentale Jüngling schloß sich mit einer Innigkeit an dieselbe an, als wäre der Traum ein Leben. Der freie, immer klarer zum Bewußtsein kommende Sinn für Unabhängigkeit schien mit der Höhe der Alpen,

1) Wenn Rousseau in Lyon „dürr wie ein Stock" (I. p. 87) war, im Freien schlief, dann ist sein Ausspruch, er habe immer lieber gelitten als Schulden gemacht (I. p. 86), kein leeres Wort.

2) I. p. 79: Les dimanches et les jours où j'étois libre, j'allois courir les campagnes et les bois des environs, toujours errant, rêvant, soupirant. Wer da weiß, daß Naturgenuß zu den edleren Erholungsfreuden gehört, und nicht vergißt, daß die Mußestunden des Mannes wie des Knaben einen viel tiefern Einblick in ihr Inneres gestatten, als die Zeit ihrer pflichtgemäßen Arbeit, der wird das Gewicht jener Naturfreuden nicht unterschätzen.

3) Die in der Kindheit gelesenen Romane offenbarten auch damals ihre Nachwirkung. Ein in jener Zeit gelesener Roman war die Ursache, daß er in Lyon nach dem Schauplatz der Astrée sich erkundigte. I. p. 85.

4) Von Lausanne aus machte er Ausflüge nach Vevay am Genfersee, dem Geburtsorte der Frau von Warens, zugleich dem Wohnorte der Helden seiner „Neuen Heloise". I. p. 78.

die er vor Augen sah, über die niedrigen Hügel menschlicher Unterthänigkeitsverhältnisse ihn emporzutragen[1]). Rousseau schätzt die Menge dessen, was damals seine Phantasie und sein Denken belebte, noch in seinem Alter so hoch, daß er sagt, 10 Bände täglich hätten nicht hingereicht, um sie zu fassen[2]). Solch wucherndes Phantasiren war freilich von methodischer Schulung so weit als möglich entfernt, aber wenn Rousseau die Vortheile derselben entgingen, so war und blieb er auch von ihren Nachtheilen frei. Er hatte keinen Schulstaub abzuschütteln, keine angewöhnten und unverstandenen Kategorien gewaltsam herauszureißen, keinen anerlernten Phrasenprunk mühsam zu entfernen[3]). Was er später schrieb, stützt sich auf seine eigenen Erlebnisse. Nicht bloß den Aufenthaltsort der Helden seiner neuen Heloise hatte er besucht und in Träumen versunken durchwandert, auch in seinem Vortrage der Naturreligion lebt die Erinnerung an Gaime und Gâtier. In diesem lebendigen Hintergrunde liegt einer von den wesentlichen Gründen, warum später Rousseau's Schriften auf ein keineswegs gewöhnliches Publikum einen so fesselnden und packenden Eindruck zu machen im Stande waren, und das Studium seiner Bekenntnisse führt zur Erkenntniß der Ursachen, welche bewirkten, daß die Werke des reifen Mannesalters einen so

---

1) In dem schon erwähnten und aus dem Jahre 1732 herrührenden Briefe Rousseau's an seinen Vater findet sich bereits der Satz (IV. p, 162): C'est que j'estime mieux une obscure liberté qu'un esclavage brillant.

2) I. 84. Vorher bemerkt Rousseau (I. p. 83): Jamais je n'ai tant pensé, tant existé, tant vécu, tant été moi, si j'ose ainsi dire, que dans ceux que j'ai faits seul et à pied; und weiterhin heißt es: On a, dit-on, trouvé de tout cela dans mes ouvrages, quoique écrits vers le déclin de mes ans. Bezüglich der „zehn Bände täglich" vgl. den Anfang dieses Capitels.

3) Wenn nach einem alten Wort Kleineres mit Größerem verglichen werden darf, so ist ein Wort Göthe's über Amerika hier am Orte:

Amerika, du hast es besser,
Als unser Continent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser,
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern,
Und vergeblicher Streit.

fesselnden Eindruck gemacht haben. Es kommt kein leeres Wortgerippe zu Tage, wenn die Eingebungen an dem Fleisch und Blut innerer Erlebnisse haften und jene Periode, wenn auch nicht ausschließlich sie, legt es klar vor Augen, daß seine spätern Eingebungen aus einer Lebenswurzel stammten.

3. Capitel. Studien.

Mit seiner Ankunft in Chambery war allem irren Herumschweifen ein Ende gemacht und die Furcht vor einer neuen Nothlage entfernt. Ein achtjähriger[1]) Aufenthalt daselbst gab ihm Gelegenheit, seinem Geiste diejenige ernstere Ausbildung zu verschaffen, deren er bedurfte, und ließ seinem Charakter Zeit, eine Form anzunehmen, deren stärkere Ausprägung gerade in diese Lebensjahre fällt. Jedoch nicht allsogleich mit seiner Ankunft wurde der Anfang damit gemacht. Eine geraume Zeit verging unter Versuchen und wechselnden Beschäftigungen, unter nützlichen und zwecklosen Bemühungen[2]), bis auf den Anstoß äußerer Umstände mit größerem Ernste und wachsendem Interesse diejenige Beschäftigung ergriffen wurde, welche sein eigentliches Lebenselement bleiben und den Kern seiner spätern Thätigkeit und Bedeutung ausmachen sollte. Es wäre auch wunderbar gewesen, wenn die Ruhe und Sammlung für ernste und anhaltende Studien sogleich eingetreten wäre. Wer einen so bunten Wechsel eines abenteuerlichen Lebens erfahren, wie Rousseau in seiner Jugend, wer so viel Zeit der sehnsüchtigen Schwärmerei geopfert und unter erregter Gemüthsverfassung zugebracht hat, der hat zu viel der aufgeregten Massen in seinem Innern erzeugt, als daß es möglich wäre, vor der Zeit ihres zur Ruhe gekommenen Zustandes die Schritte unmittelbar zu einer der ruhigen Sammlung bedürftigen Thätigkeit hinzulenken.

Die Frau von Warens hatte schon dafür gesorgt, daß Rousseau unmittelbar nach seiner Ankunft die Stellung eines Schreibers (Secrétaire) bei der vom König von Sardinien angeordneten Aufstellung eines allgemeinen Katasters des ganzen Landes erhielt[3]). Fast zwei Jahre

1) I. p. 92. Rousseau kam im Herbst 1732 an und ging im Frühling 1740 nach Lyon. Außerdem kommen zeitweilige kurze Reisen von diesen acht Jahren in Abrechnung.

2) Sie bilden den Inhalt des 5. Buches der Confessions.

3) I. p. 89.

hindurch[1]) war er acht Stunden täglich an die „widerwärtigste Arbeit in Gesellschaft von noch widerwärtigeren Leuten“ gekettet und in ein „trübseliges Bureau“ eingeschlossen[2]). Der romanhafte Jüngling müßte nicht mehr romanhaft sein, wenn diese Ausdrücke der Bekenntnisse nicht seiner natürlichen Empfindung in damaliger Zeit entsprächen. Nichtsdestoweniger zog er aus dieser seinen Wünschen so wenig zusagenden Stellung einen Vortheil: er übte sich eine Zeit lang in den freien Stunden zum Behufe der Erlangung größerer Gewandtheit in seinem Berufsgeschäfte aus eigenem Antriebe und mit Hilfe von Lehrbüchern der Arithmetik im angewandten Rechnen[3]). Aber im Hause der Frau von Warens selbst gab es Anlässe genug, um die Vorliebe für jene Beschäftigung auf ein immer geringeres Maß herabzusetzen. Dort gab es Bücher und Concerte. Für französische Literatur[4]), die ihn anzog, war seine Liebe schon früher geweckt worden[5]), und an die Musik fesselte ihn eine so schwärmerische Hingebung, daß er seine Stellung aufzugeben gedachte. Die ohnedies für Musik eingenommene Frau von Warens gab endlich ihre Zustimmung, daß er dieselbe mit der Stellung eines Singlehrers vertausche[6]), ein Tausch, der um so leichter zu ertragen war, als die neue Einnahmsquelle seinen frühern Schreibergehalt mehr als ersetzte und das Ende einer lästigen Beschäftigung erreicht war. Aus einem königlichen Beamten war also wieder ein fahrender Musikus[7])

1) I. p. 97.

2) a. a. O.

3) I. p. 92. Rousseau bemerkt hiebei: Je l'appris bien, car je l'appris seul.

4) I. p. 94.

5) Siehe 2. Capitel.

6) I. p. 96.

7) Wie wenig dieser Beruf damals in Ansehen stand, dafür giebt Rousseau selbst Belege an die Hand. Bei Erwähnung eines Streites des Chormeisters von Annecy mit seinen geistlichen Oberen sagt er von diesen am Ende des 3. Buches (I. p. 65), daß sie jenen „sehr von oben herab“ (avec assez de hauteur) behandelten; und in einem Briefe vom 29. Juni 1735 (IV. p. 166) sagt er von sich selbst, er wolle nicht in Besançon bleiben und für einen bloßen Musiker gelten, was ihm für die Folge viel schaden würde. Es dauerte überhaupt noch lange — man denke nur an die Behandlung, welche Mozart unter dem Erzbischof von Salzburg erfuhr — ehe der Stand der Musiker im Ansehen der Leute stieg.

geworden, — noch dazu ein Musikus ohne gründliche Studien[1]), ein dilettantischer Schwärmer. Etwas Seltenes ist es freilich nicht, daß gerade diese Kunst, weil sie die Gemüther zu ergreifen weiß, ohne daß dieselben eine eingehende Kenntniß ihr entgegenbringen müssen, den Reiz ausübt, sich mit ihr zu beschäftigen, sei es nun durch praktische Uebung oder durch ästhetisirendes Spielen mit Worten. In Rousseau fand sie noch dazu einen günstigeren Boden als gewöhnlich. Die Kindheit ist damit vertraut gemacht[2]), die Jugend, voll von romantischen Träumen, sucht auch dem Unsagbaren Worte zu leihen[3]), ein Herz, welches gefühlswarm ist bis zur Sentimentalität: da dürfte wohl die Musik als ein herrliches Feld erscheinen und geeignet genug, für alles dies eine Sprache zu reden! Der durch frühere Praxis gewachsene Muth des Autodidakten wird schon das Uebrige thun, die mangelnde Kenntniß im Lehren zu lernen, von den prächtigen Gelegenheiten gar nicht zu reden, die eine solche Stellung von selbst entgegenträgt, in schöne Cirkel und weibliche Herzen Eingang zu finden.

Der letztere Umstand hätte bei dem Grade von Reizbarkeit, welchen Rousseau besaß, ihm leicht eine neue Quelle von Zerstreuungen werden können, statt Früchte einer musicirenden Praxis zu sammeln. Indessen blieb er dießmal vor neuen Irrungen der Phantasie verschont und die Vermuthung hat eigentlich keinen großen Spielraum, auf welche seine Wahl fallen dürfe, denn er brauchte ja nicht in der Ferne zu suchen, was ihm so nahe war. Seine bisherige Freundin und Erzieherin wurde seine Geliebte. Gutmüthig wie er[4]), aber zugleich schwach[5]), dabei

1) Sie wurden erst einige Zeit später in Angriff genommen. S. unten.

2) S. 1. Capitel.

3) I. p. 53. 70. 78.

4) Rousseau hatte z. B. aus Sorge für die Zukunft der Frau von Warens (siehe die 2. Anm. der nächstfolgenden Seite) eine Sparbüchse angelegt, deren Betrag sie, wenn sie dieselbe ausfindig machte, wieder zu seinen Gunsten verwendete. I. p. 107.

5) Sie hatte, was auch Rousseau aufbieten mag, um ihren Charakter schön zu malen, einen Mann nach dem andern, mit dem sie einen unehelichen Umgang pflegte, und im Anfang ihres Umgangs mit Rousseau zu gleicher Zeit noch einen zweiten. Vgl. weiter unten.

leichtsinnig [1]), suchte sie den Jüngling vollständig an sich zu fesseln [2]). Der Ehrgeiz mochte das Uebrige thun, um die Verbindung mit einem solchen Manne innig zu machen; denn durch ihre Bildung und ihren schnellen Frauenblick hatte sie sich längst über das abfällige Urtheil von Verwandten und Bekannten [3]) hinwegzusetzen gewußt und mit Rousseau's Zukunft große Pläne zu verknüpfen sich gewöhnt [4]). Die Veränderung dieses Verhältnisses war bei einem Manne etwas Natürliches, welcher, der natürlichen Entwicklung überhaupt vollständig preisgegeben, den stärksten Eindrücken zu folgen sich gewöhnt. Und die stärksten Eindrücke sind bekanntlich nicht immer die besten. Leider sollte dieses veränderte Verhältniß auf seine Denkungs- und Handlungsweise auch in viel späterer Zeit eine nicht gerade günstige Nachwirkung ausüben. Die Weise des gegenseitigen Entgegenkommens und zum Theil auch der Behandlung blieb gerade wie vordem [5]). Für das Auge des Fremden hatte sich nichts ereignet. Dafür gewann jenes Zwitterbild von Mutter und Ge-

---

1) Von der Menge ihrer Projecte (z. B. in Chambery einen königlichen Pflanzengarten in Verbindung mit einem pharmaceutischen Cursus anzulegen, I. p. 105), welche sie in immer größere Schulden und im Alter in's Elend stürzten, spricht Rousseau wiederholt.

2) Rousseau schreibt sich bei dieser Gelegenheit in den Bekenntnissen die Rolle der blöden Schüchternheit zu. Allerdings war die um 12 Jahre ältere Frau nach allem, was Rousseau von ihr mittheilt, so weit emancipirt, daß es von seiner Seite überflüssig war, den ersten Schritt zu thun.

3) Siehe 2. Capitel. I. p. 96.

4) Er sagt geradezu (a. a. O.): (elle) ne formoit que des projets magnifiques. Auch jene Kaufmannsfrau in Turin hatte geäußert, es wäre sehr Schade, wenn er bei so vielem Geiste nichts weiter als ein Commis würde. I. p. 39.

5) Vgl. oben das 2. Capitel. Rousseau sagt bei dieser Gelegenheit, I. p. 101: La longue habitude de vivre ensemble et d'y vivre innocemment, loin d'affoiblir mes sentimens pour elle, les avoit renforcés, mais leur avoit en même temps donné un autre tournure qui les rendoit plus affectueux, plus tendres peutêtre, mais moins sensuels. A force de l'appeler maman, à force d'user avec elle de la familiarité d'un fils, je m'étois accoutumé à me regarder comme tel. Auch in seinen Briefen aus den vierziger Jahren, d. h. aus einer Zeit, da er sich längst von ihr getrennt hatte, ist „maman" stehender Ausdruck. Diese Vermengung trägt übrigens dazu bei, daß die Lectüre gerade des 5. Buches der Confessions einen widerwärtigen Eindruck macht.

liebte nach solchem Erlebniß einen ganz andern und festern Bestand, als es früher in Folge bloßer phantastischer Träume gehabt hatte[1]). Nicht blos durch zärtlichen Umgang sollte das Bild der Geschlechtsliebe eine idealisirte Gestalt annehmen: auch der Beischmack des Freundschaftlichen, Mütterlichen muß in enge Verbindung mit derselben gesetzt werden. Da mußte eine ganz eigenthümliche, Rousseau'sche, aber freilich an innerem Widerstreit kränkelnde Art von Geschlechtsliebe sich entwickeln und zum bleibenden Bestandtheil seiner Anschauung werden. Was aber das Wichtigste ist und auf seine spätere Handlungsweise einen gar nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt hat, so lernte Rousseau im Zusammenleben mit der kinderlosen[2]) Frau von Warens das Vergnügen des geschlechtlichen Umgangs genießen, ohne die Pflichten der Ehe damit zu verbinden.

Indessen fehlte doch viel, daß seine Wünsche mit der Befriedigung zur Ruhe gekommen wären. Das ist schon nach dem natürlichen Laufe undenkbar, aber noch viel weniger bei einer romanhaften Phantasie zu erwarten. Ihre Schönmalerei, ihr weiter Flug vergällten ihm selbst den Genuß[3]), wenn in der Erinnerung Vergleichungen mit der Wirklichkeit entstanden. Er hätte überrascht werden sollen und ward enttäuscht. Das war eine neue Quelle innerer Unruhe. Hiezu kamen noch äußere Anläße, um dieselbe eine Zeit lang in einen gährenden Zustand zu versetzen. Die vielen Projecte der Frau von Warens führten mit Ausnahme einer einzigen nach Besançon zum Behufe der musikalischen Ausbildung unternommenen Reise[4]) zu nutzlosem Herumwandern und einem „ziemlich unstäten Leben"[5]). Da konnten die bedeutenderen oder unbedeutenderen Beschäftigungen, welche in die Zwischenzeit fielen, für seine Entwicklung von keinem besonderen Belange sein. Nur das Studium des Traité de l'Harmonie von Rameau verdient als lobenswerthe Aus-

1) Nach I. p. 136 sagte sie zu ihm: petit, „Kleiner".

2) I. p. 24.

3) Rousseau drückt dies so aus: Wenn ich eine Frau hatte, waren meine Sinne beruhigt, mein Herz nie. I. p. 113.

4) I. p. 107. Die Rückreise wurde in kurzer Zeit wahrscheinlich deßhalb angetreten, weil nach einem Briefe aus Besançon (IV. 166) der Musikmeister an der dortigen Kathedrale nach Paris reiste. Der Darstellung in den Confess. scheint ein Gedächtnißfehler zu Grunde zu liegen.

5) I. p. 111.

nahme genannt zu werden[1]). Indessen wenn nur diese dazwischenfallenden Beschäftigungen einem ruhigen Studium geglichen hätten! Kaum hatte er einen Gegenstand getroffen, der ihn anzog, so wurde er ihm nicht Object ruhiger Betrachtung, sondern Gegenstand heftigen Begehrens, der mit wachsender Erregtheit leidenschaftlich ergriffen wird[2]). Ein so krankhafter Zustand konnte nicht lange währen, und die nun wirklich eintretende lebensgefährliche[3]) Krankheit hatte, nachdem er die Krisis glücklich überstanden, die Wirkung, daß sie einen Umschwung in seiner Lebensweise herbeiführte.

Zur Erholung wurde ein Landsitz in der Nähe von Chambery, Les Charmettes, gemiethet und hier fand er Ruhe, um an ernstere Studien zu gehen[4]). Es war auch Zeit, daß nach so vielen Anfängen und Versuchen, die gemacht worden waren, um ihm zu Bruchstücken zu verhelfen, eine strengere Arbeit an die Stelle des bloßen Naschens trat. Es wäre jedoch ein zu hartes Urtheil, wenn Jemand sagen wollte, alles, was und wie viel Rousseau bisher getrieben, sei ein bloßer Anfang. Uebung und Unterricht hatten ihm in der Musik Fertigkeit und mit dem Verständniß Rameau's auch Einsicht in ihr theoretisches Gefüge verschafft; die häufigen Gelegenheiten, die sich dargeboten hatten, mit Literatur bekannt zu werden, bewirkten, daß Rousseau, wie seine Briefe aus damaliger Zeit beweisen, mit dem Ernste einer bedächtigen Ueberlegung eine ziemliche Gewandtheit des Gedankenausdrucks und Stils zu verbinden verstand[5]). Was ihm aber auf andern Gebieten an Vorübungen abging, das ward ihm durch Dispositionen ersetzt, welche nur dazusein schienen, um die Arbeit der Studien so intensiv als möglich zu machen. Krankheit ist zwar sonst kein Mittel, welches geistige Anstrengung begünstigt oder anhaltende Früchte derselben zeitigt, aber Rousseau's verminderter Gesundheitszustand hatte das Gute, daß er ihn zu einer sitzenden Beschäftigung drängte und dem bunten Vielerlei seiner überquellenden und nutzloser Zerstreuung entgegeneilenden Phantasie eine willkommene

1) I. p. 108. Nach langer Mühe brachte er es dahin, den Mann, der in der Geschichte der Musik einen ehrenvollen Platz einnimmt, zu verstehen.

2) Um das Schachspiel in kürzester Zeit zu erlernen, Noten zu copiren, durchwachte er ganze Nächte. I. p. 114.

3) Rousseau machte wenigstens sein Testament.

4) Die Beschreibung derselben bildet den wesentlichsten Inhalt des 6. Buches.

5) Vgl. z. B. den Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1732. IV. 161.

Schranke gesetzt wurde. Die Rührigkeit des Geistes, welche Rousseau besaß, ist ebenfalls kein ungünstiges Vorzeichen. Dem Müßiggange Feind, wie sie ihrer Natur nach ist, verschaffte sie durch eine frühzeitig gesuchte Abwechslung in der Beschäftigung[1]) dem Geiste die Fähigkeit, die Zeit so viel als möglich auszunützen. Nun denke man noch hinzu seine große geistige Begabung, seine von früher Jugendzeit an genährte Gewohnheit, das einmal Begonnene mit förmlicher Wuth zu verfolgen[2]), seinen reichen Erfahrungskreis, der die aus Büchern geschöpfte Kenntniß zu beleben weiß, oder besser, der aus Büchern nur aufnimmt, was ihm entspricht, — und es wird wohl diesmal die lockere Erde, welche bestimmt ist, geistige Samenkörner aufzunehmen, nicht leicht etwas zu wünschen übrig lassen. Zu alledem kommt aber noch ein Umstand von nicht geringer Bedeutung. Wiewohl das Meiste von der Schilderung, welche Rousseau in seinen Bekenntnissen von den Tagen in Les Charmettes als den glücklichsten seines Lebens entwirft, auf Rechnung einer erst später entstandenen[3]) übertreibenden Idealisirung geschrieben werden mag, so wird es doch dem aufmerksamen Leser schwerlich entgehen, daß ein Haschen nach einem glücklichen Leben, welches zugleich seinen stolzen und unabhängigen Sinn zufriedenstelle, sich frühzeitig entwickelt habe[4]). Wie nun, wenn die Wirklichkeit ein Bild entwirft, welches viel matter ist, als die geträumte Welt, oder wenn sie damit zögert oder vielleicht gar das Gegentheil von ihr zeigt? Solch innerer Conflict kann zu philosophischen Studien treiben, zumal echtes philosophisches Interesse vielleicht immer aus dem Boden innerer Conflicte emporkeimt.

---

1) Was Rousseau bei einer achtstündigen täglichen Beschäftigung als Beamter noch zu unternehmen vermochte, s. I. p. 93, über seinen Studienplan s. weiter unten.

2) Ueber die Lesewuth während seiner Lehrzeit siehe 1. Capitel, die Wuth das Schachspiel zu erlernen I. p. 114. Ebenso ergriff ihn später die Lernwuth in dem Maße, daß ihn Frau von Warens seiner Gesundheit wegen davon zurückhalten mußte. Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1736, IV. p. 169.

3) Siehe das Ende dieses und das 7. Capitel.

4) Ueber seinen unabhängigen Sinn s. 2. Capitel. Zur Beförderung seines Stolzes hat die Frau von Warens nicht wenig beigetragen. Es ist auch natürlich, daß derjenige, welcher als Kupferstecher von einer Baronin gehegt und gepflegt wird, von sich keine geringe Meinung gewinnen kann. Rousseau erzählt uns im 3. Buche (I. p. 54) von einem wachenden Glückstraume, der in Les Charmettes in Erfüllung gegangen sei (I. p. 127).

Philosophie und Mathematik, Latein und Geschichte, Geographie und Astronomie, endlich etwas Physiologie und Anatomie, — dies waren die Gegenstände, welche in den Kreis der Studien gezogen, oder besser gesagt, welche zur Aufgabe des mühsamen Arbeitens gemacht wurden. Denn es leuchtet wohl ein, daß alle die geistigen Dispositionen, welche in ihm vorhanden waren, ihn der mühsamen Arbeit nicht entheben konnten, wenn die angesammelten Fragmente nicht mehr Fragmente bleiben sollten. Ein Gerichtsverweser in Annecy, den er während seines früheren Aufenthalts daselbst kennen gelernt hatte und jetzt häufig besuchte[1]), unterstützte ihn zwar zeitweilig mit seinem Rath, aber das mühselige Fortschreiten glich dennoch gar oft einem Suchen in der Wüste. Im Sprachunterrichte fand er gar keinen geeigneten Weg des sicheren Fortschritts: die grammatischen Regeln blieben ihm bloße „Haufen" (foules) von Regeln, die ihn verwirrten[2]); für das Erlernen der Prosodie zeigte sich ihm ein Weg, noch dazu ein müheloser und spielender: er skandirte ohne weiters den ganzen Virgil durch und merkte die Versfüße und Quantitäten an: aber dieser Weg führte wegen der Abweichungen auf richtige und falsche Regeln; der feste Gang, den die Mathematik an und für sich hat, ersparte ihm die Mühe, sich eine besondere Form für seinen Selbstunterricht zu suchen, aber der Mangel an mathematischer Phantasie war doch so groß, daß er die „Anwendung der Algebra auf die Geometrie nie recht begriff"[3]); in der Philosophie endlich sich zurecht zu finden, war ein Ding der Unmöglichkeit, und es blieb nichts anderes übrig als die Gedanken desjenigen Buches, welches die jeweilige Stelle

---

1) I. p. 73: Dans la suite, lorsque j'eus pris du goût pour l'étude, je cultivai son connoisance, et je m'en trouvai-très-bien. I'allois quelquefois le voir de Chambéri, ou j'étois alors. Il louoit, animoit mon émulation, et me donnoit pour mes lectures de bon avis, dont j'ai souvent fait mon profit. Ob der Mann — Simon war sein Name —, trotz dieser Worte der Erkenntlichkeit als der geeignetste Führer Rousseau's angesehen werden kann, ist sehr zu bezweifeln. Rousseau theilt nämlich gleichzeitig mit, daß er für sein juridisches Metier keine Liebe gehabt und daß sein Interesse für schöne Literatur in Curiositäten und Anekdoten sich concentrirt habe.

2) I. p. 124. Je me perdois dans ces foules de règles, et en apprenant la dernière, j'oubliais tout ce que avoit précédé.

3) I. 123: Je n'ai jamais été assez loin pour bien sentir l'application de l'algèbre à la géométri.

des Lehrers vertrat, sammt und sonders zuzugeben und ihnen zu folgen, hoffend, daß vielleicht später das Urtheil erwache. Indessen der Tropfen höhlt den Stein aus. Rousseau brachte es mit Zeit und Uebung dahin, die lateinischen Schriftsteller ziemlich geläufig zu lesen[1]); daß die prosodischen Uebungen, abgesehen von dem Einflusse der Beschäftigung mit französischen Literaturwerken, zur Bildung seines Gefühls für die Harmonie der Sprache einen Beitrag geliefert habe, wird bei einem als Meister des Styls anerkannten Manne nicht leicht Jemand in Abrede stellen; in der Astronomie mußte er sich zwar mit Elementarkenntnissen begnügen[2]), aber diese Kenntnisse hatten durch einen glücklichen Wurf auf richtige Weise mit der Beobachtung des Himmels begonnen; die Geschichtskenntniß konnte einen um so leichteren Fortgang nehmen, als ihm auf diesem Felde das biographische Interesse, welches durch die frühzeitige Lectüre Plutarch's geweckt worden war, entgegenkam; und was endlich die Philosophie betrifft, so kann man bei dem Manne, der später eigene Ideen hatte, wohl sagen, er habe bei seiner ohnedies lebhaften Reproduction[3]) und nachdem der frühern Vertiefung ein angemessener Zeitraum nachgefolgt war, in der Mannigfaltigkeit der verschiedenen und einander widersprechenden Meinungen in den Schriften Des-Cartes', Leibnizens, Malebranche's u. A. sich zurechtzufinden gewußt.

Ohne Zähigkeit und Hartnäckigkeit, ohne den Entschluß, das einmal Begonnene um jeden Preis so lange fortzusetzen, bis ein gewisses Ziel erreicht sei, wäre dieser Erfolg nicht erklärlich. Ungemein erleichternd

---

1) I. 124: A force de temps et d'exercice, je suis parvenu à lire assez couramment les auteurs latins. Beweis dessen sind die noch erhaltenen Uebersetzungen aus Tacitus (Traduction du premier livre de l'histoire de Tacite III. p. 304 f.) und Seneca. (Traduction de l'apokolokintosis de Sénéque sur la mort de l'empereur Claude III. p. 330 f.) Rousseau, der früher geschickt zum Dolmetsch war, sucht den Grund der Schwierigkeiten beim Erlernen des Latein in einem angeblichen Mangel an Gedächtniß, während es ihm doch thatsächlich nur an Sachkenntniß und längerer methodischer Uebung fehlte. (I. p. 124: Une étude de mots n'est pas ce qu'il faut à un homme sans mémoire).

2) Er würde, wie er sagt, die Astronomie liebgewonnen haben, wenn er Instrumente besessen hätte. I. p. 125.

3) Da er in früheren Jahren als Lehrling keine Romane mehr erhielt, suchte er in der Einsamkeit den Gang der Erzählung und Situation noch einmal sich zu vergegenwärtigen, I. p. 20. Aehnliches wiederholte sich bei ihm mit Erlebnissen, I. p. 93.

wirkte hiebei die Stundeneintheilung, die er sich machte und durch welche er den drohenden Folgen der aus Mangel an Abwechslung entstehenden Abspannung[1]) zuvorzukommen wußte. In diesem „Plan" ist Methode. Mit Sonnenaufgang ist der Naturfreund im Freien, um sich zu sammeln; die abstractesten Gegenstände, Philosophie und Mathematik, machen den Anfang, Latein und Geschichte folgen nach; der Nachmittag wird mit ländlichen Arbeiten hingebracht, und dem empfangenen Stoff, falls die geistige Verdauung eine langsame ist, die hiezu nöthige Zeit gewährt; der Abend endlich ist der Beobachtung des Himmels gewidmet. Auf diese Weise konnte die ganze Tageszeit ohne Ermüdung ausgenützt werden.

Mag aber auch der Reichthum an Kenntnissen gering, ihr Zusammenhang locker sein, der bei solchen autodidaktischen Bemühungen errungen wird: es war ihm doch endlich eine Welt eröffnet, in welcher er sich heimisch fühlen konnte. Romantische Abenteuer haben ihr Ende erreicht, denn ernstere Lebensarbeiten nehmen gar zu viel Zeit in Anspruch. Was aber erheblicher ist: die Kraft des Willens, die sich die eigene Arbeit wählt, trotz mühsamen Suchens und Irrens ausharrt, muß durch diese Studien nothwendig wachsen. Damit ist schon, um von der dabei unabtrennlichen Selbstthätigkeit gar nicht zu reden, ein Schatz gewonnen, der seine Früchte tragen muß. Die Frau von Warens war die erste, an welcher er sie erprobte. Sie hatte, während Rousseau seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Montpellier unternommen hatte, ihrem üblen Hange gemäß[2]) einen nähern Umgang mit einem Perrückenmacher, einer

1) Der Satz, den Rousseau bei dieser Gelegenheit ausspricht, hat aus psychologischen Gründen eine viel allgemeinere Geltung, als er zu glauben scheint: Si je m'obstine (nämlich bei der Lectüre eines Buches länger als es zuträglich ist, auszuharren), je m'epuise inutilement, les éblouissemens me prennent, je ne vois plus rien; mais que des sujets différens se succèdent, même sans interruption, l'un me délasse de l'autre, et, sans avoir besoin de relâche, je les suis plus aisément.

2) Von einem Hange will Rousseau freilich nichts wissen; ihr Herz — versichert er — sei gut und rein, ihre Fehler seien aus den Irrthümern des Verstandes entsprungen (I. p. 101), nie aus ihren Neigungen. Es ändert am Unwerth einer Handlung wenig, ob sie aus dieser oder jener angeblichen Quelle entsprossen sei, und die Verirrungen des Verstandes sind nur ein Mantel, der schlecht verhüllt. Rousseau ließ sich durch ihre Kälte täuschen, die sie an den Tag zu legen wußte (I. p. 102: elle ne pouvoit concevoir qu'on donnât tant d'importance à ce qui n'en avoit pour elle). Das war aber nicht das Zeichen der Leidenschaftslosigkeit, sondern des

gemeinen Natur, angeknüpft, und Rousseau, obwohl selbst sinnlich genug, da ja auch dieser Zug seine natürliche und ungehinderte Entwicklung erfahren konnte, und obwohl sich glücklich fühlend in jener Lage, welche seine Liebe für die Studien, für die Natur, die ländliche Einsamkeit und für die Weiber zufrieden stellte[1]), hatte doch so viel gesundes Schamgefühl und so viel Willenskraft, daß er, obwohl mit ihr in einem Hause zusammenwohnend, doch zwei Jahre hindurch sich ihrer enthielt[2]) und dann, als der gegenwärtige Reiz durch Studien nicht bleibend verdrängt werden konnte, sondern nur zu einer Quelle von Leiden und Kümmernissen wurde[3]), sich gänzlich von ihr trennte.

So hatte ihn das Streben nach Unabhängigkeit[4]), gestärkt durch die

---

Mangels an jener Erregung, welche mit der Frische der Empfänglichkeit verbunden ist. Uebrigens mag das Motiv dabei im Spiele sein, sie vor der Welt in Schutz zu nehmen, aber wichtiger ist es, sich die in der Einleitung angegebene Anschauung Rousseau's zu vergegenwärtigen, welche es augenscheinlich macht, daß er in der Beurtheilung Anderer nicht weniger, wie seiner selbst durch sie befangen wurde.

1) Den Mangel an Uebeln, welche dem Alter gegenwärtig erscheinen, in der Jugend als ein positives Glück zu empfinden, ist überhaupt nicht möglich. · Die Güter, in deren Vollgenuß Rousseau in Les Charmettes wirklich war, sind: Freiheit von Kummer und Sorgen, ländlicher Aufenthalt, zärtlicher weiblicher Umgang und Freude an dem durch Studien erweiterten Geistesblick. Siehe das Gedicht Le verger des Charmettes III. p. 357 (v. J. 1736). Im Alter, d. h. bei Abfassung der Confessions erschien ihm jener Aufenthalt in Les Charmettes als das goldene Zeitalter seines Lebens: Ici commence le court bonheur de ma vie; ici viennent les paisibles, mais rapides momens qui m'ont donné le droit de dire que j'ai vécu (I. p. 117, livre VI).

2) Nach den Briefen aus Montpellier vom 14. December 1737 (IV. p. 176) und aus Lyon vom 1. Mai 1740 (IV. p. 180) vom Januar 1738 bis April 1740. Er sagt: Je tins cette résolution avec une constance, digne, j'ose le dire, du sentiment, qui me l'avoit fait former (I. p. 137).

3) Rousseau giebt diesem peinlichen Widerstreit Worte I. p. 138: Cette vie me devint bientôt tout-à-fait insupportable. Je sentis que la présence personnelle et l'eloignement de coeur d'une femme qui m'étoit si chère irritoient ma douleur, et qu'en cessant de la voir je m'en sentirois moins cruellement separé. Es scheint aber nicht, als ob Rousseau von dieser Erfahrung für seine spätere Anschauung einen Nutzen gezogen habe.

4) Siehe den Brief an seinen Vater aus dem J. 1732.

Kraft, welche die Studien und das Leben in den Wissenschaften einflößten[1]), ein Ziel verfolgen gelehrt, welches, wenn noch andere sich hinzugesellen, zu echtem Seelenadel führen kann. Mit der begonnenen Bekämpfung und Verdrängung der Bedürfnisse war wenigstens die Aussicht geschaffen, das bessere Gefühl nicht blos aufflackern zu lassen, sondern zur Herrschaft zu bringen, und allen zu dessen Unterdrückung bereiten Wünschen an die Wurzel zu greifen und sie herauszureißen. Zum Theil ist Rousseau dies später gelungen.

4. Capitel. Berufsversuche.

Bei einem so gut als vermögenslosen Zustande galt es, eine Lebensstellung zu suchen, welche fähig sei, den Mann zu erhalten. Er war schon früher mit sich darüber zu Rathe gegangen, auf welche er sein Augenmerk richten solle[2]). Seine musikalischen und wissenschaftlichen Kenntnisse, die Schreibfertigkeit, die er sich erworben hatte, wiesen ihn auf Unterricht hin oder einen Secretärsposten bei einem vornehmen Herrn. Die Vermittlung einer Freundin der Frau von Warens hatte zur Folge, daß er sich für das erstere entschied: so wurde er Erzieher der zwei Kinder des Grand-Prevôt de Mably in Lyon[3]). Es fehlte ihm für diesen Beruf nicht an den nöthigen Kenntnissen, nicht an Geduld, ja noch mehr: er ließ seinen Erziehungsplan nicht an der Hand des Zufalls oder mit Hilfe drängender Erfahrungen sich blindlings entwickeln, sondern suchte sich ein klares Bewußtsein über die Aufgabe, die ihm gestellt war, zu verschaffen. Ein Regiment, frei von aller Härte, ein Ziel, in welchem Bildung des Herzens, der Urtheilskraft (jugement)

---

1) I. p. 137: Ainsi commencèrent à germer avec mes malheurs les vertus dont la sémence étoit au fond de mon âme, que l'étude avoit cultivées, et qui n'attendoient pour éclore que le ferment de l'adversité. Gegen Neid und Haß habe sein innerer Kampf sich zuerst gewendet.

2) Siehe den Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1736. Bezüglich einer Hofmeisterstelle bei einem jungen Herrn sagt Rousseau, er gestehe für diesen Stand von Natur einige Vorliebe zu haben IV. p. 168.

3) Rousseau rechnet, aber aus dem bloß äußerlichen Grunde einer noch halben Zusammengehörigkeit mit der Frau von Warens, seine Thätigkeit als Hofmeister noch zu seiner Jugendgeschichte (livre VII, Eingang) und erzählt dieselbe deßhalb am Ende des 6. Buches, d. h. am Ende des ersten Haupttheils der Confessions.

und des Geistes (esprit), „und zwar," wie der junge Instructor überlegter Weise hinzusetzt, „in der angegebenen Ordnung" verfolgt wird, ohne daß religiöse und moralische Vorschriften gelernt als vielmehr geübt werden, eine Bildung, die auf Welt- und Menschenkenntniß hinarbeitet und an der Hand eines bestimmten Lectionsplans erreicht werden soll, — dies war der Gedankenkreis, den er sich zu bilden bemüht war[1]). Dennoch fand diese Erziehungsthätigkeit Rousseau's schon nach Verlauf eines Jahres ihr schnelles Ende[2]). An den Eltern der noch nicht zehnjährigen Zöglinge lag es nicht, daß seine Entfernung aus dem Hause etwa gewünscht worden wäre. Aber man frage sich doch, ob derjenige, in dessen Geiste es immer stärker zu gähren begann, wohl so viel langandauernde Geduld besessen haben könne, um in bescheidener Lage ruhig auszuharren. Versuche und Entwürfe verschiedener Art hatten längst seine Gedanken beschäftigt. Der Text einer tragischen Oper, „Iphis und Anaxarete," ein Lustspiel „Narciß"[3]) waren schon in Chambery verfaßt worden; als Erzieher zu Lyon dichtete er einen neuen Operntext, „die Entdeckung der neuen Welt" und eine „Epistel an Parisot," welche den inneren Frieden als des Weisen einzigen und wahren Trost erklärt[4]), von den musikalischen Entwürfen, die er doch auch nicht gänzlich vergessen haben konnte, gar nicht zu reden[5]). Mehr als alles dies verdient

1) Diese Punkte über die Aufgabe der Erziehung bilden den wesentlichen Inhalt des dem Herrn von Mably vorgelegten Projectes pour l'éducation de M. de Sainte-Marie, abgedruckt III. p. 269—278. Ueber die drei Punkte des Zieles p. 272. Daß dieser Plan erst im Verlaufe des Jahres abgefaßt wurde (p. 271: Nous approchons de la fin de l'année), ändert in der Hauptsache nichts.

2) I, p. 140.

3) Jenen Operntext hatte er wieder ins Feuer geworfen, I. p. 151; es ist jedoch ein Fragment erhalten, III. p. 262—264. „Narciß" ist abgedruckt III. p. 192—210; über seinen Ursprung s. I. p. 61.

4) Die „Entdeckung der neuen Welt" ist zum Theil erhalten (III. p. 254 f), wahrscheinlich ein früherer Entwurf, denn das letzte Concept wurde ebenfalls dem Feuer überliefert I. p. 151; die Epistel findet sich in III. p. 361. Vgl. I. p. 149.

5) Ueber alle diese Projecte erfährt der Leser in der Erzählung seiner Erziehungsthätigkeit (I. p. 138 f.) kein Wort; dieselben werden erst im folgenden Buche gelegentlich angeführt. Der flüchtige Leser erhält auf diese Weise von jener Darstellung eine ganz schiefe Vorstellung, vollends wenn er Worte von so überbescheidener Selbstkritik liest wie: was ich that, war grade das Gegentheil von dem, was ich hätte

noch ein anderer Umstand Erwägung. Auch unter günstigen Umständen hat die Stellung eines Hofmeisters überhaupt für denjenigen wenig Reiz, welcher gegen alles Dienen eingenommen ist. Rousseau müßte nicht so lange ein unabhängiges Leben genossen haben, wenn er keine Unbehaglichkeit empfunden hätte. Er eilt also wieder fort nach Les Charmettes.

Seine Lage wurde dadurch nicht besser, denn der frühere Stand der Verhältnisse war derselbe geblieben und so kehrte auch seine frühere trübsinnige Stimmung wieder zurück. Aber fortgesetzte Studien[1]), Arbeiten und Entwürfe, die eifrige Beschäftigung mit Musik, die Entdeckung eines neuen Ziffernsystems, welches die Stelle des bisherigen Notensystems vertreten sollte und wegen der Kürze der Bezeichnung, der Leichtigkeit des Erlernens viele Vortheile zu haben schien, trieben ihn an, einen neuen Wurf zu wagen, um eine Lebensstellung sich zu begründen, aber diesmal auf schnelle, sichere und angenehme Weise. Noch im Herbste desselben Jahres, 1741, ging er mit 15 Louis baarem Geld, dem Lustspiel Narciß, dem musikalischen Project und andern Kleinigkeiten nach Paris[2]). Auf sein musikalisches Ziffernsystem setzte er keine geringeren Hoffnungen, als Ruhm und Wohlstand zugleich zu erlangen[3]). Sie mußten nur zu bald aufgegeben werden. Die Académie des sciences zwar, welcher er das Project, von einer Denkschrift begleitet[4]), vorlegte, gab, da ihre Commissionsmitglieder sich verpflichtet fühlten über Dinge ein Urtheil abzugeben, in welchen sie nicht zu Hause waren, einen Bescheid, in welchen es an Lobsprüchen nicht fehlte, aber es war doch im

---

thun sollen, I. p. 139, oder: ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß ich es nie dahin bringen würde, ein guter Erzieher für sie zu sein I. p. 140.

1) I. p. 141. „Eingeschlossen mit meinen Büchern, sagt Rousseau, suchte ich darin nützliche Zerstreuungen".

2) I. p. 145.

3) I. p. 147: Quant à présent, concentré dans mon système de musique, je m'obstinai à vouloir par là faire une révolution dans cet art, et parvenir de la sorte à une célébrité qui, dans les beaux-arts, se joint toujours à Paris avec la fortune.

4) Das Project führt den Titel: Projet concernant de nouveaux signes pour la musique und ist abgedruckt III. p. 448 f.; die Denkschrift wurde später erweitert und als Dissertation sur la musique moderne, Paris 1743 herausgegeben, wieder abgedruckt III. p. 453 f. Vgl. I. p. 146.

Ganzen ein zugeknöpfter Bescheid, — das will sagen, der Mangel an Urtheil war durch lobende und tadelnde Phrasen verdeckt[1]). Viel wichtiger als diese gelehrten Redensarten, aber zugleich auch bedenklicher war der Ausspruch Rameau's, welchem Rousseau sein neues System auseinandersetzte. Diese Zeichen, sagte Rameau, erfordern eine Geistesoperation, welche mit der Geschwindigkeit der Ausführung nicht immer gleichen Schritt hält. Wenn eine sehr tiefe und eine sehr hohe Note durch eine Reihe von Zwischentönen schnell mit einander zu verbinden sind[2]), so ist ein Ueberschauen auf einen Blick nicht möglich[3]). Das erschien Rousseau so schlagend, daß er dagegen nichts einzuwenden vermochte[4]). Sein Ziffernsystem war mit einem Wort zu wenig anschaulich.

Damit war eine Aussicht zu Wasser geworden und Rousseau gab selbst den Gedanken auf, auf diesem Wege etwas zu erreichen. Dieser Schlag war nicht geeignet, ihm Muth zu machen. Der Trost jedoch, den das Bewußtsein geistiger Kraft verleiht, führte ihn statt zur Entmuthigung, kurze Zeit zu einer Stimmung, welche die Behaglichkeit eines sorglosen In-den-Tag-Hineinlebens mehr als alles andere vor Augen legt[5]). Er mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß damals jeder, der in Paris eine literarische Carrière machen wollte, den Weg durch die Bureaux d'esprit gebildeter Frauen, jenen zersplitterten Ersatz für den königlichen Hof, welcher in früheren Zeiten den Gelehrten- und Dichterluxus concentrirt und gepflegt hatte, nicht scheuen dürfe. „Man bringt es in Paris nur durch die Frauen zu etwas", sagte ihm ein kurze Zeit mit ihm befreundeter Jesuit. „Ein schrecklicher Frohndienst!" — dies war der erste Gedanke, welchen dieser Antrag in

1) Ich bemerkte hiebei, sagt Rousseau, I. p. 146, daß auch bei geringem Verstande, die bloße aber tiefe Kenntniß der Sache geeigneter ist, dieselbe zu beurtheilen, als alle Einsicht, welche die Pflege der Wissenschaften verschafft, sobald nicht die besondere Kenntniß dessen, um was es sich handelt, damit verbunden ist.

2) Der Musiker wird hiebei namentlich an das Arpeggio denken.

3) I. p. 146.

4) Rousseau machte übrigens trotzdem einen praktischen Versuch und versichert, eine Amerikanerin, die er drei Monate unentgeltlich unterrichtete, habe es in dieser Zeit dahin gebracht, nach seinem System vom Blatte zu singen. I. p. 147.

5) Er ging spazieren, spielte Schach, lernte Stellen aus Dichtern auswendig, um sie wieder zu vergessen, trotzdem seine Kasse nur noch aus einigen Louis bestand, I. p. 147.

Rousseau hervorrief[1]). Indessen es galt vorerst nur einen Versuch. Aber dieser erste Versuch schon offenbarte die ganze Kluft zwischen dem an nachhaltige Vertiefung gewöhnten, zu ländlicher Einsamkeit und grübelnder Beschaulichkeit hingeneigten Geist Rousseau's und dem kurzlebigen Glanze des Pelotonfeuers geistreicher Geselligkeit in den Pariser Kreisen; und die erste Zusammenkunft war zu charakteristisch, um nicht der Vermuthung Raum zu geben, daß es Rousseau, wenn es gelten sollte, Carrière zu machen, gar bald an Lust und Geduld fehlen würde, um auf diesem Wege auszuharren. Rousseau kommt zur Madame de Reuzenval und Madame de Brogli. Da sprudeln „all die kleinen Stichworte und feinen Anspielungen", wie sie der gute Ton verlangt, — lauter geistreiche Leerheiten. Dieselben Zungen, welche sonst an Delicatessen gewöhnt sein mochten, waren so genügsam, mit geistigen Abfällen vorlieb zu nehmen. Rousseau, schüchtern und geblendet vor solchen Geistesblitzen, schweigt. Eine solche Ueberfülle von „Geist" (esprit) übersteigt den Bereich der Möglichkeit. Siehe da, das Feuer verlöscht und Rousseau weiß sich und die Gesellschaft mitten in der Gesellschaft in seine Einsamkeit zurückzuziehen. Er liest jene „Epistel an Parisot" vor. Man hört mit Gespanntheit zu diesem Bilde der inneren Entwicklung Rousseau's, man ist augenblicklich überzeugt, es sei ihm unmöglich den Großen zu schmeicheln, man ist gerührt über den Schlußgedanken, der innere Frieden sei des Weisen wahres Glück[2]). Aber für sehende Augen konnte diese ganze Zusammenkunft keinen Zweifel übrig lassen, daß sich Rousseau auf ganz fremdem Boden befand. Die Bekanntschaft mit der Madame Dupin, welche ihn Anfangs fesselte und

---

1) I. p. 148.

2) Die geistreichen Kreise (Bureaux d'esprit) einer Tencin, Geoffrin, Deffant (Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts 5. Aufl. I. 518—531) haben für die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich der vornehmen Kreise, welche von dem eigentlichen Volke durch eine nicht geringe Kluft getrennt waren (Schlosser a. a. O. S. 542 f.), eine Bedeutung, welche nicht unterschätzt werden darf. Rousseau hebt — und das muß der Leser der Confessions im Auge behalten, — nur die schwachen Seiten derselben hervor. Er hat mehr die Eitelkeit derer im Sinne, welche mit dem Luxus der Bildungsmittel sich zu befriedigen sucht, als den Werth dieser Bildungsmittel selbst. Für das Bild der inneren Entwicklung Rousseau's ist das Letztere allerdings von secundärer Bedeutung.

welche ebenfalls ein Mittelpunkt war für Große und Gelehrte[1]), war auch nicht dazu angethan, um jene Kluft verschwinden zu machen. Von dem Glanze ihrer Cirkel ganz erfüllt, hatte sie keine Zeit, an die Sorge für ihren Sohn zu denken, und Rousseau, welcher acht Tage lang während der Abwesenheit der Mutter die Aufsicht übernahm, scheint die Erfahrung gemacht zu haben, daß es Kinder gebe, welche statt natürlicher Eigenschaften üble Gewohnheiten besitzen[2]).

Ganz nutzlos indessen waren diese Bekanntschaften denn doch nicht. Madame de Broglie brachte Rousseau dem Grafen Montaigu, Ambassadeur in Venedig, für den Posten eines Secretärs in Vorschlag und so vertauschte Rousseau anderthalb Jahre lang[3]) seine musikalischen Projecte und Phantasien[4]) mit den Arbeiten eines Gesandschaftssecretärs.

Montaigu war ein Graf vom alten, d. h. gewöhnlichen Schlage des achtzehnten Jahrhunderts: unwissend in großen wie in kleinen Dingen[5]), rücksichtslos und auffahrend gegen seine Untergebenen[6]), nachlässig, als sei er zu gar keinen Diensteleistungen verpflichtet[7]). Zu diesen allgemeinen Tugenden gesellten sich noch andere, welche seine Persönlichkeit besonders zierten: Eigensinn und Kleinlichkeit, ein aufbrausendes Wesen, vor allem aber eine gemeine Habsucht[8]). Das war der Mann nicht, mit dem ein langer und guter Verkehr zu erwarten stand. Noch weniger war er geeignet, dem, der eine neue Carrière zu ergreifen

1) I. p. 149.

2) Dieser Schluß läßt sich nur vermuthungsweise aus dem, was Rousseau mittheilt, ziehen. Er habe nämlich, wie er sagt, diese 8 Tage in großer Pein hingebracht und der Sohn der Madame Dupin habe später seine Familie entehrt und sei auf Ile-de-Bourbon gestorben. I. p. 150.

3) I. p. 163. 166.

4) In diese Zeit fällt der erste Entwurf der Muses galantes, eines heroischen Ballets, wieder abgedruckt III. p. 239. f.

5) Er konnte weder dictiren noch leserlich schreiben. I. p. 153.

6) Siehe namentlich I. p. 159 f.

7) Das Wichtigste blieb oft der Hand des Secretärs überlassen. Siehe namentlich I. p. 157. Die Antwort auf eine am folgenden Tage ankommende Depesche mußte auf seinen Befehl den Tag vorher abgefaßt werden. I. p. 154.

8) Abgesehen von dem niedrigen Gehalte, welchen er dem Secretär aussetzte, erhob er Ansprüche auf die Secretariatseinkünfte, I. p. 153, verrechnete er Rousseau eine Kiste mit 11 Centnern, welche 45 Pfund gewogen hatte. I. p. 167.

sich anschickt, dieselbe recht einladend zu machen. Indessen die Verlegenheit und Unordnung, in welcher sich dieser Ambassadeur mit seinen Geschäften befand, die Geschicklichkeit ferner, welche Rousseau allem, was in seine Hände kam, entgegenbrachte, konnten eine Zeitlang das Mißverhältniß verdecken. Aber auf die Länge nützten weder Fleiß noch Eifer, weder Umsicht noch Verläßlichkeit, weder Geschicklichkeit im Anfassen noch Gewandtheit im Ausführen des Verschiedensten. Und der nächste Anlaß mußte der willkommenste sein, um den Mann im Stiche zu lassen. Aber es galt diesmal nicht bloß den Mann, sondern auch den Posten. Denn während er bei seinen Schmeichlern, von denen er naturgemäß umgeben war, nur verhaßt war, beschleunigte er in Rousseau Gefühle und Entschlüsse, die sich ohne ihn wahrscheinlich langsamer entwickelt hätten. Zurücksetzungen, Beleidigungen, — das wurde alles eine Zeitlang muthig ertragen. Bot ja der Reiz, den das venetianische Theater und die italienische Musik auf ihn ausübten, so viel Sonnenblicke dar, daß es in seiner trübseligen Lage auch an Erheiterungen nicht fehlte[1]). Als er aber merkte, daß die zu erduldenden Kränkungen absichtliche seien, nahm er seinen Abschied, oder vielmehr, er verließ das Haus, ohne einen solchen zu erhalten[2]). So stand der an ein unabhängiges Leben längst gewöhnte[3]) junge Mann wieder auf freien Füßen

---

1) l. p. 161 f. Für seine musikalische Entwicklung ist dieser Umstand von Wichtigkeit. Rousseau hatte von Paris das dort gehegte Vorurtheil gegen italienische Musik mitgebracht, mais j'avois aussi reçu de la nature cette sensibilité de tact contre la quelle les préjugés ne tiennent pas.

2) Montaigu ignorirte nämlich lange Zeit das Ansuchen Rousseau's, ihm den Abschied zu gewähren, l. p. 160.

3) Rousseau spricht zwar nur, während er die Verrichtung seiner Geschäfte erzählt (l. p. 154), davon, daß er in der Art der Ausführung sich seine glückliche Naturanlage, die Erziehung, die ihm die „beste Frau“ und die er sich selbst gegeben, geoffenbart habe, aber er sagt nicht, daß bei dem gefaßten Entschlusse, den Secretärsposten zu verlassen, sein in der ganzen Jugend frei, ungebunden und unabhängig dahingegangenes Leben mitgewirkt, um eine absichtliche Knechtung (l. p. 160: Il (Montaigu) vouloit me garder et me mater) abzuschütteln. Der aufmerksame Leser wird diesen Schleier zu durchschauen vermögen und das Gewicht des letztern Umstandes nicht unbeachtet lassen.

und hatte eine Laufbahn, welche sich hätte glänzend gestalten können, im Rücken[1]).

Rousseau eilt nach Paris, um Beschwerde zu führen. Man hört seine Klagen an, man giebt die unwiderleglichen Beweise zu, aber weiter reicht der Aufschwung mattherziger Gemüther nicht. Der gesetzliche Schutz, der ihm hätte zu Theil werden können, und die Ausführung, welche die Gesetze erfuhren, war eben zweierlei. Rousseau mußte es, wie er selbst sagt, bald müde werden, nur immer Recht (raison) und nie Gerechtigkeit (justice) zu finden. Nur jene Dame, die ihn an Montaigu empfohlen hatte, war wenigstens offenherziger. Sie konnte es nicht in den Kopf bringen, daß ein Ambassadeur jemals gegen einen Secretär solle Unrecht haben können[2]). Genug: Rousseau wußte mehr, als er in Venedig kennen gelernt hatte: daß es nicht bloß möglich sei, Unrecht zu erleiden, sondern auch vergeblich, darüber Klage zu führen, und ferner: daß dem Mächtigen nichts leichter sei als gegenüber dem Ohnmächtigen sich schadlos zu halten.

Solche Erfahrungen brachten eine doppelte Wirkung in seinem Innern hervor: es entstand jener Keim des Unwillens gegen die verkehrten bürgerlichen Einrichtungen, bei denen Gemeinwohl und Gerechtigkeit einer sogenannten von Ranges- und Adelsvorurtheilen geleiteten Ordnung zum Opfer gebracht werden könne und der Schwächere dem ungerechten Mächtigeren auch mit Hilfe der öffentlichen Autorität unterliegen müsse[3]), und es reifte in ihm der Entschluß, sich keiner abhängigen Stellung mehr auszusetzen und ein unabhängiges Leben allem andern

1) Die Abenteuer mit zwei Mädchen (l. p. 163. f.), welche Rousseau in Venedig erlebte und von denen das eine mit dem ganzen sinnlich-romanhaften Aufputz Rousseau'scher Art erzählt wird, sind für seine weitere Entwicklung ohne alle Bedeutung und bilden in seinem Leben zu Venedig eine zu kurze Episode, als daß sie eine weitere Berücksichtigung verdienten.

2) l. p, 168.

3) a. a. O.: La justice et l'inutilité de mes plaintes me laissèrent dans l'âme un germe d'indignation contre nos sottes institutions civiles, où le vrai bien public et la véritable justice sont toujours sacrifiés à je ne sais quel ordre apparent, destructif en effet de tout ordre, et qui ne fait qu'ajouter la sanction de l'autorité publique à l'oppression du foible et à l'iniquité du fort.

vorzuziehen[1]). Es entstand nur noch die Frage: ob denn wohl und wie ein Mann, der ohne Vermögen ist, im Stande sein werde, ein unabhängiges Leben zu behaupten?

5. Capitel. Krisis.

Bloße Wünsche zerstieben wie Nebel an der Sonne, und gute Entschlüsse ebnen den Weg zur Hölle. Rousseau wußte damals kaum, daß die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, eine ungeheuere war und daß nicht bloß Muth sondern auch Scharfsinn, ja sogar noch ein Drittes dazugehöre, um sie auch nur annäherungsweise lösen zu können. Er hatte das menschliche Getriebe soweit durchschaut, um die verschiedenartige Moral zu erkennen, welche von Mächtigen gehandhabt wird und von gemeinen Leuten zu handhaben ist, wenn er auch nicht den Grund ausdrücklich bemerkt, daß aus einer verhältnißmäßig wachsenden moralischen Schwäche der erstern der Mißbrauch der Macht sich ganz natürlich entwickelt; seine Meinung von der Gewohnheit der Mächtigen, die Gerechtigkeit nach dem italienischen Sprüchwort nur im fremden Hause zu lieben, wurde durch spätere Erfahrungen befestigt[2]). Diese Anschauungen und Erfahrungen wirkten wie ein Stachel, jeder Beschäftigung im Dienste eines Mächtigen aus dem Wege zu gehen. Für einen geweckten und rührigen Geist ist es freilich nicht gar schwierig, die Beschäftigung zu wechseln, und für den, dem es in verschiedenen Dingen weder an Einsicht noch Umsicht fehlt, wird wohl eine Beschäftigung noch zu finden sein, welche es möglich macht, jenem Dienste auszuweichen. Gelingt es, auf diese Weise sich Unabhängigkeit zu erringen, so hört die Bewegung des Steines, der einmal ins Rollen gerathen ist, nicht auf. Dem Lossagen

---

1) l. p. 170; Ayant senti l'inconvénient de la dépendance, je me promis bien de ne m'y plus exposer.

2) Rousseau wurde durch einen Act der Willkür der Preis entzogen, den er sich für seine Oper ausbedungen hatte. „Bei einem Schwachen, bemerkt er hiebei, gegenüber einem Starken heißt dies Diebstahl, bei dem Starken gegenüber dem Schwachen nennt man es bloß Aneignung des fremden Gutes“ (l. p. 201). Ein anderes Factum ergiebt sich aus dem Briefe an den Grafen Lastic vom 20. December 1754 (IV. p. 218), welcher einen seiner Frau gehörigen Korb mit Butter annectirt hatte, weil ihm „Gerechtigkeit und Menschlichkeit abgedroschene Redensarten seien“. Das italienische Sprichwort citirt Rousseau l. p. 201.

von äußerlichen Herren folgt das von innerlichen nach. Es muß Hand an die gewohnten Bedürfnisse gelegt werden, um sie zu beschränken, und es müssen die Reizmittel verachtet werden, welche deren Wachsthum begünstigen können. Es wird unausbleiblich, mit allem Luxus gründlich zu brechen. Nur Schade: das bloße Lossagen von äußerlichen und innerlichen Herren, diese bloße gegen das eigene Ich gerichtete Negation läßt im Innern eine Leerheit zurück, welche dem, der nach wahrer Unabhängigkeit strebt, nicht lange verborgen bleiben kann. Der Muth, der ungerechten Macht zu trotzen; noch mehr, der Muth, Entsagungen zu ertragen, sie mögen bewunderungswürdig sein. Aber kann denn, indem das Streben nach Unabhängigkeit heimlich mit einem Streben nach Willkür verwechselt wird, jene Emancipation einen solchen Umfang gewinnen, daß der so Strebende sich auch von den Pflichten entbindet? Zu dem Muthe gehört also noch ein Scharfsinn, der nicht blos mit den Urtheilen der Welt aufzuräumen und sie als Meinungen zu degradiren versteht, sondern, was schwieriger ist, ein System zu erarbeiten weiß, in welchem als dem erwünschten Ersatz für alle Irrthümer das Richtmaß für alle Handlungen enthalten ist.

Das war beiläufig der Weg, dessen Gang Rousseau nach seinen Erfahrungen in Venedig und Paris und seinem ersten hierüber gefaßten Entschlusse bevorstand, — noch immerhin ein langer und schwieriger Weg, denn es vergingen fünf Jahre[1]), bis jene kritische Epoche völlig reifte, welche einen Umschwung in seinem Leben herbeiführen sollte.

Die Liebe zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit und ein gewisser vertraulicher Sinn kamen der Ausführung dieses Entschlusses erleichternd entgegen. Wer seine Jugendgeschichte kennt, wird an der erstern schon darum nicht zweifeln; und sie hatte bei der Lust zum Grübeln zu feste Wurzeln gefaßt, um nicht gerade mitten unter den lärmenden Zerstreuungen von Paris als einem widrigen Contrast immer von neuem sich zu regen und den Wunsch nach ländlichem Aufenthalt und einem zurückgezogenen Leben lebendig zu erhalten[2]). Das vertrauliche Plaudern,

---

1) Von 1744—1749, denn Rousseau kam im October 1744 von Venedig nach Paris zurück. Vgl. IV. p. 192.

2) Es kommen wohl noch einige im 8. Buche erzählten Umstände hinzu, wie z. B. daß er von den Besuchen neugieriger Leute belästigt wurde, welche ihn im Arbeiten hinderten, aber alles dies tritt in den Hintergrund gegen seine Liebe zum Landleben, die sich schon längst entwickelt hatte und ihn eigentlich auf den Boden versetzte, auf

die Gewohnheit, das Herz auf der Zunge zu tragen, das gemüthliche Sich-Geben wie man ist, legte er auch dann noch beständig an den Tag, als es, auf fremdem Boden befindlich, vergebens nach Verständniß und Theilnahme suchte. Kein Wunder, wenn er galante Redensarten mit freundschaftlichen Ergießungen verwechselte und statt des erwarteten Wohlwollens bittere Enttäuschungen erlebte [1]), kein Wunder, wenn er ein einsames Leben dem Umgange mit angeblichen Freunden vorzog und einer Welt entsagte, für die er nicht geschaffen war [2]). Was aber zunächst von größerer Wichtigkeit war, ist der Umstand, daß er sich bewußt wurde, sein Talent dürfte wohl im Stande sein, ihm, frei von äußerlicher Abhängigkeit, die Mittel in die Hände zu liefern, welche der Lebensunterhalt erfordert [3]). Diese Hilfsquelle war freilich auch zugleich eine Quelle von Gefahren. Ist nicht zu fürchten, daß der, welcher still aber gewaltig durch seine Handlungen zu imponiren weiß, dann, wenn der Kampf über jene innerlichen Herren der Entscheidung sich nähert, neuen Herren unterwürfig wird, während er andern entflieht?

Rousseau nahm zunächst seinen schon früher gemachten Entwurf der Muses galantes wieder in die Hände und brachte innerhalb drei Monaten alle drei Acte, Text und Musik, zur Vollendung [4]), — zum Beweise, daß es ihm durch hartnäckige Anstrengung gelungen war, die Logik der Musik so weit sich anzueignen, um sie für die Anwendung in Dienst zu nehmen. Das Stück wird nach vielen Mühen in Gegenwart Rameau's bei dem Intendanten aufgeführt. Der Beifall ist ge-

---

welchem es ihm möglich wurde, Entwürfe zu neuen Arbeiten zu machen und ihre ersten Umrisse zu ziehen. Vgl. oben das 2. Capitel. Als die Akademie von Dijon im Jahre 1753 die Frage über die Ungleichheit unter den Menschen gestellt hatte, machte er auf 8 Tage einen Ausflug, und lief im Walde umher, um über diese Frage nachzudenken. l. p. 202.

1) Die beständige Vertraulichkeit brachte Rousseau in eine ganz schiefe Stellung gegenüber von Weltmännern wie Grimm u. A. Er hielt sie für Freunde, die es nie gewesen waren, und hielt sich für enttäuscht von Leuten, die ihm nie ihr Herz sondern nur freundliche Redensarten entgegengetragen hatten.

2) „Rousseau war nur durch die Sprache Franzose". Schlosser a. a. O. II. S. 438.

3) I. p. 170: Je résolus de ne plus m'attacher à personne, mais de rester dans l'indépendence en tirant parti de mes talens, dont enfin je commençois à sentir la mesure, et dont j'avois trop modestement pensé jusque alors.

4) I. p. 172.

theilt und Rousseau muß sich herbeilassen, an die Stelle des zweiten Actes einen neuen zu dichten und zu componiren. Nach einer abermaligen Arbeit von drei Wochen und nach abermaligen Bemühungen gelang es der Vermittlung eines befreundeten Mannes, daß es zur Probe angenommen wurde, aber nur zur Probe. Rousseau zog dasselbe, sei es nun daß das mißgünstige Urtheil Rameau's ihm im Wege stand, sei es daß er nach der Selbstkritik, die er sich im Alter ausstellt[1]), für den Erfolg besorgt war, gänzlich zurück[2]). Diese Erfahrung war nicht dazu angethan, um seinen Ehrgeiz zu reizen, aber anderseits geeignet, den jungen Autor nicht in eine falsche Vertrauensseligkeit einzuwiegen. Sie sollte nicht die einzige bleiben. Sein Lustspiel Narciß, welches er den Italienern übergab, blieb sieben Jahre liegen, ohne zur Aufführung zugelassen zu werden[3]). Die Schlacht von Fontenoy und die Festlichkeiten, welche im folgenden Winter in Versailles begangen wurden, waren ein neuer Anlaß, um ihn zu kränken. Voltaire's Princesse de Navarre mit Musik von Rameau sollte für die Festlichkeiten unter dem Titel Les Fêtes de Ramire umgearbeitet werden. Rousseau übernahm die

---

1) Rousseau nennt seine Arbeit in den Confessions „ungleich und regellos" (inégal et sans règle I. p. 172) und gesteht zu, daß sie „bedeutender Verbesserungen bedürfe" (I. p. 176).

2) Er spricht geradezu von der Eifersucht Rameau's, aus welcher allein seine abfälligen Urtheile zu erklären seien und deutet auf die Selbstsucht Francueil's und der Madame Dupin hin, welche zwar durch freundliche Vermittlung das Stück bis zur Erlangung einer Probeaufführung geführt hatten, aber doch mehr daran dachten, sich Rousseau's als ihres Privatsecretärs zu bedienen. Ob diese Angaben richtig sind, oder auf einer vorgefaßten Meinung beruhen, die zu immer stärkern Mißtrauen hingeneigt macht, dürfte sich, so wahrscheinlich sie auch an sich sind, schwerlich entscheiden lassen. Es ist doch auch eine vielfach zu beobachtende Erscheinung, daß die Verfasser derjenigen literarischen und künstlerischen Producte, welche, wenn ich so sagen darf, der literarischen Flegelperiode angehören, mit dem Urtheile, welches über sie gefällt wird, niemals oder selten zufrieden sind, weil die aufgewendete Mühe und der Werth des Produkts zweierlei Dinge sind und der Verfasser nur an die erstere sich zunächst erinnert. — Uebrigens ist die Erzählung in dem Abschnitte der Confessions, in welchem die Schicksale der Muses galantes mitgetheilt werden, sehr zerrissen. Es ist das Verschiedenartigste zwischen die im Texte mitgetheilten Thatsachen hineingeschoben.

3) I. p. 202.

Abänderungen in Text und Musik. Nach einer zwei Monate andauernden Arbeit widerfuhr ihm die Genugthuung, daß alle seine Zusätze getadelt und auf den Textbüchern sein Name nicht einmal genannt wurde[1]). Seine Entmuthigung war so groß, daß er einige Wochen krank darniederlag[2]). Alle Hoffnungen auf Ruhm schienen gründlich enttäuscht zu werden[3]).

Nach solchen Erfahrungen nahm er willig bei Francueil und Madame de Dupin den bescheidenen Posten eines Privatsecretärs um ein jährliches Entgeld von acht bis neunhundert Francs an und verblieb einige Jahre in dieser Stellung, die übrigbleibende Zeit mit Studien über Chemie[4]), mit literarischen und musikalischen Unternehmungen beschäftigt[5]).

Da führte ein Umstand den entscheidenden Augenblick um einen bedeutenden Schritt näher, oder vielmehr, Rousseau war es, der aus demselben eine entscheidende Wendung machte. Auf dem Wege nach Vincennes, wo der ihm befreundete Diderot, den er sehr häufig aus Theilnahme besuchte, wegen seines Briefs sur les Aveugles im Thurme in Gefangenschaft gehalten wurde[6]), fiel ihm im Mercure de France, die von der Akademie zu Dijon als Preisaufgabe für das nächste Jahr, 1750, gestellte Frage im Lesen in die Augen: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Veredlung der Sitten beigetragen habe[7]). Als fielen ihm Schuppen von den Augen, so wurde er nach seiner poetisch ausgeschmückten Erzählung aus aller Ungewißheit herausgerissen, wie denn die schlechten Sitten und Einrichtungen zu erklären seien und auf welchen Punkt man den Blick hinlenken müsse, um den Weg der Verbesserung zu finden. Die Art, wie Rousseau diese Frage

---

1) I. p. 172 f.

2) I. p. 174.

3) Vgl. I. p. 176.

4) a. a. O.

5) I. p. 177. Unter den poetischen befand sich die Komödie l'Engagement téméraire (abgedruckt Tom. III. p. 224—239).

6) I. p. 180.

7) Rousseau formulirt in den Confessions (I. p. 181) die Frage in dem Sinne, in welchem er sie beantwortete, nämlich: Ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu veredeln oder zu verderben. Die im Text angegebene Formulirung ist dem Discours (I. p. 464) überschrieben.

erfaßte, traf nicht genau ihren eigentlichen Sinn, aber die Antwort, die er, den augenblicklichen Eingebungen überlassen, sich gab, sollte von entscheidendem Einflusse sein für alle Werke seiner weiteren schriftstellerischen Arbeit und sie sollte für sein praktisches Verhalten Hilfsmittel einer begründenden Unterlage gewähren. Er wurde mächtig ergriffen, als er sich in diese Frage und deren Lösung vertiefte[1]): das heißt eben, eine selbstgefundene neue Gedankenwelt vermag auf den Menschen, der Denkkraft und Phantasie besitzt, mit einer Wucht einzudringen, daß er in einen der Betäubung ähnlichen Zustand versetzt wird[2]); das will eben sagen, es liege große Kraft in einem Princip, welches, wenn es auch nur den Werth subjectiver Gewißheit hätte, gleich einem Lichte seine Helligkeit tausend andern Gegenständen mittheilt[3]). Ueber eines kann nach dieser Conception kein Zweifel obwalten; dem Manne, der sich Recht gesucht und nicht gefunden, der über die bürgerlichen Einrichtungen deshalb Klage führt, der in dem Glanze der geistreichen Kreise nichts erblickt als einen Lärm, welcher berauscht und innere Leer-

---

1) Die warme Schilderung seines damaligen innern Zustandes findet sich im zweiten der „Vier Briefe an Malesherbes“ I. p. 393 f.

2) Rousseau sagt unter anderm a. a. O.: „Ein heftiges Herzklopfen befällt mich, hebt meine Brust. Außer Stande im Gehen zu athmen, werfe ich mich unter einem Baume am Wege nieder und bringe dort eine halbe Stunde in solcher Erregung zu, daß ich beim Aufstehen das ganze Vordertheil meiner Weste mit Thränen benetzt finde, ohne mir bewußt zu sein, daß ich welche vergossen habe“. Eine bekannte Tradition läßt Sokrates von einem Sonnenaufgang zum andern angeheftet an demselben Orte stehen.

3) „Ich fühle meinen Geist von tausend Lichtern geblendet“. a. a. O. Nach den Erzählungen Anderer (wie Marmontel, Diderot; siehe **Girardin** in der Revue de deux mondes 1852 Tom. 13. p. 729 f., dem **Rosenkranz**, Diderots Leben und Werke I. S. 96 zu folgen sucht), wäre diese ganze Schilderung erdichtet und die Art der Beantwortung jener Preisfrage, daß nämlich die Wissenschaften und Künste die Sitten **verschlechtert** hätten, gar nicht auf Rousseau's ursprüngliche Conception, sondern auf einen Rath Diderots zurückzuführen. Die wesentlichste Quelle für diese literarische Denunciation ist Diderot, und Diderot zeichnete dieselbe in einer Schrift auf, welche gehässige Ausfälle auf Rousseau enthält (Rosenkranz, II. S. 352. 358) und zu einer Zeit erschien (im Todesjahre Rousseau's), in welcher der Inhalt der „Confessions“ Diderot nicht unbekannt war. Vgl. den Schluß dieser Abhandlung.

heit zurückläßt[1]), der vor der Gesellschaft und ihren Sitten wenig Achtung besitzt[2]), — diesem Manne wird es an Scharfsinn nicht fehlen, um den Grund solcher Uebelstände zu erkennen, und er wird im Stande sein, einen Grundgedanken aufzufinden, mit dessen Hilfe er, mag er nun an sich der Wahrheit näher liegen oder von ihr entfernter sein, geläufige Wahrheiten als Irrthümer zu verurtheilen und gleich wie Instanzen angerufene Sätze als Vorurtheile zu entlarven fähig sein wird.

Es ist zwar nicht schwer über den wissenschaftlichen Werth der Preisschrift den Stab zu brechen und die Paradoxie des Satzes, daß sittliche Verderbtheit durch wissenschaftliche Bildung bewirkt worden sei, daß die Gelehrten und Sophisten in eine Klasse gehören, nachzuweisen. Aber nicht darin liegt der eigentliche Schwerpunkt der Abhandlung, und Rousseau selbst möchte sich durch den Nachweis der Paradoxie so lange nicht getroffen fühlen, als nur die Folgerung, nicht aber die am Schlusse der Abhandlung angedeutete, in der zweiten Preisschrift ausgeführte Voraussetzung, welche für ihn das ganze Leben hindurch subjektive Wahrheit und den Werth eines Princips besaß, widerlegt worden wäre.

Daß indessen auch die Abhandlung, wie sie ohne Rücksicht auf die principielle Voraussetzung die falsche causale Verbindung zwischen Sittenverderbniß und Wissenschaft darzulegen sucht, auf die Entwicklung seiner persönlichen Anschauung und seiner ganzen spätern Werke großen Einfluß übte und bei dem Theile des Publikums, den das Geschrei der Gelehrten über Paradoxie nicht erreichte, zünden mußte, liegt keineswegs bloß an der Kraft inniger Ueberzeugung und der feurigen Beredsamkeit, die er darin entwickelte, an der Unabhängigkeit, die er gegenüber dem gelehrten Cliquenwesen und ihrer geläufigen Schulweisheit zu zeigen verstand, sondern wohl noch mehr an den vielen giftigen Blüthen, welche grade damals in Paris den mit gelehrtem Luxus aufgeputzten gebildeten

1) I. p. 193: Je lui dis un jour: Grimm, vous me négligez; je vous le pardonne: quand la premiere ivresse des succès brillans (nämlich in den geistreichen Kreisen) aura fait son effet, et que vous en sentirez le vide, j'espère que vous reviendrez à moi.

2) Er habe, sagt er in jenem Briefe an Malesherbes, lange die Ketten vergeblich zu sprengen gesucht, die ihn an eine Gesellschaft banden, welche er so wenig achtete. I. p. 393.

Kreisen entsprossen waren und vor den Augen aller Unbefangenen lagen. Es war für Rousseau nur nöthig, auch in der Geschichte nach Analogien auszuschauen, um dem vermeintlichen Zusammenhang den Schein der Causalität zu geben.

Als am Ausgange des Mittelalters mit der Wiederbelebung des classischen Alterthums das Studium der Wissenschaften in den westlichen Ländern Europas einen neuen Aufschwung erhielt, hätte man zu empfinden begonnen, daß der vornehmste Nutzen des Umgangs mit den Musen darin bestehe, die Menschen geselliger zu machen, indem sie ihnen den Wunsch einflößen, einander durch Werke zu gefallen, die des gegenseitigen Beifalls würdig sind. Auf diese Weise wäre man beflissen gewesen, einen ausgezeichneten und feinen Geschmack zu entwickeln, auf Sanftmuth des Charakters zu halten, Feinheit der Sitten zu pflegen, aber man hätte eben nur dem Schein aller Tugenden nachgejagt, ohne auch nur eine zu besitzen, und über dem großen Werth, den der äußere Aufputz der Tugend verlangt, wäre die Reinheit der Sitten verloren gegangen. Die hauptsächliche Ursache dieser traurigen Wirkung aber sei die Pflege der Wissenschaften und Künste. Ihr Aufschwung hätte schon in Griechenland und Aegypten und Rom die Auflösung der Sitten und den Verlust der Unabhängigkeit im Gefolge gehabt, ihre Vernachlässigung sei von Einfachheit, Unschuld und Tugend bei Persern und Scythen, den Spartanern und alten Römern, ja auch bei der gegenwärtigen Landbevölkerung begleitet.

Daß die Zunahme der Pflege der Wissenschaften eine Abnahme der Tugend und Sittlichkeit im Gefolge habe, dieß lasse sich nicht bloß historisch, sondern auch aus andern Gründen gleichsam a priori beweisen. Denn forsche man nach dem Ursprunge der Wissenschaften, so ergäbe sich, daß Astronomie aus Aberglauben, Beredsamkeit aus Ehrgeiz, Haß, Schmeichelei und Lüge, Geometrie aus Habsucht, Physik aus eitler Neugierde, alle, selbst die Moral, aus menschlichem Hochmuth entstanden seien, die Wissenschaften und Künste überhaupt ihr Entstehen unsern Lastern verdankten; blicke man auf die Objekte derselben, so finde man, daß die Künste im Luxus, die Jurisprudenz in der Ungerechtigkeit, die Geschichte in den Tyrannen, Kriegen und Verschwörungen ihre eigentlichen Gegenstände hätten; denke man an die Wirkungen, so könne nur von Irrthümern aller Art, von Luxus und Müssigang, Verweichlichung und kriegerischer Feigheit, unrühmlichem Ehrgeiz und Auflösung der Sitten die Rede sein. Eine unsinnige Erziehung ziere seit den Tagen unsrer

Kindheit unsern Verstand und verderbe unser Urtheil; mit ungeheuren Kosten erziehe man in großen Anstalten unsre Jugend, um ihr alle Dinge außer den Pflichten lernen zu lassen, was doch beweise, daß die Pflege der Wissenschaften noch mehr den moralischen als kriegerischen Eigenschaften schädlich sei. Die Tugend — so lautet der Schluß dieser Reihe von Fehlschlüssen, in welchen mögliche Folgen als nothwendige ausgegeben werden und der Gedanke, daß in der ganzen Welt nichts Gutes geschützt ist vor menschlichem Mißbrauch, nicht einmal als dämmernd in Rousseau vorausgesetzt werden kann — die Tugend, als eine erhabene Wissenschaft einfacher Seelen, bedarf nicht vieler Mühen und Zurüstungen, um sie kennen zu lernen. Ihre Grundlagen sind eingegraben in alle Herzen; es genügt, um ihre Gesetze zu lernen, in sich selbst einzukehren, und die Stimme des Gewissens zu hören, wenn die Leidenschaften schweigen.

Daß übrigens die Richtung, welche Rousseau in dieser Preisschrift eingeschlagen hatte, mit dem überall sich regenden Bedürfniß radikaler Verbesserung zusammentraf, darin liegt der Grund, warum Rousseau, und zwar nicht bloß in der literarischen Welt, zu hoher Bedeutung gelangte, warum er das Verhältniß seiner Schriftstellerei zu seiner Zeit an diese Schrift knüpfte, warum er als Prophet der neuen Welt und Zeit angesehen wurde.

Es ist ein natürlicher Fortgang, Grundsätze aufzustellen und Grundsätze in Anwendung zu bringen. Für den, der schon längst durch Vaterland, Charakter und Lebensweise in der Pariser Welt und französischen Gesellschaft sich fremd fühlte, war es vollends etwas Natürliches, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und allenfalls den Weg der Verbesserung selbst zu zeigen. Es fragt sich nur: wird der Mann den Muth haben, die Grundsätze, die sich ihm aus der neu gewonnenen Anschauung ergeben, auf sich selbst anzuwenden und den Menschen das seltene Beispiel eines Mannes zu gewähren, der zu lehren, zu schreiben und zugleich seinen Lehren gemäß zu leben versteht? Wird er, wenn auch nicht den Bedürfnissen der überquellenden luxuriösen Verfeinerung, die er ohnedies nicht liebt, doch den angewöhnten Bedürfnissen gegenüber das harte Wort Entbehrung auf die Tagesordnung seiner Lebensweise zu setzen und durchzuführen im Stande sein? Wird er die Kraft haben, um die in der Einfachheit erblickte Verbesserung der Sitten an sich selbst zu erproben, die verlockenden Aussichten, die als Tribut seines Talents ihm entgegeneilen, seinen Grundsätzen zum Opfer zu bringen,

trotz der Fesseln der Convenienz und dem Gespötte der Leute? Rousseau hat diesen Muth in höherem Grade besessen, als den Scharfsinn, der ihm seine Grundanschauung entdecken half.

Als sein Discours über die Wissenschaften und Künste im folgenden Jahre von der Dijoner Akademie wirklich den Preis erhielt, wurden die Gefühle, die ihn auf dem Wege nach Vincennes heftig bewegt hatten, mit großer Lebhaftigkeit wieder aufgeregt und der Gedanke, dem besseren Theile seines Ichs die vollkommene Führung des Lebens anzuvertrauen, begegnete dem Wunsche ihn auszuführen[1]). Es ist nur die Frage, ob der literarische Ruhm, den ihm diese Preisschrift verschaffte[2]), ein gutes Mittel sei, um den Wunsch nach stiller Resignation zu nähren und jenen Wunsch überhaupt mit dem Ernste zur festen Entschlossenheit zu führen, welcher dazu erforderlich ist. So viel läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen: es war leichter, die äußerliche Unabhängigkeit, wie sie Rousseau nach den mit Montaigu gemachten Erfahrungen verstand, zu gewinnen und zu erhalten, wenn der literarische Ruhm der Beschäftigung eines zurückgezogenen und selbständigen Wirkungskreises günstigen Vorschub leistete[3]). Es war aber auch leicht, durch diese günstige Aussicht sich eine Quelle neuer Gefahren für die innerliche Unabhängigkeit zu schaffen. Wer bürgt dafür, daß Ruhm und Erfolg, eine Quelle reichlicher materieller Mittel, ein Trank, der den Schlürfenden betäuben und verwirren kann, ihn nicht von neuem abhängig machen von lockerem Ehrgeiz, den er zu befriedigen sucht, von wandelnder Gunst, um welche er buhlt, von Neigungen, Wünschen, Meinungen, die er zufriedenzustellen eilt, von vermehrten Bedürfnissen, welche unaufhörlich wachsen und mit Ketten ihn belasten, die er vergebens abzuschütteln sucht? Ist dann nicht der, welcher den Händen Eines Herrn entrinnen will, hundert andern in die Arme gefallen?

---

1) I. p. 184: Je ne trouvai plus rien de grand et de beau que d'être libre et vertueux, au-dessus de la fortune et de l'opinion et de suffire à soi même.

2) Die Vorbemerkung jenes Discours beginnt mit den Worten: Qu'est ce que la célébrité? Voici la malheureux ouvrage, à qui je dois la mienne. I. p. 465. Unter den zahlreichen Gegenschriften, welche derselbe erfuhr, ragt die des Königs von Polen hervor, welcher Rousseau eine ausführliche Erwiederung widmete. I. p. 483 f.

3) Rousseau war sich dessen vollkommen bewußt: „Le succès de mon premier discours me rendit l'exécution de cette résolution plus facile“ I. p. 189. (Welcher Entschluß gemeint sei, davon wird sogleich die Rede sein.)

Indessen, wer ein großes Ziel verfolgt, sieht nicht alle Gefahren, die sich an jedes einzelne dahin führende Mittel heften, und außerdem sorgen Neid und Scheelsucht, Verkennung und Verfolgung schon dafür, daß es dem ruhigen Genuß literarischen Ruhmes an Störungen nicht fehle. In der Hauptsache herrscht kein Zweifel: das bessere Ich nimmt einen kleinen Raum ein im ganzen Menschen, und der Schrein ist leicht zu durchmessen, in welchem dies Kleinod wohnt. Durch den Lärm des Tages, die Menge und den Wechsel nöthiger und überflüssiger Bedürfnisse kann es leicht verdrängt, verschüttet und vergraben werden. Ist es da ein Wunder, wenn den Menschen die Kraft fehlt, welche trotz des Ueberflusses, dessen er sich erfreut, und trotz der Macht, deren Besitz ihm werth ist, bei der Menge der daraus keimenden Neigungen, Wünsche, Bedürfnisse und Leidenschaften auf die schwache Stimme derjenigen Mahnungen zu hören vergißt, welche sich aus jenem Kleinod vernehmen läßt? Es müßte einem Naturgesetze, nach welchem alles Stärkere über das Schwächere Gewalt ausübt, widersprochen werden. Es kann kein Zweifel sein: die Kraft, welche diese Menge ausübt, steht im umgekehrten Verhältniß mit der Kraft, welche die moralische Gesinnung im Gemüthe des Menschen besitzt, und soll das bessere Ich eine dauernde Herrschaft gewinnen, so gibt es nur einen Weg, welcher dahin führt, es ist der Weg der Entsagung und Entbehrung[1]).

---

1) Soll der (übrigens vorausgesetzte) Rousseau'sche Gedankengang mit Nutzen gelesen werden, so ist es nöthig, um dem Vorwurfe der Absurdität zu begegnen, ein paar Worte hinzuzufügen. Die Schwäche der Wirksamkeit der moralischen Gesinnung wird nicht bloß durch die Menge der aus Ueberfluß und Machtbesitz keimenden Bestrebungen erzeugt; es kommt noch darauf an, wie viel Kraft die widerstrebenden Elemente besitzen, hauptsächlich aber, wie viel Zeit allen Bestrebungen, die moralischen mit inbegriffen, gewährt wurde, um zum normalen Gleichgewichte d. h. zur Herrschaft der letzteren zu führen. Je weniger das letztere in der Wirklichkeit der Fall ist, je mehr bei der Fluctuation verschiedener und zugleich entgegengesetzter Neigungen, die durch die Mittel des Ueberflusses und Machtbesitzes gefüttert werden, Zeit nöthig ist bis zum ruhigen Gleichgewichte, desto weniger steht zu erwarten, daß sich moralische Gesinnung mit Ueberfluß und Macht vereinigen lasse, desto richtiger im Allgemeinen ist dann der Rousseau'sche Gedanke. Armuth ist im Allgemeinen eine Schule, in welcher moralische Tüchtigkeit leichter erreicht wird; Reichthum, in welcher den Strebenden eine Danaidenarbeit bevorsteht. Im Staate gelangen auch, wenn viele entgegengesetzte Kräfte wirksam sind, Prätendenten leicht auf einige Zeit zu

Rousseau schildert diesen Entwicklungsgang zur innerlichen Unabhängigkeit nicht. Er gibt hierüber nur wenige Andeutungen an, die jedoch hinreichen, um die Skizze auszufüllen. Der Eigennutz (l' intérêt privé), der niemals Großes und Edles erzeuge, habe ihn lange zurückgehalten, um den Entschluß auszuführen[1]), die Widersprüche, die sich gegen ihn erhoben, hätten Zeit gebraucht, um ihn zu reizen und triumphiren zu machen[2]), und nach dem Kampfe habe er ein Leben in Uneigennützigkeit und Armuth jedem anderen vorgezogen[3]). Das heißt doch, den besseren Theil seines Ich in eine solche Lage versetzen, daß der Sieg in einem etwaigen Kampfe leichter errungen werden könne, um gar nicht davon zu reden, daß der, welcher mit dem Eigennutze bricht, auch von dem Einflusse seines finstern Gefährten, des Neides, wenig zu fürchten hat. Was jedoch die Hauptsache ist: das Resultat diese Kampfes trifft mit dem Resultate des gegebenen Entwicklungsganges zusammen.

Ein äußerer Umstand half die Ausführung des Beschlusses beschleunigen. Eine Krankheit hatte mitgewirkt, daß er als Jüngling in wissenschaftliche Studien getrieben wurde, eine Krankheit leistete dem Manne zur Ausführung seines moralischen Entschlusses günstigen Vorschub. Schon von seiner Geburt an litt Rousseau an einer Urinverhaltung. Das Uebel verschlimmerte sich mit den Jahren und trat in seinem 39. Jahre mit großer Heftigkeit auf. Die Aerzte wirkten durch eine irrige Diagnose auf seine Einbildung noch ungünstiger ein[4]) und

---

Einfluß und Herrschaft. Ebenso gelangt im Innern des Menschen die wahrhaft königliche Herrschaft moralischer Gesinnung am spätesten und zwar erst dann ans Ruder, wenn die Mannigfaltigkeit der Neigungen und ihrer Gegensätze Zeit gefunden haben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Der Ueberfluß ist einmal ein solcher Herd, in welchem wechselnde Neigungen und Wünsche aufzulodern beständig gereizt werden, und was den Machtbesitz betrifft, so macht nicht bloß nach dem Sprüchwort die Gelegenheit Diebe, sondern auch das Metier.

1) I. p. 168.

2) I. p. 185.

3) I. p. 188. In dem Discours sur les sciences et les arts finden sich die Worte (I. p. 471): „Die Neigung zum Prunk vereinigt sich schwerlich in derselben Seele mit der zum Ehrbaren. Es ist sicherlich unmöglich, daß die durch eine Menge von nichtswürdigen Sorgen herabgekommenen Geister sich jemals zu etwas Großem erheben“.

4) Rousseau spricht von Gries und Blasenstein, I. p. 190. Vgl. p. 302.

einer derselben erklärte, daß er in sechs Monaten nicht mehr am Leben sein würde[1]). Seine Lage war kurz vorher verbessert worden: er hatte die Stelle eines Privatsecretärs bei Francueil, einem General-Einnehmer bei den Finanzen, und der Madame Dupin mit der eines Cassirers bei Francueil vertauscht. Aber der augenblickliche Zustand, die Aussicht auf den nahen Tod, seine längst gehegten Wünsche und Gedanken wirkten zusammen, daß er die Stelle eines Cassirers freiwillig aufgab, für das Metier eines Noten-Copisten sich entschied und seine Reform sogar auf Kleidung und Wäsche ausdehnte[2]). Sind wir denn, um die Worte des Motto's verändert zu wiederholen, dazu geschaffen, um angeheftet am Rande des Brunnens zu sterben, wohin die Veredlung sich zurückgezogen hat[3])? Uneigennützigkeit und Armuth, Unabhängigkeit nach Außen und Innen ließen sich ja füglich mit der Stellung eines Cassirers des Receveur-général bei den Finanzen nicht vereinigen[4]). Francueil und alle Welt lachte. Sie waren, wenn nicht moralisch entmannt, doch praktisch genug, um die Geschichte des Aristides oder ähnlicher alterthümlicher Männer als geistiges Nahrungsmittel eben nur für Kinder anzusehen.

1) I. p. 188.

2) I. p. 188 f. Ausführlicher beschreibt Rousseau diese Reform in der Troisième promenade seiner Rêveries du promeneur solitaire, I. p. 411: Je quittai le monde et ses pompes. Je renonçai à toutes parures; plus d'épée, plus de montre, plus de bas blancs, de dorure, de coiffure; une perruque toute simple, un bon gros habit de drap; et, mieux que tout cela, je déracinai de mon coeur les cupidités et les convoitises qui donnent du prix à tout ce que je quittois. Je renonçai à la place que j'occupois alors, pour laquelle je n'étois nullement propre, et je me mis à copier de la musique à tant la page, occupation pour laquelle j'avois eu toujours un goût décidé. — Je ne bornai pas ma réforme aux choses exterieures. Je sentis que celle-là même en exigeoit une autre plus pénible, sans doute, mais plus nécessaires dans les opinions; et résolu de n'en pas faire à deux fois, j'entrepris de soumettre mon intérieur à un examen sévère qui le réglât pour le reste de ma vie tel que je voulois le trouver à la mort.

3) I. p. 470.

4) I. p. 188: Comment accorder les sévères principes que je venois d'adopter avec un état qui s'y rapportoit si peu? et n'aurois-je pas bonne grâce, caissier d'un receveur-général des finances, à prêcher le désintéressement et la pauvreté?

Rousseau's Gesundheitszustand besserte sich[1]), und die Gelegenheit kam bald, welche die Stärke seiner moralischen Kraft auf die Probe stellen sollte. Sein „Dorfwahrsager" (Devin du village), in welchem der eigenthümliche Reiz italienischer Weisen sich wiederspiegelte[2]), fand 1752 in Fontainebleau vor dem Hofe und im folgenden Jahre in Paris eine so günstige Aufnahme, daß der König dem Compositeur eine Pension zu gewähren geneigt war. Rousseau reiste ab, ohne die Audienz abzuwarten[3]) und konnte auch durch Diderot's Zureden nicht bewogen werden, sie anzunehmen. Eine harte Probe, entscheidend für das ganze Leben, war auf eine Weise bestanden, die eines Weisen würdig ist[4]).

Das Bild hat jedoch seine Kehrseite, und es scheint nicht anders, als ob jene innerliche Unabhängigkeit einer Curve gleichen müßte, welcher die Asymptote des menschlichen Strebens sich nur nähern, aber nie sie erreichen könne. Rousseau hatte bald nach seiner Rückkehr von Venedig ein Mädchen gefunden, welches seine bleibende Lebensgefährtin werden sollte. Therese Levasseur war ein „gefühlvolles, einfaches, ungeziertes"

---

1) Und er besserte sich noch mehr, als er späterhin den Aerzten „auf immer Lebewohl sagte". I. p. 203.

2) Die italienischen Buffoni, durch welche die Franzosen an italienischer Musik in unmittelbarer Weise Geschmack finden lernten, waren einige Zeit vor der Aufführung des Devin du village nach Paris gekommen. I. p. 200.

3) I. p. 198: Je perdois, il est vrai, la pension, qui m'étoit offerte en quelque sorte, mais je m'exemptois aussi du joug qu'elle m'eût imposé. Adieu la vérité, la liberté, le courage. Comment oser désormais parler d'indépendence et désintéressement?

4) Ein paar Worte Göthe's dürften hier willkommen sein (II. 155):

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Die, welche die Bedeutung dieser Handlung ignoriren oder bei Rousseau nur immer von Eitelkeit reden, haben Recht. Frömmler und Neider können natürlich mit keinen anderen Augen als ihren eigenen sehen.

Mädchen[1]), aber nicht im Stande, ordentlich zu lesen, die Uhr zu erkennen, die Monate des Jahres sich zu merken, mit einem Wort: eine „dumme Person"[2]). In der Bezeichnung dieser Geliebten ging er um einen Verwandtschaftsgrad weiter: er nannte sie „Tante". Mehr als zwei Jahrzehnte lebte der Naturfreund mit ihr in natürlicher Ehe[3]). Aus dieser Verbindung gingen fünf Kinder hervor[4]). Sie wurden insgesammt dem Findelhause übergeben, und, damit auch die Möglichkeit einer Verbindung der Eltern mit ihren Kindern abgeschnitten sei, nicht einmal Gegenmarken genommen[5]). Das dritte Kind wurde ihm im Jahre 1750 geboren, zu einer Zeit also, da die Gedanken seines preisgekrönten Discours lebhaft sein Gemüth bewegten, und in welcher er nach seiner Versicherung in einem tugendtrunkenen Zustande sich befand[6]). Aber auch nach seiner Reform erfuhren die beiden letzten Kinder dieselbe Behandlung.

Diese consequent fortgesetzte Handlungsweise steht nun freilich mit der angenommenen Tugendhaftigkeit in einem ziemlich schreienden Gegensatze. Sollte etwa die innerliche Unabhängigkeit, von welcher sein Streben ganz erfüllt war, durch eine heimliche Verschiebung doch in ein Bild der Willkür sich verwandelt haben, welches auch von den Pflichten zu

1) I. p. 170.

2) Personne stupide I. p. 171. Wem es etwa auffällig erscheinen möchte, daß Rousseau in jüngeren Jahren bezüglich des weiblichen Umgangs so anspruchsvoll war und jetzt so genügsam wurde, der möge doch bedenken, daß Männer, welche einer gewaltigen geistigen Anstrengung fähig sind, die Unterhaltung „dummer" Frauen eine erwünschte, wenn nicht gar gesuchte Erholung sein kann. Mozart conferirte nach den Mühen des Tages mit einem Hausmeister. Vielleicht ließen sich dieser Beispiele mehrere auffinden.

3) Rousseau erklärte ihr Anfangs (I. p. 170), daß er sie nie verlassen, aber auch nie heirathen würde.

4) I. p. 185.

5) Nur bei dem ersten Kinde war dies nicht der Fall. Aber auch diese Marke war ihm, als späterhin die Mad. de Luxembourg aus Menschenfreundlichkeit sie begehrte, in Verlust gerathen. I. p. 294.

6) I. p. 184: Cette nouvelle (nämlich von der Krönung des Discours) réveilla toutes les idées qui me l'avoient dicté, les anima d'une nouvelle force, et acheva de mettre en fermentation dans mon coeur ce premier levain d'héroisme et de vertu etc.

entbinden vermag? Welche Gründe konnten wohl bei der Ausführung dieser Handlung wirksam sein[1])? Rousseau spricht von seiner Hilfsbedürftigkeit und seinem schwankenden Gesundheitszustande, wodurch ihm die Macht geraubt worden wäre, diese Sorge auf seine Schultern nehmen zu können; er sagt ferner, daß wegen des Kindergeschreies ihm für sein Schriftstellerhandwerk in seiner Dachstube die nöthige Ruhe gefehlt haben würde, und daß von Seiten Theresens und ihrer Familie nichts als eine gänzliche Verziehung zu erwarten gewesen wäre[2]). Es ist nicht nöthig, diese Gründe zu richten. Rousseau hat später in aufrichtiger Selbstkritik und auf ziemlich harte Weise ihren Werth selbst gezeichnet. „Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, sagt er im Emile[3]), hat auch das Recht nicht, es zu werden. Weder Armuth, noch Arbeit, noch menschliche Rücksichten entbinden ihn der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und zu erziehen". Es waren aber noch drei andere Gründe mit im Spiele. Fraglich wird es bleiben, ob er aller drei als mitwirkend sich bewußt war, und noch fraglicher, ob sie ihm von seinem Standpunkte aus verwerflich erschienen. Rousseau hatte sich in seiner Jugend Jahre hindurch daran gewöhnt, das Vergnügen des geschlechtlichen Umgangs zu genießen, ohne die Pflichten der Ehe damit zu verbinden, und weit entfernt, etwas Arges darin zu erblicken, nennt er vielmehr jene Jugendperiode das kurze Glück seines Lebens, ein Glück,

---

1) Es ist rathsam, bei Beurtheilung dieser Handlung die Darstellung, welche Rousseau in den Confessions liefert, vorerst aus dem Spiele zu lassen und das Augenmerk vor allem auf seinen Brief an Madame Francueil vom 20. April 1751 (abgedruckt T. IV. p. 203) zu richten.

2) Diesen Grund giebt Rousseau in der Neuvième promenade seiner Rêveries an I. p. 448. Vgl. I. 217. Das in den Confess. liv. VII. (I. p. 148) angeführte Argument, daß er während der ersten Schwangerschaft Theresens seine Handlungsweise den Gesprächen derjenigen lockern Gesellschaft, mit welcher er damals verkehrte, accomodirt habe, tritt als nebensächlich zurück, weil es für die Folgezeit nicht mehr in Betracht kommt.

3) Tom. II. p. 409. Er fügt noch, seine Schuld eingestehend, hinzu: Je prédis à quiconque a des entrailles et néglige de si saints devoirs, qu'il versera longtemps sur sa faute des larmes amères, et n'en sera jamais consolé. Auch in den Confessions (I. p. 178) nennt er sein Verfahren eine „unselige Handlungsweise" (fatale conduite).

an welchem jene Freuden nicht gerade den kleinsten Antheil hatten[1]. Das aber fühlte er ganz gut, daß die Sorgen für die Kinder ihn in eine Abhängigkeit versetzt hätten, die er mehr als alles andere haßte. Protectionen, Ränke, Bettelkünste seien, wie sich die Sache nach den Eingebungen seiner Phantasie darstellte, nöthig, um irgend ein garstiges Amt zu erschleichen; und, indem die äußerliche und innerliche Abhängigkeit zu einem einzigen Bilde vereinigt wird, er müßte das Amt ausbeuten, damit es ihn ernähre, mit Niederträchtigkeiten sich befassen, vor denen er einen gerechten Abscheu habe, und den Kindern ein betrügerischer Vater sein[2]. Was endlich noch zu berücksichtigen ist: die neugewonnene Anschauung trug selbst dazu bei, das etwa erwachende Gewissen wieder zur Ruhe zu bringen und seinem glücklichen Jugendleben durch theoretische Gründe gewissermaßen die Sanction zu verleihen. Nicht daß das geschlechtliche Vergnügen unter allen übrigen seiner Folgen wegen eine ungewöhnliche Stellung einnähme, und dem nach innerlicher Unabhängigkeit Ringenden Gelegenheit gäbe, grade wie bei den übrigen einen muthigen Kampf gegen sich selbst zu wagen[3]: nein! hier gibt es keinen Kampf, sondern nur die Befolgung eines unschädlichen[4] Naturgebots. Die Erde bringe ja genug hervor, um alle Welt zu ernähren, und außerdem müsse die Erfüllung jenes Naturgebots ja nicht grade durch eine der christlichen Anschauung und den modernen Gesetzen entsprechende Weise geregelt gedacht werden, es könne dies ja ebenso durch eine Einrichtung geschehen, wie sie in der Platonischen Republik dargestellt und als zweckmäßig betrachtet würde[5])

---

1) Siehe oben das 3. Capitel.

2) Siehe den oben angeführten Brief an Madame Francueil.

3) Ein gesundes Gefühl hatte der Mad. Francueil jenem Briefe Rousseau's zufolge das ganz einfache Argument dictirt: man muß keine Kinder in die Welt setzen, wenn man sie nicht ernähren kann.

4) Rousseau gebraucht diesen Ausdruck zwar nicht, er entspricht aber vollkommen seiner Anschauung und Gewohnheit wie den Sitten seiner Zeit, welche geschlechtliche Freiheiten so leicht nahm und gegen welche Rousseau gleichwohl heftig eiferte, siehe I. p, 227 und 6. Capitel.

5) Brief an Mad. Francueil und Confess. I. p. 185. Er übe noch nach dem am zuerst a. O. Angegebenen einen Act billiger Vergeltung aus, denn er habe, da der Stand der Reichen dem seinigen das Brot stehle, auf eine Weise für den Unterhalt seiner Kinder gesorgt, daß die Reichen die Kosten davon tragen müssen.

So brachte es derselbe Rousseau, dessen besseres Gewissen bei der Abfassung des „Emil" über seine Handlung den Stab gebrochen, glücklich dahin, nicht nur zur Zeit, als sein Herz sich grausam gegen die eigenen Kinder verschloß, sondern auch noch später bei der Abfassung der Bekenntnisse eine widernatürliche und unmenschliche Handlungsweise mit sophistischen Gründen rechtfertigen zu wollen. Die Meinung, als ob es gegenüber geschlechtlichen Bedürfnissen keinen Kampf gelte, sondern nur die Befolgung eines unschädlichen Naturgebots, ist ja grade, wie wir sehen werden, eine Hauptursache seines trübseligen und von heimlichen Vorwürfen des Gewissens verfolgten Alters. Aber abgesehen von der Verwerflichkeit seiner Handlungsweise führt die Betrachtung der bloßen Entstehung derselben zu einer allgemeineren Bemerkung. Es ist eine allgemein zu beobachtende Erscheinung, daß denjenigen selbstständigen Denkern, welche durch Werke großer Denkkraft sich unsterblich gemacht haben, in der Durchbildung ihres Systems, oder wie Rousseau in thatsächlicher Auffassung es an der vollen Unbefangenheit fehlt[1]).

Der Mangel an Unbefangenheit ist der Grund jener moralischen Einbildung Rousseau's, von welcher schon früher die Rede war. Nur so wird es erklärlich, wie Rousseau noch in seinen Bekenntnissen, d. h. in seinem Alter, hart neben das Geständniß der Behandlung seiner Kinder Worte setzt, durch welche er sich selbst das größte Lob spendet[2]). Er sei nicht von Hause aus schlecht, er habe Wärme des Gefühls, Leichtigkeit, sich liebend hinzugeben, ein angebornes Wohlwollen für die Nebenmenschen, Eifer für das Große, Wahre, Schöne und Gute, Abscheu vor allem Bösen, er sei unfähig zu hassen und zu schaden und werde lebhaft erregt beim Anblicke dessen, was tugendhaft, edel und liebenswerth ist. Der Mangel an Unbefangenheit ist ferner jenes Dritte, auf welches oben hingedeutet wurde. Die Kraft, welche das Streben Rousseau's nach äußerlicher und innerlicher Unabhängigkeit zugleich an

1) Mir ist kein System alter und neuer Zeit bekannt, in welchem die volle Unbefangenheit erweislich wäre. Bald sind es Sitten oder Volksanschauungen, unter denen die Durchbildung des Systems, bald vorgefaßte Anschauungen, unter denen die rechte Würdigung jener leidet. Es dürfte die Mühe lohnen, diesen Gedanken weiter zu verfolgen.

2) I. p. 185. Der Leser der Confessions weiß, daß ähnliche Lobsprüche wiederholt werden, auf die bisher wenig Rücksicht genommen worden ist. Jedenfalls dient diese eclatante Stelle statt vieler.

den Tag legt, fordert unsere Bewunderung heraus, aber sie legt uns auch an's Herz, wie schwer die Erreichung beider zugleich ist, und Rousseau scheint durch die Behandlung seiner Kinder uns nur zu lehren, daß die äußerliche Unabhängigkeit, wenn sie mit der innerlichen um jeden Preis soll bestehen können, gerade wie die innerliche jener nie erreichbaren Curve gleicht. Was aber die Hauptsache ist: es kann von keinem zur völligen Herrschaft gelangten Sinn für das Gute die Rede sein, wenn das Unabhängigkeitsstreben die Pflichten vergißt.

6. Capitel. Hauptwerke.

Eine ganz eigenthümliche Gefahr drohte bei seiner künftigen Thätigkeit grade dem Manne, der so energisch nach äußerlicher und innerlicher Unabhängigkeit strebte, und sie mußte, wenn anders jenes Streben nicht problematische Erfolge erringen sollte, bald zu ernsten Erwägungen drängen, damit die Herren, denen er entflohen zu sein glaubte, nicht in anderer Gestalt wieder erschienen. Rousseau hatte durch seinen ersten preisgekrönten Discours über die Wissenschaften und Künste mit einem Schlage bei den eigentlichen Gelehrten und bei der Menge der Gebildeten literarische Berühmtheit erlangt. Für die ersteren war, abgesehen davon, daß derselbe gründliche historische Studien verrieth, der Umstand zumeist entscheidend, daß eben eine Akademie den Discours gekrönt habe, die letztere wurde gefesselt durch geistreiche Wendungen, brillante Darstellung, oratorischen Schwung, insbesondere aber durch die unbewußt wirkende Thatsache, daß der Autodidakt Rousseau doch fern von allem eigentlich gelehrten Apparat war. Der Erfolg hebt das Gemüth, aber unter seiner Mitwirkung gelangen auch üble Eigenschaften zur Reife. Oder sind Verfassereitelkeit, der Wunsch zu gefallen, d. h. dem Publikum zu dienen, so unbekannte Dinge? Gar nicht zu reden von Gewinnsucht und Büchermacherei, Eifersucht und Neid. Rousseau hatte zwar anfänglich einige Mißerfolge erlebt, aber sie waren durch den nachfolgenden Glanz des literarischen und künstlerischen Ruhmes bald verdunkelt worden. Es war also nöthig, daß die moralische Resignation, von welcher seine Handlungen Zeugniß gegeben hatten, einer Erwägung zu Hilfe eile, welche zunächst auf den Werth des Mannes, dann auf den Werth der Leistung Einfluß übt, der Erwägung nämlich: von welchem Motiv ein solches Wirken getragen sein müsse.

Dieser ernste Gedanke, zu welchem trotz des Rausches, in den der große Erfolg seines Auftretens ihn versetzen konnte, ein Mann hingelenkt werden mußte, mit dessen grundsätzlicher Resignation das Leben in Uebereinstimmung gebracht werden sollte, trat nichtsdestoweniger Anfangs in einer ziemlich rohen Gestalt auf. „Erhabene Genies, privilegirte Geister sollen es sein, welche sich mit der Arbeit zu befassen haben, den Schleier zu durchdringen, mit welchem die Wahrheit sich einhüllt". Wenn es sich bloß darum handeln würde, gegen verhüllte und unverhüllte Compilatoren aufzutreten oder gegen Leute zu eifern, welche verbrauchte Gemeinplätze als Weisheit verkaufen, dann wäre die in diesem Satze ausgesprochene Forderung gerechtfertigt. Aber wer weiß denn, ob auch das hohe Selbstbewußtsein, von welchem dieser Ausspruch Zeugniß ablegt[1]) in jedem Falle gerechtfertigt werden könne? Im Allgemeinen dürfte es doch fraglich bleiben, ob nicht ein solches Recht des Stärkeren der Willkür eine Thür öffnet. Es ist ja nicht unmöglich, daß im starken Geiste auch verwerfliche Gedanken geboren werden. Rousseau macht zwar einen einschränkenden Zusatz: jene privilegirten Geister müßten jedoch fähig sein, der lächerlichen Eitelkeit, niedrigen Eifersucht und andern Leidenschaften, welche der Geschmack an den Wissenschaften erzeugt, Widerstand zu leisten[2]). Aber mögen sie immerhin kleinliche Leidenschaften besiegen, mögen sie die Kraft haben, innerhalb der

---

1) I. p. 170 und 5. Capitel.

2) Den vielen Gegnern seines preisgekrönten Discours widmete Rousseau bei Gelegenheit der Veröffentlichung seines Narcisse ou l'amant de lui-même, welcher am 18. December 1752 zur Aufführung gelangte, aber keine allzu günstige Aufnahme fand, in der Vorrede zu diesem Lustspiel eine längere Erwiderung (abgedruckt T. III. p. 192—197), in welcher er den Grundgedanken seines Discours noch einmal auseinandersetzte und dem Widerspruch, in welchem nach dem Einwurfe der Gegner sein schriftstellerisches und künstlerisches Wirken mit seinen Grundsätzen stehe, zu begegnen suchte. Er sagt p. 196: J'avoue qu'il y a quelques génies sublimes qui savent pénétrer à travers les voiles dont la vérité s'enveloppe, quelques âmes privilégiées, capables de résister à la bêtise de la vanité, à la basse jalousie, et aux autres passions qu'engendre le goût des lettres. Wer daran zweifelt, daß es sich hier nur um das Recht des Stärkern handelt, der vergleiche noch die Worte seines preisgekrönten Discours (I. p. 476): „Den Wissenschaften und Künsten sollen diejenigen sich widmen, welche die Kraft in sich fühlen, auf ihrem Wege allein zu gehen und weiter fortzukommen".

Schranken zu bleiben, die sie sich selbst gezogen; so lange die Stärke allein in so auffallender Weise betont wird, wird es für die privilegirten Geister wohl nicht unmöglich werden, sich mit den zurückgewiesenen Leidenschaften auseinanderzusetzen und den Eigennutz, wenn auch in verfeinerter Weise wieder in sich aufzunehmen. Ein positiver Zusatz hätte die Leerheit jener negativen Einschränkung ausfüllen müssen, wenn die Rousseau'sche Forderung eine beherzigenswerthe Wahrheit hätte enthalten sollen.

Das Programm der Dijoner Akademie über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen drängte unterdessen weitere Ueberlegungen über jene offen gelassene Frage zurück und Rousseau überließ sich vollkommen dem Strome seiner Eingebungen, um diese neue Frage zu beantworten. Im Walde von Saint-Germain entwarf er sich, indem er den „Menschen des Menschen mit dem Menschen der Natur" verglich, ein sehr kühnes Bild von dem menschlichen Naturzustande und suchte die Anwendung der in seinem ersten Discours niedergelegten Anschauung zu erweitern[1]).

Nicht bloß Wissenschaften und Künste sind Ursachen der Verschlechterung menschlicher Sitten, auch ihre Geselligkeit und gesellschaftliche Vereinigung.

Es giebt nach Rousseau einen normalen menschlichen Zustand, — seinen Naturzustand. Er ist weder in der Geschichte erkennbar[2]) noch

---

1) Confess. I. p. 202—203. Die dort aufgeführte Schilderung gemahnt an einen übermäßig kühnen Gang der Meditation. Er habe sich, heißt es unter anderm, im Schwunge seiner Betrachtungen bis zum Sitze der Gottheit emporgeschwungen und von dort die Ursachen menschlichen Elends durchschauend, den Menschen zugerufen: Unsinnige, ihr beklagt euch über die Natur und seid an allen euern Uebeln selbst Schuld.

2) Oeuvres I. p. 535: Commençons donc par écarter tous les faits (nämlich der Geschichte), car ils ne touchent point à la question. p. 536: O homme, de quelque contrée que tu sois, quelles que soient tes opinions, écoute; voici ton histoire, telle que j'ai cru la lire, non dans les livres de tes semblables, qui sont menteurs, mais dans la nature, qui ne ment jamais. Das ist die Weise des Doktrinärs, sich von vornherein des wirksamsten Correktivs, welches eben nur die Geschichte darbietet, zu entschlagen.

naturgeschichtlich nachweisbar[1]): dennoch muß seine Existenz, mag sie übrigens bestanden haben oder nicht, fingirt werden, weil ohne ihn es keinen Maßstab für die Beurtheilung des gegenwärtigen und künftigen, künstlichen Zustandes der Menschen gibt. Da es nur Eine Idee eines solchen Naturzustandes gibt, so sind die Menschen ursprünglich alle einander gleich, und Gott machte sie, indem er sie nach der Schöpfung aus dem Naturzustande herauszog, ungleich.

Der Mensch in seinem Naturzustande, der sich selbst überlassene Repräsentant der Gattung, besitzt weder übernatürliche Gaben noch künstliche Fähigkeiten. Seinem Instinkte überlassen, erwirbt er sich in den Wäldern, die seine Behausung bilden, eine kräftige und unverwüstliche Natur und hat nicht nöthig, vor wilden Thieren sich zu fürchten. Die einfache Lebensweise, an die er sich gewöhnt, ist das beste Schutzmittel gegen Krankheiten und Arzneien; seine Nacktheit, sein Wohnungsmangel und seine Entbehrung sind also kein großes Unglück. Da die Selbsterhaltung fast seine ganze Sorge in Anspruch nimmt, so sind deßhalb wohl sein Gesicht, Gehör und Geruch, nicht aber sein Gefühl und Geschmack ausgebildet.

Geht man vom Physischen im Naturmenschen zum Metaphysischen und Moralischen über, und denkt an die Unterschiede zwischen Mensch und Thier, nämlich die Freiheit und das Vermögen der Selbstvervollkommnung, so zeigt sich die letztere beim Naturmenschen noch nicht als

---

1) Rousseau berührt die einem folgenden Jahrhunderte angehörige Descendenztheorie. Es möchte, so beginnt der erste Theil, sehr wichtig erscheinen, den Menschen von seinem Ursprunge an zu verfolgen, ihn so zu sagen in dem ersten Embryo seiner Species zu prüfen. Aber es ließen sich über diesen Gegenstand nur unbestimmte und fast imaginäre Vermuthungen äußern: die vergleichende Anatomie hätte noch zu geringe Fortschritte gemacht und die Untersuchungen der Naturforscher seien noch zu ungewiß. Uebrigens paßt zur doktrinär-hypothetischen Aufstellung eines normalen menschlichen Naturzustandes ungleich mehr die Schöpfungs- als die Descendenztheorie, und Rousseau selbst spricht statt von einem Wesen, welches aus den Händen der **Natur** hervorgegangen (I. p. 536: en le considerant . . . tel qu'il a dû sortir des mains de la nature) gradezu auch von einem Wesen, welches der **Schöpfer** mit majestätischer Einfachheit und Einfalt gestempelt habe (I. p. 532: . . . de cette céleste et majesteuse simplicité dont son auteur l'avoit empreinte), wie denn überhaupt die Entstehung der ursprünglichen Constitution noch Analogie der Entstehung der Statue eines Künstlers gedacht wird a. a. O.

Quelle alles menschlichen Unglücks. Da er eben seinem Instinkte allein überlassen ist, so gehen seine Strebungen nicht über seine physischen Bedürfnisse hinaus. Wie sollte auch bei der Unthätigkeit seiner Einbildungskraft sein Herz noch etwas verlangen? So geht er, ohne Gedanken an die Zukunft, ohne Pläne im Gefühl seines gegenwärtigen Daseins förmlich auf. Isolirt, wie er lebt, bedarf er weder der Landwirthschaft, die nur anwendbar ist bei einer wenigstens in ihren Anfängen begriffenen Geselligkeit, noch der Sprache, die überhaupt durch rein menschliche Mittel gar nicht entstehen konnte; der Mensch in seinem Urzustande hat den andern nicht nöthiger als der Affe oder der Wolf seines gleichen. Da sie ihre Vernunft nicht gebrauchen können, so können sie dieselbe auch nicht mißbrauchen, und so ist die Sorge um die eigene Erhaltung der eines andern am wenigsten nachtheilig. Ihre einzige natürliche Tugend ist das Mitleid, welche die Stärke der Selbstliebe mildert[1], die Stelle der Gesetze, der Sitten, der Tugend vertritt und ganz unabhängig von den Grundsätzen der Erziehung ist[2]. Gefährlichen Streitigkeiten ist der Naturmensch nicht unterworfen, und auch die heftigste der Leidenschaften, die Geschlechtsliebe, hat für ihn nicht die Bedeutung wie unter dem Einflusse der Civilisation; für ihn ist eine jede gut. Sich selbst genügend und nur seine wahren Bedürfnisse fühlend, erfreut sich sein Herz der Ruhe und sein Körper der Gesundheit.

Auf diese Weise erscheint physische Behaglichkeit als das einzige und höchste Gut des Naturmenschen, und da alle Mittel der geistigen Kultur vor Mißbrauch nicht gesichert, möglicher Weise also das Verderbliche der Laster civilisirter Menschen größer ist als die Vortheile ihrer Tugenden, so dienen sie nach dem unlogischen Schlusse Rousseau's

---

1) Bezüglich des Verhältnisses der Selbstliebe zur Vernunft bringt Rousseau widersprechende Angaben vor: nach der einen soll die Selbstliebe von der Vernunft erzeugt worden sein (I. p. 547: C'est la raison qui engendre l'amour — propre); nach der andern sollen zwei Principien (das Mitleid nämlich und die Selbstliebe) früher sein als die Vernunft (I. p. 535: j'y crois apercevoir deux principes anterieurs à la raison).

2) I. p. 548: C'est, en un mot, dans ce sentiment naturel, plutôt que dans des argumens subtils, qu'il faut chercher la cause de la répugnance que tout homme eprouveroit à mal faire, même indépendamment des maximes de l'éducation.

nur dazu, den Menschen zu verschlechtern. Ohne sie d. h. von Natur ist der Mensch gut[1]).

Diesem Zustande der Freiheit und Gleichheit, des Glücks und der Gesundheit wurde mit der Entwicklung der Geselligkeit ein Ende gemacht. Sobald Frauen, Väter und Kinder in einer gemeinsamen Wohnung vereinigt lebten, zeigte sich die erste Verschiedenheit in der Lebensweise beider Geschlechter, ein weichlicheres Leben trat an die Stelle der früheren Wildheit, man suchte nicht mehr vereinzelt, sondern vereinigt wilden Thieren Widerstand zu leisten und war darauf bedacht, als erstes sich selbst auferlegtes Joch, zugleich als erste Quelle der Leiden, sich Bequemlichkeiten in der großen Mußezeit zu verschaffen. Auf diese Weise stellte sich die Ungleichheit als Folge der Entartung, die Entartung als Folge der Geselligkeit heraus. Je geselliger der Mensch wird, desto schlechter wird er. Die Gesellschaftsordnung aber hat, da von dem Augenblicke an, wo ein Mensch der Hilfe eines andern bedurfte, der Besitz sich einführte, ihre Wurzeln im Mißbrauche der Gewalt und in der Schwäche der Beherrschten. „Der Erste" — mit diesem Satze beginnt der zweite Theil, — der ein Stück Land eingefaßt hatte und auf den Einfall kam, zu sagen, das ist mein, und welcher Leute traf, die einfältig genug waren, ihm diese Behauptung zu glauben, der war der eigentliche Begründer der menschlichen Gesellschaft." Mit der Einführung der gesellschaftlichen Ordnung war die Ungleichheit unter den Menschen besiegelt. Je mehr der Verstand sich aufklärte, die Industrie sich vervollkommnete, je mehr Reichthum, Adel oder Rang, Macht und persönliches Verdienst Maßstäbe für die Unterscheidungen in der Gesellschaft werden, desto verwickelter wird die Gesellschaftsordnung, desto größer die Ungleichheit und desto zahlreicher werden Kriege, Verbrechen und alle Uebel der menschlichen Gesellschaft. Die äußerste Grenze der Ungleichheit stelle der Despotismus vor. Durch ihn werde der Gesellschaftsvertrag, auf welchen alle staatliche Ordnung zurückzuführen sei, derart aufgehoben, daß der Despot nur so lange Herr ist, als er der Stärkste ist, und sich nicht über die Gewalt beschweren darf, die ihn zu vertreiben vermag, denn Gewalt allein hielt ihn, Gewalt allein stürzt ihn.

1) I. p. 570: les hommes sont méchants, une triste et continuelle expérience dispense de la preuve; cépendant l'homme est naturellement bon, je crois l'avoir demontré.

Auf diese Weise gelangt Rousseau, indem er das Auge nur immer auf menschlichen Mißbrauch richtete, zu dem absurden Resultate, Sittlichkeit und Intelligenz zu Gunsten physischen Wohlseins als eitles Hirngespenst zu schildern, Anstand und Sitte, Recht und Gerechtigkeit, deren Schätzung bei der natürlichen Vermehrung der Menschen und somit der natürlichen Entwicklung menschlicher Gesellschaften nur eine Frage der Zeit ist, für geringer zu halten, als Rechtlosigkeit und Rohheit.

Der zweite Discours „über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen," der direkte Vorläufer des Contrat social und zugleich die theoretische Anticipation der großen französischen Revolution, wurde von der Dijoner Akademie nicht gekrönt, dafür steht die Erlangung des Bürgerrechts seiner Vaterstadt Genf, welcher das Werk gewidmet ward[1]), damit in Verbindung.

Im Jahre 1754 bald nach der Vollendung seines zweiten Discours unternahm Rousseau eine Reise nach Genf[2]), zu einer Zeit also, da er von seinem errungenen Standpunkte und den in seinen beiden Discoursen niedergelegten Gedanken ganz voll war und, wie er sagt, noch in einem „tugendtrunkenen" Zustande sich befand[3]). Wer so eng mit der selbstgeschaffenen Welt verwachsen ist, und zwar einer Welt, welche mit den herrschenden Grundsätzen und Meinungen in vielfachem Gegensatze steht, von dem steht kaum zu erwarten, daß er die letzteren vollkommen zu würdigen wissen werde, vielmehr wird er geneigt sein, falls er die Sittenverderbtheit damit nicht bloß in Verbindung setzt, sondern sogar als deren Wirkung bezeichnet, sie sammt und sonders als Vorurtheile zu betrachten; und wenn er vollends den Muth hat, keine Rolle zu spielen, sondern seinem Denken gemäß zu handeln, so wird er ihnen auch ungescheut den Rücken kehren. Von diesem Standpunkte aus ist sein zweiter Glaubenswechsel während seines Aufenthalts in Genf zunächst zu betrachten. In seinem Discours über die Ungleichheit unter

1) I. p. 206. Die Widmung selbst (abgedruckt I. p. 526—531) verräth eine schwärmerische Verehrung für die Einrichtungen seiner Vaterstadt.

2) I. p. 203 f.

3) Dieser Zustand habe vier Jahre gedauert. I. p. 217: Je ne jouai rien, je devins en effet tel que je parus; et pendant quatre ans au moins que dura cette effervescence dans toute sa force, rien de grand et de beau ne peut entrer dans un coeur d'homme dont je ne fusse capable entre le ciel et moi.

den Menschen hatte er zwar die Nothwendigkeit zugegeben, daß, wenn die Autorität der Regierungen einen geheiligten und unverletzlichen Charakter an sich tragen wolle, die Hülfe der Religion angerufen werden müßte, aber er spricht auch von Mißbräuchen, läßt die Religion im Dienste des Staates sein[1]) und vertritt die Ansicht, daß die Religion der Vernunft und der Tugend den Menschen keine Macht über das Gewissen zugestehe[2]). Unter diesen Umständen kann die Annahme oder Rückkehr zur vaterländischen Religion sogar als eine Erfüllung der Pflicht gegenüber den vaterländischen gesetzlichen Einrichtungen angesehen werden. Indessen es mag wahr sein, daß sich Rousseau überzeugt hielt, die Religion stehe ganz im Dienste des Staates, und der Souverän habe den Cultus und das „unbegreifliche" Dogma, d. h. die Sätze, welche unbegreifliche Dinge begreiflich machen wollen, festzustellen; es mag wahr sein, daß er sich gegenüber seiner Vaterstadt, deren Einrichtungen er um so leichter idealisiren konnte, weil er sie nicht in der Nähe kennen gelernt hatte, verpflichtet fühlte, in Bezug auf Dogma und Cultus den gesetzlichen Vorschriften gemäß sich zu verhalten[3]) und demgemäß zum

---

1) Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes, I. p. 563: Mais les dis sensions affreuses, les désordres infinis qu'entraîneroit nècessairement ce dangereux pouvoir, montrent, plus que toute autre chose, combien les gouvernemens humains avoient besoin d'une base plus solide que la seule raison, et combien il étoit nécessaire au repos public que la volonté divine intervînt pour donner à l'autorité souveraine un caractère sacré et inviolable qui ôtât aux sujets le funeste droit d'en disposer. Quand la religion n'auroit fait que ce bien aux hommes, c'en seroit assez pour qu'ils dussent tous la chérir et l'adopter, même avec ses abus, puisqu'elle épargne encore plus de sang que le fanatisme n'en fait couleur.

2) Diesen Gedanken spricht Rousseau im 11. Buche der Confess. (I. p. 299) aus. Im 8. Buche (I. p. 204 f.) ist von dem Einflusse der Encyclopädisten auf seine Anschauung die Rede, welche, wenn sie ihn auch von der Religion nicht abwendig gemacht, doch bewirkt hätten, daß er von dem „eiteln Formelwesen" (de ce fatras de petites formules) frei gemacht worden wäre. Ueberdies hätte ihn das Studium der Menschen und des Universums überall Endursachen und eine die Welt regierende Vernunft (l'intelligence) erblicken lassen.

3) I. p. 204: . . . Il appartenoit en chaque pays au seul souverain de fixer et le culte et ce dogme inintelligible, et qu'il étoit par conséquent du devoir du citoyen d'admettre le dogme et de suivre le culte prescrit par la loi.

zweitenmale die Confession zu wechseln: nichtsdestoweniger wird man sich bei einem Manne, der sonst an der Vergötterung der bestehenden staatlichen Einrichtungen sehr wenig gearbeitet hat, dem als eminentem Vertreter der natürlichen Religion die Bedeutung des Confessionellen leicht unbeachtet bleiben und der darum in Sachen der Confession indifferent werden konnte, der Vermuthung nicht erwehren können: Der Wunsch, das Bürgerrecht zu erlangen, sei bei diesem Confessionswechsel mit im Spiele gewesen[1]). Und dieser Wunsch, den Schutz eines Staates zu genießen, war bei einem Manne um so natürlicher, der in fremdem Lande die literarische Carrière nun einmal begonnen hatte und mit Freimuth zu verfolgen gedachte. Er hat nur später in Zeiten der Gefahr wenig Nutzen davongetragen.

Da der Aufenthalt Rousseau's in Genf vier Monate lang dauerte[2]), so fand er Zeit genug, um an neue Entwürfe zu denken, Pläne auszuarbeiten und das erste Buch von Tacitus' Historien zu übersetzen. Die Ausflüge in der Genfer Umgebung, die Fahrten um den See dienten dazu, alte Erinnerungen zu beleben[3]), und die Scenerie neuer

---

1) Rousseau sagt I. p. 204: honteux d'être exclus de mes droits de citoyen par la profession d'un autre culte que celui de mes pères. Er schämte sich also seines Katholicismus. Aber warum gerade in Genf, wo er Aussicht hatte, Rechte zu erlangen? Man wird doch nicht die Scham für Ernst halten, da er gerade damals mehr als je (s. I. p. 203) über alle menschlichen Meinungen und Vorurtheile sich erhaben fühlte? Für die Vermuthung, daß die Erlangung des Bürgerrechts bei diesem Glaubenswechsel im Spiele war, spricht noch die Ansicht Rousseau's, daß jeder, der kein intriguanter Mensch ist und Bücher zum wahren Wohle des Vaterlandes schreiben will, nicht im Schoße seines Vaterlandes schreiben dürfe (I. p. 212). Dann genießt er eben beides: Die nöthige Freiheit und den nöthigen Schutz. Was den in Rede stehenden Indifferentismus betrifft, so war zwar die natürliche Religion Rousseau's dem Unglauben und Atheismus entgegengesetzt (Émile, liv. IV. T. II. p. 587), aber sie tritt gegenüber allem Confessionellen mit dem Ausspruche, die einzig wahre zu sein (a. a. O. p. 589), auf, indem ihre Kennzeichen für alle Menschen, Europäer, Indier, Afrikaner und Wilde gleich verständlich seien. Die Frage nach dem Ursprung der Confession ist meines Wissens ein heut zu Tage noch nicht aufgeworfenes Problem.

2) I. p. 206.

3) Siehe oben 2. Capitel.

Werke, namentlich der „Neuen Heloise“, vollkommen zu machen[1]). Rousseau ging nach Paris mit dem Wunsche, nach Genf wieder zurückzukehren und bleibend sich dort niederzulassen. Aber dieser Plan wurde auch dann, als sein Discours über die Ungleichheit gedruckt und nach Genf geschickt worden war[2]), wieder aufgegeben, sei es daß er nach der Niederlassung Voltaire's in Genf, welcher nach seiner Befürchtung die Pariser Sitten in seine Vaterstadt verpflanzen und dort eine förmliche Umwälzung hervorrufen würde, ahnte, sein eigenes Bemühen würde nur als das vergebliche Wirken eines Pedanten erscheinen[3]), sei es daß der Gedanke, ein freimüthiger Schriftsteller dürfe zum wahren Wohle seines Vaterlandes nicht in seinem Vaterlande schreiben[4]), ihn schon lebhaft beschäftigte, sei es endlich daß der Antrag der Madame d' Epinay, das ihr gehörige einsame Häuschen dicht bei dem Wald von Montmorency, l' Hermitage genannt, zu beziehen, mit augenblicklicher Gewalt auf ihn einwirkte und seiner Vorliebe für das Landleben und die Einsamkeit entgegenkam[5]). Er entschied sich für das Letztere und bezog in der nächsten Nähe von Paris l'Hermitage am 9. April 1756[6]).

Eine Hauptbeschäftigung, neben welcher das Copiren in den Hintergrund trat, blieb den Entwürfen gemäß, welche er sich gemacht hatte, dem Aufenthalte auf jenem einsamen Landsitze vor allem vorbehalten: die schriftstellerische Arbeit. Die Frage, welches Motiv und ob denn auch jetzt nur ein willkürliches geniales Sich-Gehen-Lassen als leitendes Motiv für dieses Wirken gelten solle, mußte zu abermaliger Erwägung drängen. Rousseau mochte das selbst fühlen und er beginnt darum an der passendsten Stelle das neunte Buch der Bekenntnisse mit Erwägung dieser Frage. „Ich hätte zu Wohlstand, selbst zu Ueberfluß gelangen können, sagt er, wenn ich hätte Verfasserkunstgriffe anwenden wollen. Aber ums Brot schreiben, würde mein Genie erstickt und mein Talent getödtet haben. Nichts Kraftvolles, nichts Großes kann aus

1) I. p. 205.

2) Einem Briefe an Vernes zu Folge (T. IV. p. 222) geschah dies im Sommer 1755.

3 I. p. 207.

4) I. p. 212.

5) I. p. 206. Bezüglich jener Vorliebe sagt Rousseau zu Anfang des 9. Buches (I. p. 209), das Landleben sei sein eigentliches Element gewesen, aus welchem er fünfzehn Jahre lang herausgerissen worden wäre.

6) I. p. 210.

einer gradezu käuflichen Feder kommen. Der Schriftstellerstand ist nur ehrenwerth und ruhmvoll, wenn er kein Gewerbe ist. Es ist schwer edel zu denken, wenn man nur denkt, um zu leben"[1]). Diese Worte mögen beherzigenswerth sein, sie mögen Kunde davon geben, daß Rousseau die in der kritischen Periode seines Lebens gefaßten Entschlüsse auch auf die Wirksamkeit, zu der ihn eine glückliche Naturgabe führte, auszudehnen gesonnen war, dennoch enthalten sie auf die in Rede stehende Frage keine vollständige Antwort. Schriftstellern, ohne dem Eigennutze zu dienen, erfordert gewiß schon moralische Kraft, und die Schriften Rousseau's dürften den Beweis gar wohl zu liefern im Stande sein, wenn ihn unsere bisherige Darstellung nicht schon geliefert hätte, daß nichts weniger als Eigennutz seine wirksame Triebfeder war. Aber von welchem Motiv soll denn das Wirken getragen sein, wenn es nicht Eigennutz sein darf? Welches ist denn die positive Antwort, die auf jene Frage gegeben werden kann?

Diese positive Antwort steht mit seinen Erfahrungen und seiner Sinnesweise im Zusammenhange. Es war wohl natürlich, daß der in Genf und im Savoiardenlande fast bis zum 30. Jahre an eine einfache Lebensweise Gewöhnte in Paris und seinen Salons, Bosquets, seinen Wasserkünsten und Parterres sich unheimisch fühlte, und daß seine sinnige Art und sein nachhaltiges Grübeln von albernen Bonmots, läppischen Zierereien und kleinen Geschichtenkrämern sich abgestoßen fühlte[2]). Und wenn schon seine anders gearteten Sitten durch ihren Contrast die Zustände der damaligen Gesellschaft in einem ungünstigen Lichte erscheinen ließen, so thaten Scharfblick und Urtheil das Uebrige, um die Folgen derselben zu erkennen. Der Anblick der Sitten war ihm unerträglich[3]), die Lasterhaftigkeit von Paris geeignet seinen Un-

1) A. a. O. Auf den letzten Gedanken kommt Rousseau im 10. Buche (p. 271) noch einmal zurück und macht einen Zusatz. Man bildete sich ein, sagt er, daß ich das Schreiben nur als Handwerk treiben könnte wie alle andern Schriftsteller, während ich immer nur aus Leidenschaft (par passion) habe schreiben können.

2) I. p. 215.

3) I. p. 227: Qui peut supporter sans indignation le spectacle des moeurs à la mode? et qu'y a-t-il de plus révoltant que l'orgueil d'une femme infidèle, qui, foulant ouvertement aux pieds tous ses devoirs, prétend que son mari soit pénétré de reconnoisance de la grâce qu'elle lui accorde de vouloir bien ne pas se laisser prendre sur le fait?

willen zu wecken[1]) und die Menschen verachten zu lernen[2]); er erkannte aus der Zerrüttung im öffentlichen Wesen eine nahende Katastrophe[3]), ja noch mehr: er weissagte, daß eine Krisis und das Jahrhundert der Revolutionen sich nähere[4]). Bei so beschaffener Beurtheilung der Lage konnte es keine näher liegende Aufgabe geben, als diese Zustände zu geißeln. Mit Lust und Energie hätte er an die Ausarbeitung einer scharfen Kritik mit der ausgesprochenen, freilich bloß negativen Tendenz gehen können, das Falsche aufzudecken und das Schlechte zu enthüllen. Indessen seine Schriften, welche von keiner blos negativen Kritik zeugen, liefern eben dadurch den Beweis, daß es seiner Gemüthsart fern lag, am Tadeln und Hassen ein fortdauerndes Wohlgefallen zu finden, und so mag immerhin in seinem Selbstlob, er sei unfähig zu hassen, Wahrheit liegen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Seine eigenen, in den beiden Discoursen zum Theil niedergelegten Anschauungen gaben ihm Mittel genug an die Hand, um über alle negative Kritik hinaus an die Stelle der herrschenden Irrthümer nach seiner Ueberzeugung die Wahrheit zu setzen und an die Stelle der gesellschaftlichen Zustände, welche Elend und Bedrückung im Gefolge hatten, eine neue und wohlthuende gesellschaftliche Ordnung vorzuschlagen[5]). Mochte nun die sou-

---

1) I. p. 218: Ce changement commença sitôt que j'eus quitté Paris, et que le spectacle des vices de cette grande ville cessa de nourir l'indignation qu'il m'avoit inspiré.

2) I. p. 241: C'est à la campagne qu'on apprend à aimer et servir l'humanité; on n'apprend qu'à la mépriser dans les villes.

3) I. p. 229: . . . de ces spectacles de crimes et d'horreurs, qui n'eussent fait que nourir, qu'aigrir l'humeur bilieuse que l'aspect des désordres publics m'avoit donné. Und p. 298 (liv. XI): je pensois que la constitution déclinante ménaçoit la France d'un prochain délabrement.

4) Diese merkwürdige Weissagung hat er im 3. Buche des Émile (II p. 514) ausgesprochen: Nous approchons de l'état de crise et du siècle des révolutions. Er fügt noch in einer Anmerkung hinzu: Je tiens pour impossible que les grandes monarchies de l'Europa aient encore long-temps à durer: toutes ont brillé et tout état qui brille est sur son déclin. Wie oft mag ein solcher Scharfblick zu finden sein, dem aus der Betrachtung gegenwärtiger Zustände eine Prophezeihung erwächst?

5) I. p. 217: Mon début me mena par une route nouvelle dans un autre monde intellectuel, dont je ne pus sans enthousiasme envisager la simple et fière

veräne Verachtung, welche Rousseau gegen alle Großen hegte[1]), an sich mehr oder weniger begründet sein, mochte die Bedrückung des Volkes, dessen eifriger Vertheidiger er ward, ihn mehr oder weniger dazu auffordern: für Rousseau war es entscheidend, daß er das praktische Bedürfniß nach bessern Zuständen lebendig fühlte und angetrieben wurde, mit seinen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und in der angegebenen Richtung an der Verbesserung mitzuwirken oder sie wenigstens vorzubereiten. Auf diese Weise ward es möglich, daß der Wunsch, zum gemeinen Besten zu sprechen und dem wahren Wohle des Vaterlandes zu dienen[2]), ein leitendes Motiv seines schriftstellerischen Wirkens wurde.

Damit wäre die Lücke in seinen früheren Ueberlegungen ausgefüllt und ein positiver Zusatz in Rousseau's Sinne gefunden. Freilich ist jenes Motiv das höchste nicht, welches sich für schriftstellerisches Wirken denken läßt, nämlich: die Wahrheit um der Wahrheit willen suchen. Aber wer möchte darüber mit ihm rechten? Ist es ja immerhin möglich, daß Rousseau, wenn er auch diesen Gedanken nicht ausgesprochen hat, in seinem Gefühle von demselben durchdrungen war, und verräth ja sein Motiv eine wohlwollende Gesinnung! Von handwerksmäßiger Buchmacherei, von der Verfassereitelkeit schwächlicher und vergänglicher Autoren war er so weit entfernt wie von der Sucht nach leeren Titeln gelehrter Würden. Gewiß wird also schon in der Fassung, welche Rousseau seinem Motiv gegeben hat, Anerkennenswerthes gefunden werden können, ja schon der Umstand, daß Rousseau Erwägungen über das Motiv schriftstellerischen Wirkens anstellte, ist keineswegs gleich Nichts zu achten. Wenn sich in demselben die Richtung auf das Nächstliegende, Brauchbare, zu

---

économie. Bientôt, à force de m'en occuper, je ne vis plus qu'erreur et folie dans la doctrine de nos sages, qu'oppression et misère dans notre ordre social. — Charakteristisch äußerte sich Rousseau's Sinnesart, als Diderot, der wegen seines Fils naturel viele Anfeindungen erfahren hatte, ihm den Entwurf zu dem Père de Famille zeigte. Das, sagte Rousseau zu Diderot, ist die beste Vertheidigung des Fils naturel. Halten Sie das Stück geheim und werfen Sie es dann plötzlich Ihren Feinden statt aller Antwort ins Gesicht (I. p. 241). Th. Vogt, Ueber Rousseau's Emil in der Zeitschrift für exacte Philosophie. VI. S. 253.

1) Statt aller Belege dieser den Lesern Rousseau'scher Schriften wohlbekannten Seite möge nur der Umstand erwähnt werden, daß er seinen Hund Duc benannte (I. p. 294).

2) I. p. 210: Je jetois mes livres dans le public avec la certitude d'avoir parlé pour le bien commun, sans aucun souci du reste.

Erprobende kundgiebt, so darf man nicht vergessen, daß Rousseau, so sehr er sich auch von den Zuständen und Sitten Frankreichs abgestoßen fühlte, ein Franzose, d. h. eine praktische Natur war und als solcher den Gedanken, daß derjenige, welcher die Wahrheit um der Wahrheit willen sucht, als Schriftsteller dadurch ganz von selbst dem Einzelnen und dem Ganzen Nutzen gewährt, — ich wage es kaum zu sagen, — nicht recht begriffen haben würde. Man wird zwar auch klüger, wenn man experimentirend am Schaden klug wird, aber die Nachtheile können hiebei unberechenbar werden, um von dem Opfer nicht zu reden, welches von der Wahrheit dem Doctrinarismus gebracht wird[1]).

Verschiedene Skizzen und Entwürfe größerer Arbeiten[2]), zum Theil schon vor Jahren gemacht, sollten, als Rousseau l'Hermitage bezog, ausgeführt und vollendet werden. Mit Ausnahme einer einzigen[3]) wurden sie insgesammt zur Vollendung gebracht und später veröffentlicht. An der zum Ausreifen der Gedanken nöthigen Zeit hatte es seinen Arbeiten nicht gefehlt. Schon ihr Titel drängt den Gedanken auf, daß solche Werke wohl geeignet seien, die Leitung des Motivs, dem gemeinen Besten zu nützen, an den Tag zu legen. Siehe da! der Mann, der so energisch Hand an seine äußere und innere Reform gelegt, der entschlossen war, sein Betragen mit seinen Grundsätzen in Uebereinstimmung zu bringen[4]), der sogar harte Proben einer edlen Selbstverleugnung an den Tag gelegt hatte, täuscht urplötzlich alle Erwartungen. Man glaubt, ein strengerer Sinn, zumal in einem Alter von 44 Jahren, sei ihm

---

1) Aus jener praktischen Richtung erkennt man, daß der oben im 5. Capitel angeführte Satz Schlosser's in beschränktem Sinne verstanden sein will. Uebrigens ist Rousseau so aufrichtig, neben jenem allgemeineren Motiv noch ein persönliches zu nennen: Sein Ruf (réputation I. p. 211) sollte durch das schriftstellerische Wirken zugleich mit begründet werden. Es hieße mala fide sprechen und die Rücksicht auf den Charakter seiner Werke vergessen, wenn man daraus schließen wollte, er habe jenes allgemeine Motiv diesem persönlichen zum Opfer gebracht.

2) Die Entwürfe werden I. p. 210—214 aufgezählt.

3) Ein Werk, la morale sensitive ou le matérialisme du sage, welches ihn einige Zeit beschäftigte, wurde später ganz aufgegeben.

4) I. p. 217: Dans l'illusion de mon sot orgueil, je me crus fait pour dissiper tous ces prestiges (nämlich diejenigen, welche er in den gesellschaftlichen Zuständen gefunden hatte); et jugeant que, pour me faire écouter, il falloit mettre ma conduite d'accord avec mes principes, je pris l'allure singulière.

zur zweiten Natur geworden und die Vertiefung in ernste Arbeiten nehme seine Kraft völlig in Anspruch. Nichts von alledem! Alle gemachten Entwürfe müssen eine Zeitlang ruhen[1]), damit unter dem Einflusse alter Erinnerungen und neuer Erlebnisse ein Werk entstehe und zur Vollendung gelange, welches lüstern und schwärmerisch, oratorisch und bombastisch ist[2]). Woher diese plötzliche Veränderung? War etwa sein „tugendtrunkener“ Zustand nur ein moralischer Rausch gewesen, unter dessen vorübergehender Erregung gute Entschlüsse wie Seifenblasen sich erheben, um grade dann zu verschwinden, wenn sie am herrlichsten erscheinen? Oder mußte seine moralische Kraft im Kampfe mit einem alten Hange als der schwächere Theil tributpflichtig unterliegen? Diejenigen Leser der Bekenntnisse, welche über dem Eindrucke Rousseau'scher Ueberredungskunst die Kraft der eigenen Aufmerksamkeit sich erhalten haben und den Blick auf seine innere Entwicklung hinlenken, werden sich diesen Umschwung zu erklären vermögen. Jener sinnlich romanhafte Zug, welcher in der Kindheit erworben, in der Jugend befestigt worden war, konnte wohl eine Zeitlang durch die Macht, welche die neue Gedankenwelt erlangt hatte, zurückgedrängt werden, aber nicht gänzlich ersterben, und die Neue Heloise, für welche kein schriftlicher Entwurf bereit lag, beweist hinlänglich, wie fest derselbe in seinem Innern Wurzel gefaßt hatte.

Therese Levasseur hatte, auch wenn ihre Denkweise mehr Anknüpfungspunkte für gegenseitigen Gedankenaustausch Rousseau dargeboten hätte[3]), für ihn den Reiz der Neuheit verloren[4]). Als nun der Aufenthalt auf dem Lande nach so langer Unterbrechung mit erneutem Reiz, — es war noch dazu Frühlingszeit, — auf ihn einwirkte, da machte l'Her-

1) Die beiden Auszüge aus den Werken des Abbé de Sainte-Pierre, nebst zwei Beurtheilungen (abgedruckt I. p. 606—638), welche er im Frühling des Jahres 1756 ausführte (I. p. 221) kommen kaum in Betracht.

2) Dieses Urtheil über die Form der Abfassung fällte Diderot; er nannte sie „feullet“ d. h. (wie Rousseau diesen Diderot eigenthümlichen Ausdruck erklärt): mit Worten überladen und bombastisch (chargé de paroles et redondant, I. p. 241).

3) Die Unterhaltung bestand nach dem gewöhnlichsten Ausdruck in einem Geklatsch I. p. 220: Restoit la ressource des caillettes, médire et dire de quolibets.

4) Rousseau will sich dies nicht eingestehen oder ist sich dessen nicht bewußt. Er spricht nur von innerer Leere, I. p. 221: Je n'en avois plus à former, et j'avois encore le coeur vide.

mitage mit den Erinnerungen an Les Charmettes auch die Jugendlust wieder lebendig, und der naheliegende Wald schien diesmal nicht zum Meditiren, sondern zum Schwärmen bestimmt zu sein. Der 44jährige Mann ist wieder jung und liebebedürftig geworden. Die holde Jahreszeit schien ihm die Tage nur zu schenken, damit er auf einsamen Spaziergängen in wonniges Schmachten sich versenke und nach einem Wesen sich sehne, dessen Individualität mit den Saiten der seinigen zusammenstimme wie reiner Quintenklang[1]). Wo wird ein solches Wesen, ausgestattet mit dem Reize der Idealität, zu finden sein? Die Wirklichkeit bietet keine Vollkommenheiten, und wenn sie solche darbieten würde, so würde sie Mittel zur Abnützung hinzufügen. Wer wahrhaft und auf die Dauer sich ihrer erfreuen will, darf sie nicht wirklich besitzen. Aber freilich: werden diese Ideale, welche uns hinanziehen, nicht von dem Gewichte unserer Begehrlichkeit, welches sich an sie anhängt, von ihrer Höhe herabgezogen werden? Darum kümmert sich derjenige zunächst nicht, der das Mittel besitzt, um sich ihrer vorerst erfreuen zu können. Rousseau's Phantasie schuf ihrer zwei, eine Geliebte und eine Freundin. Die erstere hieß Julie, Clara die zweite. Die Form ihres Charakters war nicht völlig erdichtet, ebensowenig der Aufenthalt und die Situationen: so viel lebendigen Rückhalt boten die gesammten Jugenderinnerungen schon dar[2]). Die unbestimmten Umrisse der Gestalten seiner Phantasie verschwanden allmählich, und als sie der plastischen Abrundung sich näherten, entstand der Wunsch, die Krystalle zu sehen, welche durch die Feuergluth der Phantasie entstanden waren, oder mit gewöhnlicheren Worten: er brachte Einiges von seinen Erdichtungen zu Papier[3]).

Aber man muß wohl fragen, ob denn nicht in demselben Manne

---

1) I. p. 222. f.

2) I. p. 223: Bientôt je vis rassamblés autour de mois tous les objets qui m'avoient donné de l'émotion dans ma jeunesse etc. Vgl. das 2. Capitel. Der Aufenthaltsort der Helden ist Vevay, der Geburtsort der Frau von Warens. Wer Einzelheiten liebt, findet eben so gut Belege. Saint-Preux beginnt seine Antwort auf die Nachricht, daß seine Julie geheirathet, mit den Worten: Et vous ne seriez plus ma Julie? (19. Brief des 3. Theils der Nouvelle Héloise, T. II. p. 184) und Rousseau schreibt am 14. December 1737 in derselben Lage auf die Nachricht, daß die Frau von Warens einem Andern ihr Herz geschenkt, an diese: N'êtes-vous donc plus ma chère maman? (T. IV. p. 177).

3) I. p. 225.

andere Gedanken, welche früher Macht besaßen, erwachen und das jetzige Bemühen keineswegs als so unschuldig und unverfänglich betrachten werden, als es erscheinen mag; ob denn das angenommene Gewissen bei der Ausführung solcher Gestalten keinen innern Vorwurf erheben und die später gewonnenen Grundsätze der wiedererwachten jugendlichen Begehrlichkeit trotz ihrer idealen Umkleidung kein Halt zuzurufen im Stande sein werden? Rousseau mußte das selbst fühlen[1]). Man kann nicht Tugend predigen und zugleich reizende Bilder der Liebe und Weichlichkeit entwerfen. Indessen in der augenblicklichen Aufregung erscheinen die frühern Grundsätze wie ein matter Abschein alter Erinnerungen, die Neigung siegt über alle bessern Entschlüsse und Rousseau vollendet die beiden ersten Theile der „Julie“ während des folgenden Winters mit „unbeschreiblichem Vergnügen“[2]). Und sonderbar genug! derselbe Mann, der sonst die herrschenden Sitten so verachtete, nimmt jetzt zu ihnen seine Zuflucht, damit sie seine eigene Schwäche entschuldigen und die Einsprache strengerer Grundsätze beschwichtigen helfen[3]). Man könne ja nicht wissen, ob lasterhafte Sitten durch die Schilderung eines Mädchens, welches sich von der Liebe überwinden läßt und als Frau dennoch[4]) die Kraft gewinnt wieder tugendhaft zu werden, welche ferner inmitten natürlich-einfacher und idyllisch-anmuthiger Lebensweise nur freundschaftlichen Gefühlen zu leben scheint, durch die sentimentalen

---

1) I. p. 227: Après les principes sévères que je venois d'établir avec tant de fracas, après les maximes austères que j'avois si fortement prêchées, après tant d'invectives mordantes contre les livres efféminés qui respiroient l'amour et la mollesse, pouvoit-on rien imaginer de plus inattendu, de plus choquant, que de me voir tout un coup m'inscrire de ma propre main parmi les auteurs de ces livres que j'avois si durement censurés?

2) avec un plaisir inexprimable (I. p. 228).

3) Die Wendung, welche Rousseau diesem Umstande in zwei unmittelbar auf einander folgenden Abschnitten (I. p. 227) giebt, ist ganz eigenthümlich. Er gesteht zu, daß strenge Grundsätze und solche Neigungen ihn in einen Selbstwiderspruch verwickeln, aber kaum hat er die Schwächen, welche den Gegenstand seiner Schilderung bilden, mit den herrschenden Sitten verglichen, so erscheinen ihm die ersteren von tugendhafter Art zu sein, und er schließt kategorisch: wer sein Bild als Ganzes anstößig und nicht heilsam finde, der sei ein Lügner und Heuchler. So erbricht sich nach Schillers Worten das Laster, um sich mit der Tugend zu Tische zu setzen.

4) Rousseau wenigstens giebt seiner Julie diese Vorbereitung.

Stimmungen, die sie erweckt, nicht von ihrem Wege zeitweilig abgelenkt und eine auf das Bessere hinzielende Richtung einschlagen werden. Soviel ist wenigstens gewiß, daß diese Schilderungen auf Anklang rechnen können. Denn auf Blasirtheit übt solche Natürlichkeit neuen Reiz und für eine Zeit, die mit allem Glauben und Wissen der Vergangenheit gebrochen hat, ist natürliche Anmuth ein willkommener Zufluchtsort[1]).

Rousseau war von sinnlicher Gluth angefacht und mitten in seine von Schwärmerei begleitete Arbeit vertieft, als zur gelegenen und in diesem Falle gefährlichen Stunde die noch nicht 30jährige Comtesse d'Houdetot, eine anmuthige und liebenswürdige Frau ihn besuchte[2]). D'Houdetot hieß ihr Gemahl, ihr Geliebter, zugleich Rousseau's Freund, war Saint-Lambert. Rousseau's Neigung war bald gefaßt: Julie schien leibhaftig vor seinen Augen zu stehen[3]). Ihr Aufenthalt in der Nähe von l'Hermitage machte häufigere Besuche möglich, Saint-Lambert war abwesend: mehr bedurfte es nicht, um Rousseau's Neigung in eine heftige Leidenschaft zu verwandeln[4]). Aber trotzdem suchte er sich in gewissen Grenzen zu halten: Seine Liebe sollte kein Eingriff in die eroberten Rechte des Freundes sein, und in der Geliebten sollte die Freundin nicht vergessen werden, welche voll von Unschuld, Sanftmuth und Herzensgüte, — ein Wesen nach seinem Sinne wäre[5]). Es fragt sich nur: wird diese Verquickung von Ideal und Sinnlichkeit, die Achtung vor der bloßen Freundin mit der Begehrlichkeit der Liebe auf die Länge bestehen können und diese neue Verhimmlung der Geschlechts-

---

1) Siehe Vilmars Bemerkungen zu Werthers Leiden von Göthe, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 9. Aufl. 1862, S. 454 f. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrhunderts IV. S. 166; Vogt a. a. O. S. 268. Blasirtheit verbunden mit dem Streben nach natürlicher Einfachheit läßt sich im Alterthum namentlich zur Zeit der römischen Kaiser beobachten. Siehe Otto Jahn, Aufsätze aus der Alterthumswissenschaft, 1868 S. 74. 80.

2) I. p. 225, namentlich p. 229.

3) I. p. 230: Je vis ma Julie en madame d'Houdetot.

4) Wenn Rousseau sagt (I. p. 229), die Liebe zu Madame d'Houdetot sei die „erste und einzige in seinem ganzen Leben" gewesen, so dürfte dieses Wort nur auf die Heftigkeit der Leidenschaft hindeuten, welche aus seiner damaligen empfänglichen und gereizten Gemüthslage erklärlich ist.

5) I. p. 230. Charakteristisch für die Idealisirung der Geschlechtsliebe ist der Ausspruch: Je l'aimois trop pour vouloir la posséder (I. p. 233).

liebe durch den Beischmack des Freundschaftlichen nicht einen neuen[1]) unerträglichen Widerspruch schaffen, oder vielmehr den alten zwischen Rousseau'scher Idee von Liebe und seiner Sinnlichkeit in neuer Gestalt offenbaren? Wird nicht die Macht der Sinnlichkeit, durch den gegenwärtigen Reiz genährt und gestärkt, alle Gefühle, auf welchen wahre Freundschaft beruht, zurückzudrängen streben und die Freundschaft in Verbindung mit geschlechtlicher Liebe zwar einen sentimentalen Reiz erhalten aber wegen des Ausschlusses der Befriedigung etwas in sich Widersprechendes und darum dem darnach Strebenden nur eine Quelle von Leiden sein[2])? Dem angeblich reizenden Plan, daß alle Drei in trauter Freundschaft und stiller Zurückgezogenheit zusammenleben und -wohnen sollten, wäre eine peinigende Ausführung auf dem Fuße gefolgt. Indessen Saint-Lambert's Eifersucht, das Aufhören häufiger Zusammenkünfte, endlich die Jahre Rousseau's, welche doch einen geringeren Grad von Empfänglichkeit und eine kürzere Dauer der Leidenschaft mit sich führten, bewirkten, daß er nicht wie in jüngern Jahren den Widerspruch fühlte, in welchem er sich befand. Aber auf die weitere Ausführung seiner Neuen Heloise hat dieses Verhältniß seinen Einfluß geübt. Julie ist in den drei letzten Theilen Gattin des Herrn von Wolmar; Saint-Preux, ihr ehemaliger Geliebter, bleibt ihr Freund, ja noch mehr: zur Erreichung ihres vollkommenen Glückes erscheint es ihr nothwendig, daß er auch in ihrem und ihres Gatten Hause wohne[3]). So erscheint das träumerische Erlebniß Rousseau's im Spiegel[4]).

---

1) Vgl. das 2. Capitel.

2) S. 2. und 3. Capitel. Ueber die widerwärtigen Verhältnisse, in die Rousseau durch seine Leidenschaft gerieth, die Verdächtigungen, Gehässigkeiten siehe G. H. **Morin**, Essai sur la vie et le caractère de J. J. Rousseau. Paris 1851. Namentlich das 1. Capitel.

3) I. p. 252: Nous formâmes le projet charmant d'une étroite société entre nous trois (nämlich Rousseau, Mad. d'Houdetot und Saint-Lambert), et nous pouvions espérer que l'exécution de ce projet seroit durable, vu que tous les sentiments qui peuvent unir de coeurs sensibles et droits en faisoient la base, et que nous rassemblions à nous trois assez de talents et de connoisances pour nous suffire a nous-mêmes, et n'avoir besoin d'aucun supplément étranger. Rousseau ist sich vollkommen bewußt, welchen Antheil seine Erlebnisse und Erinnerungen an der poetischen Wahrheit der Schilderungen der Neuen Heloise hatten. Er sagt: Sans quelques réminiscences de jeunesse et madame d'Houdetot, les amours que j'ai sentis et décrits n'auroient été qu'avec des sylphides.

4) Auch das kann noch hinzugefügt werden, daß Herr von Wolmar ebenso wie Saint-Lambert, Atheist ist. Rousseau vollendete die „Julie" im Winter 1758—59. I. 265.

Die Aufnahme, welche die Neue Heloise bei ihrem Erscheinen im Jahre 1761 fand, war eine beispiellos günstige[1]). Die Originalität der Conception, die feurigen Schilderungen, die Abwechslung trotz der geringen Anzahl handelnder Personen, der hohe Grad von poetischer Wahrheit: dies alles vereinigte sich, um das Lob allgemein zu machen. Aber nicht bloß diese offenbaren, auch geheime Ursachen waren im Spiele, daß Rousseau als der Mann des Tages erhoben wurde. Nach natürlicher Anmuth, welche Rousseau zu zeichnen verstand wie Einer, trug die Zeit Verlangen und die Aufgabe erfährt eine willkommene Lösung, daß Schwächen und Fehler mit dem Mantel der Tugend bekleidet werden können. Es ist nichts weiter nöthig, um das Werk zu einem kleinen Zeitereigniß zu machen. Aber man vergesse nur ja nicht, daß es von einem Manne herrührt, welcher schon in seinem preisgekrönten Discours seiner Zeit und ihren Sitten den Krieg erklärt; man bedenke, daß bei seinem Entstehen eine Schwäche über die eigenen Grundsätze den Sieg errungen hatte. Mag dann immerhin der Erfolg, wie er gewöhnlich thut, seinem Stolze Nahrung geben: wir werden nicht mehr sagen können, daß er wegen des moralischen Werthes vollkommen berechtigt sei, vielmehr behaupten müssen, daß der Mann, dessen schon in der Jugend großgezogene Schwäche mit ihrer Gewalt die Kraft der angenommenen Grundsätze darniederdrückte, und welcher denselben Menschen Concessionen macht, die er früher gescholten, ein zweifelhaftes Recht besitzt, sich zum Tugendprediger aufzuwerfen. Rousseau bestätigt selbst diese Behauptung. Die Neue Heloise, sagt er, sei kein Buch für junge Mädchen, denn das hieße ein Haus in Brand stecken, um die Spritzen in Thätigkeit zu setzen[2]). Er hätte nur noch hinzufügen sollen: Erwachsene aber würden an der verzehrenden Gluth noch ein Vergnügen finden lernen.

Indessen ganz verleugnete sich der Mann des preisgekrönten Discours nicht. Auch die Neue Heloise beweist, daß er früher nicht umsonst gegen alle Vorurtheile für die Tugend das Wort ergriffen, mit Geräusch[3]) sich zu strengen Grundsätzen bekannt hatte, und daß es nicht ein leerer

---

Erdmann (Grundriß der Geschichte der Philosophie II. S. 141) vermuthet, es hätte Rousseau für seinen Herrn von Wolmar der Baron Holbach als Modell gedient.

1) I. p. 287 f. (Anfang des 11. Buches).

2) Brief an Duclos vom 19. November 1760, T. IV. p. 322.

3) I. p. 227.

Wunsch geblieben war, Werke zum gemeinen Besten zu schaffen. Er wußte in der zweiten und wichtigsten Hälfte des Werkes ernstere Lehren auf geschickte Weise zu verflechten und durch diese Popularisirungen seiner bisher vorgetragenen Lehren wurden diese selbst dem größern Publikum bekannt. Er fand ferner Raum, Lehren einzuschalten, auf welche er schon seit langer Zeit sein Nachdenken hingelenkt hatte, und welche später im „Emile" eine weitläufigere und ausführlichere Behandlung erfuhren: dies beweist der Abschnitt über die Erziehung [1]) und ein zweiter über die natürliche Religion [2]), das Vorbild des Glaubensbekenntnisses des savoischen Vikars. Endlich war der eben heftig ausgebrochene Streit zwischen Encyclopädisten und den Vertheidigern der Religion die Veranlassung, daß Rousseau noch eine bestimmte Tendenz in seinem Werke verfolgte. Er trat als Vermittler beider Parteien auf und gedachte beide dadurch zu versöhnen, daß er der einen nachzuweisen suchte, es sei unstatthaft, Jemanden bloß wegen anderer Glaubensmeinung der moralischen Verdorbenheit zu zeihen, und der andern, es sei voreilig, in dem Festhalten am hergebrachten Glauben bloß Heuchelei zu erblicken [3]). Das Unternehmen glückte, wie derartige Vermittlungsversuche gewöhnlich, freilich wenig, denn es vermochte die Einen nicht zu überzeugen und fiel den Andern lästig ob der Höhe des Standpunkts und ob des meisternden Tones. Aber nicht auf den Erfolg kommt es hier an, sondern die gute Meinung und ernste Absicht, von welchen der ganze Gedanke geleitet ward.

Die Wogen der Gemüthsaufregungen, von welchen die Abfassung der Neuen Heloise begleitet gewesen war, verliefen sich allmählich, der

---

1) Nouv. Hél. Partie V. lettre III. T. II. p. 282—297.

2) Nouv. Hél. Partie VI. lettre XI. T. II. p. 357—376. Mit Bezug auf diesen Brief sagt Rousseau in den Confess. liv. IX. p. 212: La profession de foi de cette même Héloise mourante est exactement la même que celle du Vicaire savoyard... tout ce qu'il y a de hardi dans l'Émile, étoit auparavant dans la Julie.

3) Brief an Vernes vom 24. Juni 1761. Es heißt unter anderm (T. IV. p. 335): Cet objet étoit de rapprocher les parties opposés, par une estime réciproque; d'apprendre aus philosophes qu'on peut croire en Dieu sans être hypocrite, et aux croyans, qu'on peut être incrédule sans être un coquin. Julie, dévote, est une leçon pour les philosophes, et Wolmar, athée, en est une pour les intolérans. Wenn sich dergleichen Gegensätze wie Ja und Nein zuspitzen, so kann es keine Vermittlung geben.

durch die Uebersiedlung aus l'Hermitage nach Montmorency am 15. December 1757 herbeigeführte Ortswechsel[1]) und andere Umstände erleichterten die Rückkehr der früheren Gedankenbewegung. Sein altes Motiv konnte der ungestörteren Aeußerung und die frühern Entwürfe zu strengeren Arbeiten dem ruhigen Ausbau entgegensehen.

An Stacheln für sein Wirken hat es Rousseau nicht gefehlt. Dies beweisen, abgesehen von der Wahrheit, die sie enthalten mögen, die Worte, mit welchen er seinen Discours über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen schließt. Er sagt[2]): „Die menschliche Ungleichheit, welche bloß durch das positive Recht autorisirt ist, ist dem natürlichen Rechte immer dann zuwider, sobald sie nicht mit der physischen Ungleichheit in gleichem Verhältnisse zusammengeht, eine Unterscheidung, welche hinreichend bestimmt, was man in dieser Hinsicht von derjenigen Art von Ungleichheit denken soll, die unter allen civilisirten Völkern herrscht; denn es ist offenbar gegen das Naturgesetz, auf welche Art man es auch definire, daß ein Kind einem Greise Befehle ertheile, ein Thor der Führer eines Weisen sei und eine Handvoll Menschen im Ueberfluß schwelge, während der ausgehungerten Menge das Unentbehrliche fehlt." Eine bloße Kritik des Eigenthumsrechts, wie sie Rousseau in jenem Discours geliefert hatte, würde diesem furchtbaren Wort gegenüber den Zweck seines Wirkens nur wenig der Erfüllung entgegengeführt haben, es mußten viel weitgreifendere positive Vorschläge für die Verbesserungen der drückenden Zustände der Gegenwart gemacht werden. Nichts Geringeres als eine neue Staatslehre lag Rousseau im Sinne und sein Contrat social zeigt, auf welche Weise er seine Aufgabe zum gemeinen Besten zu lösen bemüht war. Anläße zu Erwägungen über das Staatsrecht[3]) hatte er lange vor der Abfassung der Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen gefunden und nach

---

1) Der Aufenthalt in l'Hermitage, welcher vom 9. April 1756 bis zum 15. December 1757 währte, bildet den Inhalt des 9. Buches der Bekenntnisse, und der Leser kann daraus ersehen, welches Gewicht Rousseau hinsichtlich der Abtheilung seines Stoffes auf äußere Umstände legt.

2) I. p. 567.

3) Und zwar das Staatsrecht nach seinen innern Verhältnissen. Rousseau sagt im Schluß-Capitel des Contr. soc. T. I. p. 699: Aprés avoir posé les vrais principes du droit politique, et tâché de fonder l'état sur la base, il resteroit à l'appuyer par ses relations externes etc.

dem Plane jenes Werkes war Anfangs ein viel größerer Umfang in Aussicht genommen worden, als die Ausführung im Contrat social wirklich zeigt. Schon in der Zeit, da er noch als Gesandtschafts-Secretär in Venedig weilte, hatte er Gelegenheit gehabt, in der dortigen so gerühmten Verfassung Mängel wahrzunehmen[1]), und das Bild der Verfassung seiner Vaterstadt hatte auf die Richtung seines politischen Denkens Einfluß geübt und seine Vorliebe für die demokratische Verfassung verstärkt[2]). Aber ungleich mehr und nachhaltiger trugen seine Erfahrungen dazu bei, daß er nur in einer republikanischen Staatsform die Förderung des wahren Wohls des Landes erblickte. Er bemerkte, daß das Land, in dem er lebte, durch einen Haufen von Regierungspfuschern fast zu Grunde gerichtet worden war[3]) und sah mit Schmerz, daß die Vorrechte der einen Gesellschaftsclasse als willkürliche Bedrückungen und Erpressungen von dem Volke empfunden werden mußten[4]). Da bleibt

---

1) I. p. 211.

2) In der Dedication seines Discours über die Ungleichheit an die Republik Genf heißt es unter anderm, T. I. p. 526: Ayant eu le bonheur de naître parmi vous, comment pourrois-je méditer sur l'égalité que la nature a mise entre les hommes, et sur l'inégalité qu'ils ont instituée, sans penser à la profonde sagesse avec laquelle l'une et l'autre, heureusement combinées dans cet état, concourent de la manière la plus approchante de la loi naturelle et la plus favorable à la société, au maintien de l'ordre public et au bonheur des particuliers?

3) Rousseau sagt im 6. Capitel des 3. Buches seines Contrat social, T. I. p. 669: Aussi, quand par quelque heureux hasard un de ces hommes nés pour gouverner prend le timon des affaires dans une monarchie presque abîmée par ces tas de jolis régisseurs, on est tout surpris des ressources qu'il trouve, et cela fait époque dans un pays. Unter diesem „un de ces hommes nés pour gouverner“ wollte er Choiseul gemeint wissen, Confess. T. I. p. 292.

4) Die Härte, mit welcher das Volk bei der Eintreibung der großen Steuern behandelt wurde, hatte schon in dem 20jährigen Jüngling, zu einer Zeit also, wo staatsrechtliche Ueberlegungen ihm noch gänzlich fern lagen, einen unverwischbaren Eindruck zurückgelassen. Er fügt zu dem Erlebniß, welches im 4. Buche der Confess. (I. p. 84) erzählt wird, hinzu: Ce fut là le germe de cette haine inextinguible qui se développa depuis dans mon coeur contre les vexations qu'éprouve le malheureux peuple et contre ses oppresseurs. Von dem ausgedehnten Jagdrecht vergnügungslustiger Fürsten, durch welches die Felder der hartbesteuerten Bauern auch noch verwüstet wurden, wird im 11. Buche (I. p. 302) Einiges mitgetheilt.

für den Gerechtigkeitssinn keine andere Wahl als in der republikanischen Regierungsform das Heil zu suchen, ein Freund der Gleichheit zu werden und dem Volke zugethan zu sein [1]). Rousseau wollte ursprünglich die „große Frage nach der möglichst besten Verfassung" in einem ausführlichen Werke, Institutions politiques, an welchem er sein ganzes Leben zu arbeiten gedachte, beantworten [2]), die Arbeit wurde ihm jedoch zu langwierig [3]) und er beschloß, aus dem projectirten Werke so viel herauszunehmen, als sich absondern ließe. Er ließ noch zwei Jahre zum völligen Ausreifen der Gedanken vorübergehen und veröffentlichte den Contrat social im Jahre 1762, zwei Monate vor dem „Emile" [4]).

Eine kleine Schrift aus dieser Zeit steht zwar mit dem Contrat social in keinem unmittelbaren Zusammenhange, sie verräth aber so sehr die Wirksamkeit des Rousseau'schen Motivs, daß sie nicht übergangen werden kann. Dalembert hatte im siebenten Bande der Encyclopädie in dem Artikel Genève für Einführung der Komödie in Genf plaidirt. Rousseau, der eine Verderbniß der Sitten daraus hervorkeimen sah, hielt es für seine Pflicht, dagegen aufzutreten und schrieb zu Anfang des Jahres 1758 zu Montmorency einen offenen Brief an Dalembert, um den „unglücklichen Streich abzuwehren" [5]).

---

1) I. p. 282 und 278.

2) I. p. 211.

3) I. p. 272: Je n'eus pas le courage de le poursuivre et d'attendre qu'il fût achevé pour exécuter ma résolution. Die Fortsetzung seines Emile, an welchem er gleichzeitig arbeitete, mag auch ihren Theil dazu beigetragen haben, jene Arbeit abzukürzen.

4) I. p. 301.

5) I. p. 260. Der Brief führt den Titel: J. J. Rousseau, citoyen de Genève, à M. D'Alembert, sur son article Genève dans le VIIe volume de l'encyclopédie et particulierement sur le projet d'établir un théatre de Comédie en cette ville (abgedruckt T. III. p. 113—176). In der Vorrede heißt es unter anderm (p. 114): Mais enfin, quand je me tromperois, ne dois-je pas agir, parler, selon ma conscience et mes lumières? Ai-je dû me taire? l'ai-je pu, sans trahir mon devoir et ma patrie? Noch zwei Schriften, welche jedoch mit dem in Rede stehenden Motiv in einem sehr entfernten Zusammenhange stehen, wurden größtentheils in der Zeit seines Aufenthaltes in l'Hermitage und Montmorency abgefaßt, der Dictionaire de musique (abgedr. III. 588—857) und der Essai sur l'origine des langues (III. 495—522).

Indessen das Ankämpfen gegen herrschende und einreißende Sitten, geltend gemacht durch die machtlose Stimme eines Einzelnen, gleicht dem Schwimmen gegen den Strom. Was nützt es, auf politischem und culturhistorischem Gebiete zu eifern und positive Verbesserungsvorschläge zu machen, wenn der Erfolg auch im günstigen Falle nur einen zeitweiligen Aufschwung aufweist und alle Macht der Gründe an der Abgeschlossenheit großgezogener und auf tiefen Wurzeln ruhender Sitten und Unsitten wirkungslos zurückprallt? Diese oder ähnliche Fragen mögen Rousseau beschäftigt haben. Hatte er einmal seit der Abfassung seines ersten Discours sich nicht damit begnügt, bloße Kritik zu üben, sondern positive Heilmittel vorzuschlagen, war er sich bewußt, daß bei dem großen Rufe, dessen er sich erfreute, sein gesprochenes Wort nicht leer verhallen werde[1]), so war es natürlich, daß er sein Nachdenken auf die Abfassung von Schriften lenkte, welche viel gründlicher als alle angegebenen Schriften die Gebrechen der Zeit zu heilen im Stande seien. Schon seit längerer Zeit lag ihm die Abfassung einer Morale sensitive im Sinne. Dieses Werk sollte Regeln des äußern Verhaltens darbieten, durch welche die Seele je nach den Umständen in den der Tugend günstigsten Zustand versetzt werden könne[2]). Bemerkungen, wie diese, daß die Menschen im Laufe des Lebens sich selbst unähnlich sind, daß es schwerer ist, völlig ausgebildeten Begierden Widerstand zu leisten als dieselben im Entstehen auszurotten, abzulenken oder umzugestalten[3]), hatten ihn auf die Abfassung jenes Werkes geführt. Es blieb Entwurf und Rousseau gab es später gänzlich auf[4]), — aus einem Grunde, welcher zwar nicht angegeben, aber leicht zu errathen. Die Ausrottung und Ablenkung

---

1) I. p. 210: Mon métier (nämlich das Noten-Copiren) pouvoit me nourir, si mes livres ne se vendoient pas; et voilà précisément ce qui les faisoit vendre. Die Welt weiß ja, daß nicht deßhalb seine Bücher „gingen", weil Rousseau von dem Noten-Copiren zu leben sich entschlossen hatte, und es ist ebensowenig unbekannt, daß die productive Arbeit seines Noten-Copirens und Schriftstellerns ihm die Mittel für den Lebensunterhalt verschafften. Ein Streben nach Reichthum ohne Arbeit war ihm selbstverständlich unbekannt.

2) I. p. 213.

3) a. a. O.

4) I. p. 272.

von Begierden kann, soll anders ein hierauf gerichtetes Bemühen von Erfolg begleitet sein, nur im bildsamen Jugendalter gründlich gelingen: die Aufstellung eines Erziehungssystems wird also dem vorgesetzten Zwecke viel besser entsprechen. In einem andern Erziehungssystem mußte Rousseau seiner ganzen innern Entwicklung nach jenes gründliche Heilmittel erblicken, dessen seine Zeit bedurfte[1]); und so verwandelte sich ihm die Frage, auf welche Weise und durch welche Mittel die herrschenden Sitten und Zustände am gründlichsten verbessert werden könnten, in die Frage nach einer bessern Erziehung.

Rousseau's Emile ou sur l'éducation ist das größte und berühmteste Werk dieses Mannes[2]). Angeregt zuerst durch die Bitte einer Mutter[3]), hat er demselben zwanzig Jahre Nachdenken und drei Jahre Arbeit gewidmet[4]).

Eine Reihe grundlegender Gedanken, welche sich auf die Disciplin, auf das Auferziehen der kleinen Kinder, die Ausbildung des Körpers und der Sinne, die individuelle Behandlung der einzelnen Zöglinge, die Abwehr eingebildeter Bedürfnisse wie der Ueberfüllung des Gedächtnisses mit Worten, ja auch auf das Ziel aller Erziehung und das Naturprincip beziehen, hatte Rousseau bereits im dritten Briefe der fünften Abtheilung seiner Neuen Heloise[5]) niedergelegt. Aber die Ausfüllung dieser Skizze zu einem zwar nicht logisch systematischen, aber doch innerlich zusammenhängenden und praktisch anwendbaren[6]) Ganzen blieb dem „Emil" vorbehalten.

---

1) Das Geständniß Rousseau's (I. p. 213—214), daß dieser Gegenstand, der an sich selbst ihm weniger zugesagt hätte, allmählich mehr als alle übrigen ihm am Herzen gelegen sei, wird dadurch erklärlich. Ohnedies hatte er pädagogische Ueberlegungen früher angestellt, als ihm seine Grundanschauung feststand. Siehe oben 4. Capitel.

2) Er nennt es selbst sein „würdigstes und bestes Buch" (I. p. 300) und Dalembert theilte ihm brieflich mit (I. p. 303), durch dieses Werk sei seine Ueberlegenheit entschieden.

3) Der Mad. de Chenonceaux, I. p. 213.

4) I. p. 201.

5) II. p. 282 f.

6) II. p. 398: il me suffit que, partout ou naîtront des hommes, on puisse en faire ce que je propose.

Rousseau unterscheidet von vornherein eine dreifache Erziehung: durch die Natur, die Menschen und die Dinge. Wenn wir aber auch alle Veränderungen, welche wir durch die Natur, die Menschen und die Dinge erfahren, um unsere Sinne und Kräfte zu entwickeln, von dieser Entwicklung Gebrauch zu machen und an eigener Erfahrung immer reicher zu werden, schon als Folge der Erziehung betrachten[1]), so ist doch nur jene absichtliche Thätigkeit, welche von den Menschen herrührt, Erziehung im strengen Sinne[2]). Nur diese soll von dem Ziele, welches sie verfolgen will, ein bestimmtes Bewußtsein haben. Dieses Ziel ist, weil wir nichts über die Natur vermögen, wohl aber sie alles über uns vermag, das der Natur selbst[3]). Nur wo die Erziehung des Menschen und der Dinge der Natur folgen, wird das Ziel erreicht; der Mensch lebt in Uebereinstimmung mit sich selbst und will nichts anderes, als seine eigenthümliche Natur ihn treibt[4]). Auf diese Weise ist es denn weder eine von der Vernunft geregelte bestimmte Willensbeschaffenheit noch eine aus der Fülle von Kulturmitteln erwachsende Bildung, auf welche das Werk der Erziehung gerichtet ist, sondern derjenige Zustand

---

1) Jede absichtslose, durch äußere Einwirkung hervorgebrachte Veränderung erhält den Namen der Erziehung, nämlich im weitern Sinne. Emile, liv. I. T. II. p. 400: Cette éducation nous vient ou de la nature, ou des hommes, ou des choses. Le développement interne de nos facultés et de nos organes est l'éducation de la nature; l'usage qu'on nous apprend à faire de ce développement est l'éducation des hommes; et l'acquis de notre propre expérience sur les objets qui nous affectent est l'éducation des choses.

2) A. a. O.: Celle des hommes est la seule dont nous soyons vraiment les maîtres.

3) II. p. 401: Quel est ce but? c'est celui même de la nature; cela vient d'être prouvé. Puisque le concours de trois éducations est nécessaire à leur perfection, c'est sur celle à laquelle nous ne pouvons rien qu'il faut diriger les deux autres.

4) II. p. 400: Chacun de nous est donc formé par trois sortes de maîtres. Le disciple, dans lequel leurs diverses leçons se contrarient, est mal élevé, et ne sera jamais d'accord avec lui même: celui dans lequel elles tombent toutes sur les mêmes points, et tendent aux mêmes fins, va seul à son but et vit conséquemment. Hier ist das Ziel genauer als ein Zustand (vivre conséquemment) des zu Erziehenden bezeichnet. Da aber dieser Zustand ein naturgemäßer sein soll und zwei Arten von Lehrern an die Natur gebunden, so wird die letztere auch schlechtweg als Ziel bezeichnet.

der Selbstzufriedenheit, welchen der Mensch nach seiner Natur oder den Neigungen seines Herzens sich verlangt, also physische Behaglichkeit[1]). Der Grund, auf welchen sie beruht, und der Maßstab, an dem der Grad ihrer Vollkommenheit gemessen wird, ist die Natur, welche nur zur vollständigen Ausbildung zu gelangen braucht, um jenen Zustand herbeizuführen. Die Vernunft kann ihn wohl beurtheilen, aber deßhalb liegt für denselben nicht im vernünftigen Urtheil, sondern einzig in der Natur der wirkliche Bestimmungsgrund[2]).

Wenn wir fragen, wie denn die Natur zum Werthmesser des entwickelten Charakters werden könne, so liegt für Rousseau die Antwort in dem Satze, daß der Mensch von Natur gut ist[3]). Dieser Satz

---

1) liv. II. T. II. p. 431: Au contraire, plus l'homme est resté près de sa condition naturelle, plus la différence de ses facultés à ses desirs est petite, et moins par conséquent, il est éloigné d'être heureux. Weiterhin werden Kraft, Gesundheit und Zufriedenheit mit uns selbst die Güter des Lebens genannt und derjenige Sterbliche heißt glücklich, qui vit en paix selon la sienne. Daher die Uebereinstimmung der Neigungen mit der natürlichen Beschaffenheit des Menschen sein Wohlbefinden ausmacht. A. a. O. p. 430: Assigner à chacun sa place et l'y fixer, ordonner les passions humaines selon la constitution de l'homme, est tout ce que nous pouvons faire pour son bien être. Bei dieser Begriffsbestimmung des Glücks sind freilich die moralischen Güter übergangen worden.

2) II. p. 401: Sitôt que nous avons pour ainsi dire la conscience de nos sensations, nous sommes disposé à rechercher ou à fuir les objets que les produissent, d'abord selon qu'elles nous sont agréables ou déplaisantes, puis selon la convenance ou disconvenance que nous trouvons entre nous et ces objets, et enfin selon les jugemens que nous en portons sur l'idée de bonheur ou de perfection que la raison nous donne. Den Empfindungen, nach welchen wir das eine suchen, das andere fliehen, sind also die Urtheile der Vernunft über Glück und Vollkommenheit untergeordnet, nicht umgekehrt suchen und fliehen wir das, was die Vernunft bestimmt.

3) „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen des Menschen", — dieß ist der Satz, mit welchem Rousseau seinen Emil beginnt; vgl. T. I. p. 393. 570. Güte ist nach Rousseau eine Eigenthümlichkeit der Seele, welche wie alle andern Kräfte als Vorrath in ihr Innerstes gelegt ist (liv. II. T. II. p. 430: La nature a mis toutes les autres facultés comme en réserve au fond de son âme pour s'y developper au besoin).

ist ihm ebenso wahr als etwa der, daß die physischen Körper schwer sind. Ob nicht angeborne Eigenschaften und gute Eigenschaften zwei verschiedene Dinge sind, und nicht eine Vermengung des Werthlosen mit dem Werthvollen, des Metaphysischen mit dem Ethischen drohe, — dieß stand Rousseau nach der Untersuchung über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen über allem Zweifel. Das Gute wird im Grunde genommen im Menschen gar nicht entwickelt und durch das vernünftige Urtheil geschätzt: das Gute ist vielmehr eine angeborne Kraft, das Böse eine anerzogene Schwäche[1]).

Wenn hiernach das eine und allgemeine Ziel durch die Natur unabänderlich festgestellt ist, so fragt es sich noch, welches denn das besondere Ziel sei, das die Erziehung bei den einzelnen Zögling in individueller Weise sich vorzusetzen habe. Nach Rousseau ist das letztere im ersteren eingeschlossen. Es denaturalisiren nämlich nach seiner Ansicht unsere bürgerlichen Einrichtungen und ihre öffentlichen Erziehungen den

---

1) II. p. 422: Toute méchanceté vient de foiblesse; l'enfant n'est méchant que parce qu'il est foiblé; rendez-le fort, il sera bon: celui qui pourroit tout ne feroit jamais de mal. Das Böse geht aus der Schwachheit hervor, weil Elend und Schwäche den ersten Zustand des Menschen bilden (a. a. O. p. 421: Le premier état de l'homme, est la misère et la foiblesse). Bei dieser Erklärung des Ursprungs des Bösen ist freilich nicht einzusehen, warum das Böse nicht ebenso wie das Gute, aber im Widerspruche mit Rousseau, dem Menschen ursprünglich eigenthümlich sein soll. Die Erklärung, daß das, was den Kindern den ersten Schritt zum Bösen ablocke, gewöhnlich eine gute (?) Neigung sei, die eine schlimme Richtung erhalten habe (Confess. Tom. I. p. 16) zeigt nur das Bestreben, eine ursprünglich falsche Voraussetzung durch die Folgerungen annehmbar zu machen. Denn man könnte mit demselben Rechte behaupten, der erste Schritt zum Guten entspringe daraus, daß eine böse Neigung eine löbliche Richtung erhalte. Da der Mensch ursprünglich weder gut noch böse ist, so liegt das Wahre weder in dem Einen noch in dem Andern. Wenn nach Rousseau das Seelenwesen an sich gut sein, das Böse aber nur an der Schwäche Gelegenheit finden soll sich zu entwickeln, so muß dem gegenüber gradezu behauptet werden, daß es mit der Entwicklung der guten Eigenschaften eine ähnliche Bewandtniß habe. Auch diese adhäriren nicht dem Seelenwesen, sondern erhalten in ihm nur Mittel und Gelegenheit, sich zu entwickeln.

Menschen und rauben ihm seine eigenthümliche Existenz[1]). Bei uns, wo die verschiedenen Rangordnungen allein bleiben, die Menschen aber unaufhörlich ihre Stellen wechseln, wisse Niemand, wenn er seinen Sohn für den Stand erziehe, den er bekleide, ob er nicht gegen dessen Interesse handeln würde. In der natürlichen Ordnung seien alle Menschen einander gleich, und ihr gemeinsamer Beruf sei, Mensch zu sein[2]). Nur

---

1) II. p. 401: Les bonnes institutions sociales sont celles qui savent le mieux dénaturer l'homme, lui ôter son existence absolue pour lui en donner une relative, et transporter le moi dans l'unité commune. Auch die gute Theilgesellschaft entfremde sich von der großen (Toute société partielle, quand elle est étroite et bien unie, s'aliène de la grande), jeder Vaterlandsfreund sei abstoßend gegen die Fremden. Stillschweigend aber fälschlich wird hierbei vorausgesetzt, daß jede in sich abgeschlossene Partialgesellschaft dem Menschen Vorurtheile aufdringe, welche ihn dann in natürlicher Weise gegen die Menschheit abstoßend machen. Der Ausspruch Rousseau's: der natürliche Mensch sei ein an sich Ganzes, der bürgerliche eine Bruchteinheit, welcher vom Nenner abhängt, hat demnach nicht bloß den Sinn, daß die Thätigkeiten des bürgerlichen Menschen im Vergleich mit dem natürlichen ihrem Umfange nach kleiner, sondern auch ihrem Inhalte nach von geringerem Werthe seien.

2) A. a. O. p. 403. Darnach ist es also nur eine allgemeine Bildung, welche Rousseau bei seinem Emil im Auge hat, nicht eine spezielle, auf die Erfüllung gesellschaftlicher Aufgaben und Zwecke gerichtete Bildung. Die letztere steht mit Vorurtheilen der Nation, der Gesellschaft des Staates in Verbindung, welche wohl den Nenner vergrößern können, aber den natürlichen Menschen nur zu einer um so kleineren Bruchseinheit machen können. Beides zugleich zu erzielen ist nach Rousseau unmöglich, a. a. O. p. 401: Forcé de combattre la nature ou les institutions sociales, il faut opter entre faire un homme ou un citoyen; car on ne peut faire à la fois l'un et l'autre. Dagegen könne der allgemein menschlich Erzogene jede besondere Mission ohne Schwierigkeit übernehmen (a. a. O. p. 403: quiconque est bien élevé pour celui-là, ne peut mal remplir ceux qui s'y rapportent). So gewiß nun zwar die allgemeine Bildung, ohne durch spezielle Berufsziele beeinträchtigt oder verkümmert zu werden, vor allem Andern bei dem Menschen berücksichtigt werden soll, so muß sie doch dann, wenn aus der allgemein menschlichen Natur das Naturell d. h. die jedem Einzelnen eigenthümliche Natur sich zu entwickeln beginnt, auf diejenigen Fäden Rücksicht nehmen, welche von der allgemeinen zur speziellen Berufsbildung d. h. eben zur Vorbereitung auf die Erfüllung gesellschaftlicher Aufgaben und Zwecke hinüberleiten, und auf diese Weise die letztere nicht gänzlich wie bei Rousseau der Willkür und dem blinden Versuche des Individuums überlassen.

dann würde der Mensch für alle besonderen Berufe passen, wenn er es verstehe, als Mensch zu leben, d. h. das Gute und das Böse dieses Lebens am besten zu ertragen, allen Zufällen zu trotzen, sich selbst zu erhalten, und seine Organe, Sinne, Vermögen, alle Theile seines Selbst zu gebrauchen[1]), mit einem Wort: der auf naturgemäße Weise Erzogene wird wahrhaft Mensch und zu jedem Berufe geschickt sein, der durch die gesellschaftlichen Einrichtungen Erzogene wird ein Mann unserer Tage sein, ein Franzose, ein Engländer, ein Bürger, er wird Nichts sein[2]).

Mag aber auch das allgemeine Ziel alle individuellen in sich vereinigen, so ist doch, wenn dessen Erreichung soll angestrebt werden können, die Voraussetzung unumgänglich, daß das menschliche Wesen bildungsfähig sei, die Gestalt also, welche wir dem Zöglinge zu geben suchen, eine Wirkung unserer erziehenden Absichten sei. Der Ausspruch Rousseau's jedoch: es müsse die Erziehung der Natur, über welche wir nichts vermögen, die Richtungen der beiden andern, welche von den Menschen und den Dingen herrühren, bestimmen, besagt ziemlich deutlich: die erziehende Einwirkung ändert nicht neugestaltend die innern Zustände der Seele des Zöglings, sondern sucht nur das schon vorher fertige[3]) Gefüge derselben zu wecken und rein zu erhalten. Natur ist auch Rousseau, gleichwie in Shakespeare's Wintermärchen, mächtiger als Erziehung[4]). Denn ihr, die uns, der aber nicht wir gebieten können, kommt die eigentliche Gewalt zu. Sie ist der Keim, welcher zu einem bestimmten organischen wie geistigen Leben mit fatalistischer Nothwendigkeit treibt, und sie ist die Frucht, deren Verwirklichung das eigenthümliche Leben des Einzelnen sich mehr oder weniger nähert[5]).

---

1) I. p. 403.

2) I. p. 402.

3) I. p. 401: Ces dispositions s'étendent et s'affermissent à mesure que nous devenons plus sensibles et plus éclairés; mais, contraintes par nos habitudes, elles s'altèrent plus ou moins par nos opinions. Avant cette altération, elles sont ce que j'appelle en nous la nature.

4) Siehe Theodor Vogt, „Shakespeare's Wintermärchen" in Zillers Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Leipzig, 1873, Gräbner), 5. Jahrgang, S. 166 f., namentlich S. 184—185.

5) Welchen Erfolg freilich die von den Menschen herrührende absichtliche Thätigkeit haben soll, wenn die Zustände des Erziehungsobjekts aus ihrem keimartig präformirten Zustande fatalistisch sich entwickeln, bleibt dahin gestellt. Die Erziehung,

Was in jenem Keime, freilich nicht acta sondern nur potentia schlummert, als Mitteldinge zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit, sind: der Trieb zur Bewegung[1]), das Vermögen zu begreifen, ohne daß wir selbst noch etwas wissen und erkennen[2]), Gedächtniß und Einbildungskraft im Zustande der Unthätigkeit[3]), das dem Herzen des Menschen innewohnende Gefühl von Recht und Unrecht[4]), endlich das wichtigste Vermögen in der ersten Kindheit, durch welches alle andern zur allmählichen Entwicklung gelangen, die Empfindung[5]).

Eine Frage drängt hier zur Beantwortung. Wenn die Natur in der Anlage des Menschen ein schon vorher fertiges, wenn auch nur potentia vorhandenes Gefüge der zukünftigen Entwicklung darstellt, welches nur zur vollkommenen Ausprägung gelangen soll: durch welche Mittel und Wege wird der Erzieher in den Stand gesetzt werden, das der Natur entsprechende Mögliche wirklich zu machen? Denn die Vermögen an sich sind etwas, was noch nicht ist, und was noch nicht ist, können wir auch nicht erkennen. Sagt doch Rousseau selbst, wir seien in Unkenntniß über das, was uns die Natur zu werden verstatte[6]). Aber jener Zustand des Unentwickelten, in welchem alle seine Empfindungen sich noch in einem einzigen Punkte vereinigen und in einem gemeinschaftlichen sensorium zusammentreffen[7]), wie muß er sich klären und vermehren, mit andern verbinden und ordnen, um endlich zu einem reichen und zusammengesetzten, dabei aber vollkommen naturgemäßen Bau eines vielgegliederten Organismus emporzuwachsen? Darauf antwortet Rousseau: Wollt ihr, daß das Kind seine ursprüngliche Form

---

welche von den Menschen und den Dingen herrührt, dient wohl dazu, jenen Fatalismus zu verdecken, aber der letztere ist es doch im Grunde allein, welcher die Entwicklung bestimmt, dadurch aber die causale Einwirkung der Erziehungsthätigkeit auf die bedenklichste Weise einschränkt. S. Ziller, Einleitung in die allgemeine Pädagogik, Leipzig 1855 S. 8 und Vogt a. a. O. S. 185.

1) II. p. 404.

2) II. p. 418.

3) II. p. 420.

4) II. p. 421.

5) II. p. 401.

6) II. p. 418.

7) A. a. O.

behalte, so bewahret sie vom ersten Augenblicke der Natur an[1]). Beobachtet die Natur und folget dem Pfade, den sie euch vorzeichnet. Denn wenn ihr die Vorschriften derselben verbessern wollt, so werdet ihr nur ihr Werk zerstören, den Erfolg ihrer Bemühungen hindern und sie schwächen[2]). Damit ist deutlich genug ausgesprochen, daß der Erfolg der Erziehungsthätigkeit lediglich an die empirische Kenntniß der Natur geknüpft ist, welche man beobachten muß[3]). Dieselbe Bedeutung, welche die Natur an sich für das Ziel hat, hat sie als Erscheinung für die

---

1) II. p. 408.

2) II. p. 407: Voilà la règle de la nature. Pourquoi la contrariez-vous? Ne voyez-vous pas qu'en pensant la corriger vous détruisez son ouvrage, vous empêchez l'effet de ses soins? Faire au dehors ce qu'elle fait au dedans c'est selon vous, redoubler le danger; et au contraire, c'est y faire diversion, c'est attenuer. Wenn die Natur nach dem fatalistischen Grundgedanken jedem Einzelnen bestimmte Schranken seiner Entwicklung gezogen hat, dann ist es freilich nöthig, auf die Art, wie sie sich in jedem Einzelnen äußert, das größte Gewicht zu legen.

3) Diese Beobachtungen sind von zweierlei Art: 1. Man muß die Maßregeln beachten, welche die Natur in ähnlichen Fällen an die Hand giebt, II. p. 424: Les corps durs, appliqués sur les gencives, loin de les ramollir les rendent calleuses, les endurcissent, préparent en déchirement plus pénible et plus douloureux. Prenons toujours l'instinct pour exemple. On ne voit point les jeunes chiens exercer leurs dents naissantes sur des cailloux, sur du fer, sur des os, mais sur du bois, du cuir, des chiffons, des matières molles qui cèdent et où la dent s'imprime. — 2. Man muß, da die „wirkliche Welt ihre Schranken hat, die eingebildete unendlich ist" (2. Buch p. 431), das Kind nach seinem natürlichen Zuge und seiner eigenthümlichen Individualität studiren, II. p. 461: on doit présumer que vous connaissez la marche naturelle du coeur humain, que vous savez étudier l'homme et l'individu; que vous savez d'avance à quoi se pliera la volonté de votre élève à l'occasion de tous les objets intéressans pour son âge que vous ferez passer sous ses yeux. Or, avoir les instrumens, et bien savoir leur usage, n'est-ce pas être maître de l'opération? Liv. III. T. II. p. 510: L'enfant doit être tout à la chose; mais vous devez être tout à l'enfant, l'observer, l'épier sans relâche et sans qu'il y paroisse. Erfahrung ist gewiß ein nothwendiger Faktor für die Erziehungskunst, aber eine Kunst, die ein Bewußtsein haben will von dem, was sie thut, bedarf auch der Wissenschaft, und hier insbesondere der Kenntniß nicht bloß auf Erfahrung ruhender psychischer Gesetze.

Mittel, und so ist sie ebenso die Grenze für das zu Bildende, wie der Wegweiser für den Bildner. Dieser eigenthümlichen Natur nun muß der Erzieher volle Freiheit lassen[1]), um sie sorgfältig beobachten, und er muß ihr in allem gehorchen[2]), um sie naturgemäß entwickeln zu können. Eine Pflanze, welche man hindert, ihrem natürlichen Triebe gemäß nach oben zu wachsen, behält nichts destoweniger diesen Trieb bei und wird ihn verwirklichen, sobald die Gewalt entfernt ist. Ebenso ist es mit den Naturtrieben des Menschen. Sobald die Lage sich ändert, erscheint die aufgedrungene und widernatürliche Gewöhnung abgenutzt und die natürliche kehrt zurück, — zum Beweise, daß die ganze Erziehung nur darauf hinarbeiten kann, die naturgemäßen Gewöhnungen des Zöglings zur Entwicklung zu bringen[3]). Es äußern sich dieselben, sobald das Kind mit den es umgebenden Gegenständen in Wechselwirkung tritt und aus der Art der Abspiegelung seine eigenthümliche Individualität erkennen läßt. Hat man diese beobachtet, dann kann man die natürlichen Gewohnheiten befördern[4]), ohne weder durch neue Gewöhnungen die Bedürfnisse zu vergrößern, noch durch aufgedrungene die naturgemäßen zu unterdrücken und in beiden Fällen das Glück zu untergraben[5]).

Durch diese Grundanschauung sind zwei wesentliche, die Ausführung der Rousseau'schen Erziehung charakterisirende Gedanken bedingt. Wenn Rousseau von den gesellschaftlichen Einrichtungen sagt, daß sie den Menschen sich selbst entfremden durch Anheftung widernatürlicher Gewöhnungen, und daß die öffentlichen Schulen ebenfalls nur dieses Ziel im Auge haben[6]), so ist ja klar, daß die häusliche Erziehung, welche Rousseau

---

1) II. p. 441: Homme prudent, épiez long-temps la nature, observez bien votre élève avant de lui dire le premier mot; laissez d'abord le germe de son caractère en pleine liberté de se montrer, ne le contraignez en quoi que ce puisse être, afin de le mieux voie tout entier.

2) II. p. 418: Ici, où l'éducation commence avec la vie en naissant l'enfant est déjà disciple, non du gouverneur, mais de la nature. Le gouverneur ne fait qu'étudier sous ce premier maître et empêcher que ses soins ne soient contrariés.

3) II. p. 401.

4) Und zwar muß dieß langsam geschehen; Rousseau nennt deßhalb auch seine Methode „unthätig" (inactive, liv. II. T. II. p. 458).

5) II. p. 430. 431.

6) II. p. 402.

gradezu mit naturgemäßer Gewöhnung identificirt[1]), vor jener öffentlichen Erziehung den Vorzug verdiene, und daß vollends eine ganz isolirte Erziehung, welche einem einzigen Führer anvertraut ist[2]), vor allem Schädlichen am besten bewahren und den glücklichsten Erfolg am leichtesten verbürgen könne. Aus jenem andern Gedanken Rousseau's, nur diejenigen Gewöhnungen, welche aus der Anlage des Kindes sich selbst ankündigen, zu fördern und zu pflegen, und alle Anpassung von Regeln, welche nicht aus der zum Zwecke der Beobachtung in völliger Freiheit gelassenen eigenthümlichen Natur entsprungen sind und den natürlichen Zustand gestalten wollen, wie eine äußere Maßregelung zu entfernen[3]), folgt fernerhin, daß der Zögling, weil ohne Zwang, darum auch ohne Verdruß und Anstrengung lernt. Ihm wird Alles handgreiflich. Unterricht und Erziehung sind, da weder der Geist noch der Körper den Zwang ertragen kann, ihm nur ein Spiel[4]).

Ein logisch-systematisches Gebäude aller einzelnen Erziehungsmaßregeln auf der angegebenen Grundlage zu errichten, das lag weder in der Natur noch in der Absicht Rousseau's. Das Streben nach dem überall Ausführbaren und praktisch leicht Verwendbaren[5]) ist überhaupt nicht auf die Aufstellung eines abstrakten Gerippes, das die Welt ohnedieß nicht liebt, gerichtet. Vielmehr wie in ähnlicher Weise Platon in seinem Staate ein solches Muster aufstellt, nach welchem die wirklichen Staaten ihre Einrichtungen treffen müßten, wenn sie ihre Sache gut verwalten wollten, so sollte auch, wer die Erziehung gut führen wolle, im Hinblicke auf die Mustererziehung des Emile seine Einrichtungen treffen. Diesem Zwecke entspricht die Anknüpfung der Erziehungsmaßregeln an die natürliche Entwicklung der Individualität Emils d. h. die Anreihung der einzelnen Abtheilungen an die bestimmten Lebensepochen des sechsten, zwölften, fünfzehnten, zweiundzwanzigsten Lebensjahres viel besser als einer streng logischen Gliederung. Wenn aber auch Rousseau hiebei gezwungen ist, in Ansehung bestimmter Erziehungsmaßregeln, wie der Disciplin, des Unterrichts, der moralischen Bildung, in jeder der angegebenen Lebensperioden Wiederholungen eintreten lassen

1) II. p. 403: Reste enfin l'éducation domestique ou celle de la nature.

2) A. a. O.: pour être bien conduit, l'enfant ne doit suivre qu'un seul guide.

3) II. p. 407.

4) Émile, T. II. p. 429. 441. Nouvelle Heloise T. II. p. 285.

5) Émile, T. II. p. 398.

zu müssen, so wäre doch der Vorwurf einer willkürlichen Eintheilung nicht gerechtfertigt; denn die Knotenpunkte der physischen Entwicklung sollen zugleich Knotenpunkte der geistigen vorstellen, d. h. es wird die anthropologische Entwicklung zum Eintheilungsgrunde des ganzen Werks über die Erziehung gemacht, und die Grundsätze und Regeln der Rousseau-schen Erziehung, welche an die Geschichte Emils geknüpft werden, sind innerlich doch zusammenhängend[1]).

Emil ist eine Waise, der Sohn vornehmer Eltern und hat nur einen gewöhnlichen Geist. Unter gemäßigten Himmelsstrichen geboren, ist er ein wohlgestaltetes, kräftiges und gesundes Kind[2]). Sein Hof-

1) Émile, liv. III. T. II. p. 521: Après avoir commencé par exercer son corps et ses sens (Inhalt des ersten Buches), nous avons exercé son esprit et son jugement (zweites Buch). Enfin nous avons réuni l'usage de ses membres à celui de ses facultés: nous avons fait un être agissant et pensant (drittes Buch); il ne nous reste plus, pour achever l'homme, que de faire un être aimant et sensible, c'est-à-dire de perfectionner la raison par le sentiment (viertes Buch). Raumer (Geschichte der Pädagogik seit dem Wiederaufblühen der classischen Studien, 3. Aufl. II. S. 223) bemerkt in der Einleitung der Darstellung der Rousseau'schen Erziehungsgrundsätze: „Möchte der folgende Ueberblick als ein übersichtlicher Plan jenes Rousseau'schen Labyrinths, möchten die hinzugefügten Bemerkungen zu einiger Orientirung in jenem Labyrinthe dienen.“ In Anbetracht der citirten Stelle erscheint weder die Bezeichnung eines „Labyrinths“ gerechtfertigt, wenn man auch zugeben muß, daß die vielen Digressionen den Gang der Entwicklung stören, noch kann die Art, wie Raumer „Schritt vor Schritt“ der Rousseau'schen Entwicklung folgt, ein „übersichtlicher Plan“ genannt werden, der zur Orientirung dienen könnte. So wird die moralische Erziehung für die Periode vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahre, welche Rousseau im zweiten Buche (p. 437—449) behandelt, in folgende Gruppen des ganzen Sammelsuriums, welches Raumer aus dem Emil gemacht hat, zerrissen (a. a. O. S 236—240): „9. Räsonniren mit Kindern. 10 Gegen jesuitische Erziehungsmittel. 11. Gegen Erbsünde. 12. Negative Erziehung bis zum zwölften Jahre. 13. Erziehung auf dem Lande. 14. Juristische Lektionen 15. Sittlich-religiöse Erziehung.“ Auf diese Weise dienen die „Orientirungspunkte“ Raumers vielmehr dazu, aus dem Emil ein Labyrinth sich allererst zu schaffen.

2) II. p. 411. Die Versicherung Rousseau's, daß man durch Uebernahme eines kranken und schwächlichen Kindes sich für etwas verantwortlich mache, was man zu leisten außer Stande sei, mag ihre Berechtigung haben, wenn von den Pflichten eines Hofmeisters die Rede ist, aber einen Zögling deßhalb nicht annehmen zu wollen,

meister, ein Freund seines Vaters, noch jung und selbst gut erzogen, führt das Kind von dem Augenblicke seiner Geburt an bis dahin, wo es, zum Manne gereift, keinen andern Führer weiter nöthig hat als sich selbst und leitet also 25 Jahre hindurch seine Erziehung und seinen Unterricht[1]). Es ist, als wollte Rousseau das elternlose Leben seiner eigenen Kindheit in seinem Emil wiederholen, aber das willkürliche Treiben in der eigenen Jugend durch die strengste Beaufsichtigung Emils ersetzen. Was Wunder, wenn er ihn auch auf dem Lande wohnen läßt, das der Naturvergötterer nicht bloß wegen seiner Einsamkeit liebte? Hier stärkt die Luft und das einfach bäuerliche Leben seinen Körper und bewahrt die Entfernung von den großen Städten seine geistige Gesundheit[2]). Hier behält das Beispiel, welches der Erzieher aus sich selbst dem Zöglinge entgegenbringt, sein volles Gewicht, ohne durch andere Miterzieher geschwächt zu werden[3]).

Nur solche Gewohnheiten werden in der ersten Periode seiner Kindheit gepflegt und genährt, welche mit seiner Natur und seiner Umgebung harmoniren[4]). Kein Zwang für die freie Bewegung seiner Glieder,

---

weil er sich und andern unnütz ist, und weil dessen Körper die Ausbildung der Seele hindert (a. a. O. p. 412: Je ne veux point d'un élève toujours inutile à lui-même et aux autres, qui s'occupe uniquement à se conserver, et dont le corps nuise à l'éducation de l'âme) ist weder erfahrungsmäßig richtig (man denke an Kepler), noch sittlich erlaubt.

1) II. p. 409. Durch den angegebenen Zeitraum erscheint freilich das Leben des Erziehers, das aus statistischen Gründen höher zu schätzen ist, dem des Zöglings geopfert, s. Herbart, Einleitung in die allgemeine Pädagogik, Werke X S. 6. (Bibl. päd. Class. Bd. VIII. S. 14).

2) Die Städte werden le gouffre de l'espèce humaine (II. p. 416) genannt, denn je mehr die Menschen sich drängen, desto mehr verderben sie sich.

3) II. p. 442.

4) Diese natürlichen Gewöhnungen hängen bei Rousseau mit seinem Begriffe von Glück als einem Gleichgewichte zwischen seinen Kräften und Wünschen zusammen (II. p. 430—431); jede neue Gewöhnung, welche neue Bedürfnisse herbeischafft, stört dieses Gleichgewicht, daher (II. p. 419) la seule habitude qu'on doit laisser prendre à l'enfant est de n'en contracter aucune . . . . Préparez de loin le regne de sa liberté et l'usage de ses forces, en laissant a son corps l'habitude naturelle, en le mettant en état d'être toujours maître de lui-même, et de faire en toute chose sá volonté, sitôt qu'il en aura une.

keine Schonung für die Ertragung von Hitze und Kälte, auch schmerzliche Empfindungen heißt uns die Natur frühzeitig ertragen lernen[1]). Maßhalten und Arbeiten sind die besten Aerzte für seine Gesundheit[2]). Durch methodischen Fortschritt wird alle seine Furcht, die aus der Neuheit der ihn umgebenden Dinge entspringt, entfernt, sein Verlangen nur auf wirkliche Bedürfnisse eingeschränkt, und die Zeichen seines Begehrens in ein deutliches und accentuirtes Sprechen verwandelt[3]).

Während es aber bis zu seinem sechsten Jahre hauptsächlich der Körper ist, der geübt und gestärkt wird, ist es bis zu seinem zwölften Jahre vorzugsweise der erwachende Geist, welcher bethätigt sein will[4]). Sein Erwachen beginnt mit Spiel und Vergnügen; denn keine barbarische Fürsorge soll seine fröhliche Gegenwart einer ungewissen Zukunft zum Opfer bringen[5]). Sein Thun beschränkt kein unnützes Lehren, aber auch sein Leiden entmuthigt kein unnützes Mitleid[6]). Er lebt ein glückliches Leben, denn seine Kräfte und Wünsche halten sich die Wage[7]). Aber sollte nicht die Einbildungskraft, deren Bethätigung alle andern geistigen Kräfte an Ausdehnung zu überragen beginnt, dieses ruhige

---

1) II. p. 417 f.

2) II. p. 414: La tempérance et la travail sont les deux vrais médecins de l'homme: le travail aiguise son appétit et la tempérance l'empêche d'en abuser. Rousseau's Polemik gegen alles Mediciniren und gegen die „lügenhafte Kunst", wie die Arzneikunst bei dieser Gelegenheit genannt wird, gehört in das Gebiet der Uebertreibung.

3) II. p. 419. 428.

4) II. p. 428 f.

5) II. p. 429: Quand jé supposerois cette éducation raisonnable dans son objet, comment voir, sans indignation, de pauvres infortunés soumis à un joug insupportable, et condamnés à des travaux continuels comme les galériens, sans être assuré que tant de soins leur serons jamais utiles? L'âge de la gaîté se passe au milieu des pleures, des châtimens, des menaces, de l'esclavage. On tourmente le malheureux pour son bien . . . Aimez l'enfance; favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct.

6) II. p. 428: Au fond, c'est moins le coup que la crainte qui tourmente, quand on s'est blessé . . . s'il me voit accourir avec inquiétude, le consoler, le plaindre, il s'estimera perdu. Rousseau nennt diese Behandlung weiterhin den ersten Unterricht für seinen Muth.

7) II. p. 430. 431.

*

Verhältniß zerstören[1])? Dann lernt er an der eigenen Schwäche die eigene Abhängigkeit kennen[2]) und hat keinen knechtischen Gehorsam zu leisten, da er das eiserne Band der Nothwendigkeit fühlt[3]). Nicht böse Gewohnheiten können seinen übrigen Neigungen entkeimen, da er ja von Natur gut ist und seine Umgebung ihn vor allem schlechten Einflusse bewahrt. Weder an die eigene Autorität durch vergebliches Vernünfteln gewiesen, noch an fremde durch Ermahnungen und Befehle gebunden, kann er in voller Freiheit den Keim seines Charakters offenbaren und durch wirksame Beispiele, die sein Begleiter mit geschickter Hand zu wählen weiß, seine Natur noch kräftiger machen. Die Kenntniß des Guten und Bösen kommt ihm zur rechten Zeit, wenn er sie spät erfährt, und auch dann belehrt ihn hierüber, sowie über das Verhältniß des Menschen zum Menschen nur der augenblickliche Bedarf. Ohnedieß mit Landarbeiten beschäftigt, wird ihn bald die Gränze des eigenen Gebiets an fremdes Eigenthum erinnern und sein Rechtsgefühl erwecken. Sein Interesse aber, das durch keinen Zwang gedrückt wird und durch

---

1) II. p. 430: Sitôt que ses facultés virtuelles se mettent en action, l'imagination, le plus active de toutes, s'eveille et les devance. C'est l'imagination qui étend pour nous la mesure des possibles, soit en bien, soit en mal, et qui, par conséquent, excite et nourrit les désirs par l'éspoir de le satisfaire.

2) II. p. 433: Si l'homme est un être fort, et si l'enfant est un être foible, ce n'est pas parce que le premier a plus de force absolue que le second: mais c'est parce que le premier peut naturellement se suffire a lui-même et que l'autre ne le peut.

3) II. p. 437: J'ai déjà dit que votre enfant ne doit rien obtenir parce qu'il le demande, mais parce qu'il en a besoin: ni rien faire par obéissance, mais seulement par nécessité. Diese Nothwendigkeit wird hervorgerufen durch die Abhängigkeit von den Dingen oder der uns umgebenden Welt, nicht durch willkührliche Befehle der Menschen zum Gehorsam. L'expérience ou l'impuissance sollen die Stelle des Gesetzes vertreten (p. 445). Es ist im Allgemeinen zu bezweifeln, ob es gerathen sei, daß man das Kind, wenn aus seiner überquellenden Natur Bedürfnisse emporwuchern, Gefahren aussetze, um es allererst durch Schaden klug werden zu lassen. Befehle und Strafen würden dann zwar überflüssig, aber ebenso das Gewicht der Autorität und Liebe. Indessen die Autorität will auch Rousseau ungebrochen erhalten wissen. Er fügt nämlich in einer Anmerkung hinzu: wenn das Kind verlange, ihm gehorsam zu sein, müsse man es zum Gehorsam zwingen.

Vorsicht noch nicht angeregt sich fühlt, wird keine Lüge nöthig machen. So bleibt er der eigenen Natur getreu[1]).

Es fragt sich, welche Beschäftigung dieser moralischen Erziehung zur Seite gehen soll, damit seine ursprünglich gute Natur bewahrt bleibe, und ob etwa mit einem geregelten Unterricht frühzeitig begonnen werden soll? Da das Gedächtniß zugleich mit der Urtheilskraft sich entwickelt und alles Wissen der Kinder auf Eindrücken beruht, ohne daß etwas bis zu dem Verstande hindurchdränge, so würden es Worte und immer nur Worte sein, wenn er, dessen zukünftiges Wissen auf einem reichen Schatze sinnlicher Wahrnehmungen ruhen soll, Unterricht in Sprachen erhielte, da er noch keine Begriffe hat, geschweige die in jeder Sprache anders ausgedrückten Ideen vergleichen kann[2]), oder mit Geographie, deren Gegenstände er noch nicht kennt[3]), oder mit Geschichte, deren verwickeltes Getriebe sein Verständniß völlig übersteigt[4]), belästigt würde, von den Fabeln mit ihrer zweideutigen Lehre gänzlich zu

1) II. p. 437—449.

2) II. p. 452: Je conveniens que si l'étude des langues n'étoit que celle des mots, c'est-à-dire des figures ou des sons qui les expriment, cette étude pourroit convenir aux enfans: mais les langues en changeant les signes, modifient aussi les idées qu'ils représentent. Rousseau's Eifern gegen die Alleingiltigkeit der Zeichen für die Vermittelung des Unterrichts in Sprachkunde, Geographie u. s. w., und die Forderung von Realkenntnissen wirkte zu seiner Zeit wohlthätig, wenn auch die Art seiner Forderung einer Einschränkung bedarf. Er sagt (a. a. O.): Parmi les diverses sciences qu'il se vantent de leur enseigner, ils se gardent bien de choisir celles qui leur seroient véritablement utiles, parce que ce seroient des sciences des choses, et qu'ils n'y réussiroient pas; mais celles qu'on paroit savoir quand on en sait les termes, le blason, la géographie, la chronologie, les langues etc.; toutes études si loin de l'homme, et surtout de l'enfant, que c'est une merveille si rien de tout cela lui peut être utile une seul fois en sa vie. Nicht der Nutzen darf der leitende Endzweck sein, statt dessen der erziehende Unterricht ganz andere Zielpunkte kennt, und fernerhin kann es bei dem Unterrichte in den Wissenschaften nicht darauf abgesehen sein, den Unterricht vermittels der Zeichen durch einen bloß sachlichen zu ersetzen, sondern beide mit einander gehörig zu verbinden.

3) II. p. 452.

4) p. 453 f.

schweigen[1]). Es ist genug, wenn das Verlangen zum Lesen in ihm erweckt wird und das Lesen nicht, gleich einer Geißel der Jugend, nur dazu benützt wird, zwangsweise dieselbe zu beschäftigen[2]). Aber seinen Körper übt er beständig und macht seine Kräfte zum lenksamen Werkzeuge seines Verstandes. Mit der Ausbildung seiner Glieder geht die Gewandtheit seines Geistes Hand in Hand. Der Spielplatz ist seine erste Klasse und körperliche Uebungen sein erster Unterricht. Durch den richtigen Gebrauch, den er in diesen Uebungen lernt, werden ihm seine körperlichen Kräfte zugleich zum fügsamen Mittel seines Willens und es sind also nicht bloß Erschöpfungen, an die er sich durch seine Abhärtung bei Tag und Nacht in Hitze und Kälte gewöhnt[3]). Neben dieser natürlichen und mechanischen Uebung werden auch seine Sinne, jene ersten geistigen Vermögen, die sich in uns entwickeln, unablässig zu reichlichem Gebrauch und richtigem Urtheil bethätigt[4]). Sein Gefühl übt er, das Erreichbare gleich dem Blinden durch den Tastsinn kennen zu lernen und, auch im Finstern durch Spiele sicher gemacht, sich zurecht zu finden[5]). Es ist kein Wunder, wenn er bei seiner geübten Muskelkraft nicht bloß über Beschaffenheit, Größe und Gestalt der Körper, sondern auch über Gewicht und Schwere zu urtheilen versteht[6]). Sein Gesicht[7]) gewöhnt er, die Täuschungen, denen dieser Sinn gleichwohl nothwendig ausgesetzt ist, um Entferntes zu erblicken, durch die Controle seines Gefühls zu bemeistern, indem er bald für einen angesetzten Preis im Wettlaufe Entfernungen zu messen gezwungen ist, bald bei gefährlich scheinenden Spielen, in welchen er den Kopf zu

---

1) p. 455 f.

2) II. p. 457: On ne se fait une grand affaire de chercher des meilleures methodes d'apprendre à lire . . . Un moyen plus sûr que tous ceux-la, et celui qu'on oublie toujours, est le désir d'apprendre.

3) II. p. 458 f. Die einzelnen Maßregeln für Uebung und Abhärtung des Körpers p. 465—469.

4) II. p. 469 f.

5) II. p. 470.

6) II. p. 473: Ajoutez que joignant, quand il nous plaît, la force des muscles à l'action des nerfs, nous unissons, par une sensation simultanée, au jugement de la température, des grandeurs, des figures, le jugement du poids et de la solidité.

7) II. p. 475 f.

schützen hat, sein Augenmaß schärft. Auch an schöne Verhältnisse wird die Fertigkeit seines Gesichts geknüpft, indem er von Naturgegenständen Gestalten nachbildet, sowie an geometrische Beobachtungen, indem er seine genauen Figuren zeichnet. Aber bei aller Vorsorge, mit welcher die geschickte Hand seines Führers ihn lenkt, sind es bei jeder Beschäftigung nicht dessen Gedanken, die er anerkennt, sondern, ein scheinbarer Autodidakt, die eigenen, die er zu entdecken glaubt. Hier zieht er Linien und Kreise: er bemerkt das Verhältniß der Winkel; dort sieht er einen Funken blitzen: sein Gehör mißt die Entfernung des Schalls; ein einfaches Lied ergötzt sein Gehör und er ahmt die ganze Kleinigkeit nach[1]).

So hat er das zwölfte Jahr erreicht, durch keine andern Hilfsmittel unterrichtet, als die, welche die Natur ihm gebot, und keine andern

---

1) II. p. 481: Faites que l'enfant connoisse toutes ces expériences; qu'il fasse celles qui sont à sa portée, et qu'il trouve les autres par induction: mais j'aime cent fois mieux qu'il les ignore, que s'il faut que vous les lui disiez. Mit der Entwicklung der Selbstthätigkeit, welche auf diese Weise dem Zögling angeeignet werden soll, steht die Bedeutung der Spiele in Verbindung, welche trotz ihres didaktischen Zweckes doch nichts weiter als Spiele sein sollen, um der Vertiefung des Zöglings in keiner Weise hinderlich zu sein; p. 481: D'ailleurs, on doit toujours songer que tout ceci n'est ou ne doit être que jeu, direction facile et volontaire des mouvemens que la nature leur demande; art de varier leurs amusemens pour les leur rendre plus agréables, sans que jamais la moindre contrainte les tourne en travail; car, enfin, de quoi s'amuseront-ils dont je ne puisse faire un objet d'instruction pour eux? Aber auch der ernste Unterricht soll zur Weckung des Interesse dem Zögling Gelegenheit bieten, und zur Selbstauffindung deutlicher und bestimmter Begriffe Anregung gewähren; Liv. III. p. 501: Sans contredit on prend des notions bien plus claires et bien plus sûres des choses qu'on apprend ainsi de soi-même, que de celles qu'on tient des enseignemens d'autrui; et, outre qu'on n'accoutume point sa raison à se soumettre servilement à l'autorité, l'on se rend plus ingénieux à trouver des rapports, à lier des idées, à inventer des instrumens, que quand, adoptant tout cela tel qu'on nous le donne, nous laissons affaisser notre esprit dans la nonchalance. Ueber die Bedeutung des Geschmacks p. 483 f., und des Geruchs p. 487 f. Der sogenannte sechste Sinn (sens commun, p. 488), der seinen Sitz im Gehirn hat, und dessen Empfindungen rein innerlich sind und Begriffe oder Ideen genannt werden, gehört seiner Entwickelung nach in eine spätere Lebensperiode.

Kenntnisse besitzend, als welche seine Anlage in ihm anregte[1]). Nun ist das Maß seiner Kraft, das noch von keinen Leidenschaften eingeschränkt wird, über welches der Wahn noch keine Gewalt hat, das relativ größte, er hat sogar mehr Kräfte als er braucht und kann demnach seine körperlichen wie geistigen Kräfte ernster und anhaltender bethätigen, sei es durch Beschäftigung mit den Wissenschaften, sei es im Verkehre mit den Menschen[2]). Mit dem Naheliegenden durch die Beschäftigung seiner Sinne schon hinreichend bekannt, möchte er auch den Himmel kennen lernen. Von der Beobachtung der wirklichen Himmelserscheinungen aus, nicht auf dem Wege bloßer Mittheilungen, aber durch Benützung geschickt gestellter Fragen wird er mit der Bahn der Sonne und der Sterne, und der Erklärung einiger Himmelserscheinungen bekannt, ohne daß er hierbei einer Karte oder Armillarsphäre bedürfte[3]); vom Wohnhaus und von der Vaterstadt aus dehnt er, ein heimathskundiger[4]) Knabe, seine geographischen Kenntnisse bald über die ganze Erde aus, mit Hilfe derjenigen Karten, die er selbst gezeichnet. Durch einfache und naheliegende Versuche lernt er die physikalischen Eigenschaften der Körper, allmählich auch die Gesetze der Statik und Hydrostatik kennen, ohne andere Apparate zu haben, als die er sich mit seinem Führer gemacht hat. Eben weil er die Begriffe von den Dingen sich selbst erworben hat, besitzen sie viel mehr Deutlichkeit und Bestimmtheit und er läuft nicht Gefahr, weil künstliche Hilfsmittel in Fülle vorhanden sind, keine mehr in sich selbst zu finden. Bei alledem wird er an anhaltende Aufmerksamkeit gewöhnt, ein Objekt auf das andere hingeleitet und mit demselben wie mit dem Gliede einer Kette verknüpft, und die Fürsorge seines Führers unterläßt es nicht, stets Verwandtes an Verwandtes zu reihen[5]).

---

1) II. p. 488 f.

2) II. p. 492 f.

3) Ueber den Unterricht in der Astronomie liv. III. p. 492—497.

4) Rousseau ist der erste, welcher den Unterricht in der Geographie (s. II. p. 497—498) methodisch richtig d. h. mit demjenigen Unterrichte begann, welcher uns unter dem Namen Heimathskunde bereits geläufig geworden ist. Ueber den Unterricht in der Physik p. 498—501.

5) Die Erfahrungen sollen sich durch eine Art von Deduktion an einander knüpfen (p. 501: les expériences se lient l'une à l'autre par quelque sorte de déduction). Unter dieser Deduktion versteht Rousseau eine freie Handhabung der analy-

Mit der Vermehrung seiner Kenntnisse klärt sich allmählich auch sein Urtheil; er beginnt die Dinge nach allgemeineren Gesichtspunkten zu schätzen. Immer an die Anwendung dessen gewiesen, was er treibt, ist es zunächst der Nutzen der sein Urtheil lenkt. Die Frage: wozu dient dieß alles? ersetzt ihm alle moralischen Begriffe, für welche er noch kein Verständniß hat[1]), und das Buch vom Robinson, welches seine ganze Bibliothek bildet[2]), gibt ihm den rechten Standort, um auch die Beschäftigungen der Menschen und die Leistungen des Gewerbfleißes nach ihrem wahren Nutzen zu beurtheilen[3]). Nicht Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der einen von den andern darf so maßgebend sein, als der allgemeine Nutzen und die Unentbehrlichkeit[4]). Darnach richtet sich auch die Wahl seiner eigenen berufsmäßigen Beschäftigung. Für welchen Beruf soll er sich entscheiden? Das Glück des Weisen sieht er im fünfzehnten Jahre mit denselben Augen an, wie ein Mann mit

---

tischen und synthetischen Methode nach dem jeweiligen Bedarf. Er sagt p. 497: On dispute sur le choix de l'analyse ou de la synthèse pour étudier les sciences. Il n'est pas toujours besoin de choisir. Quelquefois on peut resoudre et composer dans les mêmes recherches, et guider l'enfant par la méthode enseignante lorsqu'il croit ne faire qu'analyser. Alors, en employant en même temps l'une et l'autre, elles se serviroient mutuellement de preuves.

1) II. p. 502: Tout ce qui tient à l'ordre moral et à l'usage de la société ne doit point sitôt leur être présenté, parce qu'ils ne sont pas en état de l'entendre. p. 503: A quoi cela est-il bon? Voilà désormais le mot sacré, le mot déterminant entre lui et moi dans toutes les actions de notre vie. Eine solche Zurücksetzung der Entwicklung des moralischen Urtheils ist um so auffallender, als die stete Aneiferung zum Selbstdenken in den exacten Wissenschaften (les sciences) die Urtheilskraft doch entwickeln half. Indessen mußte wohl der Unterschied zwischen Gut und Böse dem Bewußtsein sich spät aufdringen, wenn der Mensch, wie Rousseau voraussetzt, von Natur gut ist.

2) Die Bedeutung, welche zuerst Rousseau der Geschichte vom Robinson als Bildungsmittel für die Jugend beilegte, hat man seitdem allgemein schätzen gelernt.

3) II. p. 507 f.

4) II. p. 510: Je dis qu'en chaque chose l'art dont l'usage est le plus général et le plus indispensable est incontestablement celui qui mérite le plus d'estime, et que celui à qui moins d'autres arts sont nécessaires la mérite encore par-dessus les plus subordonnés, parce qu'il est plus libre et plus près de l'indépendance.

dreißig Jahren die Herrlichkeit des Paradieses [1]). Dagegen ist der aus der gesellschaftlichen Ordnung hervorgehende Beruf ohne Sicherheit, denn Alles, was durch Menschen entstanden ist, kann auch durch Menschen wieder zerstört werden und nur die Natur prägt unauslöschliche Charaktere aus [2]). Da er aber in dem Gesellschaftsverbande den Andern Arbeit zu erstatten schuldig ist, so wird er sich eine Beschäftigung wählen, welche ihn dem Stande der Natur am nächsten bringt und ihm unter allen Umständen jene Sicherheit gewährleistet. Diesen Dienst gewährt ihm denn ein Handwerk, und zwar ein solches, welches keine mit der Humanität in Streit liegende Gesinnung fordert, ganz abgesehen von der Entfernung falscher Ehrbegriffe, welche er dadurch gründlich hassen lernt [3]).

Emil hat nun das fünfzehnte Lebensjahr erreicht. Durch sinnliche Wahrnehmungen bereichert, durch richtige Begriffe gefördert, gezwungen sich selbst zu unterrichten, bedient er sich der eigenen Vernunft, nicht der eines andern. Seine Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Geduld, Festigkeit und Muth charakterisiren seinen Willen, die wirklich angeeigneten Kenntnisse seinen Verstand [4]).

Mit der Entwicklung der Pubertät keimen zugleich die Leidenschaften [5]). Sollte nicht auch er von ihnen hin und hergeworfen werden können, zumal sie in der Selbstliebe wurzeln [6])? Aber bei seinem vor allem Wahn und allen Vorurtheilen abgeschlossenen Leben ist eine Entwicklung des Schlechten, da er ja von Natur gut ist, gar nicht mög-

---

1) II. p. 506.

2) II. p. 514.

3) II. p. 515 f.

4) II. p. 524—525.

5) Liv. IV. T. II. p. 526: Comme le mugissement de la précède de loin la tempête, cette orageuse révolution s'annonce par les murmures des passions naissantes; une fermentation sourde avertit de l'approche du danger. Un changement dans l'humeur, des emportemens fréquens, une continuelle agitation d'esprit, rendent l'enfant presque indisciplinable. Il devient sourd a la voix qui le rendoit docile; c'est un lion dans sa fièvre; il meconnoit son guide, il ne veut plus être gouverné.

6) II. p. 527: La source de nos passions l'origine et le principe de tous les autres, la seule qui naît avec l'homme et ne le quitte jamais tant qu'il vit, est l'amour de soi.

lich und außerdem ist jene Selbstliebe ja nicht an sich, sondern nur durch ihren Mißbrauch eine Quelle des Bösen[1]). So können denn die Tugenden, da nicht klingende Worte den Schein derselben lehren, in reiner Weise von selbst sich entwickeln. Wenn er nun, da er auf seinem eigenen Platze feststeht, mit der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit vertraut gemacht wird, so wird er nur in den Vorurtheilen und bürgerlichen Einrichtungen die Quelle alles Schlechten entdecken[2]); wenn er dem tieferen Studium der Geschichte sich zuwendet, so wird er in scheinbar kleinen Zügen die treibenden Motive erblicken[3]); wenn er die Thorheit der Menschen sieht, so wird er sie bedauern[4]). Mit dieser Selbständigkeit, welche seine Entwicklung erreicht hat, hört der eigentliche pädagogische Einfluß seines Hofmeisters auf, wenn er auch nicht früher dieses Einflusses sich völlig begibt, als bis er, um das Ziel seiner Wünsche nicht auf halbem Wege zu lassen, ihm auch eine Lebensgefährtin an die Seite gestellt hat[5]). Es sollte freilich noch an die Religion erinnert werden, aber auch in dieser höchsten Kenntniß, welche er zuletzt erfährt, wird die Wahl eines bestimmten positiven Glaubens ihm selbst überlassen[6]).

Die Romanform, welche dem neuen Erziehungssystem gegeben ist, bezeugt zwar auch hier seine alte Neigung[7]), aber diese Form wird

1) a. a. O.

2) II. p. 544.

3) II. p. 545 f.

4) II. p. 555 f.

5) Livre V des Emile.

6) II. p. 562: Mais nous qui prétendons secouer son joug en toute chose, nous qui ne voulons rien enseigner à notre Émile qu'il ne pût apprendre de lui-même par tout pays, dans quelle religion l'élèverons-nous? à quelle secte agrégerons-nous l'homme de la nature? La répons est fort simple, ce me semble; nous le l'agrégerons ni à celle-ci ni à celle-là, mais nous le mettrons en état de choisir celle ou le meilleur usage de sa raison doit le conduire.

7) Die Vermählung Emils mit Sophie bildet den Schluß des letzten oder fünften, von der Erziehung Sophie's handelnden Buches. Der Umstand, daß es Rousseau's Art ist, seine Worte mit lebendigen Erinnerungen zu verbinden, drängt die Vermuthung auf, daß der Name Sophie nicht aufs Geradewohl im Emile eingeführt worden sei. „Sophie" war wenigstens der Name, dessen sich Rousseau gegenüber Madame d'Houdetot bediente (I. p. 233).

schwerlich an dem Gedanken zu rütteln vermögen, daß Rousseau nach dem Entwicklungsgange seines Denkens die Erziehung, über welche er mit Begeisterung schrieb, als das Eine Große (nach Platons Wort) wie Einer begriff. Und mag der Emile noch so viel wunde Stellen der Kritik zu willkommenem Tadel entgegenhalten, mag er auch über das nöthige Maß hinaus beweisen, daß es alle menschlichen Kräfte zu übersteigen scheint, eine Wahrheit nach allen Seiten hin zur Evidenz zu bringen: dennoch wird eine billige Betrachtung mit der Anerkennung nicht zurückhalten können, daß der Mann, dessen nachhaltiger Erfolg in der Geschichte der Pädagogik erweisbar ist, für alles Menschliche ein tiefes Wohlwollen empfunden haben müsse. Etwas Unbekanntes dürfte und sollte es nicht sein, daß auf dem Gebiete der Erziehung auch dann, wenn die Thätigkeit wie bei Rousseau nur im schriftstellerischen Wirken besteht, ohne ein tief liegendes Wohlwollen alles Thun eitel Bemühen ist[1]).

Der Umfang und die Menge der Arbeiten, welche Rousseau in l'Hermitage und Montmorency in dem kurzen Zeitraum von 1756 bis 1762, der Hauptperiode seines Lebens, vollendete, kann leicht in Erstaunen setzen. Ein ungewöhnliches Maß geistiger Kraft und ein ungewöhnlicher Grad von anhaltender Regsamkeit und Arbeitslust müssen in diesem Manne geschlummert haben! Indessen läßt sich aus diesen Gründen nur die Menge der Arbeiten, noch nicht ihr Werth erklären. Der Zweck, den Rousseau bei seinem Schaffen verfolgte, wird auch für den letztern einzustehen bereit sein. Wer die Höhe des Zwecks, welchen Rousseau in den meisten Arbeiten, zum Theile sogar in der Neuen Heloise verfolgte, erwägt, der wird auch die moralische Kraft, welche bei allen Schwächen ihm innewohnte, nicht unterschätzen. Wenn die Zeit seiner innern Reform seine moralische Kraft nicht gestärkt hätte und die aufgeführten Werke keinen Beweis dafür lieferten: wo wären dann ihre Spuren?

Man sollte gauben, eine Lebensperiode, die so fruchtbar war an Werken von Bedeutung, die Beweise einer so starken Denkkraft an den

---

1) Der Werth der Persönlichkeit und der Werth der Leistung sind zweierlei Dinge. Für den Werth der Persönlichkeit eines Mannes — an diesem Gedanken habe ich bei Behandlung dieser ganzen Materie grundsätzlich festgehalten, — ist in erster Linie das Motiv entscheidend, nicht das Werk. Es werden Irrthümer auch in guter Absicht gelehrt und verbreitet.

Tag legte, werde, da ja erhöhte Regsamkeit von erhöhtem Frohsinn begleitet zu sein pflegt, eine Periode freudigen Schaffens und frohen Muthes gewesen sein: nichts weniger als dies. Der Leser der Bekenntnisse weiß recht wohl, daß sehr wenig frohe Stunden gerade diese größte Periode seines Schaffens begleiteten[1]). Woher diese seltsame Erscheinung? War es etwa seine Krankheit, welche ihm den großen Kummer verschaffte? Das muß verneint werden. Es gab in ihrem Verlauf Unterbrechungen und Rousseau selbst berührt den etwa daraus hervorgehenden Kummer wenig. Oder war es Zurücksetzung, Nichtanerkennung seiner Verdienste, die ihn kränkten? Nein! Er fand in der ganzen gebildeten Welt theilnehmende Leser und feurige Anhänger. Oder waren es Intriguen boshafter Menschen, welche ihm das Leben verbitterten? Darunter hatte er zwar zu leiden und eine Intrigue boshafter Art hatte zur Folge, daß er mitten im Winter von l'Hermitage nach Montmorency übersiedelte[2]). Aber auch Kränkungen dieser Art vermochten keine bleibende Verstimmung in seinem Gemüthe zu erzeugen. Was also war es denn? Dem Leser dieser Schrift ist es nicht unbekannt, daß Rousseau von seinem eigenen moralischen Werthe im hohen Grade eingenommen war. Er hielt sich stets für den besten Menschen[3]) und hat diese hohe Meinung von sich unverändert behalten. Es wäre weniger schlimm, daß Rousseau überhaupt diese Meinung über sich selbst äußerte, statt sie Andern zu überlassen, wenn sie nicht mit seinen Handlungen im Widerspruch wäre. Aber Diebstähle, deren er seine Jugend anklagen muß, die Behandlung seiner Kinder, die er in der Absicht seinen Freunden mittheilte, um in ihren Augen nicht besser zu erscheinen, als er in der That sei, der lüsterne Sinn, der doch so wesentliche Hilfe leistete[4]), daß er in seinem 45. Lebensjahre, — ein überjähriger Galan, — noch einmal in Liebesschwärmerei versank, —

1) In den Confessions herrscht vom 9. Buche angefangen ein larmoyanter Ton, welcher bis zum Schlusse unverändert bleibt.

2) I. p. 249 f. Rousseau war wenigstens in Folge seiner Leichtgläubigkeit innerlich überzeugt, daß es eine Intrigue Grimms sei.

3) Dies sind seine eigenen Worte: moi qui me suis cru toujours, et qui me crois encore, à tout prendre, le meilleur des hommes (I. p. 272). Vgl. oben die Einleitung und das 5. Capitel.

4) Rousseau spricht selbst von seinen sens si combustibles und seinem coeur tout pétri d'amour, I. p. 222.

diese Thatsachen lassen der Vermuthung großen Raum, daß jene Meinung, auch wenn sie nur im relativen Maße verstanden wird[1]), von manchem stillen und unbekannten Gemüthe seiner Zeit dürfte Lügen gestraft werden. Es mag sein, daß er selbst den Widerspruch, in welchem die vorgefaßte Meinung von der eigenen moralischen Höhe mit seiner Handlungsweise sich befand, wenig fühlte: um so mehr fühlten ihn Andere, und darunter seine Freunde. Es war nicht anders möglich, als daß die Diderot, Dalembert, Holbach, Mad. d' Epinay, Grimm u. A. bei einem Manne, dessen Schwächen sie sahen, der die Behandlung seiner Kinder freiwillig mittheilte[2]), an eine moralische Höhe nicht glauben konnten, von welcher er voll war, ja von der abgeschiedenen Lebensweise des Sonderlings noch schlechter dachten als sie verdiente[3]). Diese Meinung der Freunde kränkte gerade Rousseau mit verdoppelter Stärke und machte ihn in seinen eigenen Augen zum unglücklichsten aller Menschen. Nicht bloß daß der Mann, der ein so schönes Bild von dem Werthe der eigenen Persönlichkeit sich entworfen hatte, gegenüber jeder von anderen Händen vorgenommenen veränderten Zeichnung desselben gereizt und empfindlich war: Rousseau hing noch dazu mit ganzer Seele an vertrautem Umgange, er hatte sich ebenso von der Freundschaft wie von der Liebe ein ideales Bild geschaffen[4]) und wenn ein solcher Mann auf Freunde gerieth, welche nicht nur, wie das gewöhnlich geschieht, über dem Werk und der äußeren Handlung das Motiv vergaßen, sondern statt mit zarter Rücksicht, welche

---

1) Zu jenem Anmerkung 2 angeführten Satze wird nämlich der Zusatz gemacht: (je sentois), qu'il n'y a point d'intérieur humain, si pur qu'il puisse être qui ne recèle quelque vice odieux.

2) I. p. 246: J'en instruisis cependant mes amis, uniquement pour les en instruire, pour ne pas paroître à leurs yeux meilleur que je n'étois.

3) Hierher gehört der Ausspruch Diderot's: il n'y a que le méchant qui soit seul und was sich daran knüpft, I. p. 239 f. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke, I. 333 hat nachgewiesen, daß dieser Satz nicht, wie Rousseau glaubte, in den dem Diderot'schen Fils naturel angehängten Gesprächen, sondern im Drama selbst steht. Ob Diderot bei Beurtheilung der äußern Handlung besondere Rücksicht auf das Motiv genommen, kann eine offene Frage bleiben.

4) I. p. 222: Comment se pouvoit-il qu'avec une âme naturellement expansive, pour qui vivre c'étoit aimer, je n'eusse pas trouvé jusque alors un ami tout à moi, un véritable ami, moi qui me sentois si bien fait pour l'être?

seine Natur prätendirte, mit Gleichgiltigkeit ihm entgegenkamen, so kannte sein Mißtrauen keine Grenzen mehr. Als die Intrigue Grimms zu dem ersten nothwendigen Bruche geführt hatte, schrieb er alle Verfolgungen, die ihn später trafen, dem Complotte seiner angeblichen Freunde zu, und was der Verrath nur immer Schwarzes, der Undank nur immer Kränkendes haben mag, dies alles glaubte er an sich erfahren zu müssen.

Ohne Zweifel hing die Meinung, welche Rousseau von dem eigenen moralischen Werth hatte, mit seiner Anschauung zusammen, welche seit der Abfassung seines ersten preisgekrönten Discours in alle übrigen Schriften übergegangen war. Hatte der Gedanke, daß der Mensch ursprünglich von Natur aus moralisch vollkommen sei, einmal feste Wurzeln gefaßt, so konnte Rousseau, der ohndies gewohnt war, an Erfahrungen und Erlebnissen den lebendigen Rückhalt für sein Denken zu erblicken, auch auf den Gedanken kommen, in sich selbst die Wurzeln der Güte und Vollkommenheit zu suchen und zu finden. Diese Anschauung verlieh ihm Schwung, sie erleichterte ihm das Werk der Resignation und begleitete ihn im Schaffen seiner Werke, sie bewirkte aber auch, daß er bei der Anerkennung, die ihm die gebildete Welt entgegentrug, von seinen nächsten Freunden verkannt wurde, und unglücklich lebte. So war derselbe Gedanke ihm eine Quelle des Schaffens berühmter Werke und zugleich eine Quelle unaufhörlicher Leiden.

7. Capitel. Die letzten Lebensjahre.

Die Fortdauer geistiger Rührigkeit und der Reiz gewohnter Beschäftigungen tragen dazu bei, die Unfreundlichkeit des Alters zu vergessen, und wenn der Umgang mit gleichgesinnten Männern, die Zuneigung und Anerkennung der Menschen hinzutreten, so führt diese willkommene Hilfe noch mehr jene Wirkung herbei. Rousseau müßte ein Alter voll Heiterkeit durchlebt haben, wenn dies unter der Einwirkung jener Bedingungen allein zu erlangen möglich wäre. Er blieb rührig bis zum letzten Lebensjahre, errang sich die Bewunderung von Hoch und Nieder und neue Verbindungen führten ihn zu neuen Freunden. So viel Muth wird doch wohl aus kräftigeren Tagen noch zurückgeblieben sein, um gegen unvermeidliche Uebel nicht erfolglos anzukämpfen. Indessen Rousseau gleicht eher einem Menschen, der des

Platzes, auf welchem er steht, keinen Augenblick recht froh werden kann, weil er von geheimen Mächten beständig hin- und hergezogen wird. Unglück, hervorgerufen durch eine in ihren Endpunkten ihm unbekannte Verfolgung, Muthlosigkeit, welche die Schläge des Unglücks allmählich erzeugen, und Trübsinn, durch beide genährt und zur bleibenden Gemüthsstimmung gemacht, bilden die Eine Kette, welche durch die letzten sechzehn Jahre seines Lebens sich hindurchzieht. Es gibt keine Erwartung hinsichtlich eines heitern Alters Rousseau's, welche nicht durch die Betrachtung seiner letzten Lebensjahre gründlich enttäuscht würde. Seine Correspondenz aus dieser Periode sowohl als die verschiedenen Berichte darüber scheinen nur geschrieben zu sein, um ein trauriges Bild seiner inneren und äußeren Lage zu entwerfen. Ist schon die Vereinigung von Alter und Krankheit werth der Beherzigung, so ist sie es durch den Hinzutritt anderweitigen Unglücks in noch höherem Grade. Gewiß konnte äußeres Unglück allein die trübselige Lage seines Lebens nicht herbeiführen, indessen gab es frühzeitig genug, im 50. Jahre seines Lebens, den ersten Anstoß.

Es gibt sehr viele starke Handlungen der Menschen, welche aus einer Schwäche entspringen. Wenigstens hilft der Lärm diese Quelle verdecken. Rousseau hatte durch das Glaubensbekenntniß des savoischen Vikars, eine Episode des Emile, die Jesuiten und Orthodoxen, die philosophischen Modeleute und Monarchischgesinnten ins Herz getroffen. Wer so wie er die Unhaltbarkeit des historischen Glaubens und seiner Grundlagen nachzuweisen sucht, den Atheisten gegenüber die Lehre von Gott und der Vorsehung und einem anderen Leben in Schutz nimmt, als Prediger der Vernunftreligion den Menschen keine Macht über die Gewissen zugesteht[1]), muß sie alle sich zu grimmigen Feinden machen. Fürchtend, die Lehren Rousseau's würden dem, was man damals unter monarchischer Ordnung verstand, in viel wirksamerer Weise gefährlich werden, als der kecke Nihilismus der Atheisten, erließ das Parlament am 9. Juni 1762 gegen den Verfasser des Emil ein Verhaftsdecret, ließ das Buch zerreißen und von Henkershand öffentlich verbrennen. Der Erzbischof von Paris verdammte es in einem Hirtenbrief und

---

1) Les Confess. I. p. 299: . . . au lieu que la religion raisonnable et morale, ôtant tout pouvoir humain sur les consciences, ne laisse plus de ressource aux arbitres de ce pouvoir.

verbot es zu lesen; auch die Sorbonne gesellte sich zu den Tadlern hinzu [1]).

Dem Verhaftsdecret konnte sich Rousseau um so leichter entziehen, als der Prinz von Conti ihn rechtzeitig davon in Kenntniß setzte und der Marschall von Luxemburg ihm bei der Flucht behilflich war [2]). Er wandte sich nach Yverdun im Canton Waadt und erfuhr schon nach wenigen Tagen zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß seine Vaterstadt, das reformirte Genf, wahrscheinlich aus Gefälligkeit gegen Frankreich [3]), ebenfalls ein Verhaftsdecret erließ und das Buch zu verbrennen befahl [4]). Es währte nicht lange, und die frommen Senatsherren von Bern gaben Rousseau durch eine Ordre zu verstehen, wie ungern sie ihn auf ihrem Boden sehen würden. Er begab sich also nach Motiers-Travers in Neufchatel unter den Schutz Friedrich's II., Lord Keith, einst Erblandmarschall von Schottland und zur Zeit Statthalter von Neufchatel gewährte ihm nicht nur mit Friedrichs Bewilligung Schutz, er wollte ihm sogar eine Pension verschaffen [5]).

Mehr bedurfte es nicht, um die Verwirrung vollkommen zu machen und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf Buch und Verfasser zu lenken. Hohe Fürsten und Behörden wetteiferten mit einander, den Mann zu beschützen und zu verdammen. Die Wirkung des Buches mußte größer als gewöhnlich sein, denn ihre Nachhaltigkeit hängt überhaupt von dem Reize ab, den die Gemüthslage der Menschen erfährt, und die Verfolgung von Buch und Verfasser war ein großer Reiz. Das Geschrei, welches zahlreiche Scribenten von der Sorbonne bis zum kleinsten Journal eilfertig erhoben, der gegen ihn versuchte Gewaltact, welcher in Genf sogar mit den gesetzlichen Rechten der Bürger in Widerspruch stand, endlich die Lächerlichkeit des ganzen Verfahrens gegen einen Mann, der persönlich nicht die Bedeutung hatte, die man ihm beilegte und dessen Schriften man zu lesen dadurch nicht hinderte,

---

1) Musset-Pathay, Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Nouvelle edition. Paris 1827. p 177.

2) Confess. livr. XI. T. I. p. 307 f.

3) Der französische Resident hatte gerade um diese Zeit nach dem Ausbruche bürgerlicher Zwistigkeiten in Genf großen Einfluß. Schlosser, a. a. O. IV. S. 27. Confess. I. p. 307.

4) Confess. I. p. 312.

5) I. p. 314 f:

mußten ihn in dem Gedanken bestärken, daß er die gute Sache vertrete[1]) und sie mußten einen hohen Grad von Erbitterung in ihm erzeugen. Zwei Schriften, welche Kunde gaben, wie wenig erlittenes Unrecht über die gute Ueberzeugung vermochte, wurden in der Zeit seines Aufenthaltes in Motiers-Travers verfaßt. Sie machten ihren Gang durch Europa.

Die erste galt dem Erzbischof von Paris, welcher auffallender Weise gegen einen Reformirten einen Hirtenbrief erlassen hatte, um seinen Sprengel aufmerksamer zu machen, und Rousseau antwortete ihm, wie Lessing Göze geantwortet hat[2]). Die zweite Schrift war gegen die Genfer gerichtet, welche, ohne daß das Buch gelesen worden war[3]), schon nach neun Tagen das Beispiel des Pariser Parlaments nachahmten. Rousseau, in der Meinung, seine Mitbürger würden es nicht dulden, daß das geistliche Edikt durch Erlassung jenes Decrets so offenbar verletzt würde, wartete fast ein Jahr lang aber vergebens auf eine Stimme, die sich zu seinen Gunsten erheben würde[4]). Er kündigte also in einem mit großer Mäßigung abgefaßten Brief an den ersten Syndicus der

---

1) Er schreibt über die Zeit, da ihm während seines Aufenthaltes in Montmorency der drohende Sturm von allen Seiten angekündigt wurde (I. p. 306): Sur les absurdités dont on me rebattoit incessamment les oreilles, j'étois tenté de croire que tout le monde étoit devenu fou. Sentant bien qu'il y avoit sous tout cela quelque mystère qu'on ne vouloit pas me dire, j'attendois tranquillement l'événement, me reposant sur ma droiture et mon innocence en toute cette affaire, et trop heureux, quelque persécution qui dût m'attendre, d'étre appelé à l'honneur de souffrir pour la verité.

2) Die Schrift führt den Titel: J. J. Rousseau, citoyen de Genève à Cristophe de Beaumont, archevèque de Paris etc., abgedruckt T. II. p. 755 f. Vgl. Confess. I. p. 320. Schlosser, II. S. 469. Musset-Pathay bemerkt (Histoire p. 174): „La simplicite des moeurs et le faste de pensées" (ein Wort aus dem ersten Theile jenes Mandements, abgedruckt II. p. 747 f.), font un contraste heureux qui prouve qu'on tâchait d'imiter le style de l'auteur dont on condamnait l'ouvrage. Raumer (Gesch. d. Pdgk. II. S. 220) nennt die Darstellung des Pariser Erzbischofs eine „meisterhafte Charakteristik" Rousseau's. Das ist ein charakteristisches Wort für den Standpunkt und die ganze angebliche Kritik Raumers.

3) „Es war noch nicht ein einziges Exemplar in der Stadt". Musset-Pathay p. 193.

4) Confess. I. p. 312.

Republik sein Bürgerrecht auf[1]). Dieser Brief wurde das Signal zu bürgerlichen Unruhen. Stolz auf Rousseau's Namen war die Bürgerschaft fürs Erste wegen seiner Person erbittert, dann aber auch wegen des willkürlichen Schaltens des kleinen Raths. Die Hilfe, welche geistreiche Federn zu Gunsten des hergebrachten aristokratischen Regiments aufgeboten hatten[2]), erwies sich als unzulänglich, als Rousseau, den Bitten der ihn abgesandten Bürger nachgebend und den demokratischen Wünschen der Zeit zuvorkommmend, seine „Briefe vom Berge" schrieb und in die Welt schickte[3]), — eine Schrift, durch welche er eben so gegen die Herrschaft der Zionswächter wie der Aristokraten die Gemüther ungewöhnlich aufzuregen verstand[4]). Im ersten Theile[5]) fand er Gelegenheit, das Betragen seiner Genfer Richter zu prüfen und für freie Forschung und ihre Unabhängigkeit vom Zwange der Autorität zu kämpfen. Wenn man mir heute beweist, ruft er den kleinen Päpsten in Genf zu, daß ich in Glaubenssachen verbunden bin, den Entscheidungen irgend jemandes mich zu unterwerfen, so werde ich morgen katholisch und jeder wahrhafte und konsequente Mann wird dasselbe thun[6]).

Es ist gewiß ein Zeugniß für das Vertrauen, welches Friedrich der Große auf seine eigene Kraft besaß, daß er dem religiösen und politischen Freidenker, der in Motiers-Travers diese Schriften verfaßte und wie ein Prophet in der Wüste von allen Seiten Besuche erhielt, ruhig

---

1) Der Brief, welcher in der Geschichte der Republik Genf epochemachend ist (Schlosser IV. S. 23) ist vom 12. Mai 1763 datirt (abgedruckt IV. p. 440, vgl. Confess. I. p. 322).

2) „Lettres écrites de la campagne" war der Titel der von dem Generalfiscal Tronchin verfaßten Schrift, in welcher die Sache der Demokratie den Todesstoß erhalten zu haben schien. Rousseau rühmt dieselbe außerordentlich, I. p. 322.

3) Er nannte diese Schrift, entgegengesetzt den „Briefen vom flachen Lande" Tronchin's, Lettres écrites de la montagne.

4) „Rousseau, wie Lessing, kämpfte auf eine glänzende und allgemein verständliche Weise in Beziehung auf die Religion des Staats für das Recht verständiger Prüfung gegen blinden Glauben, in Beziehung auf politische Verfassung für einen Antheil des Volks an der auf seine Kosten geführten und mit seinem Blut vertheidigten Regierung des Staats." Schlosser IV. S. 29.

5) Der zweite Theil, welcher den 7. 8. und 9. Brief umfaßt, ist der Sache der Demokratie gegen die Aristokratie gewidmet.

6) Lettres écrites de la montagne, T. III. p. 18.

gewähren ließ. Nicht so sicher fühlten sich die Retter des Glaubens und die Besitzer politischer Vorrechte. Kaum hatte Lord Keith Neufchatel verlassen, um nach England zurückzukehren, als Rousseau nach einem dreijährigen Aufenthalte in Motiers-Travers, Dank den Aufreizungen des dortigen Pastors Montmollin fast gesteinigt worden wäre[1]). Er weicht diesen rohen Ausbrüchen fanatisch erregter Bauern und zieht sich auf die den Bernern gehörige und mitten im See von Biel gelegene Petersinsel zurück[2]). Es vergingen kaum zwei Monate, und er muß auf Befehl der gnädigen Herren von Bern im October 1765 diese Insel wieder verlassen[3]). Dem Zureden einiger Männer vertrauend, glaubte er in Biel einen Zufluchtsort zu finden: siehe da! schon am nächsten Tage sieht er sich genöthigt, die Stadt zu verlassen, um nicht das Opfer der ausbrechenden Gährung zu werden[4]). Da mußte endlich seine alte Anhänglichkeit für die Schweiz ihr Ende erreichen und Rousseau leistete der Einladung seiner Freunde, nach England zu gehen, willig Folge.

Diese beständigen Verfolgungen, welche Schlag auf Schlag einander drängten und ihn aus einem Canton in den andern trieben, fingen endlich an, seinen Muth herabzustimmen[5]). Wie lange ein solcher Zustand noch dauern mag? — ist eine harte Frage für einen in Ungewißheit lebenden Verfolgten und geeignet, auch den stärksten Muth zu brechen. Vergangene Schicksalsschläge kommen nach dem natürlichen Laufe immer mehr in Vergessenheit, aber die Wirkung drohender Uebel erscheint unserer Einbildung um so größer, je dichter der Schleier ist, der ihre Ursachen verdeckt. Wo zeigt sich da noch die Aussicht auf Schutzmittel? Wenn ferner irgend Jemand dafür, daß er den Muth besaß seine gute Ueberzeugung rückhaltslos zu äußern, Undank und Verkennung erntet, so wird man es wohl begreiflich finden, wenn die Wunde, welche hiedurch geschlagen wurde, unheilbar bleibt; wenn aber Rousseau, der in seinem Glaubensbekenntniß des savoischen Vikars, man mag über seinen Inhalt denken, wie man will, gegenüber einer

1) Confess. I. p. 330 f. und p. 336. Musset-Pathay, Histoire p. 209.

2) Confess. I. p. 338.

3) a. a. O. p. 345.

4) a. a. O. p. 348. Dies ist die letzte Begebenheit seines Lebens, welche Rousseau in seinen Bekenntnissen erzählt.

5) A. a. O. p. 343: La continuité des malheurs commençoit d'affaisser mon courage.

glaubenslosen Zeit und atheistischen Liebhabereien doch einen Ausweg und vielleicht den einzig richtigen aus dem Irrthume zeigte, für die rückhaltslose Aeußerung seiner Ueberzeugung verfolgt wurde, so wird man wohl erkennen, daß die Wunde nur um so schmerzlicher wird empfunden werden müssen. Es fehlte nichts, als daß Rousseau, der ohnedies leicht erregbar und reizbar für Einbildungen war, nach der Veröffentlichung der Rechtfertigung und Widerlegung seiner Gegner in dem Briefe an Beaumont und in den Briefen vom Berge vermehrte Verfolgungen trafen, um seine schmerzliche Empfindung noch zu verdoppeln. Eine absichtliche Verkennung schien den eigentlichen Hintergrund seiner Verfolgungen zu bilden, ein Hintergrund, der auch dann noch drohend erscheinen mußte, wenn diejenigen, welche die Verfolgungen ins Werk setzten, nicht mehr im Besitze der Macht waren.

Rousseau hielt Choiseul für den Urheber seiner Verfolgungen in der Schweiz[1]), denselben Mann, dem er in seinem Contrat social das größte Lob gespendet hatte[2]). Aber Choiseul erschien ihm, wenn auch als der mächtigste, so doch nicht als der einzige Verfolger. Seitdem das ehemalige Freundschaftsband Rousseau's mit der Frau von Epinay und Grimm, den er in seinen Confessions die Rolle eines arroganten Schmarotzers spielen läßt, durch eine, wie er glaubte, von beiden angestiftete boshafte Intrigue zerrissen worden war, seitdem er mit Diderot gebrochen und ehemals befreundete Männer wie Dalembert, Voltaire, Vernes, der Abbé de Mably[3]) u. A. seine Feinde geworden waren, gewann der Gedanke in ihm immer größere Wahrscheinlichkeit, alle Verfolgungen, die er erduldet, oder noch zu erdulden hatte, seien die Wirkungen eines Complots, welches seine angeblichen Freunde gestiftet hatten[4]). Er hat diesen Gedanken bis zu seinem Lebensende nicht mehr

---

1) A. a. O. p. 347: J'avois toujours soupçonné M. de Choiseul d'être l'auteur caché de toutes les persécutions que j'éprouvois en Suisse.

2) Siehe oben 6. Capitel

3) Eifersucht auf die größere Gloire Rousseau's war ein keineswegs unwesentlicher Grund hievon. Der Abbé von Mably, der Oheim von Rousseau's einstigen Zöglingen in Lyon, hatte die Lettres écrites de la montagne das „aufrührische Geschrei eines zügellosen Demagogen" genannt (Confess I. p. 328).

4) A. a. O. p. 310: Dès le lendemain de mon départ (nämlich aus Montmorency im Jahre 1762), j'oubliai si parfaitement tout ce qui venoit de se passer, et

aufgegeben. Denkt man freilich an zusammentreffende Umstände und eine möglicher Weise daraus abgeleitete Combination, d. h. erwägt man die gleichzeitigen Verfolgungen und Anfeindungen nach der Veröffentlichung des Emile und die geschäftige Einbildungskraft Rousseau's, so kann die Annahme eines verursachenden Complots in den Augen Rousseau's immerhin als etwas Natürliches erscheinen. Aber es fehlt viel, daß deßhalb wirklich das Complot die Ursache, die Verfolgungen die Wirkung seien. Rousseau stand durch Charakter, Lebensweise, die Liebe zur Einsamkeit, d. h. die Neigung sich zu isoliren, durch Sonderbarkeiten, welche seit seinem Aufenthalte in der Schweiz sogar in der Kleidung sich verriethen[1]), endlich das Wichtigste von allem, durch seine Anschauung mit seinen wirklichen und angeblichen Freunden in einem sehr starken Gegensatze[2]). Läßt sich da eine dauernde Verbindung erwarten? Läßt sich aber auch der voreilige Schluß ziehen: die abgefallenen Freunde seien die geheimen Verfolger geworden? Der Umstand, daß Rousseau

---

le parlement, et madame de Pompadour, et M. de Choiseul, et Grimm, et d'Alembert, et leurs complots, et leurs complices.

1) Er kleidete sich auf armenische Art, a. a. O. I. p. 317.

2) Es mag für die entgegengesetzte Anschauung Rousseau's und Diderot's ein Beispiel angeführt werden. Der erstere sagt (Confess. livr. XII. p. 341): „Ich kenne kein würdigeres Opfer für die Gottheit als die schweigende Bewunderung, welche die Betrachtung ihrer Werke erweckt und die sich in keiner ausgesprochenen Handlung kundgiebt. Ich begreife es, daß die Stadtbewohner, welche nur Mauern, Straßen und Laster sehen, keinen Glauben haben, aber nicht begreife ich es, warum Landbewohner und besonders einsame Menschen keinen haben können. Wie erhebt sich nicht ihre Seele hundertmal des Tags jauchzend zu dem Urheber der Wunder, die vor ihren Augen liegen?" — Diderot hingegen sagt (Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke, I. S. 143): „Ich habe mit der Natur angefangen, welche sie dein Werk genannt haben; und ich werde mit dir endigen, dessen Namen auf der Erde Gott ist. O Gott! ich weiß nicht, ob du bist; aber ich werde denken, als ob du in meine Seele blicktest; ich werde handeln, als ob ich vor dir wandelte. Ich verlange von dir nichts in dieser Welt, denn der Lauf der Dinge ist, wenn du nicht bist, durch sich selbst, oder, wenn du bist, durch dein Gebot nothwendig." Dieser Gegensatz beider Männer ist fast so groß, als der Unterschied — man erlaube den Vergleich — zwischen antikem und modernem Standpunkt. Man messe doch die Entfernung zwischen dem Satze Platon's: Die Philosophie hat keinen andern Anfang als die Verwunderung, — und dem Satze Herbart's: Aller Weisheit Anfang ist der Zweifel.

ein religiöser und politischer Freidenker war, ist ein vollkommen ausreichender Erklärungsgrund für seine Verfolgung und es bedurfte dazu der Hülfe seiner Freunde nicht, um sie ins Werk zu setzen. Es war freilich lächerlich, den Einfluß, welchen Rousseau's Anschauungen auf die zukünftige Entwicklung der allgemeinen Anschauung nehmen würden, durch Verfolgung des Urhebers abzuschneiden, aber wann hat sich ein reactionäres Bestreben je um die Zukunft bekümmert?

Die Verfolgungen brachten in Rousseau außer Muthlosigkeit und dem Gedanken an ein angebliches Complot noch eine andere Wirkung hervor. Erlittenes Unglück macht furchtsam; gewolltes Unglück, das Jemand erlitten, erzeugt Mißtrauen. Rousseau hat in den Jahren von 1765—1770 an verschiedenen Orten in England und Frankreich sich aufgehalten und fast überall neue Verbindungen angeknüpft, aber keine hatten langen Bestand, keine vermochte das wachsende Mißtrauen zurückzuhalten. Alle entgegengebrachte Aufrichtigkeit half nichts, der Isolirtheit und dem bleibenden Trübsinn, in welchen Rousseau gerathen mußte, vorzubeugen. Doch, es soll der Darstellung seiner letzten Lebenszeit nicht vorgegriffen werden.

Rousseau ging über Straßburg, wo er eine sehr günstige Aufnahme fand[1]), unter dem Schutze des Prinzen von Conti nach Paris, um mit David Hume, der sich dort aufhielt, Freundschaft zu schließen. Es ist möglich, daß diese neue Verbindung wegen einiger Voreingenommenheit[2]) ihm Ueberwindung kostete, zumal Hume als Freund der französischen Literatur mit den Literatenkreisen und höhern Gesellschaften von Paris verkehrte[3]). Indessen angetrieben durch eine Ordre des Herzogs von Choiseul[4]), seinen Aufenthalt in Paris abzukürzen, war er froh, bei David Hume ein Asyl zu finden und reiste am 4. Januar 1766

---

1) Musset-Pathay, Histoire p. 236 f. „Partout un accueil obligeant et empressé“, sagt G. Petitain in seinem Appendice aux Confessions de J. J. Rousseau, abgedruckt in Rousseau's Werken, I. p. 351.

2) Rousseau sagt nämlich Confess. I. p. 333: Faute d'avoir lu les autres ouvrages, j'étois persuadé, sur ce qu'on m'avoit dit de lui, que M. Hume associoit une âme très républicaine aux paradoxes anglois en faveur de luxe.

3) Musset-Pathay, Histoire p. 242.

4) Siehe den Brief Hume's an die Gräfin Boufflers vom 2. Februar 1767 bei Musset-Pathay, Histoire p. 244.

mit ihm nach England[1]). Er nannte den Mann, auf dessen Bitten der König von England ihm eine Pension bewilligte[2]), nicht anders als seinen cher patron[3]). Dennoch kam es schon nach einigen Monaten zum Bruch. Man könnte versucht sein, denselben auf Rechnung des Gegensatzes beider Männer in Sitten, Charakter und Anschauungen zu setzen, wenn er nicht schon aus der Gemüthsstimmung Rousseau's völlig erklärlich wäre. Das Letztere verräth sich aus der Veranlassung. Ein öffentliches Blatt brachte einen angeblichen Brief des Königs von Preußen an Rousseau, in welchem dieser auf eine wenig schmeichelhafte Weise eingeladen wurde, sich in Preußen niederzulassen[4]). Rousseau, den Eingebungen seines Mißtrauens folgend, hielt und erklärte sofort Dalembert für den Verfasser[5]) und Hume für einen Verräther, der, mit Dalembert ohnedies befreundet, ihn nach England geführt habe, um ihn zu entehren[6]). Alle Erinnerungen an die erlittenen Verfolgungen lebten wieder auf und sein brütendes Mißtrauen ging in seinen Vermuthungen bis zu der Annahme, man habe ihn absichtlich nach England geschickt, um ihn dort, aus allen Verbindungen herausgerissen gefangen zu halten und für die Verunglimpfung seines Namens

---

1) Petitain, Appendice p. 352. Hume war es gelungen, einen freien Geleitsbrief zur Reise durch Frankreich für Rousseau zu erlangen. Siehe Rousseau's Brief an F. G. Rousseau vom 10. April 1766, T. IV. p. 606.

2) Petitain, Appendice p. 353: il (Rousseau) refuse, ou du moins ajourne l'acceptation d'une pension de cent livres sterling qu'à la demande de Hume le roi d'Angleterre lui avoit accordée.

3) Rousseau's Brief an Hume v. 22 März 1766, T. IV. p. 597.

4) Verfasser dieses Briefes war Horace Walpole (Petitain, Appendice p. 353). Es heißt darin unter anderm: Vous avez fait assez parler de vous par des singularités peu convenables à un véritable grand homme.

5) Brief an die Gräfin Boufflers vom 9. April 1766, T. IV. p. 604.

6) In dem Briefe vom 19. April 1766 an einen Lord sagt Rousseau, IV. p. 606: Trompé par des traîtres qui, ne pouvant me dèshonorer dans les lieux où j'avois vécu, m'ont entraîné dans un pays où je suis inconnu et dont j'ignore la langue, afin d'y exécuter plus aisément leur abominable projet, je me trouve jeté dans cette île après des malheurs sans exemple. Petitain Appendice p. 353. Musset-Pathay, Histoire p. 248 f.

freies Spiel zu haben[1]). Er war froh, als er am 22. Mai 1767 wieder französischen Boden betrat. Der Prinz von Conti fügte zu alten Beweisen der Theilnahme einen neuen hinzu und gewährte ihm in seinem Schlosse Trye ein Asyl[2]). Rousseau wohnte daselbst unter dem Pseudonym Renou[3]). Seines Bleibens war auch hier bald ein Ende. Nicht nur der Gedanke, daß er kein unabhängiges Asyl bewohne[4]), sondern noch mehr der Umstand, daß die Beamten ihn als hassens- und verachtenswerth vor allen Leuten darstellten[5]), bewirkten, daß er nach einem Jahre den Ort der Gastfreundschaft wieder verließ[6]). Unstät umherwandernd weilte er einige Zeit in Lyon, einige in Grenoble, Chambery, Bougoin, am längsten in Monquin unweit Bourgoin, bis er im Jahre 1770, dem Jahre des Sturzes des Herzogs von Choiseul, den Entschluß faßte, wieder nach Paris zurückzukehren.

Mitten in diesen Zeitraum des irrenden Lebens und steten Herumwanderns fällt die Abfassung eines Werkes, welches zu den gelesensten und berühmtesten dieses Mannes gehört. Die zwölf Bücher seiner „Bekenntnisse" wurden in Wartton in der Grafschaft Derby, wo er während seines Aufenthaltes in England am längsten verweilte, begonnen und in Monquin vollendet. Schon in der Zeit, da er noch in Montmorency wohnte, durch einen Buchhändler aufgefordert, Momoiren seines Lebens aufzuzeichnen, war es, wie er sagt, sein Vorsatz, ein Werk abzufassen, welches von Freimüthigkeit wie von „beispielloser" Wahrhaftigkeit in gleichem Maße Kunde geben sollte[7]). Wenn Muth und Offenherzigkeit für die Lösung einer solchen Aufgabe ausreichende

---

1) Brief Rousseau's an den General Conway, IV. p. 681 f. Hume urtheilte in einem Briefe (abgedruckt IV. p. 684) über Rousseau, que ce pauvre homme est absolument fou.

2) Musset-Pathay, Histoire p. 306 f. Petitain, Appendice p. 355.

3) Das Verhaftsdecret bestand noch aufrecht, er nahm also seinetwegen und aus Rücksicht auf den Prinzen von Conti diesen Namen an.

4) Brief Rousseau's an die Marschallin v. Luxemburg vom 16. August 1767, T. IV. p. 693.

5) Brief Rousseau's an den Prinzen von Conti vom Juni 1768. Petitain (Appendice p. 356) vermuthet, die Beamten des Prinzen hätten sich eines unbequemen Aufsehers entschlagen wollen.

6) Und zwar im Juni 1768. Musset-Pathay, Histoire p. 310.

7) Confess. I. p. 272.

Vorbedingungen wären, dann dürfte die Erwartung keine Enttäuschung erfahren, daß Rousseau's Darstellung des eigenen Lebens ein objectiv wahres Bild in hohem Grade sei. Denn er besaß jene beiden Eigenschaften ebenfalls in hohem Grade. Aber abgesehen von der Einbildung bezüglich des Höhengrads des eigenen moralischen Werths gestattet die Rücksicht auf die Zeit der Abfassung und die eigenthümliche Gemüthsverfassung, in welcher er sich damals befand, keineswegs, in der Darstellung ein objectiv wahres Bild zu erblicken. In zweifacher Hinsicht wird dieselbe als verdächtig angesehen werden müssen. Rousseau sagt zwar in der Einleitung zur ersten Abtheilung: „Ich will meinen Nebenmenschen einen Menschen zeigen in der ganzen Wahrheit der Natur; und das werde ich selbst sein"[1]); er wiederholt diesen Gedanken in der Einleitung mit den Worten: „der eigentliche Zweck meiner Bekenntnisse besteht darin, mein Inneres in allen Lagen meines Lebens genau kennen zu lehren"[2]): ja er fügt an dem letztern Orte, damit der vorgesetzte Zweck in den Augen der Leser außer allem Zweifel stehe, noch erläuternd hinzu, seine Darstellung enthalte Bekenntnisse, nicht eine Selbstvertheidigung. Es mag auch, diesen Worten Rousseau's entsprechend, nicht ein apologetischer Zweck der Hauptzweck gewesen sein. Nur vergesse man nicht, einen Zusatz hinzuzudenken. Da Rousseau sich für den besten Menschen hielt, so bedeuten die ersteren Worte so viel als: ich will meinen Nebenmenschen den besten Menschen zeigen, und zwar mich selbst. Nun erwäge man aber seine Lage während der Abfassung! Wirkliche Verfolgungen waren vorangegangen, eingebildete folgten nach: der Gedanke an ein angebliches Complot, mit welchem er sich selbst peinigte, verfolgte ihn beständig und seine Stimmung wurde immer verdrossener und hypochondrischer. Wird diese Lage nicht geeignet sein, über die Darstellung der Personen und Zustände, welche in der zweiten Abtheilung uns vorgeführt werden, düstre Schatten zu werfen? Wird die Schrift in ihrer zweiten Hälfte gegenüber seinen zu einem Complot verbundenen persönlichen Feinden nicht dennoch ganz unabsichtlich und unwillkürlich einen apologetischen Charakter erhalten, das heißt, wird Rousseau die Thatsachen nicht in demselben fälschlichen Lichte darstellen, in welchem er sie als

1) A. a. O. p. 1: Je veux montrer à mes semblables un homme dans toute la verité de la nature, et cet homme, ce sera moi.

2) A. a. O. p. 142: L'objet propre de mes Confessions est de faire connoître exactement mon intérieur dans toutes les situations de ma vie.

der angeblich beste Mann zu erleben glaubte?[1]) In anderer Weise ist die erste Abtheilung, in welcher seine Jugendzeit geschildert wird,

---

1) Außer der einseitig-parteiischen Schilderung der Pariser Verhältnisse und ihrer geistreichen Kreise gehört hierher insbesondere die Darstellung seines Verhältnisses zu Grimm, der Frau von Epinay und Diderot, und des später mit diesen erfolgten Bruches. Das große Interesse der Franzosen für Memoiren mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Beziehung Rousseau's zu den drei genannten Personen als ein Ereigniß seines Lebens betrachtet worden ist, gegen welches alle andern zurücktreten. Sogar sein persönliches Verhältniß zu seinen Hauptwerken tritt gegen die Eine große Frage in den Hintergrund, welche die Mittel an die Hand geben soll, um über den ganzen Charakter Rousseau's abzuurtheilen. Ein großer Kenner der französischen Literatur, Ste. Beuve, hat Rousseau auf Grund dieser Beziehungen der absichtlichen Fälschung geziehen. Er sagt in einem Artikel über Grimm (Causeries du Lundi, Paris 1853, VII, 226—260): toutes les fois, que son amour propre et son coin de vanité malade sont en jeu, il ne se gêne en rien pour mentir, et j'en suis arrivé à cette conviction, qu'à l'égard de Grimm il a été menteur. Il l'a été plus dangereusement, qu'il y a porté la sincerité de sa manie et un curieux arrangement de détail. Die verschiedenen Mittel, welche Rousseau's Bekenntnissen als Correctiv dienen können, namentlich die Memoiren Grimm's und der Frau von Epinay, können wohl den Beweis liefern, daß Rousseau's Darstellung eine falsche sei, und zwar falsch auf Grund des objectiven Thatbestandes. Aber man vergesse hierbei nur nicht, daß Grimm und die Frau von Epinay, weil sie bei der eigenen Darstellung jene Rousseau's vor sich hatten, gar sehr in der Lage waren, ein künstliches „Arrangement de détail" vorzunehmen, und man vergesse vor allem nicht, daß von der Feststellung des objectiven Thatbestandes zur Feststellung des subjectiven, d. h. von der aus Selbsttäuschung hervorgegangenen falschen Darstellung zur Lüge und absichtlichen Fälschung noch ein weiter Weg ist. Als eine Berichtigung muß es angesehen werden, wenn St. Marc Girardin (Revue des deux Mondes, 1853 f.) jenen Bruch Rousseau's als eine Folge einer durch die Leidenschaft zur Gräfin Houdetot hervorgerufenen und an Wahnsinn grenzenden Krankhaftigkeit seines Gemüths betrachtet. Denn hiemit wird doch auf den Gemüthsbestand Rousseau's Rücksicht genommen. Wer sich daran erinnert, daß ein sinnlich-romanhafter Zug von den Kindestagen an Rousseau zur zweiten Natur geworden war, der wird an der Heftigkeit der Leidenschaft Rousseau's gar nicht zweifeln. Man erinnere sich noch an den Gegensatz Rousseau's zu seinen ehemaligen Freunden (siehe oben), ferner an seine Sonderbarkeiten, seine moralische Einbildung trotz des lüsternen Hanges, und es wird, wie mir scheint, nicht nur

von der objectiven Wahrheit entfernt. Dem Alter erscheint des Contrastes wegen die eigene Jugend in einem idealisirten Bild, und je düsterer das Alter ist, desto mehr wird die Helligkeit jenes Bildes glänzen. Rousseau war nicht nur ein verkannter und verfolgter Mann, er besaß noch dazu eine große Einbildungskraft. Da ist es kein Wunder, wenn er in einem Theile seines Jugendlebens das Ideal menschlicher Glückseligkeit verwirklicht sah. Auf diese Weise kommt es, daß die erste Abtheilung von hellem Sonnenschein überdeckt, die zweite in düsteres Grau gehüllt erscheint.

Die beiden Abtheilungen waren kaum vollendet, als Rousseau den Entschluß faßte nach Paris zurückzukehren und sich dort niederzulassen. Wer sich erinnert, daß Rousseau den Landaufenthalt als sein eigentliches Element, die Städte hingegen und namentlich Paris als Pflegstätte geistreicher Leerheiten und Schlupfwinkel der Laster betrachtete, dem muß diese Uebersiedlung in hohem Grade befremdlich erscheinen. Welche Ursache konnte diesen Umschwung herbeigeführt haben, und ihn bestimmen, gerade den Ort aufzusuchen, den er für den Sitz des angeblichen Complots gegen ihn hielt? Er schreibt in einem Briefe vom 6. April 1770: Mich rufen Ehre und Pflicht[1]). Da Rousseau jede weitere genauere Angabe unterläßt, so kann die Frage erhoben werden, ob er denn seine Ehre darein gesetzt habe, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und mit Hilfe des neuen Werkes sich bewundern zu lassen?[2]).

---

jener Bruch, sondern auch das falsche Licht, in welchem er alle seine ehemaligen Freunde darstellte, erklärlich werden. Rosenkranz hat sich, Ste. Beuve behend folgend, in seinem Werk über Diderot das schlechte Verdienst erworben, auf Grundlage tendentiöser Schriften über Rousseau's Zerwürfnisse und Reibungen mit seinen ehemaligen Freunden der falschen Beurtheilung dieses Mannes gute Dienste erwiesen zu haben. Es wäre endlich Zeit, statt Memoiren-Klatsch in den Vordergrund zu drängen, vor allem daran zu denken, daß der Mann große Leistungen aufzuweisen hat und daß, worauf diese Abhandlung hinweisen wollte, dergleichen Arbeiten nicht denkbar sind ohne edlen Kern.

1) T. IV. p. 817: Ne parlons plus de Chambéri; ce n'est pas là où je suis appelé. L'honneur et le devoir crient; je n'entends plus que leur voix.

2) In dem Grunde, de ranimer l'attention publique, erblickt Petitain (Appendice p. 360) das Motiv Rousseau's. Er fügt zwar die Worte bei: on voit percer cette intention secrète dans plus d'un passage de sa correspondence à cette époque,

Man mag indessen die Schwächen seines Charakters noch so hoch anschlagen: dazu war seine Seele doch nicht klein genug, um durch eine solche der eigenen Selbstbespiegelung entgegenkommende Bewunderung sich besonders geehrt zu fühlen. Dazu wird er doch nicht ein so ungeschicktes Mittel wählen und mit aller Offenherzigkeit Fehler und Laster zum Besten geben, auf die Gefahr hin, daß er in den Augen derjenigen, welche die Bekenntnisse kennen lernen, trotz der Kunst und Gewandtheit der Darstellung noch mehr verliere? Der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen, ist eine ganz unerwiesene und unerweisbare Vermuthung. Es fragt sich ferner, ob vielleicht eine von großer Gerechtigkeitsliebe dictirte Pflicht ihn antrieb wieder nach Paris zu gehen, damit er einerseits Gelegenheit erhalte, durch Darlegung und Mittheilung des wahren Sachverhalts das erlittene Unrecht zu zeigen, anderseits den in seinen Bekenntnissen Verwickelten und Bloßgestellten die Möglichkeit gewähre sich zu vertheidigen und dadurch eine nachträgliche Verbesserung des dargestellten Sachverhalts zu veranlassen [1]). Daran ist ebensowenig zu denken. Wer wie Rousseau beginnt: Ich habe mich in der ganzen

---

hat es jedoch unterlassen, auch nur eine einzige Stelle aus seiner Correspondenz als erläuterndes Beweismittel anzuführen.

1) Musset-Pathay, welcher zu denjenigen Franzosen gehört, die es Rousseau geglaubt haben, daß er seiner eigenen Versicherung gemäß der beste Mensch sei, nimmt dieses zweite Motiv an. Rousseau sei ein Mann gewesen, qui regardait la justice comme le premier et le plus rigoureux de nos devoirs, il adopta bientôt un moyen de le remplir. Ce fut de donner à ces mémoires toute la publicité qu'ils pouvaient acquérir sans avoir recours a l'impression, d'en communiquer, à cet effet, le manuscrit, et d'en faire, au milieu des personnes les plus interessées, les plus compromises, des lectures publiques en les sommant de répondre (Histoire p. 327—328). Musset-Pathay beruft sich zur Rechtfertigung auf folgenden in Rousseau's Schlußerklärung zu seinen Bekenntnissen enthaltenen Satz: si quelqu'un sait des choses contraires à ce que je viens d'exposer, fussent elles mille fois prouvées, il sait des mensonges et des impostures; et s'il refuse de les approfondir et de les éclaircir avec moi tandis que je suis en vie, il n'aime ni la justice ni la vérité. Es heißt die Selbsttäuschung Rousseau's nachbeten, wenn auf die Worte „bei meinen Lebzeiten" irgend ein Gewicht gelegt wird. Wie kann denn jemand im Ernste gesonnen sein, sich in Verhandlungen einzulassen, der wie Rousseau gleich von vorn herein den für einen Lügner und Verleumder erklärt, der das Gegentheil behauptet?

Wahrheit der Natur dargestellt, und schließt: ich habe die volle Wahrheit gesagt; wer wie er so fest von der Höhe des eigenen moralischen Werths überzeugt ist, für den gilt die Verhandlung als fertig und abgeschlossen. Was sollte auch nachträglich noch corrigirt werden können, wenn der Darsteller den in seinen Bekenntnissen etwa Compromittirten gegenüber nur erlittenes, nicht gethanes Unrecht zu erzählen hat? Rousseau gibt doch so viel Anhaltspunkte an die Hand, um das eigentliche Motiv erkennen zu lassen. Da er sich für den besten Menschen hielt und gegen jeden auf diese Seite gerichteten Angriff empfindlich war, da er ferner durch ein seit 15 Jahren[1]) wirksames Complot verleumdet, verkannt und verfolgt zu sein glaubte und deßhalb auf die Vertheidigung seiner Person und seines Andenkens bedacht war[2]), so war es für ihn etwas Unvermeidliches, in dem Zeitpunkte nach Paris zu eilen, da die Schrift, welche seine Rechtfertigung und Vertheidigung enthielt, vollendet war. Und damit man ja nicht im Zweifel bleiben kann, daß die Rechtfertigung und Vertheidigung gegenüber der von seinen Feinden und angeblichen Freunden unternommenen Herabsetzung seines persönlichen Werths das Motiv seiner Rückkehr nach Paris war, schließt er die Bekenntnisse mit der Erklärung: Wer, auch ohne meine Schriften gelesen zu haben, mit seinen eigenen Augen mein Naturell, meinen Charakter, meine Sitten, Neigungen, Freuden, Gewohnheiten prüft und mich noch für einen ungesitteten Menschen hält, ist selber hängenswerth[3]). Unter solchen Umständen ist allerdings ein persönliches Ehrgefühl mit im Spiele, und auch die Pflicht, aber nur eine Pflicht gegen sich selbst.

Rousseau verweilte noch acht Jahre in Paris, mit literarischen Arbeiten, mit Componiren und Copiren von Musikstücken beschäftigt. Seine Bekenntnisse, welche mehrmals[4]) im Winter 1770—1771 von ihm in Gesellschaften vorgelesen wurden, fanden begierige und enthusiasmirte

---

1) Il y a quinze ans qu'on travaille sous terre, sagt Rousseau in dem angeführten und an Moultou gerichteten Briefe T. IV. p. 816. Er datirt also genau den Beginn seiner Verleumdungen und Verfolgungen seit dem Bruche mit Grimm und der Frau von Epinay.

2) A. a. O.: et ce n'est plus ma personne qu'il faut songer à défendre, c'est ma mémoire.

3) Confess. I. p. 349.

4) Musset-Pathay, Histoire p. 355. Petitain, Appendice p. 360.

Zuhörer. Rousseau fügte zu einigen alten Freunden, mit welchen die Verbindung wieder angeknüpft wurde, neue hinzu. Fast schien es, als sollten dem Alter dieses umhergetriebenen Mannes nach einem vielbewegten Leben noch einige heitere Tage beschieden sein. Auch einladende und angenehme literarische Beschäftigungen kamen hinzu. Er schrieb auf die Bitten des Grafen Wielhorsky[1]) in Uebereinstimmung mit den Principien des Gesellschaftsvertrags, welche dadurch eine Anwendung fanden, seine „Erwägungen über die Regierungsform von Polen"[2]), — freilich zu einer Zeit, als die erste Theilung Polens bereits eine beschlossene Sache war. Noch größer war sein Wohlgefallen an der Beschäftigung mit der Botanik. Der Eifer, mit welchem er sich auf dieses „schlendernde Studium" warf, hatte schon während seines Aufenthalts in der Schweiz begonnen und blieb bis an sein Ende in gleicher Höhe. Schriften, worunter die „Elementarbriefe über Botanik" hervorragen[3]), sind die Früchte dieses Eifers.

Indessen gehören diese letzten Lebensjahre von 1770 an zu den traurigsten seines Lebens und Rousseau's Gemüthsverfassung gewährt im Ganzen den Anblick eines gebrochenen Zustandes. Die nach seinen Vorlesungen der Bekenntnisse zunächst erwartete Wirkung, man werde ebenso gerührt sein über die Unschuld seines Charakters wie erbittert über die ihm zugefügten Verfolgungen, trat nicht ein[4]), und die Bewunderung, welche die schlagende Charakteristik und überlegte Darstellung in seinen Zuhörern hervorriefen, hielt er im Ausbruche launenhafter Einfälle für ein beleidigendes, weil ironisches Lob[5]). Das Mißtrauen, welches die Mißgeschicke und Verfolgungen genährt, seine Einbildung vergrößert hatte, sollte er nicht mehr verlieren und wenn die Vermuthung

---

1) Musset-Pathay, Histoire p. 330. Petitain, App. p. 361.

2) „Considerations sur le gouvernement de Pologne, et sur la réformation projetée en avril 1772", abgedruckt in Tom. I. p. 700—748.

3) „Lettres élémentaires sur la botanique", T. III. p. 371 f.

4) Dies ergiebt sich aus den letzten Worten seiner Schlußbemerkung zu den Bekenntnissen. J'achevai ainsi ma lecture, sagt Rousseau, et tout le monde se tut. Madame d'Egmont fut la seule qui me parut émue: elle trésaillit visiblement, mais elle se remit bien vite, et garda le silence, ainsi que toute la compagnie. Tel fut le fruit que je tirai de cette lecture et de ma déclaration.

5) Carlo Goldoni Memorie per l'istoria della sua vita e del suo teatro, Firenze, 1861, vol. secondo p. 453.

auf Wahrheit beruht, daß die ferneren Vorlesungen seiner Bekenntnisse behördlich untersagt worden seien[1]), so hätte den an Einbildungen ohnedies schon kranken Mann gar kein härterer Schlag treffen können. Mit dem Mißtrauen war der Gedanke an ein angebliches Complot längst verwachsen. Nach der düstern Auslegung, auf welche seine irrige Meinung bezüglich des Zweckes desselben gerieth, erschien ihm die Vermuthung wahrscheinlich, man habe es darauf abgesehen, ihn dem allgemeinen Hasse preiszugeben[2]). Als vollends der Zweifel Dusaulx's an der Größe der Tugendhaftigkeit Rousseau's zum Bruche mit diesem führte[3]), da gerieth er in einen völlig trübsinnigen Zustand. Ohne Vertrauen zu den Menschen[4]), im Umgange unwirsch, launisch und unzugänglich[5]), legte er bald Beweise einer völlig misanthropischen Gesinnung ab. Er vermied mit wachsender Scheu allen Umgang mit

---

1) Musset-Pathay (Histoire p. 360) theilt einen Brief der Frau von Epinay an den Herrn von Sartine, Lieutenant de police, mit, in welchem Rousseau's Bekenntnisse ein Libell genannt und darauf hingearbeitet wird, ein Verbot der weiteren Vorlesungen Rousseau's zu bewirken. Musset-Pathay bemerkt hiezu: Cette lettre remarquable par les terreurs d'une conscience coupable, et par cet aveu, „je crois qu'il tiendra sa parole", fit probablement suspendre les lectures des Confessions. On sait seulement que Rousseau fut mandé à la police, mais on ignore ce qui se passa entre le magistrat et lui.

2) Livré par leurs soins à la haine publique heißt es in dem Fragmente eines Briefes vom 23. November 1770, T. IV, p. 824.

3) In einem Briefe an Dusaulx vom 16. Februar 1771 sagt Rousseau selbst, T. IV. p. 831: Il ne s'agit pas de savoir comment vous vous y êtes pris pour faire passer un article aussi captieux, mais comment il vous est venu dans l'esprit de l'écrire, de me mettre gracieusement en parallèle avec un exécrable scélérat, et cela précisément au moment où l'imposture n'épargne aucune ruse pour me noircir. Mes ecrits respirent l'amour de la vertu dont le coeur de l'auteur étoit embrasé.

4) Zu einer Stelle seiner Bekenntnisse, in welcher von den vielen Huldbeweisen die Rede ist, mit welchen der Prinz von Conti ihn unaufhörlich beehrt habe, hat Rousseau späterhin folgende Anmerkung beigefügt: Remarquez la persévérance de cette aveugle et stupide confiance, au milieu de tous les traitemens qui devoient le plus m'en désabuser. Elle n'a cessé que depuis mon retour à Paris en 1770 (I. p. 286).

5) Vgl. C. Goldoni a. a. O.

Menschen und im Jahre 1772 faßte er den Entschluß, auch die Correspondenz mit bewährten Freunden abzubrechen[1]). In solche traurig-isolirte Lage hatten ihn die Auswüchse des Mißtrauens versetzt, welche durch die Verkennung gereizt, durch die Einbildung gestaltet und ausgebildet worden waren, eine Einbildung, in welcher er von den zarten Kindestagen an zu leben sich gewöhnt hatte[2]). Es ist auffallend, daß

---

1) „Je n'entretiens plus de correspondance, je n'écris plus que pour l'absolue necessité", sagt Rousseau in einem Briefe vom 16. Juni 1772 an Mylord Harcourt, IV. p. 840.

2) Jene Männer, welche über den äußern Gründen jener Lage die innern unbeachtet ließen, um à tout prix als Vertheidiger Rousseau's zu erscheinen, haben in der angeblichen Herrschaft, welche Therese Levasseur über Rousseau erlangt habe, und ihrem gegen Rousseau eingeschlagenen Verfahren den Grund erblickt, welcher mehr als alles andere jene Isolirtheit und misanthropische Gesinnung zur Folge gehabt habe. Da Therese Levasseur ihrer Persönlichkeit, namentlich ihrer spätern Handlungsweise halber nach Rousseau's Tode — sie verschwendete nämlich große Summen in enger Verbindung mit einem Stallknecht — gewiß nie einen Vertheidiger finden wird, so diente dieselbe Musset-Pathay u. A. als willkommener Sündenbock, und erfuhr Anschuldigungen, welche bis ins Lächerliche gehen. Die unbefangene Darstellung Goldoni's ist in dieser Beziehung ein gutes Correctiv. Ich will für die Leser, welchen das Buch nicht zur Hand ist, einen Theil seiner Erzählung von einem Besuche, den Goldoni während seines letzten Pariser Aufenthalts Rousseau machte, hier mittheilen. Er sagt a. a. O. p. 444 f.: Domando se il signor Rousseau è in casa. — Vi è, e non vi è (risponde questa donna, che io credevo al più sua governante); — e domanda il mio nome. Mi fo conoscere, ed ella allora soggiunse: Oh! appunto vi si aspettava; vado subito a darne avviso a mio marito. — Entro un momento dopo, vedo il celebre autore dell' Emilio, che stava copianda musica. Quantunque prevenuto, pur non ostante non potevo a meno di non fremer tra me di sdegno. Mi accoglie con modi schietti e amichevoli; si alza, e tenendo un quaderno in mano: Guardate (egli mi dice), se vi à alcuno, che copi la musica come me. Sfido, che dal torchio esca uno spartito cosi bello ed esatto come esce di casa mia. Andiamo, andiamo a scaldarci (egli prosegue). E non si dovea fare che un passo per accostarci al camino. Non essendovi fuoco, dimanda un ceppo, che è portato da madama Rousseau. Io mi alzo, faccio posto, ed offro una sedia a madama: No, no, non v'incommodate (risponde il marito): mia moglie ha da fare; è occupata. — Sentivo lacerarmisi il cuore. Veder fare il copista a un letterato

Rousseau seine Bekenntnisse gerade mit dem Jahre 1765 abschließt, d. h. mit dem Zeitpunkte, bis zu welchem die wirklichen Verfolgungen reichten, und es ist charakteristisch, daß er, um in seiner Einbildung nicht gestört zu werden, die Fortsetzung seiner Lebensbeschreibung, also möglicher Weise auch die Erklärung und Aufhellung seiner Täuschungen unterließ. Die zwei Schriften. welche er zu seiner weiteren Rechtfertigung verfaßte, dienten nicht dazu, ihn aus seinen Einbildungen herauszureißen, sondern ihn noch mehr darin zu befestigen. Das ist die traurige Bedeutung seiner Rêveries du promeneur solitaire[1]), und der Dialoge Rousseau juge de Jean-Jaques[2]), zweier Schriften, in welchen zum Theil Ergänzungen zu seinen Bekenntnissen enthalten sind, der Hauptsache nach jedoch eine Selbstrechtfertigung dargestellt wird und noch einmal seine Sitten, Gewohnheiten, Neigungen, Anschauungen und Schriften zu dem Zwecke geprüft werden, um zu erkennen, ob denn auf seinem Herzensgrunde so Hassenswerthes vorhanden sei, daß er die Verachtung verdiene[3]). Durch solches Denken und Schreiben lebte er in seine unbehagliche Stimmung nur noch mehr sich hinein. Was etwa an seinem unglücklichen Zustande, hervorgerufen durch seine trübselige Stimmung, noch fehlte, das halfen die Ausbrüche der Launen- und Grillenhaftigkeit, welche seinen Umgang immer unerträglicher machten, vollends ausfüllen. Wem ist nicht die Lüsternheit und feurige Gluth, mit welchen er geschlechtliche Neigungen zu schildern wußte, bekannt? Was die natürliche Gleichgiltigkeit des Alters diesem Hange entgegenbringt, ist nichts als eine innere Leere, welche, weil sie nicht mehr zur

---

di quella fatta, ed a sua moglie la serva, era veramente per i miei occhi uno spettaculo desolante, nè potevo celar la mia pena e la mia sorpresa, benchè non dicessi nulla.

1) T. I. p. 401 f.

2) T. IV. p. 1 f.

3) Rousseau wollte das Manuscript der zuletzt genannten Schrift auf dem Altare der Kirche Notre-Dame niederlegen und fügte daher eine Zuschrift bei, welche also beginnt: Protecteur des opprimés, Dieu de justice et de vérité, reçois ce dépôt que remet sur ton autel et confie à ta providence un étranger infortuné, seul, sans appui, sans défenseur sur la terre, outragé, moqué, diffamé, trahi de toute une generation, chargé depuis quinze ans, à l'envi, de traitemens pires que la mort, et d'indignités inouïes jusqu'ici parmi les humains, sans avoir pu jamais en apprendre au moins la cause (IV. p. 152).

Befriedigung einer großen Begierde aufzustreben die Kraft hat, einem Heerde gleicht, aus welchem launen- und grillenhafte Einfälle gleich einzelnen Funken vergänglich emporflackern. Eine mit seiner Persönlichkeit verwachsene Ehefrau hätte manches aus seinem Innern keimende Mißbehagen verscheuchen können, aber der zum Hagestolzen-Leben nicht geschaffene Mann hatte sein Schicksal mit einer Concubine verknüpft. So ward aus innerlichen und äußerlichen Gründen ihm das Dasein unerträglich gemacht.

Es war Zeit, daß der unglückliche Zustand, in dem er lebte, und die Selbstpeinigung, welche ein angebliches Complot ihm vorspiegelte [1]), ihr natürliches Ende fanden. Rousseau verließ Paris im Mai 1778, um nach Ermenonville in das Schloß des Herrn von Girardin zu ziehen. Nach einem Aufenthalt von sechs Wochen starb er plötzlich am 4. Juli 1778 [2]).

Schluß.

Rousseau's Persönlichkeit übt auf den Betrachter einen großen Reiz aus. Eine Sinnesart, die zu edlen Handlungen entschlossen ist, eine Denkkraft, die Großes und Originelles zu schaffen fähig ist, ein Reichthum an Gefühlen, in welchen alle Schattirungen des Leids und der

---

1) Petitain hat sich die Sache leicht gemacht, indem er Rousseau's Gedanken von einem angeblichen Complot als fixe Idee betrachtet und daher von einer maladie mentale (Appendice p. 361), imagination delirante (p. 360) oder noch dunkler nach der mythischen Bezeichnung von Corancez von einer corde fatale (p. 365, 367) spricht.

2) Auf die Erzählung von einem angeblichen Selbstmord Rousseau's nach allem, was Musset-Pathay und Petitain Triftiges gegen diese Annahme beigebracht haben, noch besondere Rücksicht zu nehmen, dürfte überflüssig sein. Die von der Frau von Staël zehn Jahre nach Rousseau's Tode zuerst aufgeführte Erzählung von einem angeblichen Selbstmord mittels eines Pistolenschusses (in ihren Lettres sur J. J. Rousseau, 1788) trägt das Zeichen einer schlechten Erfindung an der Stirn. Es ist doch gar zu auffallend, daß ein Pistolenschuß in einem Schlosse erst nach zehn Jahren gehört worden sein sollte. Nach einer zweiten Version soll er sich vergiftet haben; eine dritte von F. V. Raspail in der Réforme vom 8., 9., 10. und 11. December 1869 aufgestellt. Rousseau assassiné, à l'aide de sa Thérèse, par son indigne amant, ist reich an kühner Combination und schwach an Beweisen.

Freude wohnen. Aber die großen Züge seiner Denk- und Sinnesweise enthalten nicht allein den Grund jenes Reizes. Wer kennt nicht die Gewalt, mit welcher wir zur Aufmerksamkeit getrieben werden, wenn unsern Augen etwas Seltsames, Ungewöhnliches begegnet? Eine solche Wirkung werden wohl auch die Sonderbarkeiten Rousseau's in Sitten, Charakter und Lebensweise hervorrufen. Es fehlt aber auch des Prickelnden nicht an jenem Reize. Irre ich nicht, so dürfte die Lüsternheit seines Charakters und die liebliche Anmuth, bisweilen behagliche Wollust, mit welcher seine Liebschaften in den Bekenntnissen geschildert sind, sehr viel, wenn nicht alles dazu beigetragen haben, daß die Theilnahme an Rousseau und seinen Bekenntnissen eine so außerordentlich große ist. Die Bekenntnisse sind kein Buch für junge Leute, aber auch ältere sind nicht außer Gefahr, wenigstens eine Zeit lang wie des Odysseus Gefährten durch Circe's Zaubertrank verwandelt zu werden. Oder es frage sich doch Mancher, ob er auf dem weichen Pfühl Rousseau'scher Schilderungen in Gedanken sich nicht behaglich gefühlt und neben den Erinnerungen an die Warens, die Larnage, die Julietta u. A. noch die dem Contrat social und dem Émile vorausgegangenen und innern Erlebnisse ohne Hilfe des heilsamen Krautes des Hermes im Gedächtnisse habe? ob er nicht mit dem Satze: naturalia non sunt turpia sich einigermaßen befreundet habe? Es ist wahrscheinlich, daß der, welcher sich aus dieser Bezauberung nicht losgerissen hat, die unbefangene Beurtheilung seiner anziehenden wie abstoßenden Seiten verliert. Die Aufgabe, welche der Beurtheilung seiner Persönlichkeit gestellt wird, wäre dann durch Rousseau selbst schon gelöst.

Indessen kommt man nach einem griechischen Sprichwort am Ende auf's Gegentheil. Während wir nach dem Angegebenen das Bestreben annehmen können, dem „liebenswürdigsten Genie des Jahrhunderts" alles zu seinen Gunsten, auszulegen, d. h. während wir Gefahr laufen, gleichsam zu musset-pathaysiren, droht von anderer Seite Gefahr, der Antipathie übermäßigen Spielraum zu lassen. Rousseau hatte zahlreiche Freunde gewonnen, welche der Elite der literarischen Welt angehörten. Das ist in Frankreich bei dem Zusammenfluß auch aller hervorragenden Geisteskräfte in der Einen Capitale etwas Natürliches [1]). Nachdem der Bruch mit ihnen herbeigeführt worden war, wurden sie

1) In Deutschland sind jene Geister getrennt. Darum ist aber auch weniger Anlaß zu persönlicher Gehässigkeit und mehr Gelegenheit, die Unbefangenheit zu bewahren.

insgesammt seine persönlich erbitterten Feinde. Ist es da zu verwundern, wenn der Ausspruch solcher literarischer Feinde nicht den Werth eines Urtheils hat? Der Darstellung dieser Männer nachsprechen, das heißt cum ira et studio sprechen und der Stimme der Gehässigkeit ein heimliches Gehör schenken. Persönliche Feindschaft ist geeignet, die unbefangene Auffassung gründlich zu verderben. Für uns Nachkommen geziemte es sich wohl, den Einfluß parteiischer, aus erbitterter Gemüthsstimmung hervorgegangener Darstellungen abzuwehren und sie als eine trübe Quelle zur Herstellung des Thatbestandes zu betrachten. Sonst laufen wir Gefahr, Rousseau auf Grund Diderot'scher, Grimm'scher, Epinay'scher Schriften nicht anders als mit gefärbten Gläsern zu betrachten. Ein vom Sturme gepeitschter Strom ist doch wohl nicht derselbe, wie der, welcher im ruhigen Bette fließt. Das ist also nicht der eigentliche Rosseau, der, von Zorn und Aerger und Aufregung getrieben, auf seine Feinde Beschuldigungen auf Beschuldigungen wälzt und sie uns hassenswürdig macht; das ist nicht der eigentliche Diderot, der auf unlautere Weise im Todesjahre Rousseau's eine versteckte Invektive gegen den ehemaligen Freund schleudert[1]). Wir erreichen auf solchen Wegen nichts Anderes, als eine vorübergehende Standpunktsweisheit, und es fehlt nichts weiter als ein eifriger Vertheidiger Grimm's, um die Verwirrung vollständig zu machen. Wir werden uns also zu hüten haben, mit Ste. Beuve, wenn auch nur „mit Rücksicht auf Grimm" Rousseau die Wahrhaftigkeit überhaupt abzusprechen, und wir werden auf der Hut sein müssen, nach dem Vorgange eines deutschen Philosophen voreilig von „niedriger Gesinnung", „feiger Verdächtigung" Rousseau's zu sprechen[2]). Sollen wir denn, von der Annahme des Tugendhelden zu der des Bösewichts überspringend, zwischen so arg

1) In der Schrift Essai sur la vie de Sénèque le philosophe, sur ses écrits et sur le règne de Claude et de Néron, welche gegen Ende des Jahres 1778 erschien, siehe Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke, II. S. 358 f.

2) Rosenkranz zeiht Rousseau in dem genannten Werke über Diderot nicht nur „feiger Verdächtigung" Anderer (I. S. 342) und „niedriger Gesinnung" (I. 347), er nennt ihn auch „eitel und kindisch" (I. 341), er spricht von seiner „Zweideutigkeit in ihrer ganzen Kunst biedermännischer Verstellung" (I. 361), er sagt: „Nichts war ihm unbequemer als Dankbarkeit" (I. 348) u. s. w. Der Eifer für Diderot und die Behendigkeit Rosenkranzens mögen diese Caricaturen einer befangenen Parteikritik erzeugt haben.

entgegengesetzten Enden hin- und hergeworfen werden? Rousseau's Bekenntnisse sind ein verschlossenes Buch für den Nachbeter, sie geben aber auch der aufmerksamen Betrachtung Hilfsmittel an die Hand, um den Keim seiner Schwächen zu entdecken. Dazu bedarfs nicht der parteiischen Schilderungen seiner aufgeregten und erbitterten persönlichen Feinde.

Rousseau's äußere Erscheinung war in besseren Tagen geeignet, einen günstigen Eindruck zu machen. Alles an ihm — so schildert ein Zeitgenosse sein Aeußeres — spitzte sich fein zu. Ein schöner Wuchs, ein zartes Bein, ein hübscher Fuß, eine lebhafte Miene, ein zierlicher Mund, kleine und fast tiefliegende Augen, aber voll Feuer. Eine kleine runde Perrücke raubte seinem Gesicht einen seiner bedeutendsten Züge, die antike Form der Stirn. Der Klang seiner Stimme war von bezaubernder Lieblichkeit, und er konnte mit vielem Ausdruck singen. Sein Anzug war sauber, aber stets sehr einfach und schlicht[1]). So einfach wie seine Kleidung war sein Umgang. Ein Freund des Volks, war stolze Herablassung ihm völlig fremd. Heiter und froh, wenn nichts ihn umdüsterte, ein überaus liebenswürdiger Gesellschafter[2]), aber brusque und rauh, wenn trüber Sinn oder heftiger Affect ihn gefangen nahmen. Die Liebe zu einsamem und zurückgezogenem Leben hatte die Entwicklung seines oratorischen Talents gehindert und er konnte nur selten die scheue Beklommenheit, die ihm in Gesellschaften oder Versammlungen das Wort auf der Zunge verstummen machte, überwinden, aber hatte er einmal den ersten Schritt gethan und verdüsterte nichts sein Gemüth, so ergoß er sich wie ein reißender Strom, dem nichts widersteht[3]). Miene und Ausdruck, Mund und Hände, die Bewegung des ganzen Körpers begleitete mit einer Lebhaftigkeit das gesprochene Wort, als sollte es leibhaftig vor den Augen und Ohren seiner Zuhörer erscheinen[4]).

Die Erregbarkeit und Entzündlichkeit seiner Nerven bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um sie in eine rasche und nachhaltige Bewegung zu versetzen. Ein leises Wehe, eine unerwartete Ueberraschung, eine eingebildete Besorgniß macht ihn bis zu Thränen gerührt, in willkommener Freude, die man ihm bereitet, geht er förmlich auf. Welcher

---

1) Mercier, De J. J. Rousseau, T. I. p. 266 (S. Petitain, Appendice p. 371).
2) Mouchon bei Musset-Pathay, Histoire p. 219.
3) Vgl. Dussaulx bei Musset-Pathay, Histoire p. 336.
4) Vgl. Mouchon's Bericht bei Musset-Pathay, Histoire p. 218 f.

Wärme des Gefühls, welcher übermäßigen Empfindsamkeit war er fähig![1]). In Lust und Schmerz, in Freude und Betrübniß ist kein Gradunterschied so gering, daß er nicht auf den Wiederklang einer Saite seiner erlebten Emfindungen hätte rechnen können. Was sage ich: rechnen? Uebertroffen wurde jeder Empfindungsgrad durch die Wärme seiner Gefühlsregungen. Es wäre nur schlimm, wenn ein so zartbesaitetes Wesen seinerseits auf keinen Wiederklang rechnen könnte. Entgegengebrachte Kälte wirkt auf dasselbe fast wie der Tod und die Schrauben der conventionellen Formen hemmen seine Bewegungen. Es bleibt für das sentimentale Streben eines solchen Sinnes nichts übrig, als die Einsamkeit und stille Zurückgezogenheit zu suchen. Ein ländlicher Aufenthalt und die Umgebung weniger aber gefühlvoller Seelen werden wohl das Ziel des Glückes sein. Was etwa noch fehlt, ergänzt der Genuß der Natur, die ja jedem antwortet, was er ihr zugerufen. Es öffnet sich eine Welt in der stummen Betrachtung.

In dieser empfindsamen Seele wohnte eine Kraft von ungewöhnlicher Ausdauer und Zähigkeit. Die leichte Erregbarkeit war eben nicht bloß begleitet von flüchtiger Bewegung, sondern sie hatte wie bei intensiven Naturen eine nachhaltige und energische Wirkung im Gefolge. Die Ungunst mißlicher Lagen hatte er hinlänglich erfahren, um Hindernisse besiegen zu lernen, der mühsame Lauf des Autodidakten dient auch nicht dazu, um die durch eigene Versuche gestärkte Kraft wieder zu schwächen: als er nun zum Bewußtsein der eigenen Kraft gekommen war und mit stolzem Muth erfüllt wurde, da war er nicht nur im Stande, bei der Emancipation von der gewöhnlichen Lebenseinrichtung seiner Zeitgenossen dem „Was-wird-man-sagen" der Welt Trotz zu bieten, sondern auch Werke von Bedeutung zu schaffen. Was offenbart doch ein Werk, auf welches ein zwanzigjähriges Nachdenken verwendet wurde, wenn nicht eine nachhaltige Wirkung geistiger Kraft?

Dem autodidaktischen Entwicklungsgange seiner Gedanken entsprach der autopathische seiner Neigungen. Die letzteren hatten durch früh-

---

1) Mouchon, welcher im Jahre 1762 in Gesellschaft mit Rousseau eine Bergpartie machte, um in klippenreichen Regionen der Alpen zu botanisiren, erzählt Folgendes. Comme le plus jeune de la troupe, j'étais aussi le plus écourdi et je poussais l'imprudence jusqu' à pirouetter sur cette lisière scabreuse. Je l'ai vu se jeter à genoux et me supplier en grace de ne pas récidiver, parce que je lui faisais un mal affreux (Musset-Pathay, Hist. p. 227).

zeitige Pflege und Ausbildung eine solche Stärke erlangt und sie bildeten einen so festen Bestandtheil seiner inneren Gemüthsbeschaffenheit, daß die später zur Kraft gewordene bessere Einsicht, falls sie mit einigen derselben in Widerstreit gerieth, wohl eine Zeit lang aber nicht für die Dauer zu siegen vermochte. Eine große Liebe zum Landleben, eine idyllische Sehnsucht, das Vergnügen an stiller Einsamkeit und isolirter Beschaulichkeit hatten tiefe Wurzeln gefaßt. Nicht minder aber eine gewisse Lüsternheit[1]) und der Wunsch nach Ungebundenheit und Unabhängigkeit. Da fragt es sich wohl, ob denn mit der moralischen Besonnenheit so viel Kraft werde verbunden sein, daß in entscheidenden Augenblicken die Heftigkeit des Begehrens werde in Schranken gehalten werden können? ob denn die Ungebundenheit sich werde erkühnen wollen, auch die strenge Sprache gebietender Pflichten zu mißachten? Rousseau besaß einen lebhaften Sinn für das Rechte und Gute[2]) und er besaß vermöge der großen Regsamkeit seiner Einbildung eine Wärme und Innigkeit des bessern Gefühls, welche eine edle Begeisterung zu begleiten pflegt. Als das Bewußtsein seiner Kraft erwachte und ihn mit stolzem Muth erfüllte, als er, ein neuer Reformator der Sitten, allgemeine Umkehr verlangte, da offenbarte die Liebe für das Bessere eine solche Kraft, daß er mit seltener Resignation sich selbst Entbehrungen aufzuerlegen im Stande war. Aber die Kraft hatte keinen solchen Bestand, daß sie auch den Aeußerungen festgewachsener Neigungen auf die Länge hätte Widerstand leisten können. Ein neuer geschlechtlicher Reiz wirft den moralischen Ernst mit Gewalt wieder zurück und die Liebe zur Unabhängigkeit und Ungebundenheit ist so groß, daß das Gebot strenger Pflichten ungehört zu verhallen vermag. „Sind wir denn dazu geschaffen, um angeheftet am Rande des Brunnens zu sterben, wohin die Veredlung sich zurückgezogen hat?“ Diese Frage erhebt sich aufs Neue, aber sie erhält nicht mehr wie in der kritischen Periode seines Lebens auch in Beziehung auf seine festgewurzelten Neigungen eine verneinende Antwort. So bleibt denn das Innere ein Schauplatz verschiedener, einander widerstreitender Neigungen und Rousseau ist eine solche innerlich kämpfende

---

1) „Weder mein Herz noch meine Sinne haben je eine Frau erkennen mögen, die keinen Busen hat“, — (Confess. livr. IX. T. I. p. 215), — dies ist ein sehr charakteristischer Ausspruch.

2) Auch Diderot spricht in Marmontel's Memoiren von einem „Fonds von Güte und Rechtlichkeit in seiner Seele“, Rosenkranz I. 369.

Natur, in welcher der bessere Theil mit seinen Widersachern ringt, bisweilen siegt, im Taumel des vermeintlich entscheidenden Sieges zu jener moralischen Einbildung gelangt, aber nie die völlige Herrschaft gewinnt. Seine innere Beschaffenheit gleicht einer offenen Frage, welche von der bessern Ueberzeugung gegenüber seinen Neigungen und Bestrebungen aufgeworfen wird, aber von den letztern keine dauernde Anwendung erfährt, die als entscheidende Antwort gelten könnte. So war das, was er wollte, nicht durchaus das, was er that und das bessere Ich erlangte nicht die wahrhaft königliche Herrschaft, sondern blieb ein Prätendent. Ernst des Strebens und Muth der Forschung, welche allein schon im Stande sind, uns mit ihm zu versöhnen, die haben ihm nicht gemangelt. Aber seine moralische Einsicht war nicht in dem Maße zum Charakter geworden, daß er ihn ruhig hätte durch's Leben tragen können. Ist es da ein Wunder, wenn er sein Alter auch unter günstigen äußern Umständen im habituellen Trübsinn verleben mußte?

Man mag indessen seine Schwächen noch so hoch anschlagen, man mag die Theilnahme für ihn nur deßhalb an den Tag legen, weil seine äußern und innern Mißgeschicke sie herausfordern: wenn wir nur das Eine bedenken, daß Rousseau ein Vorkämpfer eines Grundzuges unseres ganzen Lebens, der Gedankenfreiheit war, so werden wir den Mann hoch halten müssen.

Inhalts-Verzeichniss.

Langensalza. — Thomas'sche Buchdruckerei